



*Don't forget me -
with love and kisses
always yours*

Alma Rosé Wien 1906 /
Auschwitz 1944 Eine Biographie

Richard Newman mit Karen Kirtley

Weidle Verlag

Alma
Brno - February
1940

Alma Rosé entstammt dem musikalischen Adel des Wiens der Jahrhundertwende. Ihre Eltern waren **Arnold Rosé**, Konzertmeister der Wiener Philharmoniker und Leiter des berühmten Rosé-Quartetts, und **Justine Mahler**, Schwester **Gustav Mahlers**; ihre Patentante war **Alma Mahler-Werfel**.

Kein Wunder, daß aus dem hochbegabten Mädchen eine Geigenvirtuosin wurde, die mit ihren »Wiener-Walzermädeln« kreuz und quer durch Europa tourte. Nach dem »Anschluß« Österreichs emigrierte die jüdische Familie nach London. Um Geld zu verdienen, trat Alma Rosé weiter in Holland auf, bis es zu spät war und sie nicht mehr nach London zurückkonnte. Im Dezember 1942 floh sie aus Holland, wurde in Dijon von der Gestapo verhaftet und im Juli 1943 nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Bis zu ihrem Tod im April 1944 leitete sie die Lagerkapelle, das sogenannte »Mädchenorchester«.

Der kanadische Musikkritiker **Richard Newman** zeichnet ein eindrückliches Bild dieser komplexen Persönlichkeit zwischen Glamour und Tragödie. Die gründlich recherchierte Biographie verdankt ihren Reichtum der Korrespondenz der Familien Mahler und Rosé.

»Wann glaubst Du wird es für uns ein Wiedersehen geben? Dieses nicht leben kann man doch nie nie mehr nachholen. – Wenn ich nur wüßte wie es Vati geht – ich habe schon so lange nichts von ihm gehört ... Ich spiele jetzt oft vierhändig – da denke ich oft, wie wir das miteinander getan haben ... «

(Alma Rosé am 20. 11. 1941 aus Utrecht an Alfred Rosé in den USA.

Es war der letzte Brief, der ihn erreichte.)

»Alma Rosé war im wahrsten Sinne die Leiterin unseres Orchesters. Sie zog uns alle in den Bann ihres Wahns, aus dem Repertoire, das wir spielten, etwas Perfektes zu machen. Wer von uns überlebte, verdankt es ihr. Sie war eine stolze Frau – würdevoll und unnahbar.«

(Anita Lasker-Wallfisch, Cellistin in der Frauenkapelle Auschwitz-Birkenau)



Wenn wir nicht gut spielen, werden wir ins Gas gehen.

ALMA ROSÉ, 1943

Richard Newman mit Karen Kirtley

ALMA ROSÉ
WIEN 1906-AUSCHWITZ 1944

Mit einem Vorwort von Anita Lasker-Wallfisch
Aus dem Amerikanischen von Wolfgang Schlüter

Weidle Verlag

Anita Lasker-Wallfisch

**Ohne sie hätte niemand von uns überlebt –
Erinnerung an Alma Rosé**

Vorwort zur deutschen Ausgabe

Ich kannte Alma Rosé persönlich, nicht in den «guten Zeiten», sondern in Auschwitz-Birkenau als Dirigentin des Lagerorchesters; ich war dort die Cellistin.

Wirklich kennengelernt habe ich sie aber eigentlich erst 60 Jahre später, beim Lesen der Briefe aus Holland, die sie an ihren Vater nach England und ihren Bruder nach Amerika schrieb: die Sorge um den Vater, ihre Freude, ihm finanziell helfen zu können, die Erkenntnis, dass alle Hoffnung auf Rettung vergebens war, und der letzte missglückte Versuch, dem Schicksal zu entkommen, das schliesslich im Konzentrationslager von Auschwitz endete.

Ich kenne den Schauplatz und will versuchen, zum besseren Verständnis dieser letzten Phase ihres Lebens etwas beizutragen.

Das Problem, Dinge und Situationen, die sich im KZ abgespielt haben, mit Worten dem «Nichteingeweihten» zu vermitteln, kenne ich aus eigener Erfahrung. Man wird gebeten, etwas zu erzählen oder zu beschreiben, man versucht die richtigen Worte zu finden, der Frager aber hat schon seine eigene Vorstellung, dann kommt noch ein Ghostwriter dazu, und das Resultat ist nicht mehr das, was man eigentlich gesagt hat. Irgendwie klingt alles einfach falsch.

Dazu kommt, dass ein normaler Mensch überhaupt keinen *point of reference* haben kann. Nur wer es miterlebt hat, kann die Nuancen verstehen. Wir sprechen hier von etwas Noch-nie-Dagewesenem: dem «Univers Concentrationnaire».

Auch ist es schwer, wenn nicht gar unmöglich, mit hundertprozentiger Objektivität über Dinge und Menschen im KZ zu berichten. Die Perspektiven sind so unterschiedlich wie die Menschen selbst. Das klassische Beispiel ist das oft zitierte Buch von Fania Fénelon über das Lagerorchester. Als es im Jahre 1976 erschien, trafen wir (Violette, la grande Fanny und ich) uns in Brüssel im Hause von la grande Héléne, und es ist zu schade, dass damals kein Mikrophon dabei war. Das Entsetzen über die groben Verleum-

dungen fast aller Mitglieder, aber besonders von Alma, war masslos, und alle damals noch bestehenden Verbindungen mit Fania wurden abgebrochen. Es war klar, dass Fania sich nicht nur auf einem Egotrip befand, sondern kurzum ihre eigene Rolle mit der Rolle Almas vertauscht hatte.

Hinzu kommt, dass manche Menschen auf die Position Almas und auf die Lagerkapelle ganz einfach so neidisch waren, dass jede Objektivität abhandenkommen musste und folglich nicht nur Übertreibungen, sondern komplette Unwahrheiten in Umlauf gesetzt worden sind.

Ein Jahr später erschien das Buch von Fania Fénelon in einer englischen Übersetzung. Mit viel Aufwand gelang mir damals, wenigstens die größten Fehler für geplante Taschenbuchausgaben zu beseitigen, aber mein Versuch, das Buch zu unterbinden, schlug fehl.

Dann kam die Verfilmung mit dem Drehbuch von Arthur Miller, mein kritischer Artikel in der *Sunday Times* und der erste Kontakt mit Richard Newman. Richard hat eine enge Beziehung zur Familie Rosé, und mit seiner Beschreibung von deren Leben in Wien ist es gelungen, Alma nicht nur im Zusammenhang mit Auschwitz zu erleben, sondern als normalen Menschen: Tochter des berühmten und hoch verehrten Musikers Arnold Rosé und Nichte Gustav Mahlers. Keine leichte Position.

Es ist immer schwierig, sich als Musiker in einer berühmten Familie zu behaupten. Doppelt schwer für Alma. Ein rein objektives Urteil war kaum möglich. Man verglich sie mit dem Vater, dem reifen, tief in der klassischen Tradition verwurzelten Künstler, und mit ihrem Mann, dem naturbegabten Teufelsgeiger Váša Pnhoda, der einer ganz anderen Welt angehörte. Die Kritiker konnten sie nicht als eigenständige Künstlerin sehen. Es gab damals auch kaum Möglichkeiten für eine Frau, überhaupt Karriere zu machen. Heute wäre es für einen «seriösen» Musiker undenkbar, das Repertoire der *Walzermädeln* zu spielen. Die Welten der klassischen und leichten Musik sind strengstens geteilt.

Almas Leben nach der Scheidung von Pnhoda schien leer, sie neigte zu Depressionen, und die Gründung der *Wiener Walzermädeln* gab Alma endlich eine eigene Identität.

Ich glaube aber, auch damals war dies eine Art von Kompromiss. Was Alma rein musikalisch im Lager gelitten haben muss – und ich spreche jetzt mit den Massstäben der normalen Welt –, ist gar nicht auszudenken.

Das «Orchester», mit dem sie im Lager konfrontiert war, sollte man auch nicht «Das Mädchenorchester in Auschwitz» nennen – Titel des Buches von Fania Fenelon. Natürlich waren wir vorwiegend jung, sonst wären wir nicht als «arbeitsfähig» ins Lager eingelassen worden. Zum Aussortieren hatte man ja die Gaskammern. Die Altersunterschiede waren jedoch relativ gross.

Die Jüngsten waren Yvette, 15, und la grande Hélène, 16 Jahre alt, und die Ältesten waren so um die 40. Ein genaues Alter kann ich heute nicht mehr mit Sicherheit angeben. Jedenfalls war es kein «Schulorchester».

Mit einigen wenigen Ausnahmen waren wir Menschen, die mal irgendwann irgendwo ein Instrument spielen gelernt hatten. Mandoline, Gitarre, Flöte, und ein paar hatten – als es noch ein Zuhause gab – Geigenunterricht gehabt. Daraus sollte Alma ein Orchester machen. Und es ist ihr gelungen. Natürlich ist ihr manchmal die Geduld gerissen. Mich hat sie damals «bestraft», weil ich eine falsche Note gespielt hatte. Ich war gerade aus dem Revier zurückgekommen, wo ich den Typhus zwar wie durch ein Wunder überlebt hatte, aber weder gut sehen noch hören konnte. Ich musste den ganzen Block aufwischen, was weit über meine Kräfte ging.

Natürlich war ich wütend und habe sie nicht gerade geliebt. Aber auch dies sehe ich heute anders als damals. Meine Wut und mein Ärger waren auf Alma gerichtet. Die Gaskammer wurde für den Moment sekundär.

Um Alma im Kontext von Auschwitz auch nur annähernd zu begreifen, muss man wissen, aus welcher Welt sie kommt. Zum Glück liegen uns jetzt (dank Richard Newman) Briefe aus der traumatischen Zeit (Wien, London, Holland) vor, die hoffentlich unbefugten Kritikern von Almas Charakter endlich den Mund verbieten werden.

Die einzig befugten «Richter» (und wer darf hier überhaupt richten?) sind wir, die diese Zeit mit Alma geteilt haben; und wir sind uns einig: Sie war streng, gerecht, niemals unterwürfig und unbeirrbar, sich und uns – allem zum Trotz – nicht entwürdigen zu lassen. Ohne sie hätte niemand von uns überlebt.

Problematisch ist auch, wenn man ein halbes Jahrhundert *after the event* nach Reaktionen oder Gefühlen gefragt wird. Wie z.B., was ich mir gedacht habe, als ich hörte, dass Alma die Nichte Gustav Mahlers ist oder was meine Gefühle waren, als ich Schumanns *Träumerei* dem Dr. Mengele vorgespielt habe.

10
Erinnerung
an Alma
Rosé

Für die Leser, die mein eigenes Buch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, nicht kennen: Als ich Alma zum erstenmal gegenüberstand, war ich nackt, kahlgeschoren, und meine Identität war die tätowierte Nummer auf meinem Arm. Sie selbst sah durchaus «normal» aus. Sie trug eine Art Kamelhaarmantel und ein Kopftuch, und zuerst wusste ich gar nicht, ob das überhaupt eine Gefangene war. Später verstand ich, dass sie diese Kleidung von der Lagerleitung bekommen haben musste, denn schliesslich gehörte sie ja als Kapo der Kapelle zur «Prominenz».

Sie stellte sich vor, und ich wusste, wer sie war und wer Gustav Mahler war, aber ich glaube nicht, dass mich dies besonders beeindruckt hat. Dort waren die Spielregeln anders. Der Horizont war die Gaskammer. Jeder war in seine eigene misère verstrickt. Gefühle waren der Luxus, den man sich in der «normalen» Welt erlauben kann, und Gustav Mahler gehörte zu dieser Welt. Wir gehörten nicht mehr dazu.

Natürlich ist alles, was ich jetzt sage, eine Rekonstruktion, ein Rückblick auf Dinge, die ich mit meinen knapp 18 Jahren kaum in der Lage war zu beurteilen. Ein halbes Jahrhundert später sehe ich Alma als einen Menschen, der sich im Grunde geweigert hat, «seine Welt» zu verlassen. Es ist mir und allen noch lebenden Mitgliedern der Lagerkapelle z.B. unvergesslich, dass, wenn es uns schon einmal gelungen war, einigermaßen anständig zu spielen, Alma immer von ihrem Vater sprach. Das höchste Lob, das sie uns geben konnte, war: «Das könnte sogar mein Vater hören.» Niemand hatte irgendwelche Illusionen, dass wir je aus dieser Hölle lebend herauskommen würden, aber man sprach nicht darüber. Bemerkenswert ist aber, dass Alma oft gesagt hat: «Wenn irgendjemand von euch überleben sollte, erzählt meinem Vater von uns. Er lebt in London.»

Offensichtlich hat sie selbst nicht geglaubt, dass sie den Vater wiedersehen würde.

Als ich ein Jahr nach der Befreiung endlich in London ankam, war meine erste Aufgabe, Arnold Rosé zu finden. Ich erfuhr, dass er bei einer Familie Schwartz in Blackheath wohnte. Als ich dort anrief, sagte man mir, dass er sehr krank sei und ich ihn doch bitte schonend behandeln und nicht aufregen sollte. Keine leichte Aufgabe in diesem speziellen Fall.

Die Stunden, die ich mit Almas Vater verbrachte, werde ich niemals vergessen. Ich habe ihn geschont, ich habe kaum vom Lager gesprochen, sondern

lediglich über seine Tochter. Von ihrem wunderbaren Geigenspiel, von ihrer Würde, ihrer bewundernswerten Disziplin und davon, dass sie so oft über ihren Vater gesprochen hat. Er gab mir ein Bild von sich, und auf der Rückseite steht: «Dem lieben Fräulein Lasker zum Gedenken an Alma Rosé. London Juni 46.»

Ich war froh, dass es mir vergönnt war, Almas Wunsch zu erfüllen.

Arnold Rosé starb kurz danach.

11

Womöglich ist mir gelungen, die jahrelange Angst, Besorgnis und schliesslich Trauer um seine Tochter ein wenig zu lindern. So elend auch Almas Ende war, so wusste der Vater wenigstens, dass seine Tochter nicht in einer Gaskammer erstickt ist.

1. Musikalischer Adel: Das Milieu

Wir fühlten uns nie als etwas Besseres.

ALFRED ROSÉ¹

13

Geboren wurde Alma Rosé in Wien, der geschäftigen Metropole des tausend Jahre alten Habsburgerreichs. Am 3. November 1906, einem bewölkten Samstag, kam sie zur Welt. Ihre Eltern, Arnold und Justine Rosé, feierten das Ereignis mit Musik.

Justines Schwangerschaft war nicht ohne Probleme gewesen. Übelkeit und Erschöpfung waren häufige Begleiterinnen der Anforderung, den geräumigen Haushalt zu führen und sich um den wilden «Alfi» zu kümmern, ihren frühreifen, knapp vierjährigen Sohn Alfred. Mit ihrem gewohnten Sinn für das, was sich gehört, kam Justine, wenn auch eingeschränkt, ihren sozialen Verbindlichkeiten nach. Einladungen zu ihren Sonntagsdinern und musikalischen Soireen waren anno 1906 rar und sehr begehrt.

Aus Sorge um seine Gattin brachte Arnold das Jahr nicht fern von daheim zu; einen Auftritt als Solist in Beethovens Violinkonzert mit den Philharmonikern in Salzburg sagte er ab. Als Justine von einem gesunden Mädchen entbunden wurde, gab er das Ereignis ungesäumt der Wiener Hofoper bekannt.

Justines Bruder, Gustav Mahler, war an dem Abend, da das Kind geboren wurde, in der Oper und dirigierte eine Neuinszenierung von Hermann Götz' *Der Widerspenstigen Zähmung*. Er und seine Frau Alma waren selbst hingebungsvolle Eltern zweier kleiner Töchter. Maria Anna, ihre geliebte «Putzi», wurde an dem Tag, da die kleine Alma zur Welt kam, vier Jahre alt: Die beiden Cousinen sollten fortan den gleichen Novembergeburtstag feiern. Anna Justine, benannt nach der Grossmutter mütterlicherseits und nach Tante Justine, ihrer blauen Augen wegen aber nur «Gucki» genannt, war ein Jahr alt. Zu Ehren von Gustavs Gemahlin gaben die Rosés ihrem Kind den Namen Alma Maria.

Auch Bruno Walter war in der Oper, als Arnolds frohe Botschaft eintraf. Wie die Mahlers hatten er und seine Gattin Elsa, die engsten musikalischen Freunde der Rosés, zwei junge Töchter. Sie säumten nicht, die stolzen Eltern aufzusuchen, und sahen Alma

an dem Tag, an dem sie das Licht der Welt erblickte. Noch Jahre später erinnerten sie sich des Freudigen und Verheissungsvollen, das aus ihrer Geburt sprach.²

Die glückliche Geburt wurde weit über den Familienkreis hinaus bekannt, denn die Rosés standen im Licht der Öffentlichkeit. Justine trug zwei der im musikalischen Österreich angesehensten Namen: Ihr Bruder Gustav war der geniale Direktor der Wiener Hofoper, dazu ein Komponist von wachsendem Ruhm, und ihr Mann war Arnold Rosé, der verehrte Konzertmeister. Vor sechs Monaten hatte Arnold sein 25. Jahr am ersten Pult der Wiener Philharmoniker und des Opernorchesters gefeiert; seit 23 Jahren war er Primarius des Rosé-Quartetts, das zu Europas erlesensten Kammermusikensembles zählte.

In der weitläufigen Grossstadt gehörte die Familie Mahler-Rosé zum musikalischen Adel. Die Berühmtheiten jener Häuser, welche die Wiener «unser» Burgtheater oder «unsere» Oper nannten, wurden von diesen förmlich vergöttert. Es hiess, nur Kaiser Franz Joseph und Wiens Bürgermeister Dr. Lueger seien vom Publikum mehr verehrt worden als die führenden Künstler der Stadt, die man überall erkannte und vor denen man den Hut zog.

Die Lebenslust und Kunstbegeisterung der Wiener waren legendär. Wie Stefan Zweig in den ersten Jahren des Jahrhunderts über die Stadt schrieb, war es «lind, hier zu leben, in dieser Atmosphäre geistiger Konzilianz, und unbewusst wurde jeder Bürger dieser Stadt zum Übernationalen, zum Kosmopolitischen, zum Weltbürger erzogen».³

Wenn sie über Wiens Prachtallee, die Ringstrasse, fuhren, wiesen die Kutscher ihre Fahrgäste auf Musiker und Sänger hin, auf Tänzerinnen, Maler, Dichter, Professoren, bedeutende Ärzte und Chirurgen wie auf einen Nationalschatz. Auf dem Trottoir blieben Fussgänger mitunter stehen, um ihren Lieblingskünstlern zu applaudieren. Die Habitués der Ringstrasse brüsteten sich damit, ihre Uhr danach stellen zu können, wenn «der Mahler», akkurat pünktlich, zu Mittag aus der Hofoper trat, um energischen Schritts dem heimischen Mahl zuzustreben. Der Wiener Musikhistoriker Max Graf erinnert sich an den täglichen Anblick des «neuen Operndirektors» des Kaisers:

Dieser Mann trug immer seinen weichen Hut in der Hand, er ging mit merkwürdig stampfenden Schritten, von Zeit zu Zeit hinkte er mit seinem rechten Fuss. Sein dunkles Gesicht, das von langem Haar eingerahmt war, hatte ein scharfes Profil. Ein dunkles Feuer glühte in den

von Brillen eingefassten Augen. Man glaubte das ekstatische Gesicht eines mittelalterlichen Mönches plötzlich auf der Ringstrasse zu sehen. In diesem Mann zuckten die Nerven, als lägen sie offen zutage. Doch in jedem Augenblick strömte stark geistige Kraft aus ihm. Es konnte entweder ein guter oder ein böser Geist sein, der auf seiner hohen Stirn und in den Augen blitzte.⁴

In seiner Verachtung für Äusserlichkeiten liess es sich Mahler angelegen sein, abgewetzte Hüte und Mäntel mit zerschlissenem Innenfutter zu tragen. Im Kontrast dazu kleidete sich Arnold mit peinlicher Sorgfalt. Zu Almas frühesten Erinnerungen gehörte, wie ihr gutaussehender Vater in seinem wehenden Opern-Cape eine Hofkutsche mit Kaiserwappen und livrierten Bediensteten bestieg, um zur Oper zu fahren oder zur majestätischen Hofburg, dem Kaiserpalast der Habsburger.

Almas Vorfahren waren mutter- und väterlicherseits Juden. Ihr Grossvater mütterlicherseits, Bernhard Mahler, war Geschäftsmann gewesen, der seine Laufbahn als Dorfkrämer begonnen hatte, ehe er zum Inhaber einer kleinen Schnapsbrennerei in Kalischt (Böhmen) und schliesslich eines Wirtshauses in Iglau (Mähren) aufstieg. Mit seiner Gattin, einer geborenen Marie Hermann, hatte er 14 Kinder, von denen sieben schon im Kindesalter starben und eines, Ernst, im Alter von 13 Jahren. Als beide Eltern und dazu die älteste Schwester Leopoldine 1889 starben, waren fünf Kinder der Mahlers noch am Leben: Gustav, geboren 1860, seine jüngeren Brüder Alois und Otto und zwei jüngere Schwestern, Justine, geboren 1868, und die sieben Jahre jüngere Emma. Gustav wurde zum Familienältesten und lud sich den Unterhalt der Geschwister auf seine Schultern.⁵ Von da ab bis zu ihren jeweiligen Eheschliessungen wohnten und reisten Gustav und seine beiden Schwestern zusammen. Justine widmete sich der Unterstützung ihres Bruders: Sie führte ihm den Haushalt, erledigte seine Korrespondenz, schrieb ihm Zeitungskritiken und Konzertprogramme ab, war bei wichtigen Proben zugegen, plante die Oster-, Weihnachts- und Sommerferien und tat ihr Bestes, ihn beim Komponieren von Lärm abzuschirmen.

Almas Vater wurde als Arnold Josef Rosenblum am 24. Oktober 1863 geboren, als einer von vier Söhnen einer Familie, die aus Jassy (im heutigen Rumänien) stammte.

Die Musikalität der beiden Söhne – Eduard, geboren 1859, und Arnold, der um vier Jahre jüngere – regte die Familie zur Umsiedlung nach Wien an. Indem sie sich die neue Niederlassungsfreiheit zunutze machten, die nach 1867, als eine neue Verfassung antisemitische Restriktionen aufhob, den Juden im österreichisch-ungarischen Reich gewährt wurde, zogen sie aus Rumänien nach Wien.

In Wien gelangte Arnolds Vater Hermann als Wagenmacher zu Wohlstand. Die Kinder wurden von französischen Hauslehrern unterrichtet, und ihre Ausbildung schloss Literatur und Kunst ebenso ein wie Geschichte und Naturwissenschaften. Arnolds Mutter Marie liess es sich angelegen sein, die Begabung ihrer Söhne nach Kräften zu fördern, indem sie ihnen die besten musikalischen Kontakte verschaffte und dabei auch nicht zögerte, sich an eine Berühmtheit wie Ferruccio Busoni⁶ zu wenden mit der Bitte um ein Konzert, das Arnold spielen sollte. Eduard war ein Cellist, der gut vorankam, und Arnold ein Geiger mit aussergewöhnlicher Auffassungsgabe. Zu seinen Lehrern zählte Karl Heissler vom Wiener Konservatorium.

1879, im Alter von 16 Jahren, gab Arnold sein Debüt als Arnold Rosenblum im Leipziger Gewandhaus. Am 10. April 1881 konzertierte er, immer noch als Arnold Rosenblum, in der Wiener Uraufführung von Karl Goldmarks Violinkonzert op. 28 unter der Leitung von Hans Richter. Der neue Direktor der Wiener Hofoper, Wilhelm Jahn, ernannte ihn unmittelbar darauf zum ersten Konzertmeister des Wiener Hofopernorchesters. Das Wiener Opernorchester, aus dem sich traditionsgemäss die Philharmoniker rekrutieren, spielt demzufolge – ein Arrangement, das es nur in Wien gibt – mal im Orchestergraben der Oper, mal auf dem Konzertpodium. So dass Arnold, vom jugendlichen Alter von 17 Jahren an, am ersten Pult zweier Orchester als Konzertmeister wirkte und später das erste aktive Orchestermitglied werden sollte, dem die Ehrenmitgliedschaft der Philharmoniker verliehen wurde. Nach 1893 unterrichtete er auch am Wiener Konservatorium – eine Stellung, die er über drei Jahrzehnte innehatte.

Arnolds Musikalität und seine Befähigung zur musikalischen Führung waren weit und breit unumstritten. In der Oper pflegten die Kenner, bevor der Vorhang aufging, ihre Gucker auf den Orchestergraben zu richten, nämlich auf diesen jungen Konzertmeister, der die trefflichsten Aufführungen verbürgte. Sänger-Stars waren beruhigt, wenn sie erfuhren, dass Arnold Rosé bei ihrem Auftritt am ersten Pult sitzen werde.

Junge Dirigenten fühlten sich bei ihren Debüts in Wien geehrt, wenn Arnold Rosé ihr Konzertmeister war, während die schon etwas etablierteren Maestri es gar nicht anders erwarteten. Im Rückblick bezeichnete der englische Dirigent Sir Adrian Boult Rosé als den seinerzeit berühmtesten Konzertmeister Europas.⁷

1882, 18 Monate nach seinem Debüt, nahm Arnold den Künstlernamen Rosé an und gründete mit seinem Bruder Eduard am Cello (der sich künftig ebenfalls Rosé nannte), Julius Egghardt als zweitem Geiger und Anton Loh als Bratschisten das Rosé-Quartett. Über mehr als 55 Jahre und mit verschiedenen anderen Mitgliedern behauptete das in Wien ansässige Ensemble seinen exzellenten Ruf.⁸

1897 gab das Rosé-Quartett sein 100. Wiener Konzert, an dem der bedeutende holländische Pianist Julius Röntgen – ein Freund von Johannes Brahms und Edward Grieg – als Ehrengast teilnahm. Brahms selbst wandte sich an das Rosé-Quartett zwecks Uraufführung einiger seiner späten Kammermusikwerke, etwa des revidierten Streichquintetts G-Dur op. in. Mit Brahms am Flügel brachte das Ensemble zwischen 1890 und 1895 die Erstaufführungen von vier Kompositionen aus dem Manuskript: des revidierten Klaviertrios H-Dur op. 8 (1854), des Klarinettenquintetts h-Moll op. 115 mit Franz Steiner als Klarinettenisten und der beiden Sonaten für Klarinette und Klavier op. 120 f-Moll und Es-Dur mit Richard Mühlfeld als Klarinettenisten. Brahms' Geist blieb im Rosé-Haus so gegenwärtig, dass die junge Alma von «Onkel Brahms» zu reden pflegte, obwohl er knapp zehn Jahre vor ihrer Geburt schon gestorben war.

Eduard Rosé spielte im Quartett nur für die Dauer einer Konzertsaison.⁹ 1898 heiratete er Mahlers jüngste Schwester Emma (so dass also beide Rosé-Brüder mit den beiden Schwestern Mahlers verheiratet waren und für künftige Biographen unsägliche Verwirrung stifteten). Das Paar wanderte im gleichen Jahr in die USA aus, als Eduard ein Engagement beim Boston Symphony Orchestra erhielt. Ihr erster Sohn Ernst wurde 1900 in Boston geboren. Da Emma ihre Schwester und Brüder bitter vermisste, kehrte die Familie nur zwei Jahre später wieder nach Europa zurück. Eduard setzte seine Karriere in Weimar fort, wo er erster Cellist am Weimarer Theater wurde und am Konservatorium unterrichtete. Der zweite Sohn, Wolfgang, kam 1902 zur Welt.¹⁰

Arnolds und Eduards Brüder Alexander (1858-1904) und Berthold (1870-1925) suchten sich ebenfalls eine Nische im Künstlerischen. Alexander Rosé hatte eine Kon-

zertagentur an der Wiener Ringstrasse in der Nähe des Hotel Imperial. Berthold Rosé war Schauspieler in Wiesbaden, Berlin und Riga. «Sein Fach war das des ‚ersten Charakterkomikers und älteren Bonvivants, und er erzielte durch seine drastische Komik wie durch seinen gemüthlichen Humor und routiniertes Spiel verdienten Beifall,‘» heisst es im *Grossen biographischen Lexikon der deutschen Bühne* von 1903.¹¹ Am Theater in Wiesbaden wurde Berthold, ein Lieblingsschauspieler von Kaiser Wilhelm 11., fast so etwas wie ein Hofnarr. Sein Neffe Ernst Rosé beschrieb ihn als gänzlich anders denn seine Brüder: als einen «Fresser», dessen Riesenappetit ihn als Mittfünfziger vorzeitig ins Grab brachte.¹²

1889 trat Arnold als Konzertmeister des Wiener Opernorchesters bei den Bayreuther Festspielen auf; im Publikum der *Walküre* sass auch Mahler. Bei der Aufführung kam das Spiel des Orchesters ins Wackeln. Arnold stand auf und brachte mit einem kräftigen, nachdrücklichen Einsatz seiner Geige das Orchester wieder auf Takt, Ton und Tempo. Mahler, dem die verwegene Geste imponierte, soll gerufen haben: «Voilà! Das ist ein Konzertmeister!»¹³ Der bewunderte Rosé sollte nicht nur Mahlers Schwager, sondern auch ein Kollege und Freund werden, dem er vertraute.

1890 wurde Arnold von Ludwig 11. von Bayern mit dem Grossen Goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet. Dies war die erste von mehr als 35 Auszeichnungen, die er von den Höfen Habsburgs, Spaniens, Italiens, von der Republik Österreich und der Stadt Wien erhielt.¹⁴ Mit dem Rang eines «k.u. k. Hofmusikers» bekleidet, erfreute er sich des Privilegs einer Hofkarosse, die ihn standesgemäss zur Oper fuhr. Eine eigene Kutsche mit schönen Pferden brachte ihn zu Konzertauftritten anderswo.

Joseph Joachim, der verehrte Primarius des Joachim-Quartetts, war zur Jahrhundertwende schon in seinen Siebzigern; die Kräfte verliessen ihn bereits merklich. Bei den Beethoven-Feiern in Bonn 1899 war Joachim noch die Hauptattraktion. Arnold, der offenkundig sein musikalisches Erbe angetreten hatte, firmierte als zweite Attraktion.

So wie Joachim galt auch Arnold Rosé als Repräsentant einer Tradition, die auf Beethoven zurückging; man sah ihn als konservativ und vor allem korrekt an. Indes verschloss er sich nicht zeitgenössischen Herausforderungen, indem er, wie der Kritiker Paul Bechert schrieb, «Lanzen» für aufstrebende junge Musiker «brach», deren Begabung er rasch erkannte.¹⁵ Für seine Quartettaufführungen im Bösendorfersaal mit seinen

588 Plätzen verschrieb sich Arnold einem abenteuerlichen Kurs: Obwohl das Rosé-Quartett durch Jahre jede Saison mit dem Credo «Ich glaube an Haydn, Mozart und Beethoven»¹⁶ eröffnete, brachte es neue und neueste Musik zu Gehör und wurde von Erich Korngold, Hans Pfitzner und Max Reger für Uraufführungen ihrer Werke ausersehen. Über Jahre hinweg galt es als ausgemacht, dass die Partituren junger Komponisten von Rosé und seinem Quartett zur Erstaufführung gebracht wurden.¹⁷ Besonders Arnold Schönberg profitierte von Rosés unerschütterlichem Beistand.

Als junger Flaneur liebte Arnold modische Kleidung, Spielgesellschaften im Hotel Sacher und elegante Frauen, verbarg dabei aber nicht seine ernsthafte Seite. Mit Gustav Mahler teilte er die Überzeugung, dass sklavisches Befolgen traditioneller Aufführungspraktiken in Schlamperei münden könne zu Lasten tieferer Einsicht ins musikalische Werk oder auf Kosten der Treue zu den Intentionen des Komponisten.

Rosé und Mahler hatten schon Vorjahren musikalisch Bekanntschaft geschlossen, als Mahler im Jahr 1897 das Direktorat der Wiener Hofoper erhielt und aus Hamburg nach Wien übersiedelte. Zunächst wohnte er in möblierten Zimmern; nur seine Köchin wartete ihm auf, denn Justine und Emma waren zwecks Regelung von Familienangelegenheiten vorerst in Hamburg geblieben. Im August 1898 zog er in eine Wohnung in der Bartensteingasse, in die ihm seine Schwestern folgten. Im selben Monat heirateten Emma und Eduard Rosé. Im Herbst bezogen Gustav und Justine eine geräumige Wohnung in der Auenbruggergasse 2, wo Justine wieder die Rolle der Haushälterin übernahm.

In seiner neuen Stellung konnte sich Gustav vor gesellschaftlichen Verpflichtungen kaum retten. Bald sprach Justine ein Machtwort: nie mehr solle er unangemeldete Besucher aus dem Theater mit heimbringen. Kurz nach diesem Ultimatum brachte Mahler Arnold Rosé zum Essen mit, den populären Konzertmeister. Arnold, Junggeselle und Mittdreissiger, war so witzig und charmant, dass Justine ihrem Bruder den Regelverstoss sofort verzieh.

Arnold Rosé brüstete sich gern damit, er habe im Folgenden Justine Tag für Tag gesehen – eine galante Übertreibung, da ihn sein Tourneeplan alljährlich für mehrere Wochen aus Wien entführte. Wahr ist, dass Rosé von jener Zeit an praktisch zur Familie

gehörte, mit Mahler in der Oper zu Mittag ass, im Heim der Rosés oder der Mahlers bis in die Nacht mit Freunden musizierte, in gemieteten Ferienhäusern mit Gustav, Justine und ihrer Freundin Natalie Bauer-Lechner die Sommerfrische verbrachte.¹⁸

Obwohl zwischen Arnold und Justine Zuneigung auf den ersten Blick waltete, zog sich die Zeit der Brautwerbung über fast fünf Jahre hin. Zunächst hielten sie ihre Romanze vor dem unberechenbaren Mahler geheim, aber die Klatschbasen und Gerüchteköche Wiens waren entzückt davon, dass der fesche Opernkonzertmeister der Schwester des Direktors den Hof machte. Justine war verliebt – indes: Gustav war auf sie angewiesen, und sie wollte ihn so lange nicht im Stich lassen, bis auch er eine Frau fände, die er würde heiraten wollen.¹⁹

Es war 1901, als Amors Pfeile Mahler ins Herz trafen. Im Hause von Berta Szepe-Zuckerkanl, einer Journalistin und wohlbekannten Gastgeberin, die jeden Sonntag Intellektuelle und Künstler in ihren Salon lud, begegnete Mahler Alma Maria Schindler. Als Tochter aus der ersten Ehe ihrer Mutter mit dem Landschaftsmaler Emil Jakob Schindler war Alma eine Society-Schönheit und angehende Pianistin mit dem Ehrgeiz, Komponistin zu werden. Ihr Vater war gestorben, als sie 13 Jahre alt war. Ihre Mutter Anna Schindler heiratete dann den bekannten Maler Carl Moll, Mitglied der avantgardistischen *Wiener Secession*.²⁰ Alexander von Zemlinsky, ein junger Komponist, der später zu beträchtlichem Ansehen kam, gab Alma Kompositionsunterricht und war glühend verliebt in seine Schülerin.

Auch Mahler stand in Flammen – aber war 41 und Alma Schindler erst 21 Jahre alt. Aufgewachsen war sie in extravaganterem Luxus, in Gesellschaft der provokantesten Künstler Wiens, und machte aus dieser Prägung kein Hehl: Sie nahm kein Blatt vor den Mund, war launisch, eitel, herrschsüchtig, aufsässig. Sie war aber auch entzückend gescheit und originell. Mahlers konservative Kollegen und einige seiner engsten Freunde waren von seiner Vernarrtheit und von Almas unverschämtem Benehmen schockiert. (So trug sie z.B. keine Bedenken, von seiner Musik zu sagen «Ich kenne nur ganz wenig davon, und das bisschen, das ich kenne, gefällt mir nicht.»²¹) Auch Bruno Walter machte sich Sorgen um Mahler. «Alma Schindler war das schönste Mädchen Wiens», schrieb er, «gewöhnnt an ein glänzendes gesellschaftliches Leben, er so weltfern und einsamkeitliebend; und so könnte man noch eine Menge von Bedenken anführen.»²²

Justine sprach Gustav bei der Romanze Mut zu, indem sie ihm versicherte, Alma erwidere seine Liebe. Einen Monat nach ihrer ersten Begegnung verlobten sich Alma und Gustav heimlich; Gustav gestand es Justine am folgenden Tag.²³ Zwei Hochzeitstermine wurden anberaumt. Justine würde Arnold heiraten und aus der Auenbruggergasse in eine Wohnung in der Salesianergasse 8 ziehen, ein paar Häuserblocks entfernt; und Gustavs Braut würde zu ihm in die Wohnung ziehen.

Im Abstand von einem Tag wurden die beiden Paare getraut: Die Zeremonie der Mahlers fand am 9. März 1902 in der Sakristei der katholischen Karlskirche statt – die der Rosés am 10. März in der evangelischen Kirche in der Dorotheergasse.²⁴ Ihre Vermählung gaben sie auf schlichten elfenbeinweissen Kärtchen mit passendem Dekor bekannt.

Im Jahr von Arnolds und Justines Vermählung brachte das zum Sextett erweiterte Rosé-Quartett, von Mahler ermutigt, die Uraufführung von Schönbergs *Verklärter Nacht*. Im Auditorium wurde kräftig gezischt, und auf den Rängen und im Parkett gingen einige mit Fäusten aufeinander los. Eine zweite Aufführung, angesetzt auf den März 1904, wurde von den Behörden im Hinblick auf die Störungen bei der Premiere abgesagt; doch Arnolds Glaube an Schönbergs Genie war stark genug, um das Stück in einem späteren Konzert zur Aufführung zu bringen. Unbekümmert um die Pfiffe des Publikums spielte das Ensemble zu Ende, erhob sich, verneigte sich – und wiederholte das gesamte Stück dann von Anfang bis Ende, als hätte es begeisterten Beifall bekommen.

Zwei Monate alt war Alma Rosé Anfang 1907, als das Quartett Schönbergs Streichquartett d-Moll op. 7 aufführte – eine so komplexe Musik, dass es 40 Proben gebraucht hatte, sie einzustudieren –, wiederum aus dem Manuskript. 1908 brachte das Quartett in Wien, mit Marie Gutheil-Schoder²⁵, der grossen Hofoper-Carmen und späteren Salome, die Erstaufführung von Schönbergs zweitem Streichquartett fis-Moll mit der Sopranstimme aus dem Manuskript. Dieses revolutionäre Werk wurde zeitgleich mit dem 60. Jubiläum der Thronbesteigung Kaiser Franz Josephs aus der Taufe gehoben.

Zur Zeit der Arbeit an diesem Quartett hatten Schönberg und Rosé miteinander korrespondiert, wobei der Komponist Arnold drängte, für die Premiere die Gutheil-Schoder zu gewinnen. Bis zu seinem Sterbetag bewahrte Arnold Rosé diese mehr als 30 Briefe von Schönbergs Hand getreulich auf.²⁶

Arnold Rosés Disziplin und Charme waren wohlbekannt – allerdings auch seine Anwendungen von Melancholie. Justine, die mit solchen Stimmungen schon bei ihrem Bruder vertraut gewesen war, handhabte sie bewundernswert – dennoch waren Arnolds Schwermutsanfälle für seine Familie wie für seine Berufskollegen eine Belastung. Friedrich Buxbaum, erster Cellist der Philharmoniker und über 20 Jahre Mitglied des Rosé-Quartetts, war dankbar für Justines Aufmerksamkeit und Taktgefühl. Wenn Arnold in einem seiner «tiefdüsteren» Zustände war, pflegte seine Gattin das Quartett schon bei der Begrüßung vor der Probe zu warnen. Alle wussten, dass zu solcher Stunde schon ein harmloses Scherzwort aus der Probe ein Desaster machen konnte.²⁷

Almas Geburtsjahr 1906 war das «Mozartjahr», in dem der 150. Geburtstag des Komponisten gefeiert wurde und Mahler 37 Aufführungen neuinszenierter Mozart-Opern dirigierte. Im August feierte Salzburg sein Mozart-Jubiläum. Bei den Festspielen waren die zwei beherrschenden Persönlichkeiten am Pult Gustav Mahler und Felix Mottl, der einstige Rivale um das Direktorat der Hofoper. Mahler dirigierte einen *Don Giovanni* von historischem Rang, und Ehrengast der Festspiele war der Pianist und Komponist Camille Saint-Saëns.

Ein herausragendes Ereignis des Jahres 1906 war auch die Dresdener Premiere von Richard Strauss' *Salome*, deren Libretto auf Oscar Wildes Drama beruhte und die vom Hofzensor in Wien nicht zur Aufführung freigegeben wurde. In Köln sollte die Oper, in einer späteren Inszenierung, beim Schlussapplaus 50 Vorhänge bekommen.

Just zwei Wochen vor Almas Geburt waren Pariser Freunde der Familie – allesamt einstige Kämpfer für die Causa Dreyfus – nach Wien gekommen: zu einem von Mahler so genannten «Geheimfestspiel» ihnen zu Ehren. Zur Gruppe gehörten Sophie Szeps-Clemenceau (Berta Szeps-Zuckerandls Schwester), ihr Gatte Paul (Bruder von Georges Clemenceau, dem französischen Premierminister von 1906 bis 1909 und wieder von 1917 bis 1920), und Colonel Georges Picquart.²⁸ Tagtäglich dirigierte Mahler, während Arnold am ersten Pult sass: *Figaro*, *Don Giovanni*, *Tristan*, eine Opernwoche, in der die Gäste aus dem Staunen nicht mehr herauskamen.

Der Mahler-Rosé-Dynastie eng verbunden war auch Bruno Walter, Almas geliebter «Onkel Bruno». Als junger Dirigent in Hamburg war der gebürtige Berliner Bruno Wal-

ter Schlesinger Mahlers Protégé geworden. 1901 kam er zu Mahler an die Wiener Oper, wo er als dessen Verbündeter und offenkundiger Favorit sich unter den Sängern und Musikern die gleichen Feindschaften zuzog, unter denen bereits der Direktor litt. Die Presse beschuldigte ihn der sklavischen Nachahmung von Mahlers Dirigiertechnik, sogar dessen persönlicher Manierismen. Dabei tat sich besonders die antisemitische Presse hervor mit ihren üblichen Verweisen auf «Judenbengel» und «jüdischen Schmutz», der die deutsche respektive «arische» Kunstradition besudete. Derart angepöbelt, fand der vierundzwanzigjährige Walter Trost in der Wärme des Mahler-Rosé-Kreises.²⁹

Walter trat mit Arnold Rosé an seinen «Sonatenabenden» auf und spielte verschiedentlich mit Mitgliedern des Rosé-Quartetts. Als Alma zwei Monate alt war, brachten Walter, Rosé und Buxbaum am 8. Januar 1907 Walters noch ungedrucktes Klaviertrio F-Dur im Bösendorfersaal zur Aufführung. Das Publikum nahm diese solistischen Kammermusik-Konzerte mit solchem Enthusiasmus auf, dass Walter und Rosé sie 15 Jahre lang als wichtigen Seitenstrang ihrer Arbeit pflegten. Ihr Duo-Konzertieren wurde in Wien zur geliebten Tradition.

Die Mahlers und die Rosés schienen ein sorgloses Leben zu führen. Doch überall in Europa um die Jahrhundertwende konnten für Juden unversehens Spannungen ausbrechen. In Wien, wo Sigmund Freud, Hugo von Hofmannsthal, Max Reinhardt und viele weitere bedeutende Juden profunde Beiträge zur Kultur lieferten, war Antisemitismus eine ständige Unterströmung.

Theoretisch waren die Rechte der Juden in Österreich-Ungarn gesetzlich geschützt, seit ihnen die Verfassung nach 1867 jene «Glaubens- und Gewissensfreiheit» garantiert hatte, in der sich die tolerante Haltung Kaiser Franz Josephs äusserte. Den Kaiser selbst erfüllte Antisemitismus mit Abscheu: Einmal, als das Theaterpublikum antijüdische Verse angestimmt hatte, war er aufgestanden und hatte entrüstet seine Loge verlassen³⁰ Indes war die offizielle Religion des Reiches der Katholizismus, und eine lautstarke antisemitische Minderheit, die Hitlers obsessiven Judenhasse antizipierte, liess sich nicht überhören.

Der populäre Wiener Bürgermeister seit 1897, Dr. Karl Lueger, war eingefleischter Antisemit und einer der Gründer der Christlich-Sozialen Partei, einer Vorhut des Nazismus. Antisemitische Zeitungen protestierten dagegen, dass Juden in hohe Positionen ge-

langten, zumal im Kunstbetrieb, auf den sie, wie die Beschuldigung lautete, geradezu ein Monopol besässen. Theodor Herzl (in Budapest im selben Jahr geboren wie Gustav Mahler), der prominente Publizist, der die zionistische Bewegung zur Schaffung eines jüdischen Staates anführte, konnte sich der Unterstützung von allenfalls der Hälfte, wenn nicht bloss eines Viertels der österreichischen Juden sicher sein. Die meisten Juden Österreichs lehnten den Zionismus ab und suchten ihr Heil stattdessen in der Assimilation. Von der grossen Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert zu werden war das Ideal, nach dem die meisten strebten.³¹

Die Mahler-Rosé-Familie gab wenig auf ihre jüdische Abstammung. Ihre Sprache war Deutsch, und mit den Jiddisch sprechenden Juden Osteuropas hatten sie weniger gemein als mit ihren österreichischen und deutschen Landsleuten, zumal aus den gebildeten Ständen. Wie so viele europäische Intellektuelle ihrer Zeit fanden sie die Auffassung vom Judentum als Rasse lächerlich und konnten unmöglich glauben, dass eine kleine brutale, engstirnige Minderheit irgendeine reale Gefahr für die Gesellschaft bedeuten sollte.

Kurz vor Almas Geburt drückte Anton (Toni) Schittenhelm, Tenor an der Oper, seine Besorgnis darüber aus, dass Rosé Engagement-Angebote aus den USA nicht einmal in Betracht ziehen wollte. Wien werde ihm seine Loyalität womöglich nicht entgelten, gab der Sänger zu bedenken.³² Arnold wischte die Warnung vom Tisch. Er sei nun einmal ein eingefleischter Wiener, ein Diener der Musik dieser Stadt.

Zehn Jahre zuvor, im Winter 1896/97, waren Justine und Gustav Mahler mit den Auswirkungen ihrer jüdischen Herkunft konfrontiert worden. Hofoperndirektor Jahn war krank geworden; eine Star-Operation drohte. Jahns bevorstehende Demission löste hinter den Kulissen eine Suche nach seinem Nachfolger aus. Mahler war nach sechs Jahren Dienst als 1. Kapellmeister an der Hamburger Oper bereit, seinen Abschied zu nehmen, und bewarb sich nach Kräften um den Wiener Posten.

Mahler war ein überragender Kandidat. Seine Energie, seine hohen musikalischen Ideale waren legendär, und er hatte eine rare Befähigung gezeigt, in einem Milieu, in dem sich Künstlerlaunen auszutoben pflegten, Disziplin herzustellen. Als Dirigent hatte er sich internationale Reputation erworben – als Komponist jedoch blieb ihm der Ruhm weiterhin versagt. In trüben Momenten bezeichnete er seine Kompositionen – bis dato

vier Symphonien und drei Liederzyklen – als blosse Ergänzungen seiner Bibliothek, da man sie so selten aufführe.³³

Trotz aller Referenzen blieb Mahler vorerst von einer Anstellung am Habsburger Hof wegen seines jüdischen Erbes ausgeschlossen: Das traditionelle spanische Hofzeremoniell machte zur Bedingung, dass nur Getaufte höhere Positionen bei Hofe innehaben durften. Indem er auf strikte Beachtung des Protokolls pochte, widersetzte sich Fürst Alfred Montenuovo (als Obersthofmeister der direkte Vorgesetzte des Operndirektors) dem Ansinnen, den Posten mit einem Juden zu besetzen.³⁴

25

Auch Cosima Wagner, die Witwe des Komponisten, war gegen Mahler, seiner Herkunft wegen. Als Hohepriesterin am Bayreuther Wagner-Schrein tat Cosima aus der Villa Wahnfried kund und zu wissen, was sie davon hielt. Ihr Mangel an Unterstützung entbehrte insofern nicht der Ironie, als Mahler oft seine glühende Bewunderung für ihren Gatten bezeugt hatte.³⁵ Bei früheren Pilgerreisen nach Bayreuth hatte Mahler Stolz und Dankbarkeit dafür geäußert, dass man ihn im Familienkreis der Wagners akzeptierte. Justine, die Cosima schon seit Längerem nicht traute, überraschte deren Widerstand nicht. Die verstohlene Missgunst der Wagners gegenüber Mahler hatte schon wiederholt zu bitterem Geschwisterzank geführt. Jedesmal hatte Gustav den Streit damit beendet, dass er sich Wagners Genie so verpflichtet erklärte, dass er für ihn, wenn man ihn nur liesse, in Bayreuth die Pauke schlagen würde.

Mahler brachte einflussreiche Persönlichkeiten ins Spiel, die seinem Ansuchen Nachdruck verleihen sollten – doch ohne Erfolg. Seinem Freund Dr. Arnold Berliner klagte er im Januar 1897: «Überall bildet jedoch mein Judentum im letzten Moment den Stein, über den die Kontrahenten gestolpert. Und so ist es nicht ausgeschlossen, dass ich nächsten Winter in Berlin privatisierend zubringen werde.»³⁶

Siegfried Lipiner, ein Mitglied des Mahler-Rosé-Kreises, Bibliothekar des österreichischen Reichsrats, Philosoph und Schriftsteller, schrieb Gustav Mahler, dass trotz seines beträchtlichen Einflusses bei Hof alle Versuche, seine Ernennung zu befördern, bis jetzt vergeblich gewesen seien. Alles begann in Richtung einer christlichen Taufe zu weisen. Es sollte für die ganze Familie eine schicksalhafte Entscheidung werden. Ende 1896 schrieb Justine aus Hamburg an eine Freundin in Wien, Ernestine Löhr, von jenem Procedere, das sie als schändlich und heuchlerisch ansah:

Wir nehmen alle Unterricht, und gestern sagte der Pfarrer, dass wir wohl Mitte Februar fertig werden. Emma und ich tun es nur, um Q. die Sache zu erleichtern, es handelt sich aber um die Stellung an der Wiener Oper (Geheimnis), und Lipiner hat G. selbst geschrieben, dass auch seine Bemühungen für G. ganz nutzlos sind nach Ausspruch von Intendanten, Regierungsrat etc. Wenn dieser Schritt nicht geschieht, also was ist da zu tun. Der erste Pfarrer fragte, warum wir das tun, ich hatte nicht das Herz, ihm zu sagen, es geschähe aus Überzeugung, und da schien er keine grosse Lust zu haben; nun ging ich zu einem andern, der zufällig Österreicher ist, sehr liberal und ein so lieber Kerl, dass wir ihn nächste Woche zu Tisch eingeladen haben, mir kommt die ganze Geschichte so vor, als ob ich Theater spielen würde, da ich nicht ein Wort glaube und alles, was er sagt, sofort widerlegen könnte; ich lerne die Sachen auswendig wie ein Gedicht in fremder Sprache.³⁷

An späterer Stelle schrieb sie: «[...] es ist ein Opfer, dessen ich nur für einen Menschen fähig bin.» Mitte Februar 1897 berichtete Justine Mahler Ernestine Löhr:

Unsere Taufe ist immer noch nicht vor sich gegangen, soll jetzt definitiv am 28. stattfinden, ich schiebe es immer hinaus, es ist mir zu ekelhaft, es macht mich ganz melancholisch, ich habe nicht geglaubt, wie schwer mir die Sache würde, ich weiss nicht, was ich darum gäbe, wenn wir es nicht tun müssten, Emma will es auch absolut nicht tun, und wir wollen doch wieder G. nicht allein hineinspringen lassen. Mir ist der Pfarrer antipathisch geworden, dass ich ihm kaum die Hand reichen kann. In Wien soll es heissen, dass wir schon getauft sind, bitte also um Diskretion.³⁸

Nach Henry-Louis de La Grange soll Mahler gesagt haben, er sei zum Katholizismus konvertiert, kurz nachdem er Budapest verlassen habe. De La Grange versichert uns jedenfalls, seine Taufe sei am 23. Februar 1897 in der Kleinen Michaeliskirche zu Hamburg vollzogen worden.³⁹ Sie erfüllte ihren Zweck. Im April gleichen Jahres wurde Mahler zum Vizedirektor unter Jahn ernannt; im Oktober 1897 wurde Jahn verabschiedet, und Mahler wurde sein Nachfolger.

Auch Arnold Rosé wählte den Weg zu gesellschaftlicher Akzeptanz, den vor ihm schon etliche Mitglieder der Wiener Philharmoniker und des Opernorchesters eingeschlagen hatten. Schon eine gute Weile vor seiner Vermählung mit Justine in der Evan-

gelischen Kirche in der Dorotheergasse hatte er sich im selben Gotteshaus zum Protestanten taufen lassen. Für ihn wie für Justine war der Glaubensübertritt lediglich Mittel zum Zweck.

Und so waren, als Alma Rosé 1906 geboren wurde, beide Eltern schon seit knapp einem Jahrzehnt formell österreichische Christen: ihre Mutter katholisch wie Onkel Gustav – ihr Vater protestantisch. Sowohl Alma wie ihr Bruder Alfred wurden im Kindesalter protestantisch getauft. Emma und Eduard Rosé wurden Almas Taufpaten; Alma Maria Schindler-Mahler wurde ihre Namenspatin.

27

Als Alma zur Welt kam, befand sich diese in einem sozial und politisch labilen Zustand. In den bedrängten ärmeren Schichten Wiens rumorte es, und auf dem Balkan stellten Aufwallungen von Nationalismus die Ansprüche des Hauses Habsburg auf eine harte Probe. Zur Antwort auf den russischen Volksaufstand von 1905 und gegen den Rat seiner adligen Berater unterzeichnete Kaiser Franz Joseph am 1. Januar 1907 ein Allgemeines Stimmrechtsgesetz, das jedem männlichen Österreicher – viereinhalb Millionen Stimmberechtigten – eine Stimme bei der Abgeordnetenwahl für die 516 Sitze im Reichsparlament gab. Das Votum spiegelte die ganze Verschiedenheit des Vielvölkerstaats wider: 233 Sitze gingen an Deutsche, 107 an Tschechen, 82 an Polen, 33 an Ruthenen, 24 an Slowenen, 19 an Italiener, 13 an Serbokroaten und 5 an Rumänen. Für den Moment nahmen die Resultate der Stosskraft einer wachsenden pan-germanischen Bewegung, die nach der politischen Einheit aller sogenannten deutschen Völker strebte, einiges an Schwung.

Nichtsdestotrotz gingen aus der Wahl Gewinne für die Christsozialen unter der Führung des antisemitischen Lueger hervor, aber auch für die Sozialdemokraten, die Vorhut der Arbeiterklasse.

Auch in der Oper braute sich Unheil zusammen. Mit dem Taktstock auf patzende Musiker einstechend, flehend, brüllend, mit dem Fuss auf stampfend, arbeitete Mahler furios und rastlos und forderte von den Kollegen die gleiche bedingungslose Hingabe. Seine Selbstgewissheit – das Wissen um die eigene Genialität und die Richtigkeit seiner Herangehensweise – verlieh ihm eine herrische Manier, die manche für unmenschlich streng, wenn nicht brutal hielten. Man beschuldigte ihn, Stimmen zu ruinieren und den Werken der Meister seinen eigenen pedantischen Stempel aufzudrücken.

Hugo Burghauser, der einstige Philharmoniker-Vorstand, erinnerte sich, wie sich Mahler, wenn er bei einer Probe unzufrieden war, an Rosé am ersten Pult zu wenden pflegte, um ihn

mit halblauter Stimme zu fragen, ob der Musiker, der ihn beleidigt hatte, nicht bald in Pension ginge? (Vorzeitige Pensionierung hatte natürlich eine geringere Rente zur Folge.)⁴⁰ Stets gleichgültig für das, was andere von ihm halten mochten, zollte er den empfindlichen Gefühlen seiner Kollegen wenig Aufmerksamkeit. Die unausweichlichen Ressentiments gegen ihn schwellen an, und einzelne Künstler und Koalitionen taten sich zusammen, um ihrem Leiter mit Intrigen das Wasser abzugraben.

Gustav und Alma Mahler traf ein schrecklicher Schlag, als im Sommer 1907 ihre Älteste, Maria Anna, an Scharlach starb. Mahler war am Boden zerstört; er hatte den einzigen Menschen verloren, dessen Anwesenheit er beim Komponieren ertragen konnte. Nach dem Trauma von Putzis Tod ging es mit seiner Gesundheit bergab. Ärzte diagnostizierten ein Herzleiden, ähnlich demjenigen, das 18 Jahre zuvor seine Mutter ins Grab gebracht hatte.

Die zehnjährige Ära Mahler an der Hofoper ging ihrem Ende entgegen. 1907 nahm Mahler in der Hoffnung, mehr Zeit dem Komponieren widmen zu können, ein Engagement der Metropolitan Opera in New York an. Seine Demission wurde nur äusserst zögerlich angenommen. Die Wiener *Neue Freie Presse*, die Mahler und seine Arbeit oft genug verrissen hatte, beklagte jetzt das Versagen der Stadt bei der Hege ihrer künstlerischen Giganten.

An der Wiener Oper war man, als Mahler sie verliess, über sein künstlerisches Erbe schmerzlich im Zwiespalt. Sein Abschiedsbrief an die «Verehrten Mitglieder der Hofoper», ein Lebewohl, das im Operngebäude ausgehängt wurde, war eine bewegende Rechtfertigung seiner Überzeugungen:

Statt eines Ganzen, Abgeschlossenen, wie ich geträumt, hinterlasse ich Stückwerk, Unvollendetes, wie es dem Menschen bestimmt ist. [...] Ich habe es redlich gemeint, mein Ziel hoch gesteckt. Nicht immer konnten meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sein. [...] Aber immer habe ich mein Ganzes darangesetzt, meine Person der Sache, meine Neigungen der Pflicht untergeordnet. Ich habe mich nicht geschont und durfte daher auch von den anderen die Anspannung aller Kräfte fordern.⁴¹

Wie es heisst, habe man Mahlers Brief einen Tag später zerknüllt und zerrissen auf dem Fussboden gefunden.

Lang hat die Debatte darüber gewährt, bis zu welchem Grade Antisemitismus ein Faktor war, der Mahler aus dem Amt ekelte. Wie dem auch sei – als Gustav und Alma

Mahler sich im Dezember 1907 nach New York einschiffen (Gucki, die Jüngste, blieb die Konzertsaison über bei ihrer Grossmutter Anna Moll), liessen sie eine grosse und loyale Mahler-Gemeinde in Wien zurück.

Alma war knapp über ein Jahr alt, als die Rosé-Familie auf dem Westbahnhof von Mahlers Abschied nahm.

Im Lauf der folgenden drei Jahre fand Mahler in New York, wo er sich der amerikanischen Orchestertradition dauerhaft einschrieb, fruchtbaren Boden für seine Arbeit. Jeden Sommer kehrte er nach Wien und zu seinen österreichischen Wurzeln zurück.

In Almas Geburtsjahr 1906, dem letzten Jahr der Ära Mahler in Wien, faszinierten die prunkvollen Bauwerke der Reichshauptstadt und Mahlers künstlerisches Ringen um die Werke Wagners auch einen 16jährigen Besucher aus Linz. Man konnte ihn häufig im Stehparterre der Hofoper sehen, das pro Billett 2 Kronen kostete. Sein Name war Adolf Hitler: ein orientierungsloser junger Mann auf seinem ersten, zweimonatigen Besuch in Wien, wo er sich als bildender Künstler zu etablieren trachtete. In diesem Jahr «erlebte der junge Mann zumindest an zwei Abenden in der Hofoper das Nonplusultra der zeitgenössischen Wagner-Interpretation: das von Hofoperndirektor Gustav Mahler und seinem Bühnenausstatter Alfred Roller erarbeitete moderne, von Tradition ,entrümpelte' Wagnersche Gesamtkunstwerk. Vor allem: H. erlebte zum einzigen Mal in seinem Leben Mahler als Wagner-Dirigenten, im *Tristan* vom 8.Mai.»⁴² In den von Hitler in den folgenden Jahren häufig besuchten *Tristan*-Aufführungen konnte er im dritten Akt gewöhnlich Konzertmeister Arnold Rosés bezauberndes Violinsolo hören.⁴³

Denn ein Jahr später kam er erneut, um fünfeinhalb Jahre dort zu verbringen, wie John Toland schreibt, «hin- und hergerissen zwischen Liebe und Hass. ,Wiener Lehr- und Leidensjahre' nannte er diese Periode seines Lebens später. Es seien ,fünf Jahre Elend und Jammer' für ihn gewesen, die traurigste Zeit meines Lebens'; doch sie hatte ihn mehr geformt, als eine Universität jemals vermocht hätte. Er hielt die Zeit in Wien für die ,schwerste, wenn auch gründlichste Schule' seines Lebens.»⁴⁴

Bis zum Ende von Hitlers Wiener Jahren hatte ihn die Akademie für Bildende Künste zweimal abgewiesen. Er hatte in billigen möblierten Zimmern und Pensionen gewohnt, Skizzen

und Aquarelle verkauft, Plakate gemalt und gierig gelesen, was immer ihm in die Finger kam. Nachts hielt er seinen Freund August Kubizek, mit dem er anfangs ein Zimmer teilte, mit stundenlangen Monologen wach.⁴⁵

Bei jeder Gelegenheit ging er in die Oper, um einzutauchen in die Welt der Wagner-schen Musikdramen. August Kubizek berichtete, dass sie in der Zeit vom Februar bis Juli 1908 jede Wagner-Vorstellung in der Hofoper miterlebt hätten, *Lohengrin* wie *Die Meistersinger* «gewiss zehnmals gesehen» und «natürlich» auswendig gekannt.⁴⁶

Der junge Österreicher – Nichttrinker, Nichtraucher und zu schüchtern für Frauenbe-kanntschaften – sympathisierte entschieden mit der antisemitisch geprägten «alldeut-schen Richtung», als er nach Wien kam. Georg Schönerer, der kultisch verehrte «Führer» der Alldeutschen, war zunächst «sein politisches Leitbild», wie Brigitte Hamann in *Hit-lers Wien* schrieb.⁴⁷ Später erklärte er in *Mein Kampf*, es seien die Überzeugungen Karl Luegers und des Bürgermeisters Begabung für Propaganda gewesen, in denen er einen Prototyp für sein antijüdisches Programm gefunden habe.⁴⁸

Aus der Distanz fällt es schwer, die widersprüchlichen Wahrnehmungen der Wiener Lueger-Jahre in Einklang zu bringen. Stefan Zweig schrieb, dass Lueger trotz seiner an-tisemitischen Politik «gerecht» und «seinen früheren jüdischen Freunden wohlgesinnt und gefällig» gewesen sei.⁴⁹ Im Kontrast hierzu schrieb der Pianist Artur Schnabel, er habe als jüdischer Junge von 13 Jahren in Luegers Wien «die Bedeutung von Angst» kennengelernt, auch wenn seine Kindheit ansonsten recht glücklich gewesen und er nur einmal belästigt worden sei.⁵⁰ «Von Lueger aufgestachelt», berichtet Schnabel, «mach-ten sich chauvinistische Halbstarke einen Sport daraus, Kinder, die sie für Juden hielten, in feuchtfrohlicher Brutalität zu piesacken und zu schlagen.»⁵¹

2. Gute musikalische Kinderstube

Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt.

Der kleinen Alma herzlichst

SELMA HALBAN-KURZ¹

Für Alma – «Almschi», wie ihre Familie sie nannte – war die Rolle eines Prominentenkindes wie massgeschneidert. Mit ihren grossen dunklen Augen und ihrer pausbäckigen Puppenschönheit mit Ringellöckchen verfehlte sie nie Eindruck zu machen. Justine kleidete sie in Kittelkleidchen mit Spitzenkrägen, Puffärmeln und handgenähten Zierrosen und brachte ihr bei, wie ein österreichisches Mädchen zu knicksen hat. Besucher des Rosé-Haushalts begegneten Alma nur kurz: Dann machte sie eine graziöse Verbeugung, auf die ein Lächeln oder ein höflicher Handkuss folgte – dann huschte die Gouvernante oder das Kindermädchen mit ihr rasch davon. Besucher erinnerten sich an den Eigensinn in ihrem Gesicht.

Im Jahr 1909 war Alfred ein lebhafter Siebenjähriger; Alma mit ihren drei Jahren stand oft in seinem Schatten. Alfi mühte sich nach Kräften, zu dominieren, wobei er Befehle herausbellte und Gehorsam verlangte. Indem Alma, anstelle solcher Heldenhaftigkeit, ihren Charme einsetzte, lernte sie bald, wie sie sich zur Geltung bringen konnte.

Die Rosés wohnten nur wenige Fussminuten von Wiens Innenstadt entfernt im grossbürgerlichen 4. Bezirk «Wieden»: zuerst Taubstummengasse 4, dann Strohgasse 3.

Leila Doubleday (später Leila Pirani), eine junge Australierin, die in Wien lebte, erinnerte sich an ihren ersten Besuch in der komfortablen Wohnung der Rosés.² Als Geigen- und Klavierschülerin hatte sie sich zu einer Vorspielprobe beim berühmten Professor Rosé angemeldet. Mit klopfendem Herzen erklimmte sie, an den Wohnungen von Grafen und Baronen vorbei, die vier Stiegen bis zum 4. Stock der Rosés, wo ein Dienstmädchen auf ihr Läuten öffnete. Während Leila darauf wartete, vorgelassen zu werden, studierte sie die grossen Drucke der Sixtinischen Fresken, die an den Wänden des quadratischen Entrees hingen.

Justine, eine gutaussehende Frau, wenn auch «beträchtlich dicker, als gesund war», begrüsst sie mit warmem Lächeln. Arnold wahrte würdige Distanz bis er entschied, die

junge Musikerin sei musikalisch genug, um als Schülerin angenommen werden zu können. Er war von imposanter Gestalt mit «schön getrimmtem schwarzem Bart und perfekt geschneiderter Kleidung», doch irgendetwas in seinen Augen nahm einem jegliche Angst. Leila machte einen guten Eindruck und wurde nicht nur eine Lieblingsschülerin Rosés, sondern eine geliebte Freundin der Familie. Die Rosés, schrieb sie in ihren Erinnerungen, waren eine Familie, die sich auszeichnete durch ihre «Vitalität, Begabung und liebevolle Aufmerksamkeit gegenüber anderen».³

Die Rosé-Kinder lebten in engem Kontakt mit ihren Cousins Ernst und Wolfgang, ihrer Cousine Gucki und den Kindern der Freunde ihrer Eltern aus der Oper. Wenn sie ihre Gouvernante in den Schwarzenberg-Park unweit der Ringstrasse führte, zählten Gretel und Lotte Walter, die Töchter Bruno Walters, sowie Walter und Gretl Slezak, die Kinder Leo Slezaks, zu ihren Spielgefährten.⁴

1910 übersiedelten die Rosés, da sie mehr Raum für die Familie und das Dienstpersonal benötigten, von Wieden nach Döbling, dem 19. Bezirk, der zur bevorzugten Wohngegend für Wiens gehobene Mittelklasse wurde. Dort bezogen sie die ersten zwei Stockwerke des Hauses Pyrkerstrasse 23 und erfreuten sich der Annehmlichkeit eines Blumengartens. Der Musiksalon, der dem Musizieren und dem Empfang von Gästen vorbehalten war, lag im Parterre, dazu auch das traditionelle Speisezimmer sowie die Küche, in der die tschechische Köchin der Familie, Marie (Manina) Jelinek-Klose, sachkundig ihres Amtes waltete. Maninas deftige mitteleuropäische Kreationen trugen nicht wenig zur besonderen Reputation der Roséschen Gastlichkeit bei. Auch Justine verdiente Anerkennung für die Spezialitäten der Küche. Zu ihren Steckenpferden zählte das Sammeln von Kochrezepten Wiener Musiker einschliesslich der Liebesspeisen des Sängers und Kritikers Ludwig Karpath, eines hochgeschätzten Kochs.⁵ Über die Jahre vervollkommnete Justine die favorisierten Speisen der Familie, zu denen die Lieblingsmehlspeise ihres Bruders gehörte, Marillenknödel. Die Kinder wussten immer schon, wenn Onkel Gustav zum Essen erwartet wurde: Dann stand seine geliebte dänische Butter auf dem Tisch.

Im ersten Stock, der über eine massive Wendeltreppe zu erreichen war, befanden sich zwei grosse Schlafzimmer und weitere Kabinette, von denen eines als weiteres Schlafzimmer genutzt wurde. Um deren Ordnung kümmerte sich ein zweites Dienstmädchen.

Das Stiegenhaus war für Alma von besonderem Reiz: Sie liebte es, die Treppe hinauf- und hinabzurennen.⁶

Bisweilen fanden Alfi und Almschi des Nachmittags bei der Heimkehr aus dem Park im Musikzimmer ihre Mutter vor, wie sie einer ihrer beliebten Salon-Soireen präsierte. An Geselligkeit für Justine mangelte es nie, auch wenn Arnold oft fern von Wien weilte.⁷ Um ihre Geltung als attraktive Gastgeberin zu behaupten und den aktuellsten Skandal nicht zu verpassen, war Justine eine eifrige Leserin und ging wöchentlich auf Bücher- und Klatsch- und- Tratsch-Jagd in den Buchläden der Wiener Innenstadt.

33

Die Sonntage gestalteten sich bei den Rosés besonders festlich. Den philharmonischen Matineen folgte ein Familien-Mittagsmahl, zu dem oft Freunde und Verwandte eingeladen waren. Zahllose Erzählungen ranken sich um die lebhaft Atmosphäre im Musiksalon der Rosés, wo Onkel Gustav und Onkel Bruno sich dem ausgelassenen Vierhändigspiel von Wiener Walzern hingaben und die junge Alma gebannt sass, um dem Geigenspiel des Vaters zu lauschen. Alma vergötterte Arnold, den die Familie «Vati» nannte, und war immer am glücklichsten, wenn er daheim war.

Arnolds knapp terminierter Dienstplan gab den Tagen ihre Kontur. Zusätzlich zu seinen Pflichten an der Oper und bei den Philharmonikern diente er zwischen 1888 und 1896 wiederholt als Konzertmeister im Bayreuther Festspielorchester, leitete das Rosé-Quartett, unterrichtete am Wiener Konservatorium und dirigierte häufig Konzerte mit Orchestern, die er ad hoc zusammengestellt hatte.⁸ Justine führte den Haushalt und kümmerte sich um Alfred und Alma.

In Wien war es modern geworden, englische Gouvernanten einzustellen. Dies führte in der Rosé-Familie zu Komplikationen, da sowohl Alma wie Alfred in ihren frühen Jahren im Englischen mehr Geläufigkeit erwarben als im Deutschen. Mitunter hatten sie Schwierigkeiten, sich mit Arnold zu verständigen, der nie Englisch lernte. Ihre erste Gouvernante hiess Elly Burger, eine muntere junge Wienerin, die in der Nähe wohnte und eine lebenslange Freundin wurde. Nach Ellys Abschied wurde zum Schrecken der Kinder eine «echte» englische Lehrerin, die sie «Miss Jessie» nannten (Jessie Thompson), ihre Gouvernante. Selbst Justine fand sie manchmal hochnäsig.

Miss Jessie zur Seite stand ein englisches Au-pair-Mädchen, eine Klavierschülerin namens Dorothy (Dory) Beswick (später Dorothy Hetherington).

Dory, wie Elly vor ihr, wuchsen die Rosés bald ans Herz; der Familie blieb sie eng verbunden.

Gelegentlich besuchten Alma und Alfred mit ihren Kindermädchen anglikanische Gottesdienste, doch in der geistigen Welt der Rosés spielte die Kirche eine unbedeutende Rolle. Die Eltern machten aus ihrer Herkunft kein Hehl, die Kinder aber hatten keinen Grund, sich als Juden zu fühlen. Die Unschuld der Jugend und der künstlerische Kokon, in den sie eingewoben waren, schirmten sie gänzlich gegen den Stachel des Antisemitismus ab, der sie kaum zu betreffen schien.

Die Einstellung ihrer Mutter zu Fragen der Rasse war womöglich, wie diejenige ihres Onkels Gustav, von den Schriften Arthur Schnitzlers beeinflusst. In *Der Weg ins Freie*, einem Roman, 1908 in Berlin erstveröffentlicht, wird Heinrich, der jüdische Intellektuelle, des Antisemitismus beschuldigt. Er erwidert: «Jede Rasse als solche ist natürlich widerwärtig. Nur der einzelne vermag es zuweilen, durch persönliche Vorzüge mit den Widerlichkeiten seiner Rasse zu versöhnen. Aber dass ich den Fehlern der Juden gegenüber besonders empfindlich bin, das will ich gar nicht leugnen.»⁹ Auf ähnliche Weise, mit bemerkenswerter Geringschätzung «rassisches» Bewusstseins, war Justine fähig, sich darüber zu beschweren, gewisse Juden, die an einem Ferienort Urlaub machten, den sie und Arnold zu Beginn ihrer Ehe besuchten, hätten ihr die Sommerfrische gestört.

Die Sommerfrischen in Almas Kindheit waren prachtvolle Tage an den Seen rings um Bad Aussee. In den ersten Jahren quartierte sich die Rosé-Familie in einem Ferienhaus ein, in dem sich manchmal zwölf oder vierzehn Personen drängten. Emma und Eduard Rosé kamen mit Ernst und Wolfgang zu Besuch, und Freunde auf Urlaub gingen ein und aus. Ein denkwürdiger Besucher war der sechzigjährige Musikwissenschaftler Guido Adler, der nach einem Fahrradunfall bei den Rosés um Unterkunft bat.¹⁰

Im Geiste noch einmal die glücklichen Sommer der 90er Jahre durchlebend, als sie in Mitterach am Attersee Gustavs Haushalt besorgte, während ihr Bruder sich zum Komponieren zurückzog, organisierte Justine besonders gern Tagesausflüge mit Familie und Gästen. Nun war sie die Schrittmacherin. Die Gruppe wanderte über die Hügel, zu benachbarten Seen und Dörfern und hielt dann und wann inne, um zu picknicken oder sich in malerischen Jausenstationen zu stärken.

Im Sommer 1910, als Alma dreieinhalb war, schlossen sich Arnolds Quartettkollege Friedrich Buxbaum, seine Frau Käthe samt Söhnen Walter und Erich der Bad Ausseer Feriengemeinschaft an, indem sie ein Haus unweit demjenigen der Rosés mieteten. Leila Doubleday und ihre Familie – Mutter, Oma, Bruder Kingsley – traten der Rosé-Entourage gleichfalls bei und nahmen sich Zimmer in einem nahegelegenen Gasthof. «Kings» und die anderen Buben wurden bald unzertrennliche Freunde. Alma, das einzige Mädchen unter den Kindern, blieb ausgeschlossen. Die Buben in ihren Lederhosen machten sich über ihr Dirndl lustig, das zu ihrer piekfeinen Feriengarderobe zählte, und spotteten über ihr «holpriges» Deutsch.

Justine kam ihr zu Hilfe. Extra für ihre Tochter hatte sie eine Mädchen-Lederhose anfertigen lassen, komplett mit Lederjacke und Hütchen. Dazu nannte sie ihre Tochter den Rest des Sommers über nur noch «Tommy». Jetzt konnte Alma bei den Burschen ihren Mann stehen, und ihr Lächeln kehrte zurück. Ein Photo aus dem Familienalbum zeigt, dass man sie nicht wirklich für einen «Tommy» hätte halten können.

Leila erinnerte sich an die Haushaltsregeln jenes Sommers: Arnolds Anordnungen, denen Justine getreulich Geltung verschaffte. Alfred, Wolfgang und Leila, allesamt ernsthafte Klavierschüler, wurde nicht erlaubt, in Hörweite des Herrn Professor zu üben. Selbst im Urlaub konnte er falsche Noten nicht ertragen.¹¹ Von den Männern und Jungen im Kreis der Rosés war Arnold der einzige, der keine Lederhosen trug. Seine Aura von Autorität verliess den Professor nie.

Für Arnold wurde der Sommer überschattet von Vorbereitungen zur Münchner Premiere von Mahlers 8. Symphonie, jener gewaltigen Synthese, die als «Symphonie der Tausend» bekannt ist. Mahler hatte seinen Schwager gebeten, als Konzertmeister bei der Uraufführung dieses ehrgeizigen Werkes mitzuwirken, das von einem Chor von 858 Sängern (darunter 350 Kinder), 171 Instrumentalisten und 8 Solisten (deren Auswahl und Einstudierung Bruno Walter besorgte) aufgeführt wurde. Premierentermin war der 12. September 1910.

Gustavs Bitte, Arnold möge einem Orchester vorsitzen, das schon einen eigenen Konzertmeister hatte, stiess bei diesem auf Skepsis. Als Gustav nicht locker liess, stimmte Arnold unter der Bedingung zu, dass man das Orchester im Vornherein von dieser Absprache unterrichtete. Aber als Arnold in München eintraf und zur ersten Probe am

ersten Pult Platz nahm, wurde er mit dem peinlichsten Augenblick seines Berufslebens konfrontiert. Das Münchner Orchester war von seinem Kommen nicht verständigt worden und weigerte sich zu spielen, solange nicht seinem eigenen Konzertmeister der wichtige Part überlassen werde. Rosé zog sich – ganz Kavalier – zurück: erhob sich von seinem Stuhl und verliess mit seiner Violine das Podium. Wie Alma Mahler in ihren *Erinnerungen und Briefen* kommentierte: «Dies war entehrend und blamabel, aber die vornehme Haltung, die er dabei an den Tag legte, brachte die Blamage sofort auf die Seite der andern.»¹² Offensichtlich hatte sich Mahler darauf verlassen, dass der Konzertmanager das Orchester von seiner Entscheidung in Kenntnis setzen würde – was dieser jedoch, aus Furcht, unterlassen hatte.

Im Frühjahr des Jahres 1911 wurde Gustav Mahler in New York todkrank. Als Ärzte zu dem Schluss kamen, sein Zustand sei hoffnungslos, brachte ihn seine Gattin nach Wien zurück, damit er in der Stadt sterben könne, die er liebte. Seine letzten Tage verbrachte er in einem Sanatorium. Justine wechselte sich mit Alma und den Molls am Krankenbett ab. Am 18. Mai verschied er.

Als Mahler starb, waren Alfred achteinhalb Jahre alt, Gucki noch nicht sieben und Alma viereinhalb. Sowohl Alfred wie Dory, das Kindermädchen der Rosés, erinnerten sich der Szene: Als draussen der Donner krachte, sassen die drei Kinder mit Dory in einem Vorraum zum Krankenzimmer. Hinter einer geschlossenen Tür waren Justine und Alma Mahler bei Gustav. Die Atmosphäre war gespannt, und alles, was Dory tun konnte, war, die Kinder still zu halten. Schliesslich trat Justine schluchzend aus der Tür, und Alfred verkündete nüchtern: «Das ist wegen Onkel Gustav». Dory nahm Justine in die Arme, um sie zu trösten.

1923, 17 Jahre später, stattete Leila Doubleday dem Professor und seiner Familie in Wien einen Besuch ab. In einem stillen Moment nahm Justine sie beiseite und öffnete eine Kommode. Darin lag die von Carl Moll abgenommene Totenmaske ihres Bruders: die Ikone ihrer unausgesetzten Trauer.¹³ Justine litt um ihren Bruder bis zu ihrem Lebensende. In späteren Jahren wurde ihr Empfinden für den Verlust noch durch Verbitterung über Gustavs junge Witwe gesteigert.

Die Spannungen zwischen der schicklichen Justine und der eigensinnigen jungen

Frau, die sie als Vorsteherin des brüderlichen Haushalts vom Thron gestossen hatte, sind ein Quell endloser Spekulationen gewesen. Ernst Rosé beschrieb das Verhältnis zwischen Justine und Alma Mahler als «Hassliebe», ein Gefühl, wie es bestehen mochte «zwischen der Gattin des Papstes und der Schwester des Papstes. [...] Alma (Mahler) war sehr eifersüchtig auf Justine, und Justine sehr eifersüchtig auf sie.» In späteren Jahren kommentierte Anna Mahler, die mit ihrer willensstarken Mutter ihre eigenen Schwierigkeiten hatte, lediglich, dass auch Justine eine «temperamentvolle Frau» gewesen sei.¹⁴

Zu Lebzeiten Gustavs durfte das gespaltene Verhältnis zwischen seiner Frau und seiner Schwester nie an die Oberfläche dringen, da keine der beiden Frauen die Wiener Gerüchteküche versorgen wollte. Justine und Arnold traten bei allen wichtigen Ereignissen auf, und Arnold und Gustav bewahrten sich ihre freundschaftliche Kollegialität. Gustav und Justine sandten sich weiterhin liebevolle Briefe, doch mit ihren Eheschliessungen hatten sich ihre Lebenspfade unerbittlich in verschiedene Richtungen entwickelt.

Noch im Frühjahr 1909 gab es Friedensinitiativen, als die Mahlers aus New York via Paris heimreisten, so dass Gustav dem Bildhauer Rodin sitzen konnte, der an seiner berühmten Bronzestatuette arbeitete. Alma schrieb am 28. April 1909 an Justine und kündigte ihre unmittelbar bevorstehende Ankunft an:

Liebste Justine,

Ich habe eben Deinen Brief bekommen und will Dir nur schnell sagen, dass es auch mein innigster Wunsch ist, dass wir im allerbesten Einvernehmen sind, wenn wir zurückkommen.¹⁵

Der Vorfall, der den Brief inspirierte, wird nicht erläutert, aber es ist offenkundig, dass beide Frauen ihr Herrschaftsterrain abgesteckt hatten.

In ihren *Erinnerungen an Gustav Mahler* klagt Alma Mahler darüber, dass Justines «unsinniger Verbrauch» auf Mahler einen Schuldenberg gehäuft habe und dass es in den ersten Jahren ihrer Ehe ihre Hauptaufgabe gewesen sei, wieder Ordnung in Gustavs Finanzen zu bringen.¹⁶ In Justines Augen war der Vorwurf selbstgerecht und unfair: Schliesslich war Alma erst auf den Plan getreten, als Gustav sich in der musikalischen Welt einen Namen gemacht

hatte und das Leben für ihn substantiell einfacher geworden war als in den Jahren, da Justine sich noch um seine Angelegenheiten kümmerte.

Mahlers Witwe musste nach seinem Tod nicht lange darben. Im Frühjahr 1912 lebte die dreiunddreissigjährige Alma Mahler in einer Gartenwohnung unweit der eleganten Villa der Molls an der Hohen Warte. Oskar Kokoschka, der damals sechszwanzigjährige expressionistische Maler, erhielt einen Auftrag zu einem Porträt Carl Molls. Alma bat darum, ihm vorgestellt zu werden; bei ihrer ersten Begegnung fand er sie «jung, in Trauer ergreifend, weil sie so schön und einsam war».¹⁷ Danach behauptete jeder der beiden, der andere habe sich auf den ersten Blick verliebt. So begann eine stürmische, drei Jahre währende Affäre, die erst endete, als Alma ihre Aufmerksamkeit dem Architekten Walter Gropius zuwandte, mit dem sie sich schon im Jahr vor Mahlers Tod eines leidenschaftlichen Idylls erfreut hatte.¹⁸

Mit ihren Verbindungen zu Männern von Genie erlangte Alma Mahler Berühmtheit und blieb im Fokus der Öffentlichkeit durch ihre Liebesaffäre und Ehe mit Walter Gropius, diverse amouröse Abenteuer und schliesslich ihre Liebesaffäre und Ehe mit Franz Werfel, der ihr bis zu seinem Tod 1945 in Kalifornien verbunden blieb.

In den Monaten nach Mahlers Tod brachte Arnold Justine und die Kinder – und Dory, die sich um sie kümmern sollte – nach Tirol, in der Hoffnung, ein Urlaub werde sie aufheitern. Noch im September 1911 warnte eine Postkarte Dorys ihre Mutter in Penrith/England: «Was du auch tust – schreib nicht an Frau R. Es wäre mir ganz arg, wenn du's tätest.»¹⁹ Justine war weiterhin extrem gefühlslabil – ein jegliches Wort, mochte es noch so gut gemeint sein, konnte Sturzbäche von Tränen auslösen. Im folgenden Monat, noch unterwegs, schrieb Dory ihrer Mutter: «Ein Schürzenkleid für Alma tät uns sehr gefallen! Der Mantel Nr. 1010 ist ganz hübsch, aber meinst du nicht, der zu 4 Pfund 14, mit Skunkpelzkragen, ist preiswerter?» Dory liebte die kleine Alma und sprang ein, um nach besten Kräften zu helfen, als Justine sich hinter ihren Schleier aus Leid zurückzog.

Im März 1912 machten die Rosés Automobiltouren durch Wien, und Alma wie Alfi, beide ausgezeichnete Schüler, besuchten die Volksschule in der Gymnasiumstrasse. Dory schrieb heiter ihrer Mutter: «Heut Morgen sind der Herr Professor, Frau Rosé und ich im Auto in die Stadt gefahren, haben dann bei der Oper haltgemacht und bei den Kindern in der Schule vorbeigeschaut.»

Der folgende Sommer brachte weitere Reisen. Im Juli 1912 liess Dory jeden ihrer Gefährten eine Karte aus Tirol an ihre Mutter unterschreiben. In ungelenker Schrift setzte Alma, die noch nicht ganz sechs war, ihren Namen in Druckbuchstaben darauf und kästelte ihn von drei Seiten ein, was ihn markant hervortreten lässt. Dabei handelt es sich um Almas erstes überliefertes Schriftzeugnis.

Eine weitere Postkarte aus diesem Sommer erwähnt, dass sowohl Alma wie Alfred an schwerem Keuchhusten litten. Dory schrieb ihrer Mutter: «Besonders schlecht geht es Alma in der Nacht. Könntest Du das Rezept schicken, das Du für unsere Brustkrankheit hattest?»

Im November 1912 kam Dorys Mutter zu einem Besuch nach Wien, während Dory in England weilte. Nach einem Besuch bei den Rosés war auch die Mutter von Dorys jungen Schützlingen sehr angetan. Ihrer Tochter schrieb sie: «Von Alma ein Bussi für Dich und alles Liebe! Sie spielt so schön Spiele! Wenn ich heimkomme, erzähle ich Dir von ihr.»

Bei all seiner Strenge war der Rosé-Haushalt nicht gegen modische Marotten gefeit. Eine Zeitlang wurde jede Portion, die bei Tische Erwachsenen serviert wurde, abgewogen in Übereinstimmung mit den Regeln einer gewissen Dr.-Norberts-Diät; Vater Rosé pflegte dann über die Küchenwaage zu wachen. Zu einer anderen Zeit tauchte Arnold vor jedem Essen seine Finger in erwärmtes Wachs: zur Pflege seiner kostbarsten Werkzeuge.

Noch vor Erreichen des sechsten Lebensjahrs wusste Alma, dass sie in die Fussstapfen ihres Vaters treten wollte. Jeden Morgen, wenn er daheim war, gab ihr Rosé noch vor dem Frühstück im Musikzimmer eine Violinstunde. Zum Erstaunen der ganzen Familie liess sie ihren Morgenkakao bis nach dem Unterricht stehen – in gänzlichem Gegensatz zu Alfred.

Auch Alfred lernte Geige bei seinem Vater. Doch dieser explodierte gelegentlich bei Alfis Stunden, die mehr als einmal mit einem gewaltigen Krach endeten. Im Augenblick der Gemütsaufwallung pflegte Arnold den Flügel mit den Knien anzustemmen und das Instrument auf den Boden krachen zu lassen. Das Crescendo der Stimmen aus dem Musiksalon und die Erschütterung, die die Wände beben liess, sagten der Familie, dass Alfreds Unterricht für heute beendet sei.

Schliesslich schlossen Vater und Sohn einen Waffenstillstand, doch Alfred hängte die Geige an den Nagel, um sich stattdessen der Klarinette und dem Klavier zu widmen.

Von jener Zeit an orientierten sich Alfreds musikalische Ambitionen, von Justine ermutigt, an seinem Onkel Gustav, indem er hoffte, Komponist und Dirigent zu werden.

Da Arnold so oft fern von Wien weilte, wurde Alfred der «Mann im Haus». Wenn Arnold heimkehrte, gab es zwischen Vater und Sohn oft Zusammenstöße. Almas ältere Cousine Eleanor²⁰ erinnerte sich an ein Abendessen, bei dem der zehnjährige Alfred von der denkwürdigen medizinischen Entdeckung des Tages zu reden anhub: Paul Ehrlichs Entdeckung einer Syphilis-Behandlung mit Salvarsan, das als «606» bekannt wurde. Eleanor: «Das Thema war in aller Munde, und Arnold war so grausam, Alfred in Gegenwart aller Anwesenden zu sagen, dass dies kein Thema für einen Zehnjährigen sei.»

Alma, die sich so eifrig dem Erlernen des Geigenspiels widmete, hatte solche Ausbrüche nicht zu befürchten. Sie war musikalisch talentiert, und Arnold war von ihren Fortschritten angetan. Indem sie auch Klavierunterricht nahm, erwarb sich Alma genug Fertigkeit, mit Alfred vierhändig zu spielen. Irgendwer war immer am Musizieren in dem, was ein Wiener Kritiker einmal die «gute musikalische Kinderstube in der Pyrker-gasse»²¹ nannte. Von früh auf hatte Alma nur ein einziges Ziel: eine Geigerin zu werden, würdig ihres Vaters.

In der Schule hielt sich Alma von Spiel und Sport fern. Gleich allen Schülern Arnolds war ihr verboten, Spiele zu spielen, bei denen sie sich die Hände verletzen könnte. Eislaufen war nicht erlaubt. Was Tennis betrifft, so glaubte Arnold, dieser Sport fördere für einen Geiger nicht die richtige Entwicklung der Armmuskeln. Er lehrte Alma, ihre Hände um jeden Preis zu schützen. Freunde sollten sich später über die Disziplin wundern, die ihr schon im Kindesalter aufgebürdet wurde. Alma äusserte manchmal, ihre Hingabe an die Musik schliesse ein, dass sie «viele schöne Tage» in ihrer Jugend verpasst habe, doch mischte sich in solche Anflüge von Bedauern immer auch ein Hauch von Stolz.

Zu der Zeit, da Alma auf das Cottage-Lyzeum in Döbling wechselte, war sie lernbe-gierig und ganz von ihrer Musik durchdrungen. Sie war ungemein stolz auf ihren Vater und fiel durch eine gewisse Distanziertheit auf: Eine Mitschülerin schilderte sie als «re-serviert gegenüber Leuten, die sie nicht kannte». Walter Strauss, ein Freund aus ihren Wiener Schuljahren, erwähnte, dass Alma kurzsichtig war, was den Eindruck von Dis-

tanziertheit vermittelte. «Sie schien immer auf etwas zu gucken, das schwer zu erkennen war. Deswegen gab sie einem das Gefühl, als hätte sie Mühe, sich auf die Person zu konzentrieren, mit der sie gerade redete.»²²

Im Frühling vor ihrem 13. Geburtstag nahmen die Rosés Alma von der Döblinger Schule, da sie sie lieber für eine musikalische Karriere auf dem Wiener Konservatorium und danach der Wiener Staatsakademie präparieren wollten. Binnen 14 Tagen verliess eine weitere Schülerin, Anita Ast, die Schule, um Violine zu studieren.²³ Die Schuldirektorin sagte Anitas Mutter, so habe sie binnen zweier Wochen ihre zwei besten Schülerinnen an die Musik verloren.

Um Alma und Anita (die ein Jahr älter war als sie) dabei zu helfen, die Aufnahmeprüfung am Konservatorium zu bestehen, studierte Arnold mit ihnen eine Seite des Violinkonzerts von Goldmark ein, jenes ungeheuer schwierigen Stücks, das er 1881 in Wien aus der Taufe gehoben hatte. Einmal vertraute er Anita an, er hoffe, Alma würde ihre Begabung der Kammermusik widmen statt den prekären Weg einer Virtuosenkarriere einzuschlagen.

Auch die Geigerin Erica Morini, eine Freundin Almas aus Kindertagen, war Musikstudentin. Erica erinnert sich an ein Dreiergespann, so unzertrennlich «wie Erbsen in der Schote»: sie selbst, Alma und Gretl Slezak. Auch Carl Bamberger, der bekannte Dirigent, erinnerte sich, dass die Mädchen ein glückliches Trio waren.²⁴ Alle drei studierten Violine sowohl wie Klavier und kamen aus distinguierten musikalischen Familien. Ericas Vater leitete in Wien eine bedeutende Musikakademie, und Gretls Vater war Leo Slezak, Tenor der Wiener Oper.

Es war Erica, zwei Jahre älter als Alma, die das leichtherzige Flair der Virtuosin zeigte. Schon vor ihrem zwölften Lebensjahr war sie ein Star der Wiener Konzertpodien und sollte später von Arturo Toscanini wie Bruno Walter sehr geschätzt werden. Diejenigen, die sich ihres Wiener Debüts von 1916 erinnern, haben sich das Bild eines kleinen Wunders bewahrt, wie da ihr Haar flog, als sie ihr musikalisches Naturtalent offenbarte.²⁵ Arnold war besonders stolz: Er hatte mit der jungen Erica Beethovens Violinkonzert einstudiert zu einer Zeit, da er als dessen grösster lebender Interpret galt. Einmal, wie Erica sich erinnert, bot er ihr eine Belohnung, wenn sie Alma beibringen könne, ein Staccato richtig auszuführen. «Und das habe ich gemacht», sagte Morini Jahre später.²⁶

Die dritte im Trio, die hübsche Gretl Slezak, war selbstsicher und feurig, weniger hart arbeitend und hingebungsvoll als Alma und weniger naturbegabt als Erica. Später wurde sie Sängerin und glamouröse Soubrette an der Oper; auch in der Filmindustrie machte sie sich einen Namen.²⁷ Während ihres Violinstudiums in München ein paar Jahre später [freundete sie sich mit einem jungen Strassenpolitiker namens Adolf Hitler an](#), eine Verbindung, der ihr Eingeständnis, dass sie eine jüdische Grossmutter habe, nichts anhaben konnte. Noch später trug Gretl die Freundschaft mit Hitler einen Platz an der Peripherie des engsten Nazi-Kreises ein, eine Erfahrung, die derjenigen Almas diametral entgegenstehen sollte.

In ihrer Jugend beklagte sich Alma manchmal bei ihrer Cousine Eleanor, ihre Eltern seien viel zu sehr in ihrem je eigenen intellektuellen Leben befangen, als dass sie sich ihr mitteilten. Almas Eltern waren in ihrer musikalischen Welt abgeschottet und hatten auch für politische Realitäten wenig Verständnis. Sie waren überzeugt, Musik könne alle Probleme tilgen, sei ein hinlängliches Bollwerk wider die politischen Extremisten um sie herum. Wie viele andere Angehörige der künstlerischen Elite Wiens konnten sie ihre Kinder kaum auf die Welt vorbereiten, die ihrer harrte.

3. Krieg

So reich bist du, als du tränenreich bist.

So frei bist du, als du dich selbst überspringst.

FRANZ WERFEL¹

43

Am 18. März 1913 sollte das Rosé-Quartett das letzte Konzert im Bösendorfer-Saal geben, dessen Abriss bevorstand und der über 30 Jahre lang die Wiener Heimstatt des Quartetts gewesen war. Der Saal, einst die Reitschule Fürst Liechtensteins, war seiner Akustik wegen berühmt, die man mit der «Resonanz einer alten Violine» verglich.² Wiener Musikliebhaber hingen mit Inbrunst an ihm. Da war es nur stimmig, dass ihrem berühmten Quartett die Ehre der letzten Aufführung in dem grossen alten Saal zuteilwerden sollte.

Das Konzert war das letzte einer Serie von sechs Beethoven-Aufführungen mit dem Rosé-Quartett. Auf dem Programm standen die Quartette Es-Dur op. 74, cis-Moll op. 131 und A-Dur op. 18/5. Stefan Zweig berichtete:

Als die letzten Takte Beethovens verklangen, vom Roséquartett herrlicher als jemals gespielt, verliess keiner seinen Platz. Wir lärmten und applaudierten, einige Frauen schluchzten vor Erregung, niemand wollte es wahrhaben, dass es ein Abschied war. Man verlöschte im Saal die Lichter, um uns zu verjagen. Keiner von den vier- oder fünfhundert der Fanatiker wich von seinem Platz. Eine halbe Stunde, eine Stunde blieben wir, als ob wir es erzwingen könnten durch unsere Gegenwart, dass der alte geheiligte Raum gerettet würde.³

Die Sommerferien des Jahres 1913 endeten wie üblich, als die Rosé-Familie nach Wien heimkehrte zur Eröffnung der Opernsaison an Kaisers Geburtstag, dem 18. August. Am 24. Oktober – zehn Tage vor Almas siebentem Geburtstag – würde Arnold 50 Jahre alt werden, und immer weiter gedieh der Plan für eine grosse Feier. Es gab Visiten und Geschenke, Pläne für Festessen und Konzerte, neue Kleidung und Anproben. Briefe und Telegramme aus allen Ecken Europas trafen ein.

Gräfin Mysa Wydenbruck Esterhazy, Freundin und Vertraute des Mahler-Rosé-Kreises und mit Fürstin Pauline Metternich Organisatorin zahlreicher künstlerischer Veranstaltungen, plante eine ausserordentliche Feier. Die Gräfin zählte zu einer der einflussreichsten Adels-

dynastien Österreich-Ungarns, die sich mit der Förderung und Protektion Joseph Haydns ins Buch der Musikgeschichte eingeschrieben hatte. Als Tochter Franz Graf Esterhazys, verheiratet mit dem Kunstmäzen Wilhelm Graf Wydenbruck, hatte sie Arnolds Karriere von Anfang an verfolgt, war im Sommer nach Bayreuth gepilgert und hatte unzählige Konzerte des Rosé-Quartetts besucht. Unter ihren privaten Geschenken an Arnold befand sich eine zierlich durchbrochene Silberschale zur Erinnerung an sein 25. Jahr als Konzertmeister der Wiener Philharmoniker. Auf der Schale eingraviert waren das Wydenbruck-Wappen und die schlichte Botschaft «1881-1906: Der süssesten herrlichsten Violine».

Die Gräfin begann heimlich, Wiens wohlhabende Musikliebhaber für ihren Plan zusammenzuscharen, ihrem getreuen Arnold etwas zu schenken, was des Geigers höchster Stolz wäre: eine Stradivari. Ein Fonds wurde unter dem Namen «Rosé-Gesellschaft» eingerichtet, und Beiträge flossen in Strömen. Selbst Wiener, die gezwungen waren, in der Oper mit Stehplätzen vorlieb zu nehmen, waren mit dem Herzen dabei und gaben ihr Scherflein.

In ganz Europa wurde nach dem Instrument gesucht. Schliesslich trieb man eine Stradivari von 1718 aus dem Besitz von G.B. Viotti (1755-1824) in der Sammlung des Earl of Crawford in England auf, deren Echtheit von Expertisen im ehrwürdigen Londoner Familiengeschäft der Hills bezeugt wurde. Im Herbst 1913 wurde Arnold das Instrument als Ehrengabe in einer Feierstunde überreicht, für die die Spitzen der Wiener Gesellschaft subskribiert hatten. Aus Dankbarkeit gegenüber der Gräfin und mit der ihm eigenen Galanterie taufte Arnold die Geige auf den Namen «Mysa», einen Namen, den er für das kostbare Instrument von jenem Tage an verwendete.

Unheil braute sich in den fernen Gebieten des Reiches zusammen. 1912 und 1913 wütete Krieg auf der Balkan-Halbinsel, mit Serbien, Bulgarien, Griechenland und später Montenegro gegen die Türkei. Serbien ging aus den Balkan-Kriegen mit auf Kosten Bulgariens und der Türkei neuerworbenen Territorien hervor und mit Ansprüchen auf Österreich-Ungarns Bosnien und Herzegowina. Russland unterstützte die serbisch-nationalistischen Aggressionen, während Österreichs Politiker geiferten und schäumten. Jede Zeitung brachte Berichte von der wachsenden Spannung zwischen Russland und Österreich-Ungarn, und ein Zusammenstoss wegen der Lage auf dem Balkan schien unausweichlich.

Am 28. Juni 1914, einem Sonntag, war ganz Wien in den Parks. Unversehens hielten

die Musikkapellen in den Pavillons inne, und bestürzte Kapellmeister verkündeten, Erzherzog Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers und Thronerbe, sei in der bosnischen Hauptstadt Sarajewo von einem serbischen Nationalisten ermordet worden. Einen Monat später, am 28. Juli 1914, erklärte Kaiser Franz Joseph Serbien den Krieg: das Startsignal zum Ersten Weltkrieg. In schneller Folge rief Russland zur Unterstützung Serbiens die Mobilmachung aus; Deutschland, Österreichs Verbündeter, erklärte Russland und Frankreich den Krieg und marschierte durch Belgien in Frankreich ein; und Grossbritannien erklärte Deutschland den Krieg. Im September wurden die deutschen Truppen, nach der erbitterten Marne-Schlacht, ein paar Meilen vor Paris zum Stehen gebracht, und die Feinde verbissen sich in einen vier Jahre währenden blutigen Kampf in den Schützengräben. Obwohl die Reichstruppen im Schlamm der Ostfront steckenblieben, glaubten viele Österreicher fest, der Krieg werde bis Weihnachten vorbei sein.

Durch Wien brauste eine Woge des Patriotismus. Schulkinder lernten Kriegslieder, und jede Kurkapelle intonierte die Kaiserhymne, bei der die Zuhörer sich erhoben und mitsangen. Aus Wiener Speisekarten wurden Englisch und Französisch gestrichen. Der Schriftsteller Elias Canetti schrieb in seinen Erinnerungen an die Wiener Kriegsjahre von den Prügeln, die er und seine jüngeren Brüder in einem bevölkerten Park bezogen, als sie in aller Unschuld zur Melodie der deutschen Hymne «Heil dir im Siegerkranz» das englische «God Save the King» anstimmten.⁴

Mit dem Winter wurde die Lage verheerend. In ganz Österreich wurden Nahrungsmittel und Brennstoff knapp. Die Lieder der Soldaten verloren an Schwung, als die Liste der Gefallenen immer länger wurde und in der Heimat sich die Realität des Krieges in Wagenladungen von Verwundeten und Entwurzelten zeigte.

Für die Rosés barg der 2. Januar 1915 traurige Bedeutung: Karl Goldmark, mit dessen Violinkonzert der junge Arnold sich zu musikalischer Prominenz hatte aufschwingen können, starb mit 83 in seinem Haus in der Josef-Gall-Gasse. Bei seiner Beisetzung folgten auch die Rosés dem Zug der Trauergäste. Elias Canetti, damals ein Junge von neun Jahren, der in der Wohnung über dem verehrten Komponisten wohnte, beobachtete mit seinem Kindermädchen Paula die Szene aus einem Fenster des dritten Stocks. Er fragte: «,Wo kommen die nur alle her?» ,Das ist so, wenn ein berühmter Mann stirbt»,

46
Krieg

3. Kapi-
tel

sagte Paula. „Sie wollen ihm alle das letzte Geleit geben. Die haben seine Musik so gern.“⁵

Brennstoffmangel hielt die Musikliebhaber nicht davon ab, ins Konzert zu gehen. Den Winter hindurch kauerten die Zuhörer in dicken Mänteln in Opernhäusern, Theatern und Konzertsälen, während die Künstler der Stadt tapfer der Kälte zu trotzen suchten. «Wir schwammen in einem Meer von Freibillets», erinnerte sich Buxbaums Sohn Walter. Das Rosé-Quartett wiederholte mehrere populäre Beethovenkonzerte und säumte nie, eine Saison zum Abschluss zu bringen.

Wie ein Zauberlehrling begleitete Alma mit helfender Hand die Konzerte ihres Vaters und des Quartetts. Die Musiker, die noch mit Darmsaiten spielten, brauchten für den Fall, dass eine Saite riss, immer einen Reservevorrat zum Neubespinnen, und hierfür war Alma mit Ersatzsaiten für alle vier Instrumente gerüstet. Schon lange bevor sie selbst aufzutreten begann, war sie in Wiens Konzertsälen zuhause.

Als Nahrungsmittel knapp wurden, mischten die Wiener Bäcker dem Mehl ihrer Brote Mais bei, was ihm eine kräftig gelbe Farbe verlieh. Elias Canetti erinnerte sich, dass das Brot oft auch mit Schwarz gesprenkelt war, was auf weniger nahrhafte Zutaten schliessen liess.⁶ Eine Zeitlang schickten die Rosés Alfred mit seinen Vettern Wolfgang und Ernst aufs Land, nämlich zu Marie Gutheil-Schoder nach Thüringen, wo es mehr zu essen gab. Alma galt noch als zu jung, um verschickt zu werden; auch hätte sie nie ihren Vater verlassen wollen, dessen auswärtige Auftritte kriegsbedingt limitiert waren. Es war nunmehr Justine, die häufig ausser Haus weilte: als freiwillige Rot-Kreuz-Pflegerin verwundeter Kriegsheimkehrer.

Im November 1916 verschied Kaiser Franz Joseph im Alter von 86 Jahren. Die ganze Stadt, so schien es, war auf den Beinen, um seiner achtundsechzigjährigen Herrschaft, der längsten, die das Reich je erlebt, die letzte Ehre zu erweisen. Seine sterblichen Überreste wurden bei seinen Ahnen in der Kapuzinergruft zur letzten Ruhe gebettet. Sein Nachfolger, Kaiser Karl, versuchte 1917 vergeblich, mit Frankreich einen Separatfrieden auszuhandeln. Nach seiner Absetzung 1918 ging Karl ins Exil, und die neue Republik Österreich wurde gegründet. Mit dem Kollaps des Reiches wurde Ungarn ein unabhängiger Staat, und die einstigen österreichischen Kronlande wurden auf benachbarte Nationen verteilt.

Im April 1917 traten die Vereinigten Staaten den kriegführenden Mächten bei, und 1918 unterzeichnete das vom Bürgerkrieg zermürbte Russland mit Deutschland den Vertrag von Brest-Litowsk, durch den es etliche Territorien preisgab und die russische Kriegsteilnahme beendete. Ebenfalls 1918 schlugen britische und italienische Truppen die Österreicher in Italien zurück; und nach einer erbitterten Schlacht bei Amiens starteten alliierte Streitkräfte eine siegreiche Offensive gegen Deutschland. Nach Aufständen in grösseren deutschen Städten und der Abdankung Kaiser Wilhelms 11. kapitulierte auch Deutschland, und ein Waffenstillstand beendete de facto den Ersten Weltkrieg. Am 28. Juni 1919 unterzeichneten Deutschland und die Alliierten (ausser Russland) den Friedensvertrag zu Versailles. (Die USA schlossen 1921 mit Österreich und Deutschland einen Separatfrieden.) Deutschlands Unzufriedenheit mit den Vertragsbedingungen, besonders mit den verlangten Reparationszahlungen, im Verein mit Nachkriegs-Inflation, Hunger und Wirtschaftsdepression sollten später zum Aufstieg des Nationalsozialismus beitragen.

Österreich ging aus dem Krieg als verarmte Insel in einem neuerdings republikanischen Mitteleuropa hervor, das es einst beherrscht hatte. Erinnerungen daran, dass Österreich zuvor im Krieg Seite an Seite mit Deutschland gekämpft hatte, gaben Bestrebungen zu einer Union mit Deutschland nun neuen Nachdruck. Die beiden Nationen hatten lange mit einer Stimme gesprochen – jetzt trugen sie auch gemeinsam an der Erinnerung an eine demütigende militärische Niederlage.

Bei den Nachwirkungen des Krieges blieben den Rosés und vielen Künstlerkollegen die schlimmsten Prüfungen erspart: der allerorten grassierende Hunger und Krankheiten. Das Quartett, das jenseits der Grenze im nunmehr unabhängigen Ungarn spielte, kehrte mit Naturalien heim. Ungarische Musikstudenten, die für ihren Unterricht mit Fleisch, Mehl und Wurzelgemüse bezahlen konnten, waren plötzlich begehrt.

In ganz Wien standen die Menschen vor den Viktualienhandlungen Schlange. Oft wurden Kinder dazu abgeordnet, sich anzustellen und bisweilen abzulösen. Alma und Erica Morini reihten sich der Schlange ein, um Brot und andere kostbare Waren zu erwerben. Selbst in den schlimmsten Zeiten schaffte es Justine, ein Stück Fleisch zu organisieren, und die Rosé-Küche war besser versorgt als die meisten anderen.

Arnolds musikalisches Leben gedieh weiterhin. Thomas Mann, der Rosé im Dezember 1919 vor einem von Bruno Walter dirigierten Konzert mit drei Beethoven-sonaten kennenlernte, schrieb, er sehe aus wie ein «Medizinalrat». Mann bezeichnete das Ensemblespiel als vollkommen und fügte hinzu: «Walter und Rosé spielten ausserordentlich schön die Kreuzersonate. Teilnahme des tausendköpfigen Publikums.»⁷

Gegen Kriegsende war Alma dreizehn und spielte bis zu sechs Stunden täglich Violine und Klavier. Eine Zeitlang hatten sie und Erica Morini am Wiener Konservatorium den gleichen Lehrer: den einflussreichen tschechischen Geiger Otakar Sevcik, bekannt für sein Insistieren auf Detailperfektion.⁸ Die beiden gehörten zu seinen ersten weiblichen Violin-Schülern.

Alma und Erica blieben unzertrennliche Freundinnen. In einem Sommer ihrer ersten Backfischjahre schloss sich Alma den Morinis auf ihrer Sommerfrische in Bad Gastein an, und dort ging es nun ausgelassen zu. Die Eltern Morini meinten, die Mädchen sollten früh im Bett sein; aber da diese ihr eigenes Hotelzimmer hatten, konnten sie ein heimliches Nachtleben führen. «Wir gingen immer runter ins Gasthaus und blieben dort bis weit nach Mitternacht. Morgens, wenn wir müde auftauchten, konnte mein Vater nie verstehen, warum junge Mädchen so viel Schlaf brauchten!» erinnerte sich Erica.

Die Mädchen hatten begonnen, sich für junge Männer zu interessieren, waren aber weiterhin keinem Schabernack abgeneigt. «Auf dem Weg zurück zu unserm Zimmer», sagte Erica, «war kein Mensch auf dem Korridor, und als wir die Schuhe und Stiefel vor den Zimmertüren stehen sahen, tauschten wir sie aus, das war ein Riesenspass!» Bald danach, daheim in Wien, hatten Alma und Erica einen gemeinsamen Verehrer. Erica: «Ein junger bulgarischer Medizinstudent verliebte sich in uns beide. An einem Tag schickte er mir Blumen, am andern schickte er Alma welche.» Täglich tauschten sie ihre Erfahrungen aus.

Alma hätte Erica um ihre Podiumserfolge beneiden können: Als Erica im Januar 1921 in der New Yorker Carnegie Hall auftrat und ihrer internationalen Karriere nichts mehr im Weg stand, hatte Alma ihr heimisches Debüt erst noch vor sich. Eifersucht jedoch zeigte Alma nie. Sie bewunderte Meisterschaft und glaubte, wie Onkel Gustav einst gesagt hatte, dass «das Beste dem Guten nicht schaden, sondern es nur besser machen und ihm den Weg bereiten» könne.⁹

Die Freundschaft der jungen Musikerinnen war tief und anhaltend, konnte aber auch strapaziös sein. In Almas Lebenslust und Freude waren, wie Erica glaubte, eine hohe Empfindsamkeit und Furcht vor Zurückweisung verwoben.

1921, als Alma 14 und Alfred 18 war, verbrachten die Rosés ihre Sommerfrische in Weissenbach am Attersee. Zu den übrigen Feriengästen gehörte die Familie von Margit und Yella Pessl, junge Wiener Musiker, die mit der legendären Trapp-Familie befreundet waren.¹⁰ Margit erinnerte sich lebhaft an diesen Sommer. Alfred pflegte mit Taktstock und Partitur auf dem Geländer der Veranda zu sitzen und ein imaginäres Orchester zu dirigieren. Als einziger junger Mann in einer Gruppe von acht Mädchen wurde er oft ausersehen, bei Schule-Spielen den Lehrer zu machen. Er war weit geselliger als seine Schwester, die sich von den Spielen der anderen jungen Leute fernhielt. Auf dem einzigen Photo aus diesem Sommer fehlt Alma ganz. Sie verbarg sich, erklärte Margit, weil sie nicht inmitten eines «Haufen Mädels» posieren wollte.

Im Herbst des Jahres 1921 in Wien lud Justine die Pessl-Schwestern zum Nachmittagstee. Sowohl Alma wie Alfred waren zugegen, und Erica Morini spielte ein glänzendes Solo. Justine und Alfred waren warmherzig und gastfreundlich, doch Alma wahrte weiterhin Distanz.

Kurt Herbert Adler zählte zu einer Gruppe junger Leute, die unweit Döblings wohnten und sich zu Konzerten und in Kaffeehäusern zu treffen pflegten. Er beschrieb Alma als lebhaft und geradlinig, doch sei immer «etwas Trauriges um sie» gewesen.¹¹ Adler, der kleiner war als Alma, erinnerte sich an den Spass, mit ihr zu tanzen. Sie war eine begeisterte Tänzerin. «Sie tanzte gern Tango, der populär geworden war bei denen, die das Elmayer-Tanzstudio im Rothenturm-Bezirk besuchten.» Auch mit Alfred war Adler befreundet. Einmal, so erinnerte er sich, sollte Alfred ein Schulorchester leiten in einem Konzert im *Wilden Mann*, einem beliebten Restaurant nahe der Volksoper mit einem grossen Saal, der für Bälle und Konzerte genutzt wurde. Zu seinem Verdruss standen ihm für das Konzert keine Blechbläser zur Verfügung. Findig, wie er war, machte er aus der Not eine Tugend, indem er die Blech-Stimmen von zwei Klavieren spielen liess.

Auch Adler drängte es nach Dirigiererfahrung. Er wurde auserkoren, das Schülerorchester des Döblinger Gymnasiums im *Wilden Mann* zu dirigieren.

Als er Alfred anvertraute, er habe keinen Konzertmeister, schlug ihm Alfred Alma vor. Sie war noch nicht einmal Schülerin an der Schule und würde das jüngste Mitglied des Orchesters sein. Nichtsdestotrotz lud Adler sie ein, die Schlüsselposition zu besetzen. Sie nahm an und spielte mit einer Lust, dass es ihm den Atem verschlug. Als sie sich in die Arbeit stürzte, sei ihre Aura von Traurigkeit wie weggeblasen gewesen, sagte er. Adler war äusserst eingenommen von dem Resultat und freute sich, dass Professor Rosé höchstselbst der Aufführung beiwohnte. Danach war Arnold in gehobener Stimmung und sagte Adler, er prophezeie, dass Alma eines Tages eine begabte Dirigentin werden würde.

«Das war mehr als Vaterstolz auf die Tochter», erinnerte sich Adler. «Im konservativen Wien, wo Frauen kaum je als ernstzunehmende Musiker anerkannt wurden, war das frappierend.» Jedesmal, wenn nach jenem Schülerkonzert im Gespräch Almas Name aufkam, fiel Adler diese Bemerkung Arnolds wieder ein. «Immerhin», sagte er, «hatte Rosé bis zu dieser Zeit schon 40 Jahre lang unter fast allen grossen Dirigenten musiziert.» Sein professionelles Urteil hatte Gewicht.

Walter Strauss, ein weiteres Mitglied der Döblinger Clique, hatte schöne Erinnerungen an Partys in der Pyrkergrasse 23, zumal an Justine, die der Gesellschaft junger Leute aufwartete. Walter, seine Schwester, Alma und Alfred wuchsen im gleichen Kreise auf und gingen oft zu viert aus. Mochte Walter bei seinem Besuch in der Pyrkergrasse Vater Rosé zunächst etwas steif gefunden haben, so änderte er seine Meinung, nachdem er ein Konzert des Rosé-Quartetts bei Baden-Baden besucht und sich danach den Musikern angeschlossen hatte: Rosé, Buxbaum und Anton Ruzitska schüttelten eine Fülle von Anekdoten aus dem Ärmel und gerieten dabei vor Lachen schier aus dem Häuschen.

Alma stand nun in wachsendem Masse im Rampenlicht und begann sich einen Namen zu machen. War sie hübsch? Wie Walter Strauss formulierte, «hatte sie ein Gesicht, das eine starke Persönlichkeit verriet.»¹²

Im Kriegsjahr 1916, auf einer Tournee durch die Schweiz, erstand Arnold zwei Autographenbücher, die er Alma und Alfred zu Weihnachten schenkte. Almas Buch, ein getreues Dokument denkwürdiger Begegnungen über eine Periode von zwölf Jahren, ist ein kleiner Spiegel der Musik-, Literatur- und Bühnenwelt jener Epoche.¹³

Als erste signierten die Mitglieder des Rosé-Quartetts: Arnold (erste Violine und Primarius), Paul Fischer (zweite Violine), Anton Ruzitska (Bratsche) und Anton Walter (Cello). Die Dirigenten Franz Schalk und Felix Weingartner schrieben sich im selben Jahr ein; dazu Elise Elizza, dramatische Koloratursopranistin von der Wiener Oper, und William Miller, amerikanischer Wagnertenor. Im nächsten Jahr gelobte die elfjährige Erica Morini ihre «unsterbliche Freundschaft», und die verehrte deutsche Sopranistin Lotte Lehmann schrieb ermutigend: «Die Kunst spricht in allen Jungen nur eine Sprache: Die des Herzens.»¹⁴ Alfred Grünfeld, musikalischer Hansdampf in allen Gassen und Dutzende Male Gastpianist beim Rosé-Quartett, fügte charmanterweise eine «Kleine Serenade» eigener Komposition hinzu.

Almas dünnes Autographenbüchlein gedenkt so manchen Meilensteins. Am 25. März 1917, anlässlich einer Aufführung seines Streichquartetts d-Moll op. 7 (ein Werk, das die Rosés ein Jahrzehnt zuvor aus dem Manuskript gespielt hatten), schrieb Arnold Schönberg ein paar Noten auf zwei Notenlinien und schrieb darüber «Für den Anfang... und für Vorgesrittene.» Am 2. Mai 1917 bezeugte Erich Wolfgang Korngold «die unerhört unglaublich meisterhafte Uraufführung meines Sextetts [Streichsextett D-Dur op. 10] durch das Rosé-Quartett.» Hans Pfitzner signierte 1919 nach einer Aufführung seiner Violinsonate e-Moll op. 27 mit Arnold Rosé.¹⁵

Wilhelm Furtwängler fügte 1921 sein Autogramm hinzu. Arturo Toscanini signierte mit seinen kühnen Schriftzügen. Ein spannender Eintrag im Jahr 1922 war die krakelige Unterschrift des Geigers Eugène Ysaÿe zum Gedenken an ein Solo-Recital und einen gemeinsamen Auftritt mit Arnold als Bratschisten in einem Konzert der Philharmoniker mit Mozarts Sinfonia concertante Es-Dur KV 364.

1917 skizzierte der holländische Dirigent und Mahler-Enthusiast Willem Mengelberg die letzten drei Takte von Mahlers «Lied von der Erde» mit seinen geflüsterten Worten «ewig... ewig» ins Buch. Richard Strauss, häufig zu Gast bei den Rosés, signierte 1918, und die Sopranistin Maria Jeritza, die erste Ariadne in *Ariadne auf Naxos*, im Jahr 1926. 1917 schrieb die Sopranistin Selma Halban-Kurz, eine Lieblingssängerin Mahlers: «Dem ergibt die Kunst sich völlig, der sich völlig ihr ergibt. Der kleinen Alma.» 1926 signierte die Halban-Kurz ein weiteres Mal, aus Anlass ihres Abschiedsauftritts an der Wiener Oper.

Rabindranath Tagore schrieb sich 1921 ins Buch ein, in dem Jahr, da er den Literaturnobelpreis erhielt, ebenso Anton Wildgans, der Wiener Dichter. Der Dramatiker Ferenc Molnar signierte 1926 in Salzburg, ebenso der Mime Alexander Moissi. Jakob Wassermann, der Romancier, fügte eine dermassen winzige Unterschrift bei, dass sie nur mit Lupe zu lesen war.

Auch enge Freunde der Familie trugen sich in Almas Buch ein, einschliesslich Bruno Walter, Marie Gutheil-Schoder und Leo Slezak. Als ewiger Scherzbold zitierte Slezak den widersprüchlichen Rat seines Nachbarn und Freundes aus Rottach-Egern am Tegernsee, des Schriftstellers Ludwig Thoma: «Ich geb dir einen guten Rat: Tue all das, was ich nicht tat. Vor allem lass das, was ich getan hab.»

Eine Seite aus dem Jahr 1927 trägt die Unterschrift Váša Přihodas, jenes tschechischen Geigers, dessen stupende Virtuosität mit derjenigen Paganinis verglichen wurde. Der junge Přihoda fügte die Worte hinzu: «Meiner lieben jungen Kollegin zur Erinnerung». Franz Werfel signierte 1923, als er in der Wiener Gesellschaft bereits als Liebhaber von Alma Mahler fest etabliert war. Aus seinem Gedicht «Geheimnis» von 1917 zitierend, offerierte er folgende Eingebung: «Liebe Alma-/So tief bist du Wunder, / Als du tiefe Wunder siehst.»¹⁶

Der letzte Eintrag in Almas Büchlein von 1928 mit einem Musikfragment des Pianisten Wilhelm Backhaus war eine ominöse Botschaft, geschrieben drei Wochen nach Almas zweiundzwanzigstem Geburtstag. «Die Würde des Menschen ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie. Alma Rosé mit besten Wünschen für die Zukunft.»

Im Sommer ihres 15. Geburtstags gab Alma ihr Debüt als Solistin im Kurhaus von Bad Ischl. Das Konzert fand am 29. Juni 1922 statt. Gräfin Mýsa Wydenbruck Esterhazy wachte über die Vorbereitungen wie eine nervöse Tante. Alma spielte Svendsens populäre *Romanza*, Dvořáks *Humoreske* und Kreislers *Hitwiener Tanzweise*. Das Programm war gefällig, dazu bestimmt, ausdrucksvolles Violinspiel in den Vordergrund zu stellen, und Alma erhielt warmen Beifall. Zur Erinnerung an die Veranstaltung schrieb die Gräfin auf die Rückseite des Programmhefts, Almas Debüt sei ein «grösserer Erfolg».

Es war ein regelrechtes Familienkonzert. Arnold trat ebenfalls auf; mit Alfred am Klavier spielte er Beethovens Frühlingssonate F-Dur op. 24. Der Sänger Fritz Steiner

sang mit seinem Begleiter Franz Mittler Lieder von Franz Schubert, Richard Strauss, Hugo Wolf und Carl Loewe, dazu noch Mahlers «Ich bin der Welt abhandengekommen».

Der hingerissenste Bericht über Almas Debüt kam Jahre später von Gerd Puritz, der als Knabe seine Sommerferien in St. Wolfgang im Salzkammergut mit seiner Mutter, Elisabeth Schumann, verbrachte.¹⁷ Gerd (den seine Mutter «Schnuck» nannte) schrieb, in der 3. Person, Folgendes:

53

Eines Tages überquerten sie den See nach Bad Ischl, dem eleganten Kurort, in dem Kaiser Franz Joseph oft gewohnt. Als sie durch den Ort wanderten, rief Elisabeth plötzlich: «Aber das ist doch Rosé!» Es war in der Tat Arnold Rosé, der Konzertmeister der Wiener Philharmoniker und wohlbekannt um seines Streichquartetts wegen. Schnuck konnte den Herrn kaum geziemend grüssen – seine Augen hefteten sich auf das Mädlein, das neben diesem stand: seine Tochter Alma. Allerdings bot sie den lieblichsten Anblick: Braunes Haar umrahmte ein ungewöhnlich beseeltes Antlitz, in dem grosse dunkle Augen leuchteten, so warm und freundlich, dass man sich unwillkürlich zu ihr hingezogen fühlte. Die Achtzehnjährige [de facto war Alma fünfzehn] kam mit Schnuck ins Gespräch, und er war schlicht bezaubert von ihrer Persönlichkeit. Elisabeth beobachtete dies mit freudigem Erstaunen, und im Nu war ihr klar, was er empfand. Sie versprach ihm, dass sie in ein paar Tagen zu Almas Nachmittagskonzert in St. Wolfgang gehen würden. Sie hatten Plätze in der ersten Reihe, so dass er Alma gut sehen konnte. Sie sah reizend aus in ihrem weissen Kleid, als sie die Geige so elegant und wunderbar spielte. Schnuck wandelte hernach wie im Traume umher, selbst noch am nächsten Tag. Er war verliebt! Nur gut, dass er jetzt nach Salzburg aufbrechen sollte. Am 5. August brachen sie auf.¹⁸

«Talentierte und sehr hübsch» waren die Worte, mit denen ein anderer Bewunderer seinerzeit Alma zu kennzeichnen pflegte. Rudy Karter und seine Familie verbrachten die Sommerfrische in Mitterach am Attersee, wo sie sich «schöner Konzentration auf altösterreichische Kultur» erfreuten.¹⁹ Maria Jeritzka und Franz Lehár zählten zu den Berühmtheiten der Wiener Oper, die sich den Feriengästen beigesellten. Alma, im nahegelegenen Weissenbach am Attersee, war Rudys «Flirt». Automobile waren noch Luxus – daher pflegte er 25 Minuten lang durch die Berge zu radeln, um Alma zu besuchen. Die zwei radelten dann zu kurzen Touren los – «kurz» deswegen, weil die immer wachsame Justine es so verlangte. Karter musste am Ende den Schluss ziehen,

dass «mit Almas Mutter nicht gut Kirschen essen war; meine Besuche gefielen ihr nicht besonders.»

Bald sollte Alma 16 werden: ein Alter, in dem junge Damen der Wiener Gesellschaft schon mal über Brautschaft und Ehe nachzudenken begannen. An Verehrern gebrach es ihr nicht, aber Justine war ziemlich heikel, so sehr, dass über ihre Wachsamkeit in Wien schon eine ganze Ladung Klatsch und Tratsch kursierte. Ihre Kälte schnürte der Liebelei Almas mit dem jungen Rudy die Luft ab.

Als Leila Doubleday in jenem Herbst der Rosé-Familie ihren Besuch abstattete, freute sie sich, zu sehen, was für eine reizende junge Frau Alma geworden war. Doch Leila spürte auch die innere Traurigkeit, die Alma seit ihrer Kindheit umgab. «Es kam mir vor, als hätte sie keine Freude am Leben, der sie Ausdruck verleihen könnte», schrieb Leila.²⁰

Zu Arnolds 60. Geburtstag im Jahr 1923 ehrte ihn die Republik Österreich mit einer weiteren Medaille, und die Stadt verlieh ihm den Ehrentitel «Hofrat». «Herr Hofrat» fuhr fort, seine Kinder in ihrem musikalischen Streben zu ermutigen, und wurde in wachsendem Masse stolz auf ihre Vervollkommnung.

Alfreds Karriere machte gute Fortschritte. Bis 1922 hatte er beträchtlich an Statur gewonnen als Begleiter von Sängerinnen wie etwa Elisabeth Schumann oder der Mezzosopranistin Maria Olszewska. Als Protégé von Richard Strauss an der Wiener Oper sammelte er reiche Erfahrung. 1922 betreute er mehrere Wochen lang Giacomo Puccini bei der Vorbereitung der Wiener Erstaufführung von *Manon Lescaut*. Alfred sprach fließend Italienisch; seine Aufgabe bestand darin, die Gedanken des Komponisten dem deutschsprachigen Dirigenten Franz Schalk²¹ zu übermitteln, darüber hinaus jedem Wunsch und jeder Laune des italienischen Meisters zu Diensten zu stehen. Offenbar war Puccini recht angetan: Im gleichen Jahr schrieb er später an Julius Korngold: «Ich würde gern in Wien leben, wo man das wahre Wesen der Kunst einatmet.»²²

1922 wurden Alfreds erste Kompositionen aufgeführt. Im gleichen Jahr organisierte er die zweite Spanien-Tournee des Rosé-Quartetts und spielte in zahlreichen Städten den Klavierpart des Schubertschen Forellenquintetts. Höhepunkt der Tournee war ein Konzert auf Wunsch der spanischen Königin.

Im Oktober 1924 debütierte Alfred mit einem lang erwarteten Operndirigat, indem er die dritte Aufführung von Richard Strauss' Musik zu *Der Bürger als Edelmann* im Redoutensaal leitete. Freunde kritzelten Glückwünsche auf die Rückseite des Programmhefts. Alma adressierte ihr liebes «Alferle» als «Herrn Bürgermeister» – weil er das Dirigat der «Bürger»-Oper so gut «gemeistert» hatte – eine Anrede, die sie auch in künftigen Briefen noch gebrauchte, um ihr Vertrauen in seine Weltklugheit zu zeigen.

Bis 1925 hatte Alfred an der Oper fünfzigmal dirigiert; darunter die Wiener Erstaufführung von Strawinskys Ballett *Pulcinella*. Jetzt sorgten Arnold und Alfred gemeinsam für Schlagzeilen. In seiner Aufregung vergass Alfred einmal die Tradition, seinem Vater am ersten Pult nach dem Konzert die Hand zu schütteln, was einen Wiener Kritiker irrigerweise zu der Mutmassung veranlasste, zwischen Vater und Sohn sei es zum Bruch gekommen.

Auch Alma war unternehmungsfreudig und nahm jede Gelegenheit zum Musizieren wahr. Ein Bild in ihrem Photoalbum, beschriftet mit «Prag-Wien, 3. Juni 1925» zeigt die Achtzehnjährige mit einer Fliegerkappe. Sie sitzt im offenen Cockpit einer Nero A-22, gebaut in der Tschechoslowakei, der Zivilversion eines Aufklärungsdoppeldeckers der tschechischen Luftwaffe.²³ Der Zweck des Fluges bleibt ein Rätsel. Vielleicht war Alma nach Prag geflogen zu Unterrichtsstunden bei Otakar Sevěk zwecks Vorbereitungen auf ein Wiener Konzert, oder sie hatte in Prag ein Konzert gegeben.

Die Rosés erfreuten sich grösserer Sicherheit als die meisten österreichischen Familien, denn noch war die Nation dabei, sich mühsam von den Wunden des Ersten Weltkriegs zu erholen. 1922 appellierte Österreich an den Völkerbund, es vor dem Staatsbankrott zu retten.

Ein Symbol des österreichischen Überlebenswillens war ein begabter junger Pianist, der bei dem polnischen Pianisten Theodor Leschetizky studiert hatte. Er hiess Paul Wittgenstein. 1914, ein Jahr nach seinem Wiener Solistendebüt, hatte er an der russischen Front seinen rechten Arm verloren. Daraufhin hatte er eine bemerkenswerte Technik für die linke Hand entwickelt und gab Werke bei Maurice Ravel, Richard Strauss, Benjamin Britten und Sergej Prokofjew in Auftrag.²⁴ Jedesmal, wenn Wittgenstein auf dem Podium erschien, symbolisierte er die grausame Welt vor den Türen des Konzertsals.

3. Zweischneidiges Schwert

*Ich besass Sicherheit, aber ich habe sie wieder verloren;
und ich werde sie morgen besitzen und übermorgen wieder verlieren.*

GUSTAV MAHLER¹

57

In einer Stadt, in der selbst der Kammerdiener einer Berühmtheit eine Berühmtheit darstellte, war das Wiener Debüt von Alma Rosé eine kleine Sensation. Almas Premierenkonzert wurde auf den 16. Dezember 1926 angesetzt, sechs Wochen nach ihrem 20. Geburtstag, im Grossen Musikvereinsaal. Vater Rosé sollte ein Kammerorchester leiten, das sich aus Mitgliedern der Philharmoniker zusammensetzte, und dann den Taktstock an seinen Kollegen Adolf Busch² weiterreichen, um mit seiner Tochter das Doppelkonzert von Bach zu spielen.

Alma stand unter immensem Druck. Mit ihrem Vater in Wien aufzutreten war die Erfüllung eines Traums – ihn zu enttäuschen war undenkbar. Doch sollte sich das Gütezeichen «home-made by Arnold Rosé» sowohl für wie gegen sie auswirken.

Richard Strauss war unter den Ehrengästen des Konzerts an diesem Donnerstag. Alma war nervös und ihr Spiel nur zaghaf. Das Publikum hatte den feurigen Überschwang der populären Erica Morini erwartet, doch Alma war in einer stilleren Musikalität geschult und stürzte sich nicht furios in ihr Spiel. Die Publikumsreaktionen und Kritiken waren lauwarm. Almas Talent sei unreif, urteilten die Rezensenten. Ein polnischer Kritiker zog den Schluss, Alma sei noch nicht fähig, «ihr inneres Cantabile» freizusetzen.³

Der Musikkritiker Paul Bechert widmete im angesehenen New Yorker *Musical Courier* Almas «vielversprechendem Wiener Debüt» eine Kolumne. Seine verständnisvollen Kommentare erschienen mit einer begleitenden Abbildung unter der Überschrift «Enter the Young Generation» (Auftritt der Jungen Generation).

Eine kleine Sensation war das Konzertdebüt Alma Rosés. Man liebt sie in Wien ihres Vaters wegen, und weil sie Gustav Mahlers Nichte ist. Eine solche Herkunft genügt, um ein volles Haus zu garantieren – aber sie ist ein zweischneidiges Schwert, denn in solchen Fällen sind die Erwartungen weit höher als gewöhnlich. Fräulein Rosé war sich der schwierigen Situation

ersichtlich bewusst und zu einem gewissen Grade von ihr gehemmt. Die Beethoven-Romanze (in F) litt unter solchen «Hemmungen» und bis zu einem gewissen Grade auch Bachs Doppelkonzert, das ihr Vater mit ihr spielte. Erst im Tschaikowsky-Konzert gelangte die junge Künstlerin zu jener Freiheit der Technik und des Ausdrucks, die das Kriterium des wahren Künstlers ist und ohne Zweifel in ihr schlummert. Sie hat alle Grundlagen: solide Technik und Musikalität, geerbt von ihrem berühmten Vater und kultiviert von ihm. Wessen sie noch ermangelt – die Sicherheit, solche Verdienste ins rechte Licht zu stellen – kann nur durch Routine und Erfahrung erworben werden, die lediglich eine Frage der Zeit sind.⁴

Eine spätere Aufführung des Bachschen Doppelkonzerts durch Alma und ihren Vater ist die einzige bekannte Tonaufzeichnung von Almas Violinspiel.⁵ Nach einem Vergleich dieser Aufnahme mit denjenigen von Solostücken Arnold Rosés kamen Fachleute überein, dass Alma die zweite Stimme spielt, mit der jeder Satz beginnt. Im CD-Booklet dieser historischen Aufnahme nennt Tully Potter die Rosé-Einspielung des Bachschen Doppelkonzerts «eine der besten, die je entstanden sind, trotz der fragwürdigen Einfügung einer allerdings glänzend geschriebenen Kadenz von Josef Hellmesberger d.Ä. ins Finale».⁶ Der Anmerkung, dass Alma «trotz ihres Rufes als nur mittelmässige Spielerin [...] sich als Bach-Interpretin ein gutes Zeugnis ausstellt», fügt er hinzu: «Erwähnenswert ist das subtile Aufeinander-Hören der Solisten, in dem Alma zweifellos von ihrem Vater unermüdlich geschult worden war.» Selbst Jahrzehnte später noch war es in erster Linie Arnold, dem die Ruhmespalme für die Qualitäten von Almas Spiel zugesprochen wurde.

Vielleicht prägte die Erinnerung an Almas glanzloses Debüt die Meinung einer anderen Wiener Geigerin, Dea Gombrich (später Lady Forsdyke), einer hoch gelobten Altersgenossin, die Jahre später äusserte: «Alma Rosé studierte bei Sevcik und wahrscheinlich auch bei ihrem Vater. Sie war ein wundervolles Mädchen, ein sehr nettes Mädchel, aber keine sehr gute Geigerin – tatsächlich war sie eine ziemlich schlechte.»⁷ Selbst Erica Morini bekannte nach 60 Jahren, dass die behütete Alma, die sie in ihrer Jugendzeit kannte, «nicht die ganz grosse Begabung war.»

Alma nahm die Enttäuschung mit Gelassenheit hin. Was für sie zählte, war, dass der Glaube ihres vergötterten Vaters an ihre Musikalität nicht ins Wanken kam.

Kinder, Küche und Kirche – diese Zentralbegriffe eines Frauenlebens im alten Österreich hatten für Alma sowenig Bedeutung wie für die junge Erica, die 1926 schon auf zwei Kontinenten Bewunderer hatte.

Die hübsche Gretl Slezak, die Dritte im Bunde aus Almas Kindertagen, hatte ebenfalls einen Debüt-Auftritt in der Wiener Saison 1926/27. Während sie ihr Violinstudium fortsetzte, hatte sie heimlich eine Gesangskarriere in Angriff genommen. Gretls Impuls verdankte sich einem echten Stimmtalent: Ihre Mutter, Elsa Wertheim, war, bevor sie den Tenor Leo Slezak heiratete, Schauspielerin und Sängerin gewesen. In strikter Geheimhaltung vor den Eltern hatte Gretl am Theater an der Wien unter Hubert Marischka studiert, dem führenden Tenor und Entrepreneur der Wiener Operette.⁸ Ihr Vater schrieb in *Mein lieber Bub*, dass er und seine Frau erst dann von Gretls geheimem Unterricht erfuhren, als sie 1927 in der Zeitung die Ankündigung ihres Debüts lasen: ein Ereignis, dem beizuwohnen sie nicht säumten.

Mit dem Segen ihrer Eltern hielt Alma an ihrem ehrgeizigen Ziel fest: Unabhängigkeit als Violinvirtuosin. Die Wiener Geigenkollegin Anita Ast, um die Zeit von Almas Wiener Debüt eine wohlbekannte Kammermusikspielerin und später Gründerin des Ast-Quartetts, erinnerte sich mit Stolz daran, dass der bedeutende Adolf Busch sowohl Alma wie ihr selbst anbot, in seinem Quartett mitzuwirken, doch beide Frauen lehnten höflich ab.

Im Frühling 1927 überstürzten sich die Ereignisse. Im März feierten Arnold und Justine ihren 25. Hochzeitstag. Im März/April feierte Wien Beethovens 100. Todestag (26. März 1827), ein Jubiläum, das Arnold und sein Quartett zu einer Tournee durch europäische Hauptstädte verpflichtete. Am 27. März 1927 spielte Arnold das Violinsolo im Benedictus *der Missa solennis* op. 123 unter Franz Schalk im Konzerthaus. Am gleichen Abend und am folgenden traten in der Volksoper die Pawlowa und ihre russische Tanzgruppe auf.

Die Wiener Oper schwirrte vor Getuschel und Gerede, da Generaldirektor Franz Schneiderhan die Wiederverpflichtung von Richard Strauss arrangiert hatte. Für die beispiellose Abendgage von 500 Dollar hatte Strauss bei 20 Abenden pro Saison eingewilligt, für insgesamt fünf Spielzeiten an die Oper zurückzukehren, die er 1924 mit dem Schwur verlassen hatte, nie wieder einen Fuss in das Gebäude zu setzen, solange Franz Schalk an der Spitze der Operngesellschaft stehe. Strauss' erster Wiederauftritt galt dem Dirigat seiner Elektra. In der-

selben Saison bereitete er die Premiere seiner autobiographischen *Oper Intermezzo* vor.

Arnold Rosé machte Schlagzeilen nach Festkonzerten in Bonn. Wiens Beethovenfestwochen zogen offizielle Delegationen aus Dutzenden von Nationen an, einschliesslich des Beethoven-Biographen Edouard Herriot, damals französischer Erziehungsminister, und anderer Staatsmänner.

Lotte Lehmanns erste Leonore und Alfred Piccavers erster Florestan im Verbund mit herausragenden Auftritten von Elisabeth Schumann, Hermann Gallos und Richard Mayr machten Beethovens *Fidelio* unter Schalk zum krönenden Ereignis der Festspiele. *Oer Fidelio* machte solchen Eindruck, dass bis Jahresende die französische Regierung Verhandlungen über die Wiederholung der Inszenierung im folgenden Jahr in Paris abschloss.

Eine weitere Tour de force war die Koppelung des Opus 130 mit der «Grossen Fuge» op. 133 durch das Rosé-Quartett; diese war ursprünglich als Finale des B-Dur-Quartetts konzipiert, danach aber durch einen anderen Satz ersetzt worden. Paul Bechert fand die Darbietung des Quartetts harmonischer als die eines Kammermusiktrios, zu dem sich für die Wiener Feier die prominenten Musiker Ignaz Friedman (Klavier), Bronislaw Huberman (Violine) und Pablo Casals (Cello) zusammensetzten; *im Musical Courier* bemerkte er, deren Spiel erreiche nicht ganz jenen «Ensemblegeist, von dem etwa die Rosés erfüllt waren».⁹

In Budapest führte Arnolds Quartett alle grösseren Beethoven-Quartette an vier Abenden auf. In Berlin spielten «die gefeierten Wiener Künstler» Beethovens drei Quartette op. 59 mit «all der einzigartigen Vollkommenheit und bewundernswerten geistigen Erhebung, die ihnen zu Gebote stehen.»¹⁰

Musikalisch stand das Frühjahr 1927 im Zeichen Beethovens, historisch aber im Bann des amerikanischen Luftfahrtpioniers Charles Lindbergh. Am 20. und 21. Mai flog Lindbergh zum erstenmal allein über den Atlantik, von New York zum Flugfeld Le Bourget, Paris, in 33 Stunden und 29 Minuten. In diesen aufregenden Tagen waren die Rosés in Paris. Alfred mischte sich unter die Menge in Le Bourget und sah den jungen Helden landen.

In Paris erkundeten Alma und Alfred die Jazz-Szene. Josephine Baker, die exotische schwarzamerikanische Tänzerin, war im Nachtleben der Grossstadt die *Belle*, und Alfred zögerte nicht, sich ihr Autogramm zu erbitten.

Die französische Hauptstadt war die Heimat einer Clique von Mahlerianern, zu denen auch jene Pariser zählten, denen einst in Wien, kurz nach Almas Geburt, Mahlers «Geheimfestspiele» geboten worden waren. Zur Stärkung der kulturellen Bindungen zwischen Paris und Wien und zu Ehren der Wiener, die am Beethoven-Festival teilnahmen, lud Madame Blanche Rebatel Herriot, die Gattin Edouard Herriots, am 24. Mai 1927 im Erziehungsministerium zu einem kleinen Festessen. Ehrengäste waren die Rosés. Für Justine bedeutete der Anlass ein willkommenes Wiedersehen mit den Pariser Bewunderern ihres Bruders, u.a. mit Georges und Paul Clemenceau und mit Pauls Gattin Sophie, der Schwester von Berta Szeps-Zuckerkandl aus Wien.

Auf Almas Speisekarte, die sie aufbewahrte, stehen die Unterschriften von zwei Frauen und 16 Männern. Unter den Gästen befand sich der deutsche Dirigent Oskar Fried¹¹, der Beethovens *Neunte* in einem Konzert dirigiert hatte, das Beschwerden über seine Länge zur Folge hatte, da es ausserdem Strawinskys *Sacre du Printemps* enthielt. Offiziell waren Franz Schalk und seine Gattin die Ehrengäste. Doch gegen Ende des Festmahls überreichte Herriot die Tischblumen der jungen Alma statt Frau Schalk, womit Alma zum Mittelpunkt der Gesellschaft wurde. Auf ihre Speisekarte schrieb M. Herriot voll Bewunderung: «Mit ergebensten Empfehlungen für die Tochter des berühmten Rosé».

Am folgenden Abend spielten Alfred und Arnold Sonaten bei einer von Paul und Sophie Clemenceau gegebenen Soiree. Vor ihrer Abreise aus Paris verbrachten die Rosés einen angenehmen Abend mit Eleanor Rosé, die mit ihrer Tochter Farouel in der französischen Hauptstadt lebte.

Hinter den Kulissen schmiedeten die Rosés Pläne, die für viele Jahre ein Familiengeheimnis blieben. Nach den Pariser Beethovenfeiern von Mai 1927 verschwanden sie bis August aus der Öffentlichkeit.

Vater Rosé war von dem Dämon befallen worden, der Streicher und Pianisten gelegentlich heimsucht: Der Ringfinger seiner linken Hand verlor seine Kraft und Gewandtheit auf dem Griffbrett. Seine Technik der linken Hand war ein Markenzeichen Rosés (hartnäckig hält sich die Legende, eine zeitgenössische Komposition sei für ihn speziell zu dem Zweck geschrieben worden, aus dieser exzeptionellen Fähigkeit Kapital zu schlagen). Arnold hoffte, des Problems in totaler Abgeschiedenheit Herr werden zu können. Erführe die Musikwelt, dass Hofrat Rosé sich wegen Schwierigkeiten mit einem

Finger einer Operation unterzöge, bräche in Wien ein Skandal aus, und danach würden die Zuhörer sein Spiel mit argwöhnischen Ohren beurteilen.

In der Rosé-Familie blieb niemand zurück, der auf neugierige Fragen geantwortet hätte. Alfred beurlaubte sich von der Staatsoper, wo er dirigiert und in Oper und Ballett korrepetiert hatte; Justine und Alma strichen ihre Verpflichtungen. Den Sommer hindurch standen Arnold und das Quartett nicht zur Verfügung. Die Rosés hatten im Frühjahr ihren 25. Hochzeitstag gefeiert, und Alma würde im kommenden Herbst 21 Jahre alt werden: Gründe genug für einen Sommer, der ganz familiären Reisen gewidmet war.

In Freiburg im Breisgau hatte Arnold mit Dr. Erich Lexer Kontakt aufgenommen, der im Ersten Weltkrieg für seine chirurgischen Fähigkeiten berühmt geworden war. Statt in Freiburg Unterkunft zu suchen, was öffentlich bekannt geworden wäre, nahm die Familie ein Quartier-Angebot im luxuriösen Schwarzwald-Kurhotel Römerbad in Badenweiler an, ein paar Kilometer südlich von Freiburg. Der Hotelier Louis Joner, ein Amateurgeiger und . Rosé-Bewunderer, sicherte den Rosés soviel Diskretion wie möglich unter den illustren Hotelgästen zu. Einen Monat quälte sich Arnold mit einer schmerzhaften Behandlung, bei der ihm eine Nadel durch den Ringfingernagel der linken Hand getrieben wurde, die den Muskel und die Sehne strecke sollte.

Auch Alma unterzog sich in jenem Sommer einer geheimen Operation: einer kosmetischen Korrektur ihrer Nase. Alma, immer Perfektionistin, wollte unbedingt berichtigen, was sie als Makel an ihrer Erscheinung ansah: eine in Proportion zu den übrigen Gesichtszügen zu grosse Nase. Dr. Lexer ermutigte sie, aus seinen Künsten Nutzen zu ziehen. Ein Eintrag Lexers in Almas Autogramm-Büchlein vom 29. Juli 1927 spiegelt die zuversichtliche Haltung des Chirurgen: «Chirurgie ist Wissen, Handwerk und Kunst.»

Almas Entscheidung, sich einer Nasenoperation zu unterziehen, war kein Versuch, ihr jüdisches Erbe zu verschleiern, denn die Rosés waren in der österreichischen Gesellschaft ganz und gar assimiliert und blind gegenüber der Bedrohung, die der wachsende Antisemitismus für ihr komfortables Leben bedeuten könnte. Almas Hoffnungen waren fest auf eine Karriere gerichtet, die sie im Scheinwerferlicht würde stehen lassen, und wenn sie an ihrem Aussehen einen Makel sah, den sie für korrigierbar hielt, dann musste er eben korrigiert werden. Mutter und Vater unterstützten sie hierin. Wie Ernst Rosé sich

schlicht erinnerte, sei im Schosse der Rosé-Familie «für Alma nichts zu schade gewesen».

Dr. Lexer handhabte seine Kunst mit Geschick, und Alma und ihre Familie waren vom Ergebnis recht angetan. Nur Almas Cousine Anna Mahler sah die Sache anders. «Alma war hübscher, bevor sie sich die Nase kurzschnippeln liess», erklärte sie 60 Jahre später unverblümt.

Der Sommer in Badenweiler stiftete zwischen den Joners und den Rosés eine Freundschaft, die bis zu den politischen Umschwüngen der 30er Jahre in Deutschland dauerte. Die Rosés wurden Stammgäste im Hotel Römerbad in den Sommerzeiten, in denen Arnold Louis Joner Unterricht gab und das Quartett häufig im Hotel musizierte. Wiederholt reisten die Joners im Winter für zwei oder drei Wochen nach Wien. Eine Photographie dokumentiert einen Sommer, in dem die gesamte Familie Joner, die Rosés und die Familie Artur Bodanzkys, des Metropolitan-Opera-Dirigenten und Spezialisten für Wagner und das deutsche Repertoire, zur gleichen Zeit Ferien machten.¹² Schnappschüsse aus Almas Album erinnern an Motorradtouren, Landpartien und Ausflüge in den Schwarzwald.

Elisabeth Joner Fellmann, die Tochter Louis Joners – noch in den 80er Jahren eine elegante Hoteliersdame, die das Hotel Römerbad leitete, erinnerte sich an Alma: Sie sei «ein ganz weicher Mensch» gewesen, sagte sie. «Sie erzählte mir sogar Märchen. Ihr Vater sagte, sie sei faul, aber ich glaube nicht, dass es ihm ernst damit war, denn sie arbeitete ununterbrochen.»¹³

Auch Elizabeth Marum Lunau aus New York war als Kind im Hotel Römerbad zu Gast gewesen. Ihr Vater Ludwig Marum, ein Karlsruher Anwalt und Reichstagsabgeordneter, der 1934 in einem Konzentrationslager ermordet wurde, machte sie auf die Rosés an ihrem Tisch aufmerksam. Elizabeth erinnert sich daran, wie sie die Musik faszinierte, die in die Hotelhalle strömte, wenn die Rosés auf ihren Zimmern übten.¹⁴

Am 11. August 1927 spielte Alma in einer Matinee im Badenweiler Kurhaus mit Alfred am Flügel. Ihr Programm enthielt Melodien aus einem Goldmark-Konzert und eine feurige Mazurka von Henryk Wieniawski.

Die Familie eines jungen Holländers namens Theo Bakker war während der Sommerferien ebenfalls Stammgast in Badenweiler. Wiewohl Alma grösser war als Theo, war er ihr bevorzugter Tanzpartner. «Wir waren sehr enge Freunde in Badenweiler während jener Sommer», erinnerte sich Theo. «Ich weiss, dass ich ihr gefiel. Offensichtlich

war ich von all den anderen um uns her ihre erste Wahl, obwohl ich jünger war als sie. Ich konnte nie begreifen, weshalb. Wenn Alma mit dem Üben fertig war, konnten wir aufbrechen zu Wanderungen durch die grüne Postkartenschönheit des Schwarzwalds.»¹⁵

Das Goldene Buch des Römerbads enthält eine lange Liste illustrierter Gäste bis 1932, wo die Einträge abrupt enden. Auf einer der letzten Seiten, datiert vom 16. November 1931, stehen die Unterschriften der Mitglieder des Rosé-Quartetts, der Schriftsteller Thomas Mann und René Schickele, Adolf Buschs und Rudolf Serkins. Für Louis Joner schrieb Arnold: «Aufrichtigsten Dank für Ihre echte Freundschaft.» Die letzte Signatur, von 1932, stammt von Winifred Wagner. Spätere Seiten wurden aus dem Buch gerissen: Zeugnis der Beschämung über die Nazi-Vergangenheit, da das Hotel nach Hitlers Machtergreifung zum Refugium für hochrangige Nazi-Beamte wurde.

Im Sommer 1927 tauchte in Badenweiler der junge tschechische Violinvirtuose Váša Přihoda auf. Gerade 27 Jahre alt, war er in Europa bereits in aller Munde. Ihm eigen war ein sinnlicher Stil in Gestalt eines blühenden Tons, und er verfügte über die hypnotisierende Intensität eines Jungmädchen-Schwarms. Mit seinen kurzen, kräftigen Fingern entlockte er den Saiten seiner Geige einen charakteristisch süßen Klang. Alma war eine dunkeläugige zwanzigjährige Schönheit, eine ernsthafte Violinistin, dazu die Tochter Arnold Rosés. Es war Anziehung auf den ersten Blick.

Přihoda war selbstsicher und geschmeidig, und Alma erwies er eine Aufmerksamkeit, die so ganz anders war als diejenige ihrer jungen Wander- und Tanzgenossen. Galant und mit Schwung warb er um Arnold und Justine Rosé ebenso wie um ihre Tochter. Photographien zeigen, wie Přihoda die drei Rosés zu Ausfahrten in seinem eleganten schwarzen Automobil mitnahm.

Schwer zu sagen, wer mehr von dem charmanten Váša eingenommen war – Alma oder Arnold. Nur Justine konnte sich nicht ganz für ihn erwärmen. Sie fand sein Benehmen ungeschliffen, und trotz seines Erfolges und offenkundigen Talentes urteilte sie, er sei für ihre Tochter nicht der passende Ehepartner.¹⁶

Der Wiener Tratsch hatte schon vor dem Sommer, in dem sie Přihoda begegnete, Alma Romanzen mit mehreren jungen Männern angedichtet. Man hatte sie häufig mit

Walter Slezak durch die Stadt schlendern sehen. Alfred und sie waren mit den Slezak-Kindern aufgewachsen, und sie und Walter blieben enge Freunde.

Ein weiterer Name, der im Zusammenhang mit Alma die Runde machte, war der von Rudolf Bing. Dieser, ein grossgewachsener, gutaussehender Wiener, vier Jahre älter als Alma, war Angestellter der einflussreichen Konzertagentur von Hugo Heller, einer Abteilung der Wiener Buchhandlung Heller. Ausserdem ging er in der Wohnung der Rosés in der Pyrkerstrasse ein und aus, wo, wie man munkelte, Justines literarischer Salon nicht die Hauptattraktion war. «Jede Woche speiste ich mindestens einmal in ihrem hübschen kleinen Haus in Döbling zu Mittag», schrieb Bing in *Gala-Abend*.¹⁷ In seinen späteren Jahren erinnerte sich Bing mit Wärme sowohl Almas wie Justines und gestand, sich der Gesellschaft von Mutter und Tochter gleicherweise erfreut zu haben.¹⁸ Almas Cousine Eleanor erinnerte sich, dass Justine den jungen Bing gerngehabt, ihn aber nicht als passende Partie für eine Ehe angesehen habe. Zu jener Zeit waren seine Verbindungen zur musikalischen Welt eher beiläufiger Art, und seine Buchhandelstätigkeit mochte allzu unstandesgemäss ausgesehen haben.

Váša Prhoda wurde 1900 in der Tschechoslowakei in einfachen Verhältnissen geboren. Es heisst, er habe früh Talent gezeigt: Als Fünfjähriger habe er eine Spielzeuggeige aufgelesen und sie ohne Unterweisung gespielt. Sein erster Lehrer war sein Vater. Am Weihnachtstag 1919, als sich der bettelarme Geiger gerade sein Essen in einem Mailänder Café erspielte, hörte ihn ein Journalist, der danach Toscanini von ihm erzählte. Der immer generöse Dirigent vereinbarte ein Vorspielen und war von Vášas anscheinend spontanen Musik-Ergüssen bewegt. Der begeisterte Toscanini half dann, die Karriere des jungen Váša zu befördern.

1923 hatte Prhoda sein Debüt und seine erste Tournee in Amerika hinter sich, und in Wien waren seine Konzerte ständig ausverkauft. Zwei Jahre später hatte er sich international eine bedeutende Reputation verschafft. In Genua hatte er in einer Serie von Auftritten, die für viel Publicity sorgten, auf Paganinis Geige gespielt; wie Paganini erntete er Ruhm für seine Trillertechnik und stupende Virtuosität. Vater Rosé bewunderte die kühne Handhabung der Geige durch den jungen Tschechen.

Váša hatte sich seinen Weg zum Ruhm durch eine härtere Schule erarbeitet, als die jungen Rosés sich vorstellen konnten. Auch wenn manche Kritiker in seinen Fähigkeiten

als Interpret Schwächen fanden, war unübersehbar, dass Váša Pnhoda sowohl vor als auch hinter den Kulissen für Aufregung sorgte.

Gesellschaftlich und politisch war der Sommer 1927 in Wien ein Vorbote von Aufruhr gewesen – die Rosés hatten Glück gehabt, nicht daheimgeblieben zu sein. Selbst Wiens gut isolierte Kunstgemeinde war zu politischem Handeln aufgerüttelt worden. Im «Manifest der neununddreissig Intellektuellen», das zugunsten der Sozialistischen Partei im Verlauf der Kampagne für die österreichischen Wahlen im Mai 1927 veröffentlicht wurde, zeigten Dutzende aus Wiens kultureller Elite ihre Besorgnis an. Zu denen, die das Manifest unterschrieben, gehörten die Komponisten Alban Berg, Wilhelm Kienzl, Franz Salmhofer und Anton von Webern; der Dichter Franz Werfel; Alma Mahler und ihr Stiefvater Carl Moll; die bildenden Künstler Gustav Klimt und Oskar Kokoschka; ausserdem Sigmund Freud.

An einem der heissesten Tage des Sommers brach in den Strassen Gewalt aus. Elias Canetti hielt die Ereignisse des 15. Juli 1927 in seinem autobiographischen Buch *Die Fackel im Ohr* fest:

Ich spüre noch die Empörung, die mich überkam, als ich die «Reichspost» in die Hand nahm; da stand als riesige Überschrift: «Ein gerechtes Urteil». Im Burgenland war geschossen, Arbeiter waren getötet worden. Das Gericht hatte die Mörder freigesprochen. Dieser Freispruch wurde im Organ der Regierungspartei als «gerechtes Urteil» bezeichnet, nein ausposaunt. Es war dieser Hohn auf jedes Gefühl von Gerechtigkeit noch mehr als der Freispruch selbst, was eine ungeheure Erregung in der Wiener Arbeiterschaft auslöste. Aus allen Bezirken Wiens zogen die Arbeiter in geschlossenen Zügen vor den Justizpalast, der durch seinen blossen Namen das Unrecht für sie verkörperte. Es war eine völlig spontane Reaktion, wie sehr, spürte ich an mir selbst. Auf meinem Fahrrad fuhr ich schleunigst in die Stadt hinein und schloss mich einem dieser Züge an.

Die Arbeiterschaft [...] handelte an diesem Tag ohne ihre Führer. Als sie den Justizpalast anzündete, stellte sich ihnen der Bürgermeister Seitz auf einem Löschwagen der Feuerwehr mit hoherhobener Rechten in den Weg. Seine Geste blieb wirkungslos: Der Justizpalast brannte. Die Polizei erhielt Schiessbefehl, es gab neunzig Tote. Es sind 53 Jahre her, und die Erregung dieses Tages liegt mir heute noch in den Knochen.¹⁹

Im August 1927 kehrten die Rosés nach Wien zurück. Richard Strauss war gerade dabei, mit seinem üblichen Schwung an der Oper das Unterste zuoberst zu kehren. Zur Aufregung trug das Wiener Debüt des russischen Bassbaritons Fjodor Schaljapin bei, der vielen als grösster Sänger-Schauspieler seiner Zeit galt.

In der Philharmonie lag Veränderung in der Luft. Felix von Weingartner, nach Mahlers Fortgang nach New York vier Jahre lang Direktor der Hofoper, hatte seit 1908 die Wiener Philharmonischen Konzerte dirigiert. Nun ging er als Mitglied der Royal Philharmonic Society nach London, um das London Symphony Orchestra zu leiten.²⁰ Furtwängler sollte ihm als Dirigent der Philharmonischen Konzerte von 1927 bis 1930 nachfolgen und Clemens Krauss von 1930 bis 1933.

Ein Höhepunkt der Kammermusiksaison 1927/28 war das Auftreten einer amerikanischen Mäzenin, die Erinnerungen an Haydns Esterhazys oder Beethovens Rasumowsky heraufbeschwor. Elizabeth Sprague Coolidge reiste durch Europa und finanzierte Konzerte mit zeitgenössischer Kammermusik. Ihr Wiener Besuch und zwei Abendveranstaltungen (für geladene Gäste) im mittleren Konzerthaus-Saal fielen mit der Ankündigung zusammen, dass sie im folgenden Frühjahr, April 1928, das Rosé-Quartett auf seiner ersten Nordamerika-Tournee vorstellen werde.

Der *Musical Courier* unterstrich die Bedeutung von Arnolds bevorstehender Tournee, die beim Chamber Music Festival in der Library of Congress, Washington DC, ihren Anfang nehmen und das Quartett sodann nach Baltimore, Chicago, Cincinnati und New York führen sollte.²¹ Arnolds Ensemble werde es eine besondere Ehre sein, die Uraufführung eines Quartetts des amerikanischen Komponisten John Alden Carpenter einzustudieren.²² Die Washingtoner Konzerte, gesellschaftliche Highlights in der US-Hauptstadt, würden in der akustisch exzellenten Konzerthalle stattfinden, die 1925 von Elizabeth Sprague Coolidge der Library of Congress gestiftet worden war.²³

Ausländische Unterstützung war in dieser Zeit wirtschaftlicher Belastungen besonders willkommen. Selbst der bedeutenden Firma Bösendorfer, einem Wiener Traditionsunternehmen für Klaviere, ging es schlecht. Die Wiener seien zu arm, um Flügel zu kaufen, klagte ein Firmenrepräsentant – das Unternehmen verkaufe mehr Instrumente in Portugal als in Wien.

Im Herbst 1927 stürzte sich Alma wieder in einen öffentlichen Auftritt. Als Virtuosin angepriesen, spielte sie mit Alfred am Flügel Henri Vieuxtemps' *Ballade et Polonaise* im Unterhaltungsprogramm, das einem Gala-Ball vorausging, welcher vom Concordia-Verband der Journalisten und Schriftsteller gesponsert wurde. Das lange Programm im Grossen Musikvereinsaal vom 26. November 1927 enthielt Auftritte von Stars wie dem Tenor Alfred Piccaver und der Sopranistin Vera Schwarz von der Oper, dem Tenor Hubert Marischka vom Theater an der Wien, der Ballerina Anny Coty, den Wiener Sängerknaben und der französischen Diseuse Yvette Guilbert.

In jener Saison brachte das Sedlak-Winkler-Quartett die Uraufführung von Alfreds zweitem Streichquartett in einem Abendkonzert, das der zeitgenössischen Musik gewidmet war; das Rosé-Quartett spielte das Werk einige Wochen später. Alfreds Entschluss, die Premiere seines Werkes nicht dem Ensemble seines Vaters anzuvertrauen, spiegelte die Tatsache wider, dass gegen Ende 1927 Beobachter des Wiener Musiklebens das Rosé-Quartett als das führende Ensemble auf dem «rechten Flügel» der Kammermusik bezeichneten. Die Musiker des Quartetts, die nicht mehr als Vorkämpfer der Avantgarde angesehen wurden, hatten sich eine feste Reputation als Meister des klassischen Repertoires erworben.

Vielleicht hoffte Alfred auch, das Ungemach des jungen Erich Korngold zu vermeiden, eines Hochbegabten aus der jüngeren Generation von Wiens musikalischer Gesellschaft, dessen Erfolge nur zu oft dem Einfluss seines Vaters zugeschrieben wurden. Korngolds Oper *Das Wander der Heliane* – ausserhalb Wiens ein ausgesprochener Erfolg – wurde in seiner Heimatstadt scharf verrissen. Im internationalen *Musical Courier* sprach Bechert geringschätzig von der Rolle, die des jungen Korngolds Vater Julius Korngold, Kritiker bei der *Neuen Freien Presse*, dabei gespielt haben mochte, die Karriere seines Sohnes zu befördern. Ironischerweise beharrte Julius Korngold, der sich über die Macht seiner Position keine Illusionen machte und jene Anschuldigung unbedingt vermeiden wollte, darauf, dass die Werke seines Sohnes ihre Premieren nicht in Wien erfahren sollten.²⁴

Ein weiterer begabter junger Komponist aus dem engeren Kreis der Rosés war Ernst Krenek, dessen Oper *Jonny spielt auf* von 1926, von Jazz-Elementen geprägt, ein spektakulärer Erfolg wurde. Krenek, vielfältig begabt, war nach 1923 für kurze Zeit mit Anna Mahler verheiratet gewesen.²⁵

Auch Alban Berg und Anton von Webern, Schüler und enge Gefährten Schönbergs, waren in Wiens musikalischer Szene und im Umkreis der Rosés prominente Gestalten.²⁶ Bergs umstrittener *Wozzeck*, dessen Premiere 1925 in Berlin stattfand, wurde zunächst nur zögernd akzeptiert, bald jedoch als Meilenstein im Opernrepertoire des 20. Jahrhunderts anerkannt. Berg wie Webern waren Stammgäste im Musiksalon der Pyrker gasse wie auch in der Villa Moll an der Hohen Warte. Dort präsidierte Alma Mahler über ihren musikalischen Salon, bis sie mit ihrem dritten Gatten Franz Werfel 1931 ihr eigenes Quartier an der Hohen Warte bezog.²⁷

Seiten aus Almas Photoalbum zeigen eine Vielfalt von Aktivitäten im Jahr 1928. Im Mai unternahm sie, was sie selbst als «Marischka Tournee» bezeichnete: womöglich eine Talentprobe, organisiert vom umtriebigen Hubert Marischka vom Theater an der Wien. Eine Folge von Schnappschüssen zeigt eine fröhliche Gesellschaft von etwa 40 jungen Leuten auf einer Schiffspartie. Wien blieb die Hauptstadt der Operette mit Oscar Straus' ungebrochener Serie von Erfolgen am Theater an der Wien. *Die Königin*, extravagant besetzt mit dem komödiantischen Genie Hans Moser und den Stars Fritzi Masary und Max Pallenberg, war Straus' jüngster Hit. Pallenberg trug sich 1927 in Almas Autogrammbuch ein mit der Inschrift «Nur für Alma».²⁸

Die Sängerin Maria Asti schrieb ins Autographenbuch 1928: «An meine liebe ‚schlimme‘ Alma: *L'art est long ...La vie est brève...*» «Schlimm» hätte auf die ernsthafte, disziplinierte Alma in den Jahren vor ihrer Begegnung mit Přihoda kaum gepasst – jetzt aber traf das Wort zu. In der Kunst wie im Leben hatte sie begonnen, ihr leidenschaftliches Wesen zu enthüllen.

Alma trat als Solistin bei diversen Veranstaltungen auf. Zu Anfang 1928 spielte sie mit Alfred Sarasates *Zigeunerweisen* auf einem Kulturabend, der vom Wiener Ungarischen Klub organisiert wurde. Wo immer sie auftrat, war sie in guter Gesellschaft. In Warschau kündigte die Zeitschrift *Music* für die Saison 1928/29 an: «Dazu (zu den zahlreichen Instrumentalisten auf der Tournee) werden Huberman, Flesch, Szigeti und Alma Rosé gehören.»

Ein Konzert in Wien vom 22. Oktober 1928 wurde in der *Neuen Freien Presse* rezensiert. Der Kritiker «L. R.» gab seiner Begeisterung über Almas Fortschritte Ausdruck, zog aber auch die unvermeidlichen Vergleiche mit ihrem Vater:

Der grössere Teil des Abends gehörte Alma, dem geigenden Rosé-Töchterlein. Wie eine sofort gebildete Allgemeinmeinung ging die Feststellung ungewöhnlicher Fortschritte durch den Saal. Hier ins Einzelne zu gehen hiesse von dem erzählen müssen, was man in begreiflich vollkommenerer Erscheinungsform als die berühmten Vorzüge des Vaters bewundert. Von ihm hat das anmutige Mädchen namentlich den grossen, stetigen, männlichen Ton, das energische Ausstreichen, Eigentümlichkeiten des Bogenstriches überhaupt, auch die ruhige äussere Haltung. Wenn sich aber hinter der Ruhe des Vaters, jede Phrase fühlbar durchdringend, verhaltenes Musikfeuer birgt, so bei der Tochter vielleicht nur eine Befangenheit, die das Feuer niederhält. Wer Fräulein Rosé privat gehört hat, weiss, dass es ihr keineswegs an Temperament und Wärme gebricht, die die Phrase reich färben und beleben; nichts weniger als das. So wollen wir ihr, die heute schon soviel kann, rückhaltlosere Hingabe an die Rechte der Jugend raten, selbst an das Recht, über die Schnur zu hauen. Übrigens brachte der Abend nach Absolvierung der mehrsätzigen Stücke, darunter des prächtig gespielten Konzertes von A. d'Ambrosio, eine bezeichnende Wandlung. Das Selbstvertrauen war gewachsen, das Marmorbild erhielt Leben. In Stücken von Sarasate, Prihoda, Wieniawski glänzte die junge Geigerin nicht nur mit technischer Bravour, sondern auch mit Lebendigkeit und Pikanterie des Vortrages. Das Publikum bereitete ihr den grössten Erfolg.²⁹

Knapp zwei Wochen nach Almas Wiener Konzert gab Prihoda ein Konzert in der *Urania*. Alma sass hingerissen im Publikum. Sie war jetzt eine schwächliche junge Frau mit modischer Bubikopf-Frisur. Sie und Váša trafen sich nach der Vorstellung.

Arnold fuhr fort, ihr Interesse aneinander zu fördern. Als potentieller Schwiegersohn schien Váša Prihoda ideal zu sein, und seine Wege kreuzten sich mit denjenigen Arnolds ein ums andere Mal. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen, am io. und n. November, musizierten erst das Rosé-Quartett, dann Váša Prihoda in Münchens Odeon.

Die USA-Tournee des Rosé-Quartetts im April 1928 war ein ungeheurer Erfolg gewesen. Da die anderen Quartett-Mitglieder des Englischen nicht mächtig waren und Alfred sich als ebenso nützlicher Dolmetscher wie begabter Kammermusiker erwiesen hatte, hatte er an der Tournee teilgenommen, bei der er die älteren Musiker betreute, für Wiener Zeitungen Artikel schrieb und bei Quintettaufführungen als Pianist einsprang. Das Quartett erntete so viel Popularität, dass es ein Extra-Konzert in der New Yorker

Steinway Hall gab. Im Herbst trat Alfred weiterhin häufig mit dem Quartett auf, wenn das Programm einen Pianisten verlangte. Denkwürdig blieb ein Konzert, in dem das Quartett nur Schubert aufführte: das «Der Tod und das Mädchen»-Quartett Nr. 14 d-Moll und das *Forellenquintett*.

1929 begab sich Alma auf ihre erste Polen-Tournee. Martin Glinski, ein Warschauer Kritiker, war von Almas Spiel weniger begeistert als der Wiener Kritiker einige Monate zuvor. Glinski: «Vom Ambrosio-Konzert hätte Alma Rosé eine bessere Interpretation liefern sollen.»

71

1929 verkündeten Alma und Váša, zu niemandes Überraschung, ihre Verlobung. Der elegante Přihoda stellte jeden anderen Mann, der ihr über den Weg lief, so in den Schatten, dass sich, vom ersten Tag ihrer Begegnung an, Alma für keinen anderen interessiert hatte. Arnold begrüßte die Verbindung. In der Familie war es kein Geheimnis, dass Justine Přihoda nicht gleichermassen zugetan war. Doch ihre eigenwillige Tochter hatte ihre Entscheidung getroffen – und Justine akzeptierte sie.

Am 20. Januar 1930 waren Alma und ihr Vater Gastsolisten bei der Wiener Kammermusikgesellschaft; unter Otto Steinbauer spielten sie Bachs Doppelkonzert (das sie zwei Jahre zuvor aufgenommen hatten). Am 6. Februar 1930, als das Rosé-Quartett in einem ausschliesslich Beethoven gewidmeten Konzert in Berlin auftrat, enthielt das Programm Werbung für zwei Electrola-Aufnahmen des Ensembles. Alfred, den Max Reinhardt nach Berlin eingeladen hatte, studierte zu der Zeit bei Schönberg, dirigierte Vorstellungen an der Komischen Oper und spielte in einer Jazzgruppe. Um 1931 arbeitete er mit singenden Schauspielerinnen vom Rang einer Marlene Dietrich, der er bei *Der blaue Engel* assistierte.

Im März 1930 war Alma wieder in Polen. Im Lwówer (Lemberger) Magazin für Musik und Literatur *Lwówskie Wiadomości Muzyczne i Literackie* rezensierte Władysław Golebiowski ihr Konzert mit wenig Begeisterung:

Die Musikerin selber weiss, dass sie lange Jahre des Studiums vor sich hat, die für die technischen und intellektuellen Mängel ihres heutigen Spiels gewiss entschädigen werden. [...] Der Ton ist unrein. [...] Brahms' G-Dur-Sonate verlieh sie bedeutende Musikalität, aber im ersten Teil hätte sie beseelter sein können. Wieniawskis g-Moll-Sonate brachte sie mit tüchtiger Virtuosität, und im Tschaiowsky und den kürzeren Zugaben zeigte sie beträchtliche Freiheit und Anmut. Hilde Loewe begleitete sie am Flügel recht gut.

Zu Beginn der 30er Jahre meldete die Creditanstalt, Österreichs grösste Bank, Konkurs an; Arbeitslosigkeit und Hunger grassierten. Die Rosés spürten das drohende Elend, doch Arnolds und Almas Konzertverpflichtungen und die Vorbereitungen zu Almas Hochzeit hielten sie das ganze traditionelle Verlobungsjahr hindurch in Atem. Justine arbeitete penibel an der Niederschrift eines Kochbuchs für Alma, das sie ihrer Tochter widmete.³⁰ Almas Hochzeitskleid wurde von einem Couturier entworfen, dazu etliche Kleider für ihre Aussteuer. Jedes Stück der erlesenen Bettwäsche, das sie in die Ehe brachte, war elegant von Hand bestickt mit den Initialen «AR» oder «AP».³¹ SO vervielfachten sich Almas grosse Namen: Bald würde sie Alma Pf I hoda-Rosé heissen.

Am 16. September 1930 wurden Alma und Váša im Wiener Rathaus getraut. Alma war knapp 24, eine prominente und ehrgeizige Geigenvirtuosin; Váša, mit 30, war ein Star des Konzertpodiums. Franz Werfel und Arnold Rosé waren die Trauzeugen. Braut wie Bräutigam signierten den Ehekontrakt mit dem Religionsbekenntnis «konfessionslos».

Prihodas Konzerteinkünfte konnten endlich seinen Geschmack an grossen Gesten finanzieren, und für ihr neues Leben liess er in Zariby an den Ufern der Elbe, einer Erholungsgegend ein paar Kilometer ausserhalb Prags, eine Villa bauen.³² Das Gebäude hatte fünf oder sechs Schlafzimmer, ein Wohn-, ein Speise- und ein Billardzimmer, einen geräumigen Musiksalon und einen Garten. Vášas Eltern und sein Bruder bewohnten zwei Räume in der Villa, quartierten sich aber auch oft in einem kleinen Hotel in der Nähe ein. Wie alle künftigen Häuser Vášas stand die Villa in der Nähe guter Fischgewässer, um seiner Angelbegeisterung Genüge zu tun.

Vášas Wohlstand gestattete ihm nicht nur, seine Eltern grosszügig zu unterstützen, sondern auch seinen eigenen teuren Hobbys nachzugehen. Er war ein leidenschaftlicher Modelleisenbahner; am Ende hatte er in seinen Häusern zahlreiche Eisenbahnlinien ausgelegt. Folgt man seinem Biographen Jan Vratislavský, war er fasziniert von mechanischen Gerätschaften und hatte seine Freude daran, an den Autos seiner Sammlung, die bis zu 30 Fahrzeuge enthielt, herumzubasteln. Nach Möglichkeit reiste er immer mit dem Automobil – in den 30er Jahren in einem riesigen weissen Mercedes-Benz-Tourenwagen – und fuhr dabei mit halsbrecherischem Tempo.

Váša war generös und impulsiv. Ein ägyptischer Schüler beschrieb ihn später als sorglos und seiner Familie in Liebe zugetan. Mit einem phänomenalen Appetit gesegnet,

konnte er bei einem Essen zwei mächtige Teller Spaghetti, ein Hähnchen und einen halben Liter Wein verdrücken. Wenn er nicht auf dem Podium stand, kümmerte er sich wenig um seine Kleidung. Für den jungen Ägypter wie für zahllose andere schien Váša auf der Geige so zu spielen, wie «man sich Chopin am Klavier vorstellen könnte.»³³

Als Alma mit Váša in der Zariby-Villa lebte, war sie glücklich. Sie sang oft vor sich hin, erinnerte sich ihre Haushälterin. Ein Photo aus Almas Album zeigt sie bei der unwahrscheinlichen Beschäftigung des Hühnerfütterns. Váša und sie machten Tagesausflüge in die Umgebung, trafen sich aber nur selten zu Besuchen mit ihren tschechischen Nachbarn.

Alma kochte nicht, denn sie wusste nicht, wie man das macht. Justines handschriftliches Kochbuch blieb unbenutzt. Laut Haushälterin bestand Almas einzige kulinarische Fertigkeit in gefüllten Eiern: ein Gericht, das sie besonders mochte. Almas Schwiegermutter erledigte weiterhin meist Kochen und Backen und führte in Zariby den Haushalt, gleich ob Alma und Váša zu Hause waren oder nicht. Von Anfang an war die Kommunikation mit Vášas Mutter schwierig gewesen, da Alma kein Tschechisch sprach, die einzige Sprache ihrer Schwiegermutter.

Alma und Váša gingen nach wie vor auf Tourneen. Váša zumal war gefragt und oft auf Reisen. War das Paar in Wien, dann waren sie bei Arnold und Justine in der Pyrker-gasse willkommen, doch bald begann Justine wieder darüber zu klagen, dass Vášas Manieren abgrundtief schlecht seien – was immer man von seiner geigerischen Begabung halten mochte. Entsetzt war sie, als er, zumindest einmal, in Schuhen zu Bett ging.

Arnold blieb entzückt von seinem Schwiegersohn. Er freute sich darüber, einen dritten professionellen Geiger in der Familie zu haben, und liess Váša sowohl berufliche wie persönliche Unterstützung angedeihen. Bei einem Auftritt spielte Přihoda sogar Arnolds Stradivari, die berühmte Misa.³⁴ Alma spielte oft auf dem anderen kostbaren Instrument Rosés, einer Guadagnini von 1757, die Arnold 1924 in Holland erworben hatte. Zu der Zeit pflegte Arnold Kollegen zu erzählen, es sei einerlei, welches Instrument er habe: «Ich kann auf jeder Fiedel spielen», brüstete er sich. Wie anders klang das, als die Haltung, die er einige Jahre zuvor gegenüber Leila Doubleday bewiesen hatte, als er einen verächtlichen Blick auf ihre Violine geworfen und diese eine *Holzschachtel*³⁵ genannt hatte.

4. Walzer

Alma war eine gewaltige Rarität.

Frauen taten einfach nicht das, was Alma seinerzeit tat.

INGEBORG TONNEYCK-MÜLLER¹

Alma war Feuer und Flamme, wenn sie und Váša gemeinsam auf Reisen gehen konnten. Kurz nach ihrer Hochzeit machten sie eine Tournee durch Polen, und im folgenden Frühjahr waren sie an der französischen Riviera. In Nizza besuchte Alma Louis Gutmann, einst Bruno Walters Sekretär und ein Freund der Familie, der aus Wien nach Südfrankreich gezogen war. Auf einer Postkarte an Dory Hetherington vom März 1931 schrieb Gutmann: «Stell dir den Spass vor, unsere liebe kleine Alma wiederzusehen. Ihr Gatte hat gewaltigen Erfolg gehabt.» Auch Alma kritzelte einen fröhlichen Gruss: «Ich bin die ganze Zeit mit meinem Mann auf Reisen, und der Kopf ist mir randvoll, wie Du Dir vorstellen kannst.» Nach einem Engagement in Italien schrieb ein Kritiker über Váša: «Was für eine Technik!» – und über Alma: «Was für ein feines Gespür!» Mehr als einmal registrierten Rezensenten den ungewöhnlich süssen Ton, den Přihoda erzeugen konnte, und merkten dazu an, Almas Spiel sei «mannhafter» als das ihres Gatten. Alma war nicht unzufrieden mit dem Kommentar, fand ihn aber sonderbar. War Arnolds Technik «mannhaft»? Wenn ja, war sie stolz auf die Kennzeichnung.

Auf einem Solo-Ausflug nach Regensburg gab Alma am 8. November 1931 eine Sonntagsmatinee im Stadttheater. Ein Kritiker hob in der *Regensburger Allgemeinen Zeitung* an mit der vertrauten Bemerkung:

Frau Alma Přihoda-Rosé trägt schwer unter der Last grosser Namen, und so wird ihr nur der gerecht werden, der ihr vorurteilsfrei diese Belastung abnimmt. Erst dann wird er in ihr eine Geigerin kennenlernen, die in grosser musikalischer Schulung ihr Instrument meistert, dessen Ton sie einen weiblich-weichen Reiz verleiht, und die überdies das Rüstzeug einer erstaunlichen Technik besitzt. Ein gewisses unbekümmertes Musizieren ist ihre grosse Stärke, und so gelingen ihr diese Werke am besten, die jenem problemlosen Musizieren am weitesten entgegenkommen, wie etwa Wieniawskis Konzert in d-Moll, dessen erster Allegro-Satz besonders gefiel, oder Dvořáks Slawischer Tanz. Doch da, wo mehr verlangt wird, kann ein Mangel an Tonumfang und plastischer Gestaltungskraft nicht übersehen wer-

den, wie bei der Wiedergabe der Händel-Sonate in D-Dur, wie andererseits ihr zum reinen Virtuositum die überragende Technik noch fehlt. Die Wiedergabe des Rosenkavalierwalzers von Strauss-Prihoda [Vášas Adaption der Strauss-Oper für Geige] liess überdies den Schmelz vermissen, dessen diese Transkription unbedingt erfordert. Otto Graef's Begleitung war musterhaft. Der Beifall der treuen, aber spärlichen – leider allzu spärlichen – Morgenfeiergemeinde war freundlich, aber nicht von grosser Herzenswärme beseelt.²

76

Walzer

5. Kapitel

Ein anderer Kritiker konstatierte im *Echo*:

Die junge Dame, die sehr viel kann und sehr energisch an die Saiten streicht, vermag dadurch weder rassiges Temperament noch ein tieferes Verständnis für die Meister, die sie sich erwählt, zu ersetzen. Mit ihrem Gatten sie in Vergleich zu stellen wäre absolut abwegig. Recht anmutig kredenzte sie die kleinen Stücke und darunter besonders Richard Strauss' Walzer aus dem Rosenkavalier, was uns die Grenzen ihrer künstlerischen Persönlichkeit leichter erkennen lässt.

Ein dritter Kritiker notierte:

Die jugendliche Geigerin ist eine Tochter des berühmten Primarius des Rosé-Quartettes, Gemahlin des ebenso berühmten Violinkünstlers Váša Prihoda und ausserdem noch Verwandte von Gustav Mahler; ist es da ein Wunder, wenn solcher Umgebung ein volles Künstlertum entspriess. Ihr Geigenspiel besticht durch energische Bogenführung, wahrhaft männlichen und aller Säuselei abholden Ton und durch einen geradezu phänomenalen Rhythmus, wie ich ihn in dieser ausgeprägten Art noch bisher selten von einer Geigerin hörte.

In der Regensburger *Eolkswacht* war über das Konzert zu lesen:

Alma Prihoda ist die Sklavin ihres heisslodernden Temperamentes, in dessen seelischer Siedehitze das klangliche Element zu zerfliessen beginnt, Stilreine und Adel des künstlerischen Fühlens mehr subjektiven Tendenzen geopfert und das Wesenhafte des musikalischen Geschehens durch Überbetonung des Persönlichen und der stofflichen Quantität zu sehr verdüstert wird. Sie tat gut, meist Komponisten (Wieniawski, Dvořák, Tschaikowsky und Sarasate) zu wählen, die ihrer künstlerischen Eigenart weit entgegenkommen.

Aber auch hier hätte ein Ausgleich der Spannungen, eine Glättung der hochgehenden Empfindungswogen den Eindruck mehr bewusster Kultur erweckt. Wir wollen aber auch gerne bekennen, dass Alma Prihoda eine Künstlerin von bedeutenden spielerischen Fähigkeiten und grossem musikalischen Vermögen ist. Ihre Technik, rein und selbstsicher, beherrscht alle Stufen der Schwierigkeiten bis zum Grade des Virtuosen, ihre erregte und anregende seelische Mitteilbarkeit spricht eine plastische, kräftig profilierende Sprache, und ihre grosse Gestaltungskraft verrät viele nachschöpferische Werke. Möge ihr auch noch die Pflege vornehmer Auffassung gelingen.

77

1932 wurde ein Auftritt in Lwów (Lemberg) als «Konzert von Váša Prihoda unter Mitwirkung von Alma Rosé» angekündigt. Severyn Barbag rezensierte das Konzert in der Zeitschrift *Chopin*:

Váša Prihoda ist eher ein Geigenspieler als ein Musiker. [...] Die Fingerfertigkeit und Bogenführung stehen im Gegensatz zu dem Ton, den er hervorbringt. [...] Diesen Kontrast können wir spüren, wenn wir Bachs Doppelkonzert in d-Moll hören, in dem Alma Prihoda-Rosé besser war als ihr Gatte. Sie spielte mit mehr Empfindung, mehr Musikalität.³

Alma und Váša schufen sich nach und nach einen Lebensrahmen, in dem Alma immer öfter allein blieb. Váša war in Europa ebenso gefragt wie im Mittleren Osten, wo seine Konzerttourneen regelmässig ausverkauft waren. Wiewohl Alma bisweilen mit ihm im Rampenlicht stand, ging Váša oft ohne sie auf Konzertreisen. Sein Name blieb weiterhin der berühmtere.

Wenn ihr Gatte für längere Zeit unterwegs war, kehrte Alma nach Wien zurück. In Zariby war ihr Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter nicht frei von Belastungen, und sie vermisste die Wärme ihrer eigenen Familie und die komfortablen Regelmässigkeiten des Rosé-Haushalts.

Auch Sorgen über den Gesundheitszustand ihrer Mutter trugen dazu bei, Alma nach Wien zurückzubringen. Justine war schwer zuckerkrank geworden und litt an Herzschwäche. Die Verschlechterung ihrer Gesundheit nötigte sie, das Haus nur noch in Begleitung Dr. Alfred Fritschs zu verlassen, des Bereitschaftsarztes der Hofoper. Die Wohnung der Rosés in der Pyrker-gasse wurde von Dr. Fritsch täglich aufgesucht. Er warnte die Familie, dass Justine womöglich nicht mehr lange zu leben habe.

Hinzu kam, dass Alma die Haustiere der Familie vermisste, Pepsi und Arno. Pepsi, ein weisser Schosshund, war Justines ständiger Begleiter. Arno, ein schwarzer Schäferhund, war Alma besonders zugetan und bettelte darum, sie begleiten zu dürfen, wenn sie in ihrem Sport-Cabriolet ausfuhr, einem roten Aero tschechischer Fabrikation, den Váša ihr geschenkt hatte. Alma mit Arno im Aero, wobei Arno, in Kopf höhe mit Alma, auf dem Rücksitz thronte, wurde in ganz Wien zu einem vertrauten Anblick. Bald begann Alma, Arno nach Zariby mitzunehmen, wo er im gemeinsamen Schlafzimmer der Eheleute sein Lager bekam.

Ihrer Schwester Emma vertraute Justine an, dass Alma anfangs, um ihre Ehe zu bangen. Wenn Váša unterwegs war, rührten sich die Lästerzungen, und Alma reagierte empfindlich auf Sticheleien: Wie wohl ihr Váša sich unterwegs vergnügen mochte? Solche Anzüglichkeiten im Verein mit Vášas langen Abwesenheiten stürzten Alma in eine Schwermut, die tagelang anhalten konnte. So manche Nacht hörte Justine ihre Tochter im Nebenzimmer schluchzen und setzte sich stundenlang zu ihr ans Bett, um Trost zu spenden.

Allmählich bekamen die Rosés das Gefühl, Váša nutze ihre Grosszügigkeit aus, da er trotz seiner beträchtlichen Konzert-Einnahmen Alma nicht so unterstützte, wie es einer Ehefrau zukam. Er machte ihr teure Geschenke, einschliesslich des Sportwagens und eines Diamanten – doch an Haushaltsgeld bekam sie nicht viel und war immer knapp bei Kasse.

Selbst Arnold war von Váša nicht mehr so eingenommen. Obwohl er dessen technische Brillanz bewunderte, klagte er seinem Philharmonikerkollegen Otto Strasser: «Kammermusik kann ich mit meinem Schwiegersohn nicht spielen.» In dem Masse, in dem Vášas Beziehungen zu den Rosés sich ausdünnten, wurden seine Besuche in Wien seltener.

Und so wie die Spannungen wuchsen, wurde Alma zwangsläufig auch eifersüchtig auf die beruflichen Triumphe ihres Gatten. Der Ruhm und die Lobhudelei, die sich auf Váša ergossen, gingen nach wie vor an ihr vorbei, und seit ihrer Eheschliessung zeigte sie nicht mehr viel Interesse an ihrer Karriere als Geigenvirtuosin. Anny Kux, eine junge Geigerin, die Almas engste Freundin in ihren Ehejahren wurde, brachte es auf den Punkt: «Auch wenn sie es nicht zeigte, blieb Alma eifersüchtig auf alles, was Přihoda machte, und auf jeden, mit dem er zusammen war.»⁴

Nach zwei Jahren einsamer Ehe, im Jahr 1932, hatte Alma einen Einfall,

der sie zum Handeln beflügelte. In Wien gab es eine Tradition von Salon-Orchestern, die sich nur aus Frauen zusammensetzten: anspruchslose leichtgeschürzte Ensembles, die in den Kaffeehäusern oder im Prater aufspielten. Von solchen harmlosen Vorbildern ausgehend, beschloss Alma, ein Kammerorchester zu gründen, das talentierte Musikerinnen anwerben, sich hohen musikalischen Idealen verschreiben und jedem im Ensemble ein gewisses Mass Unabhängigkeit und eine musikalische Karriere garantieren sollte. Vielleicht ging es ihr auch darum, den eigenen Lebensunterhalt aufzubessern. Sich den romantischen Appeal Alt-Wiens zunutze machend, nannte Alma ihr Orchester *Wiener Walzermädln*. Das Orchester sollte Sängerinnen und Instrumentalistinnen umfassen, und sein Repertoire sollte erlesen und weitgefächert sein. Es sollte ausgedehnte Tourneen unternehmen: Ganz Europa – nicht lediglich Wien – war Almas Ziel.

Arnold gab seinen Segen. Mehr als je war sich Alma ihres Erbes als Rosé-Tochter und Mahler-Nichte bewusst. Solange der Standard ihres Orchesters seinen Erwartungen genügte, war Arnold einverstanden. Der abenteuerliche Plan seiner Tochter spiegelte seinen Glauben wider, dass Musik, wenn sie nur gut gespielt und mit Überzeugung aufgeführt wird, ihre Rechtfertigung in sich selbst findet.

Alma kannte viele begabte Musikstudentinnen, deren Familien in der Nachkriegsdepression ums Überleben kämpften. Sie bat um die Hilfe von Freunden und Kollegen und warb in allen Wiener Konservatorien um die Rekrutierung der Besten, die bereit wären, mit ihr zu spielen und auf Tournee zu gehen. Feuer und Flamme für ihr Projekt, arrangierte sie Wettbewerbe in den Musikschulen und Vorspieltermine in der Pyrker gasse. Bei jedem Vorspielen sass Arnold hinter einem Vorhang als Zuhörer und Juror, wie er schon oft Kandidaten fürs Opernorchester und die Philharmoniker geprüft hatte. Auch Alfred bot seine Unterstützung, indem er der Schwester dabei half, Gesangstalente aufzustöbern und Arrangements für das Orchester zu schreiben, das neun bis 15 Musikerinnen umfassen sollte.⁵

Almas Rekrutierungsbemühungen endeten bisweilen in Enttäuschung. Inständig bat sie Anita Ast, als Konzertmeisterin mitzumachen, aber der jungen Geigerin war klar, dass Almas Pläne Tourneereisen verlangten. Anita würde in Kürze heiraten und wollte Wien nicht für längere Intervalle verlassen. Auch die Geigerin Dea Gombrich beschied Almas Einladung abschlägig,

da sie das Repertoire aus leichter Musik verschmähte, das jene sich für das Ensemble vorstellte, und lieber ihre eigene blühende Karriere weiter verfolgen wollte.

Oft aber waren die Frauen, die Alma zur Mitarbeit im Orchester einlud, von dieser Aussicht wie elektrisiert. Anny Kux, eine Geigerin aus einer prominenten Wiener Bankiersfamilie, wurde Almas Konzertmeisterin, «Rekrutierungs-offizier» fürs Orchester, enge Freundin und Vertraute. Als Alma die Gruppe gründete, existierten in Europa, wie Anny Kux sagte, nur zwei weitere Frauen-Tourneeorchester, eines mit Sitz in Deutschland und das andere in Ungarn. Keines konnte sich rühmen, eine authentische Vision des heiteren Alt-Wien herauf beschwören zu können.

Alma bestellte bodenlange blaue Kleider bei Ella Bay, einer der bekanntesten Kostümschneiderinnen Wiens. Ein zweites Set Kostüme, weiss mit blauem Aufdruck, wurde von Gerdago kreiert. Das speziell entworfene Briefpapier zierte ein elegantes Logo, das die Schnecke über dem Streicher-Griffbrett mit den geschmeidigen Kurven einer Geigerin vereinte.

Indem sie sich ihre Verbindungen zur musikalischen Welt zunutze machte, gab Alma ihren Walzermädeln die Kontur eines einzigartig geschliffenen Ensembles. Sie gewann Michal Karin zur Hilfe beim Aufbau und Arrangement eines Repertoires und zur Mitarbeit bei der Anleitung des Orchesters. Karin sagte, sie hätten harmonisch zusammengearbeitet, sich beraten über musikalische Spezialeffekte und die Tonarten und Tempi, die dem Ensemble am besten entsprächen. Alma behauptete ihre Rechte als musikalische Leiterin, indem sie bei jeder Entscheidung das letzte Wort hatte.

«Es war ihr Konzept. Ich trat wegen des Jobs an sie heran», erinnerte sich Karin. «Sie wusste, dass ich wusste, wie es zu klingen hatte. Das Orchester war mal so, mal so, je nachdem, ob sie schwächere oder bessere Musikerinnen hatte. Ich musste die Musik so arrangieren, dass sie auf solche Wechsel abgestimmt war. Sie wusste, was sie wollte: eine, dann zwei, dann drei Geigen, und so weiter. Dank ihr wurde ich bekannt.»⁶

Die *Wiener Walzermädeln* hatten ihre ersten Wiener Auftritte Anfang 1933; dabei spielten sie Walzer, Polkas und populäre Operettenmusik. Ihr Debüt wurde als «Explosion» beschrieben, ein Feuerwerk Altwiener Esprits. «Niemand verachtete das Orchester», schrieb Anny Kux; «sein Debüt in Wien war ein grosser Erfolg.» Mit dem Orchester war Almas Karriere wiedergeboren.

Im Laufe der Jahre sollte sich die Zusammensetzung des Orchesters ändern, doch in der Regel gab es eine oder zwei Harfenistinnen, eine Pianistin und eine Sängerin, während das übrige Ensemble Streichinstrumente spielte. Jedes Programm schloss wenigstens ein Solostück für Alma ein. Mit ihrer Geige hielt sie das Publikum in Bann und stahl den anderen oft die Show. Ihre Erfolge verdoppelten ihr Streben nach Perfektion. Binnen einiger Monate erpielten sich die *Wiener Walzermädeln* eine zahlreiche Gefolgschaft im Zirkus Busch, der im Sommer seine Zelte im Prater aufgeschlagen und im Winter im kurz zuvor renovierten Ronacher Theater gespielt hatte, einem Zentrum für hochkalibriges Kabarett.

Almas *Walzermädeln-Rekrutinnen* verstanden, dass die Sprache ihrer Leiterin Unabhängigkeit meinte. Caroline Rostal, Gattin des bedeutenden Geigers Max Rostal⁷, zählte vor ihrer Ehe zu den ersten Mitgliedern des Ensembles. Sich an den ersten Auftritt mit der Gruppe in Wiens Apollo-Filmtheater erinnernd, beschrieb Caroline Rostal die Härte, die es verlangte, ein *Wiener Walzermädel* zu sein:

An der dritten Geige musste ich auswendig spielen – wie einst im grossen Mannheimer Orchester. Ich hatte die schwierige dritte Geigenstimme, die sich ganz allein, in Harmonie und doch in Gegenbewegung zu den andern Streichern, bewegte. Es war wie Kammermusik. Gleichzeitig mussten wir Teil einer Choreographie werden, die sich auf die Musik bezog, sich mit ihr bewegte. Das war ziemlich anspruchsvoll. Anny arbeitete zweieinhalb Monate mit mir, ehe ich an einer Aufführung teilnahm. Selbst dann waren die Umstände schwierig. Bei unserem Engagement im Apollo wurden wir mittags geschminkt und kostümiert und mussten hinter der Bühne oder in unserer Garderobe fast den ganzen Tag lang warten, bis im Show-Programm die Reihe an uns kam.⁸

In Caroline Rostals Erinnerungen galten die Programme der *Wiener Walzermädeln* als Muster guten musikalischen Geschmacks. Die Verbindung der jungen Caroline mit dem Orchester kennzeichnete auf charakteristische Weise die Probleme, denen Alma in einer Epoche gegenüberstand, in der die Verheiratung einer Frau oft ihrer Karriere ein Ende machte. Caroline war noch kaum eingeübt, als sie Alma verkündete, sie sei mit Rostal verlobt und habe im Sinne, das Orchester zu verlassen. Alma war ohne Zweifel enttäuscht – nun würde sie ein neues Mä-

del anlernen müssen –, doch ihre Antwortbestand in herzlichen Glück- und Segenswünschen, an die sich Caroline später dankbar erinnerte. Auch Anny Kux erinnerte sich, Alma sei «mit den Mädchen sehr umgänglich» gewesen und habe sie «mit grosser Generosität» behandelt.

Ein weiteres ehemaliges *Walzermädel*, die Geigerin Ingeborg Tonneyck-Müller, war noch nicht 20, als sie Almas Orchester beitrug. Für sie bedeutete es die Gelegenheit, eigenes Geld zu haben. Über Alma sagte sie: «Die *Wiener Walzermädln* waren auch für sie ein Mittel, zu Geld zu kommen; und sie wollte dabei das meiste herausholen. Sie war froh, mich gefunden zu haben. Sie sagte mir, ich sei eine gute Geigerin, und schien so zufrieden zu sein wie ich selbst, wenn ich gut spielte.»? Im Rückblick auf ihre Verbindung mit dem Orchester schloss Tonneyck-Müller bewundernd: «Alma war eine gewaltige Rarität. Frauen taten einfach nicht das, was Alma seinerzeit tat.»

Nach dem ersten Engagement des Orchesters ausserhalb Wiens, im März 1933 in München, hätte Alma allen Grund gehabt, das Handtuch zu werfen. Erst wenige Wochen zuvor, am 30. Januar 1933, war Adolf Hitler an die Macht gekommen. Mit Hitler als Reichskanzler vervielfachten sich die Nazi-Repressionen.

Almas Orchester kam in München in bester Laune an, aber die Abendvorstellung wurde nur wenige Stunden vor Beginn wegen Nazi-Aufmärschen abgesagt. Finanziell war der Schlag verheerend, denn Alma hatte alles Geld, das sie auftreiben konnte, dafür ausgegeben, das Orchester nach München zu bringen. Sie und ihre *Walzermädln* sassen nun ohne einen Pfennig auf der Strasse.

Eine verzweifelte Alma rief Prihoda an. Ohne Zögern und generös zahlte er die Kosten für die Rückfahrt der Truppe nach Wien. Später trat Váša sogar mit dem Orchester auf; doch seine Begeisterung für das Unternehmen seiner Gattin war, wie seine finanzielle Unterstützung, sporadisch und unzuverlässig. Nachdem Almas Karriere eine eigene Schwungkraft entwickelt hatte, war das Paar die meiste Zeit getrennt auf Konzertreisen. Alma machte Wien zu ihrer Basis und verbrachte immer weniger Zeit in Zariby. Erst verwendete sie noch den Namen «Alma Přihoda-Rosé» – dann nannte sie sich «Alma Rosé-Přihoda» – schliesslich (schon ab 1934) nur noch «Alma Rosé».

Die für den elegant entworfenen Werbeprospekt der *Walzermädln* ausgewählten lobenden Zitate bieten einen Einblick in die Eindrücke, die das

Orchester in Wien und anderswo machte. Selbst das Nazi-Organ *Völkischer Beobachter* war voll des Lobes für die *Walzermädeln*, die in einem Varieté-Programm in Berlins Wintergarten 1933 die Hauptattraktion waren.

Berlin Höhepunkt des Programms. [...] Ein Rausch von zarten, leichten Klängen

[...] nach der Hungaria wird der Beifall zum Orkan. *Völkischer Beobachter*

[...] ihre Musikalität ist ein Wunder, das noch durch Schönheit und Grazie gesteigert wird.

Soviel Beifall – immer wieder erzwang das beglückte Publikum Zugaben. *8-Uhr-Abendblatt*

Kammermusik in höchster Vollendung. *B.Z.am Mittag*

Wien Den Höhepunkt des Programmes stellt jedenfalls Alma Rosé, die mit ihren Wiener Walzermädeln hinreissend spielt. [...] Wenn aber Alma Rosés Zaubergeige allein erklingt, lauscht das Publikum ergriffen einer hohen Kunstleistung. *Neue Freie Presse*

Paris Ein erlesenes Ensemble. [...] Man kann dem Entzücken nicht widerstehen, das diese neun jungen Damen hervorrufen.

Prag [...] alles wird unter ihrem feinstmusikalischen Empfinden, bei ihrer unglaublichen Rhythmik und Technik und durch ihren wie komprimiertes Fluidum wirkenden Musikcharme zum Erlebnis [...] das Idealbild der seligen Walzertraumzeit. **Warschau** Eine Symphonie in Blau [...] ein selten melodischer Klangkörper, dieses kleine wundervolle Orchester, das jeden Ton beseelt, im Piano von erschauernder Süsse und Heimlichkeit, in den Höhen aber von strahlender singender Leuchtkraft, die bezaubert und bezwingt.

Zürich [...] durch Charme und Weiblichkeit von allem Anfang an jene prickelnde Spannung, aus der wirkliche Stimmung fließt. [...] Bis ins Feinste kultivierte, natürliche Musikalität. [...] Alma Rosé und ihre Geige – eine seelische Einheit, ein faszinierender Wohlklang, unbändige Leidenschaft.

Genf [...] ordentlich mit exaktester Präzision.

Den Haag [...] hat das gewisse Etwas, das man als geigerischen Sexappeal bezeichnen könnte [...] und ihre sämtlichen Mitwirkenden, als blaue Pyramide holdselig aufgebaut, bestechen ebenso sehr durch die Anmut ihrer Erscheinung wie durch die Feinheit und das Temperament ihres Spiels.

Kopenhagen Man sitzt wie verzaubert bei diesen süßen, fröhlichen, zarten Walzerklängen [...] welcher Jubel – wie klopfen die Herzen im Walzertakt.

Stockholm Das beste Orchester dieses Genres [...] überragende musikalische Kultur.

Alma schwelgte im Leben einer Dirigentin. Zu nähergelegenen Engagements fuhr sie so wie Pflhoda: rasant. Konzertmeisterin Anny Kux war bei Autofahrten ihre Begleiterin; die anderen Orchestermitglieder reisten mit der Bahn. Einmal waren, wie Anny sich erinnerte, sie, Alma und Arno im roten Aero auf dem Weg nach Zariby ins Wochenende. Einige Kilometer vor Pflhodas Villa machte eines der Räder Probleme. Alma rief Pflhoda an, der keinen Nerv für Reparaturen hatte und ihr sagte, sie solle zu einem Händler gehen und sich ein neues Auto nehmen. Dieser zweite Aero nun war weiss, passend zu Pflhodas eigenem weissen Mercedes. Er sollte Almas Markenzeichen in Wien werden. War der Wagen vor der Rosé-Wohnung in der Pyrker-gasse geparkt, dann war er eine auffällige Attraktion, bewundert um seiner Seltenheit wie seiner Eleganz wegen.

Alma genoss ihr Glück in vollen Zügen. Im i. Bezirk war sie eine Berühmtheit, für die die Verkehrspolizisten an der Kreuzung zum Hotel Imperial oder zum Bristol, mit traditioneller Geste des Erkennens, den Verkehr anzuhalten pflegten. Wenn sie sahen, dass Alma im Auto daherkam, winkten sie sie durch.

«Häufig machten wir einen Stop am Hotel Bristol, wo Alma den Mokka besonders mochte», erinnerte sich Anny Kux. So manchen Vormittag pflegten die beiden Frauen ins Cafe Herrenhof zu gehen und mit den Gästen zu plaudern. «Dann gingen wir ins Kaffeehaus und grüssten vor lauter Seligkeit fremde Leute. Wir fühlten uns so frei in diesen herrlichen Tagen.»

Alkoholischen Getränken war Alma zwar nicht zugetan – dennoch fuhren Anny und sie gelegentlich auf einen Heurigen ins nahegelegene Grinzing oder in andere Weindörfer.

Manchmal trat das Orchester auch in Variete-Programmen auf. Bei verschiedenen Tournee-Engagements sah man die *Walzermädeln* im Programm mit der französischen Chansonette Yvette Guilbert, den Opernsängern Joseph Schmidt und Vera Schwarz, den Seiltänzern *The Myrons*, dem amerikanischen Trapez-Star Eddy Clark und anderen Akrobaten und Hochseil-Artisten sowie mit französischen Clowns, Motorradakrobaten und Cowboys. An Feiertagen waren Aufführungen besonders festlich, und Alma und ihr Orchester konnten sich aussuchen, wo sie auftreten wollten.

Die Auftritte, die Alma am meisten liebte, waren diejenigen für Orchester allein: in denen das Ensemble Stücke von Chopin, Schubert, Fritz Kreisler

und Rimsky-Korsakow sowie den volkstümlicheren Johann Strauss, Dvořák und Franz Lehar spielte. Almas Repertoire war nie wahllos zusammengewürfelt. In Polen kam Wieniawski zu seinem Recht; in der Tschechoslowakei erklang Dvořák oder ein anderer heimischer Komponist. Přihodas virtuosos Arrangement aus Strauss' *Rosenkavalier* war ein Pflichtstück, desgleichen die populären *Zigeunerweisen* von Sarasate.

Photographien aus der Zeit zeigen lächelnde junge Frauen in diversen aufeinander abgestimmten Kleidern, eines noch eleganter und femininer als das andere. Manchmal posieren sie unter flotten Hüten mit Blumensträussen im Arm, während die Instrumente bereitliegen – ein andermal bannt sie der Photograph mitten im Musizieren auf Zelluloid. Alma, die strahlende Orchesterleiterin, steht immer im Zentrum.

Ernst Krenek, ein scharfsichtiger Kritiker, befand, dass die Aufführungen des Orchesters und sein Programm zu grossen Teilen über die populäre Alltagskost sogenannter Gebrauchsmusik hinausgingen. Ungeachtet der Rüschenkleider und des kalkulierten Jungmädchen-Charmes verliehen, nach Kreneks Urteil, Alma und ihr Orchester jedem Konzert hohe musikalische Qualität. Schon vor langer Zeit hatte Alma die musikalische Maxime ihres Onkels Gustav beherzigt.

Als musikalische Leiterin war Alma auf Akkuratess bedacht, und Orchesterproben fanden häufig und geschäftsmässig statt. Jedes Problem packte sie mit Intensität an; Kompromisse wollte sie nicht schliessen. Wie Anny Kux es formulierte:

Alma war der bescheidenste Mensch, den man sich nur vorstellen kann, in ihrer Kleidung und in ihrem allgemeinen Verhalten – aber in künstlerischen Dingen liess sie keine Kompromisse gelten. Von den Mädeln verlangte sie eine ganze Menge. Dieses riesige Repertoire auswendig zu spielen war keine Kleinigkeit!

Lisi Aufricht (später Lisi Anders Ullman) war erst 16, als sie in letzter Minute engagiert wurde, im Berner Casino für die erkrankte Orchestersängerin einzuspringen. Glücklicherweise hatte Alfred sie in einem der kleinen Kellertheater gehört, die in Wien wie Pilze aus dem Boden geschossen waren, und sodann Alma empfohlen. Lisi hatte weder einen eigenen Pass, noch war sie je allein mit dem Zug gefahren. Ihr Vater brachte sie zwecks Beantragung

der nötigen Dokumente zur Passbehörde, und bevor sie zu ihrem ersten grösseren Engagement fuhr, borgte sie sich von einer Tante einen Koffer aus. Lisi erinnerte sich:

86
Walzer
5. Kapitel

Mit meinen Proben ging alles gut. Alma hielt sich zurück, schien aber zufrieden. Bei ihren Massstäben hätte sie mich nie auftreten lassen, wenn sie nicht zufrieden gewesen wäre. Auf der Bühne, bei der Eröffnungsshow, kriegte ich vor versammeltem Casino keinen Ton raus. Das Orchester brachte meine Einführung ein zweites Mal, aber es hatte keinen Zweck. Bis zum dritten Anlauf konnte ich keine Note rauskriegen. Alma tobte. Kochend vor Wut, schnauzte sie mich auf der Hinterbühne in der Pause an: «Was schicken mir die Leute? Dilettanten!» In Tränen bat ich um eine zweite Chance, und gleich mit der folgenden Vokalnummer wurde ich erfolgreich.¹⁰

So begann eine Kabarett- und Operettenkarriere, die die junge Sängerin, unter dem Namen Lisi Anders, in viele Länder führte. Trotz der Widrigkeiten, die dem Erfolg junger weiblicher Musiker entgegenstanden, setzten mehrere Mitglieder aus Almas Orchester ihre Karrieren fort. Die Bratschistin Adele Pribyl trat der Fakultät der Wiener Staatsakademie bei. Die Sopranistin Mady Meth erwarb sich als Operettensängerin in Holland beträchtliche Reputation. Anny Kux spielte erste Geige in der Slowakischen Philharmonie, nachdem sie und ihr nichtjüdischer deutscher Mann, Eduard Polak, in Pressburg (Bratislava) Zuflucht gesucht hatten. Polak, ein Cellist, spielte ebenfalls in der Slowakischen Philharmonie und ging dann im Zweiten Weltkrieg mit einem Streichquartett auf Tournee.

1933 traf Arturo Toscanini in Wien ein, um die Philharmoniker zu dirigieren. Zu Arnolds 70. Geburtstag am 24. Oktober brachte Toscanini zu einer Generalprobe einen Blumenstrauss mit, den er dem Konzertmeister überreichte und ihn dann umarmte. Die Wiener Presse brachte eine Photographie und die Schlagzeile «Toscanini küsst Rosé».

Das grosse Ereignis in jenem Herbst war für die Rosés die Verheiratung Alfreds mit Maria Caroline Schmutzer, Tochter des wohlbekannten Wiener Radierers Ferdinand Schmutzer. Maria war römisch-katholisch, und zur Vorbereitung auf ihre Heirat nahm Alfred katholischen Glaubensunterricht. Im Mai 1933 liess er sich von Johannes Hohnsteiner katholisch taufen, der auch den Traugottesdienst abhielt.

Hollnsteiner, Professor für Kirchenrecht von 1934-1938 und seinerzeit einer der bekanntesten und einflussreichsten katholischen Gelehrten, stand den Rosés nahe, auch Bruno Walter und Thomas Mann und in besonderem Masse Alma Mahler-Werfel. Sowohl er wie auch Alma Mahler ermutigten jeden in der Mahler-Rosé-Familie, sich katholisch taufen zu lassen – in der Hoffnung, dies werde sie vor der Nazi-Bedrohung schützen. Als Justine in dieselbe Richtung drängte, liess sich Alma überzeugen. Gemeinsam mit ihrem Bruder wurde sie im Mai 1933 katholisch getauft. Hollnsteiner hatte, auch wenn er später sein Priesteramt niederlegte und heiratete, als wahrscheinlicher Nachfolger des Wiener Kardinal Innitzer gegolten. Später sagte Alma wiederholt im Scherz, der Kardinal selber habe sie zum rechten Glauben getauft.

Nach ihrer Hochzeit bezogen Alfred und Maria eine Wohnung in der geräumigen Familienvilla, die Marias Vater sich in der Sternwartestrasse hatte bauen lassen, vom Rosé-Haus in der Pyrkerstrasse eine halbe Stunde zu Fuss entfernt. Alfreds Karriere gedieh. Er dirigierte an der Wiener Volksoper und diversen Opernhäusern in der Provinz, trat häufig mit dem Rosé-Quartett auf und war weiterhin ein gefragter Klavierbegleiter. Obwohl er ein Lehramt am Wiener Volkskonservatorium annahm, hielt er weiterhin nach Alternativen Ausschau. Im Bewusstsein dessen, dass Deutschland und womöglich das künftige Österreich ihm nicht länger glänzende Möglichkeiten eröffneten, gesellte sich Alfred zu den zahlreichen europäischen Musikern, die anderswo nach Positionen suchten.

Ins Auge gefasst wurde zunächst England. Wie es sich traf, hatte der britische Dirigent Sir Adrian Boult am 2. März 1933 einen Gastauftritt bei den Wiener Philharmonikern gehabt, und Arnold und Boult blieben in Kontakt. Arnold schrieb dem Dirigenten und erkundigte sich nach Aussichten für Alfred in England. Boult antwortete im Juni, wobei er sich erbot, verschiedene Kontakte zu vermitteln, die vielleicht hilfreich sein könnten; auch hätten bereits, wie er vertraulich schrieb, einige gutbekannte Musiker aus Österreich und Deutschland ihn um Hilfe ersucht.

In jener Zeit emigrierten bereits etliche jüdische Künstler Wiens in die USA – eine weitere Option, die Alfred und Maria erwogen – oder in andere sichere Länder, etwa nach Palästina.

Im ersten Ehejahr wurde Alfred beträchtliche Aufmerksamkeit zuteil, als er am 28. Novem-

ber 1934 die Erstaufführung des *Waldmärchen* dirigierte, jenes ersten Satzes der Chor-Kantate *Das klagende Lied*, den Mahler später zurückgezogen hatte. Justine hatte das Manuskript aufbewahrt, entgegen Mahlers Weisung, es zu vernichten. Alfred und Maria arbeiteten Tag und Nacht, um die Stimmen auszuschreiben für eine erste Aufführung auf tschechisch (übersetzt von Frantisek Kozik, einem Freund) im Brünner Radio und eine zweite Aufführung auf deutsch sechs Monate später für Radio Wien (RAVAG).¹¹

Die Jungvermählten hatten noch ganz andere Interessen. Maria war eine ausgezeichnete Köchin und Alfred ein Liebhaber kulinarischer Künste. Sie veröffentlichten eine sorgfältigst recherchierte Zeitungskolumne mit einem Wiener Speisezettel für eine ganze Woche, wobei die Zutaten der Gerichte bis auf den letzten Groschen sparsamst erwogen waren: was in diesen wirtschaftlich beengten Zeiten hochwillkommen war. Diese praktische Ader des Paares stand in starkem Kontrast zu den Extravaganzen Almas und Vaás, die sich weigerten, ökonomische Beschränkungen zur Kenntnis zu nehmen.

In den frühen 30er Jahren waren politische Spannungen explosiv und allgegenwärtig. Deutsche Nazis versorgten ihre österreichischen Kohorten mit Dynamit und Waffen, Strassenunruhen und Bombenanschläge in Wien näherten sich dem Ausmass eines Bürgerkriegs. 1933 löste Kanzler Engelbert Dollfuss das österreichische Parlament auf und verfügte die Aufhebung der Rede-, Presse- und Versammlungsfreiheit; freie Wahlen sollte es nicht mehr geben. Seine neue nationalistische Regierung, auf die Bewahrung österreichischer Unabhängigkeit bedacht, etablierte die *Vaterländische Front* als offizielle Regierungspartei und verbot Hakenkreuz wie Nazi-Uniform. Die faschistoide Regierung wollte die Exzesse Mussolini-Italiens ebenso vermeiden wie den Nazi-Terror Deutschlands. Prima vista war Österreich nun ein Einparteienstaat unter einer Regierung, die alles auf die eine Karte der Staatsloyalität sowie der Opposition gegen Hitlers Ziel setzte, Österreich mit Deutschland zu vereinigen. Zwangsläufig brachen zwischen den verschiedenen österreichischen Gruppierungen offene Kampfhandlungen aus.

Im Februar 1934 wurde Wien drei Tage lang zu einem Heerlager, nachdem ein Arbeiteraufstand zu einem Generalstreik geführt hatte und die Strassenkämpfe erst endeten, als 20'000 Regierungssoldaten und rechte Milizen die Arbeiterquartiere mit Haubitzen unter Beschuss nahmen, wobei insgesamt

mehr als 300 Männer, Frauen und Kinder starben und weit mehr noch verwundet wurden. Am 1. Mai hielt Kanzler Dollfuss vor einem Auditorium von 40-50'000 Jungen und Mädchen im Wiener Stadion eine Rede, in der er seinen Widerstand gegen die Nazis bekräftigte. Am 25. Juli 1934 war er tot – ermordet bei einem fehlgeschlagenen Staatsstreich, als 154 Angehörige der SS-Standarte 89, in österreichischen Militäruniformen, mittags ins Kanzleramt stürmten und ihn aus nächster Nähe erschossen. Hitler, der gerade im Bayreuther Festspielhaus weilte, erhielt die Nachricht während einer Aufführung des *Rheingold*. In Wien wurde zum Gedenken an den ermordeten Kanzler am 7. August Verdis *Requiem* unter Toscanini aufgeführt, während gleichzeitig auf dem Heldenplatz Strassenkämpfe tobten.

Im November flammte erneut Gewalt auf. Dollfuss' Nachfolger, Kanzler Kurt von Schuschnigg, beklagte offen den Strom materieller Unterstützung für Österreichs Nazis, die von «Papiersackerln, die mit kaum mehr als akustischer Wirkung platzen», nunmehr zu Bomben und Sprengstoffen der tödlichsten Art gediehen war.

Auf ihrem Walzer durch Europa von 1934 bis 1935 bereisten Alma und die *Wiener Walzermädln* die Tschechoslowakei, Ungarn und Polen. Als das Orchester in Prag spielte, stand vor den Plakaten, die das Konzert ankündigten, mit Sehnsuchtsblicken ein junger Musikstudent, Oskar Morawetz. Die jungen Musikerinnen waren alle bildschön, Visionen aus einer Welt, die ihm nicht zugänglich war. Noch nach vielen Jahren erinnerte er sich des Verlangens, das Almas *Walzermädln* in ihm geweckt hatten.¹²

Am Silvesterabend 1934 trat das Orchester in Warschaus Zirkus Staniewski auf, als Show-Bühne weltweit bekannt, an Rang vergleichbar mit Berlins *Wintergarten*. Im Februar 1935 waren sie wieder in Polen zu einem Auftritt im Alten Theater von Krakau. Krakaus *Ilustrowany Kurier Codzienny* hiess die *Wiener Walzermädln* mit folgender Notiz willkommen:

Die Ankündigung des bevorstehenden Konzertes des berühmten Alma-Rosé-Damenorchesters aus Wien wird für das Krakauer Publikum von besonderem Interesse sein. Unter der Leitung der exzellenten Geigerin und unter Mitwirkung der Sängerin Karla Kohler und der Harfenistin Lisi Löffler wird das Orchester eine Darbietung unter dem Titel Auf der Donau in Wien: Die Stadt meiner Träume geben. Walzer, Märsche und Melodien aus Grinzing. Für die besondere Empfindung, die sie in ihre Darbietung legen, haben die Orchestermitglieder grosse

Bewunderung erzeugt. Sehr saubere Intonation. All diese Eigenschaften garantieren vollauf, dass das heutige Konzert mit grosser Begeisterung aufgenommen werden wird.¹³

Eins der *Wiener-Walzermädeln-Programme* dokumentiert dieses Krakauer Konzert. «Alma Rosé und ihr Orchester aus zwölf Walzer-Virtuosinnen» brachte folgende Stücke zu Gehör:

90

Walzer

5. Kapitel

- 1 Johann Strauss **Geschichten aus dem Wienerwald** (volles Orchester)
- 2 Rimsky-Korsakow **Lied aus Indien** (Karla Kohler, Sopran)
- 3 Dvořák **Slawischer Tanz** (volles Orchester)
- 4 Schubert **Fantasie** (Lisi Löffler, Harfe)
- 5 Johann Strauss **Kaiserwalzer** (volles Orchester)
- 6 Wieniawski/Oberek **Polnischer Tanz** (Alma Rosé, Violine)
- 7 H. May **Die Harfe Braucht Liebe** (volles Orchester)
- 8 Johann Strauss **Wein, Weib und Gesang** (volles Orchester)
- Pause**
- 9 Lehar **Gold-und-Silber-Walzer** (volles Orchester)
- 10 Siczynski **Wien, Stadt meiner Träume** (Karla Kohler, Sopran)
- 11 Johann Strauss **Wiener Blut** (volles Orchester)
- 12 Chopin **Fantasie Impromptu** (Nusy von Molnar am Flügel)
- 13 Leopold **Ungarische Melodien** (volles Orchester)
- 14 Benatzky **Grinzing-Lied** (volles Orchester)
- 15 Benatzky/Alfred Rosé **Ohne Frauen und Lieder** (volles Orchester)
- 16 Waldteufel Espana (volles Orchester)

Ein polnischer Kritiker, Dr. Apte, rezensierte das Konzert in der Zeitung *Nowy Przegląd*, die in Krakau für die jüdische Bevölkerung herausgegeben wurde. Indem er speziell Alma sein Lob zollte, schrieb er:

Alma Rosés Orchester ist ein Ensemble herausragender Musikerinnen in des Wortes reinsten Bedeutung. Dies ist mein erster Eindruck von diesen sehr glücklich, elegant und geschmackvoll gekleideten Damen in Blau: ihre plissierten und gerüschten Kleider mit Dekolleté. In perfekter Ordnung sassen sie dem Auditorium gegenüber. Auf beiden Seiten sass je eine Dame am Flügel. In der Bühnenmitte, in der ersten Reihe: drei Geigen, eine

Bratsche, eine Harfe. Zwischen ihnen, leicht erhöht: zwei Celli, ein Kontrabass. Für uns war es ein ausserordentliches Bild in Blau, und dies umso erregender durch die Gegenwart einer Dame in Blau am mächtigen Kontrabass. Etwas abseits wartete die junge Sängerin auf ihren Auftritt und ihre Darbietung. Beim Spielen bewegten sie sich zur Musik und lachten im Takt. Von Zeit zu Zeit erhoben sich, zur Akzentuierung eines lyrischen und melodischen Moments, eine oder zwei der Damen und traten als Solisten an die Leiterin heran. Es ergab ein wunderschönes lebendes Bild, wenn sie so bei ihrer Leiterin standen, die zugleich führende Solistin ist. Natürlich herrschen Bewegung und Heiterkeit, wenn sie spielen, desgleichen recht flotte Musik, lebhaft und beglückt. Sie zeigten grosse Energie und offenbarten ein Ensemble von grosser Virtuosität. [...] Die Seele all dessen, was dieses Ensemble bietet, heisst Alma Rosé, Tochter eines grossen Vaters – Arnold Rosé – und Gattin eines grossen Ehemannes – Váša Prihoda.¹⁴

91

Dieses Konzert im alten Krakau fand weniger als 40 Kilometer von Oświęcim entfernt statt, wo Alma neun Jahre später sterben sollte: im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau.

6. «Blut und Ehre»

*Wer eine Kunst mit ganzer Seele spürt und liebt,
kann niemals, niemals ganz unglücklich werden.*

BRUNO FRANK¹

Die «Nürnberger Gesetze zum Schutze Deutschen Blutes und Deutscher Ehre» wurden in Deutschland am 15. September 1935 beschlossen. Ehen zwischen Juden und «Bürgern deutschen oder artverwandten Blutes» wurden verboten. Solche Ehen wurden hinkünftig als ungültig angesehen, selbst wenn sie ausserhalb Deutschlands geschlossen worden waren. Aussereheliche Beziehungen zwischen Juden und Nichtjuden galten als ungesetzlich. Juden wurde untersagt, deutsche weibliche Hausangestellte unter 45 Jahren zu beschäftigen oder die Reichsflagge zu hissen bzw. ihre Farben zu tragen oder zu zeigen. Verkündet wurden die neuen Gesetze auf dem «Reichsparteitag der Freiheit» vom «Führer» und Reichskanzler Adolf Hitler. Bis auf die Vorschrift betreffs deutscher Hausangestellter traten sie unverzüglich in Kraft.

Ein Gesetzesaddendum vom 14. November 1935 kennzeichnete einen Juden als «eine Person, die von mindestens drei Grosseltern abstammt, welche rassemässig als Volljuden anzusehen sind», und definierte eine weitere Kategorie von Staatsangehörigen, die «Mischlinge», dann als Juden: wenn sie von zwei «volljüdischen» Grosseltern abstammten – wenn sie zum Zeitpunkt des Inkrafttretens der Nürnberger Gesetze die jüdische Religion ausübten – wenn sie zu dieser Zeit oder inskünftig mit einem Juden verheiratet seien – wenn sie aus einer «ungesetzlichen» Ehe zwischen einem Reichsbürger und einem Juden stammten, die nach dem 15. September 1935 geschlossen wurde – oder wenn sie nach dem 31. Juli 1936 aus «ungesetzlichem» ausserehelichem Geschlechtsverkehr mit einem Juden hervorgingen.

In einer Rede vor dem Reichstag im September 1935 betonte Hitler, die neuen Rassegesetze seien «der Versuch der gesetzlichen Regelung eines Problems, das im Falle des abermaligen Scheiterns dann durch Gesetz zur endgültigen Lösung der Nationalsozialistischen Partei übertragen werden müsste.»² Die unbarmherzige Verleumdung, Entrechtung und Depossedierung der Juden schritt unübersehbar voran. Bis 1934 war deutschen Juden bereits die Laufbahn im Beamtendienst, in der öffentlichen Verwaltung,

Landwirtschaft, am Theater, in Film, Rundfunk, Journalismus und an der Börse verunmöglicht worden. Schilder in Hotels, Kinos, Restaurants, selbst an Apotheken, Drogerien und Schlachtereien verkündeten: «Juden unerwünscht». In wachsendem Masse wurde den Juden Deutschlands selbst zu solchen Lebensnotwendigkeiten wie Unterkunft, Nahrung und Medizin der Zugang verwehrt. Gegen 1936 hatte mindestens die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Deutschlands nicht mehr die Mittel zum Lebensunterhalte

Alma wusste, dass sie nach Massgabe der deutschen Rassengesetze als Jüdin galt. Was die Stunde geschlagen hatte, erfuhren die Rosés spätestens, als 1935 Vetter Ernst, den in Berlin die antijüdische Säuberung einer Theatergesellschaft getroffen hatte, in Wien eintraf, um bei ihnen zu wohnen. In der Vergangenheit war er in Berlin recht erfolgreich gewesen – jetzt bot nur noch Wien einem deutschsprachigen Schauspieler Gelegenheiten zu Engagements/

Vor dem Hintergrund der Nazi-Angriffe und -Schmähungen zerbrach allmählich Almas und Vášas Ehe. Nach aussen schienen Přihodas verschwenderische Geschenke für Alma anzuzeigen, in der Ehe lief alles glatt, und bis 1935 hielt Alma das aufrecht, was Anny Kux «die Scharade» nannte. Waren Alma und Váša gemeinsam in Zariby, verließen die Wochenenden, wie Anny Kux sich erinnerte, gemeinhin friedlich. Das Paar hatte selten Gäste und unterhielt kaum Kontakt mit den Nachbarn; und Vášas Eltern, die Alma distanziert und hochnäsiger fanden, hielten sich ostentativ fern. Kam Anny Kux zu Besuch, verbrachten die drei Geiger glückliche Abende beim Musizieren, wobei Alma oft am Klavier sass. Doch selbst zu diesen guten Zeiten begann Váša, wie Anny sagte, Alma «mehr als Freundin denn als Ehefrau» zu behandeln. Traurig vertraute Alma Anny an, dass sie sich «von ihm Kinder wünschte, er aber nicht von ihr.»

Sowohl Váša wie Alma waren Rampenlicht gewohnt. Waren sie zusammen, konnten selbst kleine Meinungsverschiedenheiten ausser Kontrolle geraten, und dann eskalierte der Streit. Anny würde nie die eine Nacht vergessen, in der Váša stundenlang über Alma herzog, nachdem sie von einer Party heimgekehrt waren. Statt auf einem höflichen Kuss über dem Handrücken zu bestehen, hatte Alma einem Mann erlaubt, ihr vor hundert anderen Gästen die Innenhand zu küssen. Váša beschuldigte sie in seiner Rage, ein lüsteres Luder zu sein.

Michal Karin, der weiterhin mit Alma und ihren *Wiener Walzermädeln* arbeitete und auch Přihoda am Klavier begleitete, war ein guter Freund des Paares geworden. Als wieder einmal die Zeichen auf Sturm standen, beklagte sich Přihoda bei Karin, Alma und er hätten sich bitterlich gezankt über ein Angebot, das er aus den USA erhalten habe: dort zu leben und zu arbeiten. Alma sei eisern dabeigeblichen, dass sie Wien und Prag nicht verlassen wolle; an beiden Orten, könne sie alles haben, was sie brauche; im Übrigen bedürfe ihre Karriere der europäischen Verhältnisse; ausserdem wolle sie ihre Eltern nicht im Stich lassen. Karin gab auch zu, dass er einmal Přihoda unfreundlich sagen hörte: «Manchmal frage ich mich: Habe ich eigentlich Alma geheiratet oder ihren Vater?» Die noch lebenden Familienangehörigen Vášas schoben die Schuld am Scheitern seiner Ehe Alma zu, aufgrund der Tatsache, dass sie immer «überlebensgross und auf Tournee» gewesen sei. Sie sagen, Alma habe nicht Vášas Ideal einer sorgenden Hausfrau entsprochen, die sich ganz dem Dasein einer Ehegattin und Mutter seiner Kinder widmet. Manche sagen auch, Arnold Rosé habe partout zur Ehe gedrängt, wiewohl schon von Anfang an Probleme ersichtlich waren, und dass drei solcher anspruchsvollen und begabten Geiger – Váša, Alma und ihr Vater – in einer einzigen Familie schlicht zu viel Temperament bündelten. Jedenfalls war allen klar, dass Vášas Leidenschaft für Alma geschwunden war. Was Alma selbst betraf, so sagte Anna Mahler, jene sei durch all ihre Streitereien und Versöhnungen hindurch konstant «wahnsinnig verliebt» in Váša gewesen. Anny Kux, die Alma als Erwachsene besser kannte als jeder andere, stimmte Annas Einschätzung zu. Zum Ende hin hielt, wie Anny sagte, nur noch Almas Gefühl für Přihoda die Illusion einer Ehe aufrecht.

Am 9. März 1935, einen Monat nachdem Almas Orchester in Krakau gespielt hatte und sechs Monate bevor die Nürnberger Rassengesetze in Kraft traten, reichte Přihoda in Brandeis a. d. Elbe/Tschechoslowakei seinen Scheidungsantrag ein. Folgt man Anny Kux, dann versprach Váša Alma, um sie zu einer einvernehmlichen Scheidung zu überreden, dass zwischen ihnen alles so bleiben werde wie bisher; er sagte, er wolle sich lediglich nicht mehr angekettet fühlen. «Alma liebte Přihoda so sehr», sagte Anny, «dass sie die Scheidung akzeptierte, weil er sie wollte. Sie wollte alles tun, um die Beziehung zu retten, ob mit oder ohne Tauschein. Später änderte sich das alles total, und es wurde eine garstige Scheidung.»

Alma war am Boden zerstört. Freunden sagte sie, in Vášas Konzerterminkalender habe vor der Scheidung Flaute geherrscht, womit sie womöglich andeuten wollte, Pňihoda habe, wie so viele prominente Musiker mit jüdischen Ehefrauen, just zu dieser Zeit die Scheidung um seiner Karriere willen gesucht.

Das tschechische Dokument vom 30. Oktober 1936, das die Scheidung aussprach, hielt fest, dass die beiden Parteien, die um die Scheidung ersuchten, seit ihrem Antrag in Brandeis a. d. Elbe im März 1935 nicht mehr zusammengelebt hätten. Das Scheidungsurteil verzeichnete «Pyrkergasse 23» in Wien als Almas Adresse und die Zariby-Villa als Vášas Anschrift. Eine deutsche Übersetzung dieses Dokuments nennt als Scheidungsgrund «unüberwindliche Abneigung». War diese Formulierung seinerzeit Standard ähnlich dem heutigen «unheilbar zerrüttet» – oder war sie jenem antisemitischen Phrasenschatz entlehnt, wie er mehr und mehr in Europa öffentlich kursierte? Spiegelte sie die Haltungen hinter den harschen neuen Rassengesetzen wider?

Die Annahme, Váša habe seine Ehe mit einer Jüdin beenden wollen, um seiner Karriere neuen Schwung zu geben, wird von seiner überlebenden Familie und seinen Freunden, ja selbst von seinem einstigen Schneider in Prag vehement bestritten.

Zur Verteidigung Vášas wies ein Angehöriger der Pňihoda-Familie darauf hin, dass jener zwei Jahre nach der Scheidung von Alma die jüdische Anwältin Dr. Jetti Kreuz in Prag geheiratet und im Krieg ziemlich schwierige Zeiten durchgemacht habe, um sie zu schützen. (Später liess er sich scheiden und heiratete ein drittes Mal; Jetti Kreuz starb 1982.)

Dennoch ist es eine Tatsache, dass Pňihoda im Krieg in Deutschland, Österreich und der Tschechoslowakei aktiv war (manchmal mit Michal Karin als seinem Begleiter auf Tournee), was ihn der Sympathie mit den Nazis verdächtig machte. 1940 befand sich Pňihoda in einer Gruppe von 34 tschechischen Künstlern und Journalisten, die vom Reichskulturamt zu einer zehntägigen Tour durch Deutschland und Holland eingeladen worden war. Sein Biograph Jan Vratislavský merkt an, von Pňihoda sei berichtet worden, dass er auf die Frage eines Journalisten geantwortet habe, er sei dankbar dafür, dass das Reich ihm diese Tour ermöglicht habe. Der Biograph sagt, das Zitat sei unfair und aus dem Zusammenhang gerissen.

Pňihoda unterrichtete nach 1936 am Salzburger Mozarteum und 1944 an der Münch-

ner Musikakademie. Nach dem Krieg sprachen ihn die tschechischen Behörden der Kollaboration mit den Nazis schuldig, verurteilten ihn zu einer Geldstrafe und untersagten ihm, in der Tschechoslowakei aufzutreten. 1946 zog er nach Rapallo/Italien und gab weiterhin Konzerte in Italien, Istanbul, Ankara und Alexandria. 1948 erwarb er die türkische Staatsbürgerschaft und trat im folgenden Jahr ein letztes Mal in den USA auf. 1950 zog er nach St. Gilgen am Wolfgangsee und unterrichtete im letzten Jahrzehnt seines Lebens an der Wiener Staatsakademie. Am Ende rehabilitiert und mit der Erlaubnis, wieder in seinem Heimatland aufzutreten, kehrte er im Mai 1956 zu seinem ersten Konzert nach zehn Jahren anlässlich der Prager Frühlings-Festspiele in die tschechische Hauptstadt zurück, wo man ihn mit einer dreissigminütigen Standing Ovation feierte.

97

Schallplatten, die während Vášas langer Karriere aufgenommen wurden, dokumentieren die leidenschaftliche Ausdruckskraft seines Spiels und bleiben Sammlerschätze. Pnhoda starb am 26. Juli 1960 in Wien. In der Geschichte des Violinspiels ist ihm ein Platz als romantischer Virtuose sicher, wie er für seine Zeit exemplarisch war.

Vielleicht hoffte Alma, als sie Vášas Scheidungswünschen nachgab, Pnhodas Karriere und seiner Stimmung einen Anstoss zu geben, um ihrer eingeschlafenen Liebe wieder auf die Sprünge zu helfen. Doch trotz seiner Versicherungen des Gegenteils änderte die Scheidung zwischen ihnen alles. Alma, noch nicht ganz 30, kehrte mit dem weissen Aero (Teil der Abfindungsregelung) und wenig Lebensfreude nach Wien zurück. Ihren Freunden schien es, als wäre die Freude an der Musik alles, was ihr geblieben war. Auch wenn Alma vorgab, glücklich zu sein über ihre neue Freiheit, hörte Justine sie doch des Nachts in ihrem Zimmer leise weinen.

Im März 1936 schrieb Justine an Alfred die folgenden Zeilen, aus denen ihre tiefe Besorgnis spricht:

Mein geliebter Alfi,

ich fühle die Notwendigkeit, Dir eine Erklärung zu der Testamentsänderung, die ich nach reiflicher Überlegung und vielen schlaflosen Nächten vorgenommen habe, zu geben, und bitte Dich, diese ohne jede Verstimmung gegen mich aufzunehmen. Lasse kein Missverständnis in Dir aufkommen. Denke daran, was uns beide das ganze Leben hindurch innig verbunden hat. Wir immer den Weg zu einander gefunden haben. Es ist mir nicht leichtgefallen, zu dem Ent-

**98 «Blut
und Ehre»**

6. Kapitel

schluss zu kommen, dem ich in diesem Kodizill Ausdruck gegeben habe, und nur Liebe für Euch beide hat meine langen und reiflichen Überlegungen geleitet. Wir können Euch kein Kapital hinterlassen, sondern nur, was wir an Sachwerten besitzen, und es ist uns als Selbstverständlichkeit erschienen, das nach bestem Gewissen zwischen Dir und Alma zu teilen. D.h., Dir fällt Vaters persönlicher Besitz zu, Alma der meinige. Nach Almas Ehetrennung von Přihoda hat Vater selbstverständlich Dir auch noch alle die Dinge vermacht, die P. zugedacht waren, dafür habe ich aber in Abänderung meiner ursprünglichen Absicht meinen gesamten Schmuck Alma zugesichert.

Deine Frau, die Dir das Glück gebracht hat, das ich Dir sehr ersehnt habe, wofür ich ihr zeit meines Lebens gedankt habe, hat doch einmal von ihrer Mutter sehr schönen Schmuck zu erwarten, was doch natürlich ist. So würde es mir als ein Unrecht erscheinen, meiner Tochter etwas von dem wenigen wegzunehmen, das ihr vielleicht über grosse Not hinweghelfen könnte. Das Bewusstsein, damit meinem innersten Gefühl zu folgen, das bestimmt richtig ist, verringert etwas die Sorgen, die ich mir sonst über ihre Zukunft machen müsste. Um Dich ist mir nicht bange, da ich so ja noch erlebt habe, Dich in Deiner Ehe glücklich und vor ärgsten Existenzsorgen bewahrt zu sehen.

Diese Sorge ist mir bei Alma nicht genommen, und ich muss deshalb, und ich bin überzeugt, Du wirst es verstehen, von mir aus alles tun, um ihr die Zukunft zu erleichtern. Einzig und allein diese Beweggründe haben dieses Kodizill veranlasst. Ich habe diese Zeilen ohne jede Sentimentalität und bei vollem Bewusstsein geschrieben.

Ernst Rosé erinnerte sich, dass Alma eines Tages nach ihrer Scheidung die Wendeltreppe zum Musiksalon der Rosés herunterstürmte. Ihr Gesicht war gerötet, und von Ernst und Alfred verlangte sie, still zu sein, da das Radio gerade die Übertragung eines Konzertes mit Přihoda bringe. Die Ansage hatte sie zwar nicht gehört, beharrte aber darauf, dass sie VaSas Spiel erkenne. Als das Stück zu Ende war und die Ansagerin den Geiger als Zino Francescatti, nicht Přihoda vorstellte, war Alma «ganz unverhältnismässig zerknirscht», da sie unfähig gewesen war, den Unterschied wahrzunehmen. Selbst ihre Verbindung zu Váša durchs Medium der Musik schwand dahin! Was Ernst und Alfred nur ein unscheinbarer Vorfall dünkte, nahm für Alma tragische Ausmasse an.

Ingeborg Tonneyck-Müller, eine Geigerin der *Wiener Walzermädeln*, erinnerte sich an eine Tournee mit Alma und dem Orchester im Jahr 1936:

Selbst als Teenager, der ich von den Komplexitäten der Reife noch nicht viel wusste, spürte ich den Druck hinter Alma. Vielleicht war's die Virtuosität Pnhodas oder der grosse Name ihres Vaters. Man hatte das Gefühl, sie wollte von einem Ort zum andern rennen, getrieben von ständiger Ruhelosigkeit. Sie war ziemlich durcheinander. Ich hatte das Gefühl, dass Alma in diesem Jahr nach ihrer Scheidung nie Frieden finden könne. Wenn ich an sie zurückdenke, denke ich an eine dreissigjährige Frau, die niemals lachte.

Almas Technik war ziemlich feingeschliffen, und sie hatte ein inneres Gespür für Musik, aber es gab Zeiten, wo sie das Herz des Publikums nicht erreichen konnte. Wegen ihrer bedeutenden Herkunft wurde von Alma so viel erwartet, dass sie nicht wirklich frei, nicht sie selbst sein konnte. Ich glaube nicht, dass das Publikum je ganz geschätzt hat, wer sie wirklich war.

99

Wie Tonneyck-Müller weiter sagte, vermied Alma das Thema Pnhoda. «Es war, als fragte sie ständig unbewusst: ‚Was erwarten all diese Männer von mir?‘»

In der Trauerzeit nach ihrer Scheidung fand Alma Trost in der Kammermusik, die sie mit ihrem Vater und Bruder spielte. Gelegentlich übernahm sie die Stimme der zweiten Geige, wenn das Rosé-Quartett in Wien konzertierte. Arnold lobte ihre kammermusikalischen Fähigkeiten und begrüsste Gelegenheiten zu gemeinsamem Auftreten. Bei den Wiener Festwochen im Juni 1936 etwa war «Rosés hochbegabte Tochter» (wie die Presse sie hartnäckig zu nennen pflegte) an der zweiten Geige in Brahms' Streichquintett G-Dur op. in. Die grossen Kontraste in dieser Komposition zwischen dem Ausgelassenen und dem feierlich Ernsten, untypisch für Brahms' Werk, stellen den Musiker vor keine kleine Herausforderung. Die Aufführung wurde für Vater und Tochter gleichermaßen ein Erfolg.

Alma leitete ihr Orchester bei ihrem letzten Besuch in Skandinavien 1936. In Stockholm wohnte das Orchester im selben Hotel wie Richard Tauber, ein alter Freund der Rosés und einer der vielen Sänger, die, wann immer sie in Wien auftraten, in der Pyrkergrasse vorbeischaute, um sich zu erkundigen, ob Arnold im Opernorchester am ersten Pult sitzen werde. Nachdem Tauber sein Konzert gegeben und die *Walzermädeln* ihren letzten Auftritt gehabt hatten, taten sie sich im Hotelfoyer noch zu einer spontanen Session zusammen. Almas Sängerin Mady Meth erinnerte sich, wie sie sich mit Tauber im Duett zu wahren Höhenflügen aufgeschwungen habe und dass dies eines der Glanzlichter ihrer Karriere gewesen sei.

Wie verschattet auch immer Almas Stimmung war – wie ausgeschlossen auch immer Tröstung schien – sie machte weiter: mit der gleichen unerschütterlichen Würde, die ihr Vater immer gezeigt hatte. Alma konnte Dinge bewegen, und sie zögerte nicht, ihre Stärke im Dienste anderer einzusetzen.

Peter Gorkin, Chefredakteur *des Argentinischen Tageblatts* (der einzigen deutschsprachigen Zeitung in Argentinien), sagte in einem Interview 1991, er sei Alma Rosé im Pariser «Pol du Nord»⁵ begegnet, zweifellos während einer *H/alzemtädeln-Konzertreise*. Sie brauchte einen Sekretär, und dass er in Anbetracht seiner grossen Erfahrung im Journalismus und Showbusiness in Frage kam, lag nahe. In Frankreich konnte er jedoch nicht bleiben, so dass er Almas Angebot ablehnen musste. Er begab sich nach Wien, wo er in den Untergrund ging, aber entdeckt und nach Deutschland deportiert wurde. Die Gestapo verhörte ihn drei qualvolle Wochen lang. Schliesslich liess man ihn laufen – wie das kam, erfuhr er nie –, und er blieb eine Zeitlang in Berlin.

Ernst erinnerte sich, dass während seines längeren Aufenthalts bei den Rosés in der Pyrkerstrasse sich Alma zugunsten eines Journalisten und Theaterveranstalters, der den Nazis in die Hände gefallen war, energisch eingesetzt habe. Zeitraum und Beschreibung decken sich exakt mit Gorkins Geschichte. Michal Karin erzählte von Alma eine ähnliche Begebenheit. Er erinnerte sich, dass Alma 1937, noch während ihrer Genesung vom Scheidungstrauma, Gelegenheit fand, einem jüdischen Deutschen, einem Konzertmanager, die Flucht nach Holland zu arrangieren. Weder Almas Methoden noch die Identität des Konzertmanagers konnten bis jetzt ermittelt werden, doch Karin war sich sicher, dass es Alma war, die jenem die Flucht organisierte.

Bisweilen nahmen Almas Freunde für einen kurzen Moment etwas von ihrem einstigen Überschwang wahr. Ernst erinnerte sich an eine Spritztour mit Alma im weissen Aero über Wiens elegante Ringstrasse. Am Café Herrenhof hielten sie an, um mit Walter Slezak ein Schwätzchen zu halten, der zu jener Zeit in den USA ein prominenter Schauspieler war⁶ und gerade zu Besuch in Wien weilte. Als Freunde von Kindheit an, freuten sich Alma und Walter, einander wiederzusehen, und stürzten sich in ein angeregtes Gespräch.

Walter wurde von seiner englischen Bulldogge begleitet, die trotz ihres sündhaft hässlichen Sabbergesichts auf den Namen Angelface hörte. Alma nahm ihren Verehrer Slezak zu einer Fahrt über den Ring mit und belies Angelface in der Obhut von Ernst, mit dem der Hund liebevoll balgte.

7. Anschluss

Man kann es auch folgendermassen definieren, dass wir glücklich den Menschen nennen, [...] den Zufälliges weder in die Höhe hebt noch bricht, der kein grösseres Gut kennt als das, was er sich selbst geben kann.

SENECA¹

Der Winter 1936/37 war für den Roséschen Haushalt eine Zeit der Belastung, da es mit Justines Gesundheit bergab ging. Nach der Skandinavien-Exkursion 1936 schränkte Alma den Radius ihrer Tournéen auf Nachbarländer wie die Schweiz oder die Tschechoslowakei ein.

Mit ihrer Scheidung war Almas Welt in Stücke gebrochen; das Zusammenleben mit ihr war nicht einfach. Sie hatte Phasen tief melancholischer Stimmung, die von gereizten Ausbrüchen durchsetzt waren. Bisweilen konnte sie kaum ihre Ungeduld mit der Mutter unterdrücken, deren anhaltende Krankheit das Leben der ganzen Familie zu verzehren schien. Um ihr Gleichgewicht wiederzufinden, begann Alma Philosophie zu lesen: besonders die Werke des römischen Stoikers Seneca. Selbstgenügsamkeit wurde ihr Ziel.

Herrisch und gereizt behandelte sie Justines Dienstmädchen und Krankenpflegerin Mitzi, die Justine jene Subkutan-Injektionen gab, die ihr an den Tagen Erleichterung brachten, an denen Dr. Fritsch sie nicht betreuen konnte. Mehr als einmal feuerte Alma dieses in jeder Hinsicht unverzichtbare Mädchen, und dann rannte Alfred hinüber in die Pyrker gasse, um den Frieden wieder her- und Mitzi wieder einzustellen.

In der Konzertsaison 1937/38 machte das Orchester erneut keine weiten Ausflüge, bis auf eine Tournee durch die Schweiz und Norditalien. In Fortsetzung dessen, was zur *Wiener Walzermädeln-Tradition* geworden war, spielten am Silvesterabend 1937 Alma und ihr Orchester im Ronacher-Theater in der Wiener Innenstadt.

Wegen Justines Zustand sagte Arnold die Teilnahme an einer England-Konzertreise der Philharmoniker in der Saison 37/38 ab, trat aber in Wien weiterhin mit Kammermusik auf. Das Rosé-Quartett hatte seine «Abschiedsvorstellung» 1936 gegeben; es zog nach wie vor ein grosses Publikum an, und ein ums andere Mal beschloss es, dies nun sei seine letzte Saison, sein letztes Konzert. In seiner 54. Spielzeit präsentierte das Quar-

tett einen Brahms-Zyklus zur Feier des 40. Jahrestages seiner Aufführung des Brahms'schen G-Dur-Quintetts aus dem Autograph.

Mit 74 Jahren fühlte sich Arnold sowohl in der Oper wie bei den Philharmonikern unter dem Druck, einen Konzertmeister zu finden, der ihm nachfolgen könne. Obwohl seine Autorität am ersten Pult ungebrochen war, war ihm bewusst, dass einige der jüngeren Kollegen nur darauf warteten, dass er abtrat.

Für kurze Zeit munterte Alma auf, dass ihr ein tschechischer Journalist aus Gottwaldov (heute Zlín), Karel von Klaudy, den Hof machte. Nachdem er ein *Walzemädeln-Konzert* in Brünn (heute Brno) besucht hatte, begann von Klaudy, Almas Tourneen überallhin zu folgen und machte ihr ein Liebesgeständnis. Er warb mit Leidenschaft um sie, und Anny Kux hoffte fürs erste, Alma könne seine Liebe erwidern. Doch Alma war noch nicht bereit zu neuen Bindungen. Ihrem Verehrer und ihren Freunden sagte sie, sie traure nach wie vor um Váša.

Dann, auf einer Zugfahrt mit dem Orchester, begegnete Alma einem grossgewachsenen, blonden Mann, einem Wiener, acht Jahre jünger als sie – und unversehens war sie wieder leidenschaftlich verliebt. Er war Heinrich (Heini) Salzer: jüngster Sohn des Wiener Eigentümers der jahrhundertealten Carl Ueberreuter Papier und Verlags GmbH. Heini schlug in Alma eine Saite an, obwohl er unmusikalisch und insofern ganz anders war als alle sonstigen Männer, die in ihrem Leben von Einfluss gewesen waren. Alma machte es Spass, ihn wegen seiner geringen Musikkennntnisse zu necken, und war zweifellos erleichtert darüber, dass er sie nicht mit künstlerischen Erwartungen überforderte.

Heini war ein ruhiger Charakter, in starkem Kontrast zum geselligen Prihoda. Anders als Alma, die den Mittelpunkt in der Menge nicht scheute, hielt sich Salzer lieber abseits. Sein Wesen war freundlich, und auf eine stille Weise teilte er ihre Begeisterungen. Als junger Ingenieur, der dereinst einen Teil des Familienimperiums erben sollte, erwiderte Salzer Almas glühende Empfindungen, und die beiden begannen, so viel Zeit wie möglich zusammen zu verbringen. Mindestens einmal begleitete er Alma und das Orchester auf einer Konzertreise, ohne es für nötig zu befinden, seiner Familie seine Abwesenheit zu erklären. Laut seinem älteren Bruder Thomas war Heini selbst im Familienkreis ein «Einzelgänger». «Als Bruder», sagte Thomas Salzer, «war er ein sehr guter Freund, teil-

te sich aber selten mit.» Es war seine Art, auf eigene Weise zu handeln, ohne selbst diejenigen zu Rate zu ziehen oder sich denjenigen anzuvertrauen, die ihm am nächsten standen.²

Wiewohl Heini Salzer wusste, dass seine Zukunft in der Familienfirma lag, war er bisweilen ohne Selbstvertrauen, ja widerständig gegenüber dem Unternehmen, dem er seinen Unterhalt verdankte. Er hatte eine kleine Sensation verbreitet mit seiner Doktorarbeit, einer tiefeschürfenden Studie über das österreichische Papierherstellungs-, Druck- und Verlagsgewerbe. Die Gründlichkeit seiner Arbeit liess niemanden in der Industrie ungeschoren, auch nicht die Angehörigen der eigenen Familie. Nach Aussage von Thomas Salzer ist Heinis gutgeschriebene Doktorarbeit, allen Wandels der Zeitläufte ungeachtet, heute noch ein Standard-Quellenwerk für jede Studie über die österreichische Industrie.

Almas *PKalzermädeln* glaubten nicht, dass die Beziehung mit Heini von Dauer sein könne. Die immer loyale Anny Kux – die Vater Rosé damals «Almas einzige wahre Freundin» nannte – gab zu, dass ihr die Sache «von Anfang an nicht geheuer war.» Weder sie noch die anderen Musikerinnen trauten sich, das Alma zu sagen.

Unerbittlich drehte Hitler den Schraubstock um Österreich fester. Unter massivem Druck des deutschen «Führers» vereinbarte Kanzler Schuschnigg, österreichischen Nationalsozialisten Zutritt zu den innersten Regierungskreisen zu gewähren. Im Gegenzug für sein Einlenken wiederholten die Nazis ihre Lippenbekenntnisse zu Österreichs Verfassungsdefinition der Nation als eines unabhängigen Einparteien-Staats unter der Patriotischen Front.

Oberflächlich gesehen begann das Jahr 1938 für Österreich mit der Verheissung besserer Zeiten. Die Arbeitslosigkeit betrug nur noch ein Drittel von 1934, und Mussolinis Abenteuer in Afrika und die japanische Invasion Chinas schienen weit weg. Der Schriftsteller Fritz Molden schätzte, dass von den 200'000 Juden Wiens die meisten intellektuell und kulturell tätig waren. Die jüdische Gemeinde war deutlich gespalten: in Zionisten und Assimilationisten. Nach Molden betrachtete sich die grosse Mehrheit der Wiener Juden weiterhin in erster Linie als Österreicher oder Deutsche – wie immer ihre politischen oder religiösen Anschauungen auch waren, gleich ob sie Protestanten, Katholiken oder Ungläubige geworden waren oder praktizierende orthodoxe Juden blieben.

Die meisten sahen die sogenannte Arisierung des deutschen öffentlichen Lebens und die Depossedierung der deutschen Juden als vorübergehenden Irrweg Hitlerdeutschlands an.³ Arnold Rosé war, wie viele andere, überzeugt, dass «Hitler und seine Bande» nicht an der Macht bleiben würden: eine Meinung, die er Michal Karin gegenüber einmal äusserte.

In Wien brachen 1938 weiterhin Strassenkämpfe aus. Nazi-Studenten demonstrierten öffentlich an der Wiener Universität. Am 12. Februar traf Kanzler Schuschnigg mit Hitler in Berchtesgaden zusammen und kapitulierte vor dem Ultimatum, dass er den Bann seiner Regierung gegen die Nazi-Partei in Österreich aufheben, inhaftierten Nazis (einschliesslich der Dollfuss-Mörder) Amnestie gewähren und fünf Schlüsselpositionen in der österreichischen Regierung Nazi-Getreuen von Hitlers Gnaden geben müsse. Die Alternative hiess bewaffnete Invasion Österreichs durch deutsche Truppen. Der wichtigste Posten im Kabinett, der des Innenministers, dem Polizei und Militär unterstanden, wurde dem Wiener Anwalt Arthur Seyss-Inquart gegeben, der aus Iglau in Mähren stammte, der Heimat Gustavs und Justine Mahlers. In einer Rede vor dem Reichstag am 20. Februar 1938, die im österreichischen Rundfunk übertragen wurde, liess Hitler keinen Zweifel daran, dass er die mehr als zehn Millionen «deutschen Volksgenossen» Österreichs und der Tschechoslowakei als «Rassegenossen» ansah, die von der Vorsehung ans Dritte Reich geschmiedet seien.

Schuschnigg wusste, dass er der österreichischen Unabhängigkeit das Todesurteil unterzeichnet hatte – doch in seiner Verzweiflung rief er zu einem Volksentscheid über die Vereinigung Österreichs mit Nazi-Deutschland auf, der am 13. März 1938 entschieden werden sollte. Aus Protest dagegen wurde das Hauptquartier der Patriotischen Front am 11. März belagert, als 200 Braunhemden von der SA in vollem Wuchs vor dem Rathaus aufmarschierten. Am selben Tag gab Hitler Schuschnigg den peremptorischen Befehl, binnen neun Stunden den Volksentscheid über Österreichs Zukunft abzublasen. Weigere er sich, würden deutsche Truppen einmarschieren. Schuschnigg wusste aus Erfahrung, dass es zwecklos wäre, an Grossbritannien, Frankreich und Italien um Beistand zu appellieren: drei Staaten, die zuvor noch Garantieerklärungen für Österreichs Unabhängigkeit abgegeben hatten.

Schuschnigg sagte den Volksentscheid ab und trat zurück, wie Hitler gefordert hatte. In einer bewegenden Rundfunk-Abschiedsrede am 11. März 1938 sagte er dem österrei-

chischen Volk, die Regierung habe sich der deutschen Gewalt gebeugt, da sie für Blutvergiessen nicht gerüstet sei. Seyss-Inquart übernahm die Macht des Kanzlers wie auch des Staatspräsidenten.

An jenem fatalen Freitag, am Abend des 11. März 1938, dirigierte Karl Alwin in der Oper *Eugen Onegin* von Tschaikowsky. Der Lärm vom Opernring draussen drang bis ins Haus. In der Pause ging das Publikum hinaus, um eines beängstigenden Chaos ansichtig zu werden: eines Fackelzugs, der sich aus der Kärntnerstrasse in den Opernring ergoss; Nazi-Slogans und Hakenkreuze inmitten von Gebrüll und Getümmel beherrschten das Bild. Viele Musikliebhaber kehrten nicht mehr in die Oper zurück. Die Vorstellung war die letzte im freien Österreich.

105

An jenem Abend, als Alwin dirigierte, sass Arnold wie immer am ersten Pult. (Alwin und seine Frau, die Sopranistin Elisabeth Schumann, waren mit allen Rosés eng befreundet.) Nach der Vorstellung nahm Arnold, der kühn das rotweisse Band der Patriotischen Front am Revers trug, eine der letzten Trambahnen, die noch auf den Strassen unterwegs waren, die vor «Sieg Heil!» –, «Heil Hitler!» – und «Ein Volk, ein Reich, ein Führer!» – Gebrüll widerhallten. In der Pyrkergrasse warteten Alma, Justine und Lotte Anninger Zuber, eine Freundin der Familie, verzweifelt vor Angst, auf Arnolds Heimkehr. Als er kam, schalten sie ihn wegen des Risikos, das er eingegangen, denn dem Irrsinn dieser Nacht fielen viele Juden zum Opfer.

Maria Rosé erinnerte sich an detail, wie sie und Alfred jenen Abend verbrachten. Sie waren beim Zahnarzt Dr. Richard Fürst und seiner Gattin Gretel zum Abendessen eingeladen. Alfred traf später ein als Maria; da sammelten sich bereits die Massen in den Strassen. Der Lärm der Menge auf dem Platz vor der Votivkirche schwoll unter der Wohnung der Fürsts zum Sturm an; man konnte kaum sagen, ob man Gewehrfeuer oder ein Feuerwerk vernahm. Mit einer dramatischen Gebärde zerschlug Fürst am Kamin eine leere Weinflasche und reichte jedem im Zimmer eine Glasscherbe. «Mögen sie sich wieder zusammenfügen, wenn wir vier uns wiedersehen.» Die Scherben fügten sich nie wieder zusammen. Alfred und Maria gingen durch die Währingerstrasse heim, spät nachts, indem sie den Krawallmachern auszuweichen trachteten, die weiterhin auf den Strassen randalierten.

Am Samstag, dem 12. März 1938, wälzten sich bei Tagesanbruch deutsche Truppen über die Grenze. Auf Widerstand trafen sie nicht. Hitler selbst besichtigte seinen Ge-

burtsort Braunau am Inn in Oberösterreich und besuchte dabei ostentativ das Grab seiner Mutter im nahegelegenen Leonding. Wichtigster Zweck seiner kurzen Reise war, die Stimmung zu prüfen, und über den Empfang, der ihm bereitet wurde, war er gerührt. Wohin er auch kam, liess man ihn hochleben. Den ganzen Tag lang regneten Flugblätter aus deutschen Flugzeugen auf Wien hernieder. Bis zum Einbruch der Nacht waren Panzer in Wien eingerollt, während Hitler in Linz weilte, wo er das Anschlussgesetz formulierte, das einen Staat zur Nichtexistenz verurteilen sollte.

Am Samstagabend gab es in der Oper *Tristan und Isolde* unter Hans Knappertsbuschs Stabführung. Laut Philharmoniker-Archivar und Historiker Otto Strasser spielte Arnold Rosé das sinnliche Violinsolo im Vorspiel zum 3. Akt, für das er berühmt war. Es war sein letztes Auftreten im Orchestergraben der Oper, die ihm für 57 Jahre zur zweiten Heimat geworden war.

Am Sonntag, dem 13. März 1938, just am Tag des abgesagten Plebiszits, wurde der neugebildeten österreichischen Regierung in Wien das Anschlussgesetz verkündet. Am Montag, dem 14. März, kehrte Hitler im Triumph in die Stadt zurück, die ihn als Studenten abgewiesen hatte: Um fünf Uhr nachmittags traf er inmitten eines tumultuösen Willkommens vor dem Hotel Imperial ein.

Wilhelm Jerger, Komponist und Kontrabassist der Philharmoniker und des Opernorchesters, wurde zu dessen kommissarischem Leiter ernannt. Mit geziemender Höflichkeit wurden Arnold, Friedrich Buxbaum und andere jüdische Musiker in Pension geschickt. Der Dienst, den sie den Institutionen erwiesen hatten, wurde anerkannt – doch unter der neuen Ordnung standen jüdische Musiker nicht länger auf den Besetzungsplänen. In einem Brief an Carl Flesch schilderte Arnold seine Situation:

Wie Sie richtig vermuten, bin ich nun nach 57 Jahren Oper, 56 Jahren Quartett und 44 Jahren Hofmusikkapelle in den Ruhestand versunken, ohne Sang und Klang. Ich glaube, dass Sie mich genügend kennen, um zu wissen, dass mir Eitelkeit fremd ist, aber dass man so plötzlich totgesagt wird, ist nicht zu fassen. Am 1. Mai erwarte ich meine Vollpension, doch habe ich bis jetzt keine amtliche Benachrichtigung erhalten. Mein kleines Vermögen ist während der Inflation in Nichts zerronnen, so dass ich meinen Lebensstandard auf mehr als bescheiden herunterdrücken muss. Ich bin im 75., meine Frau im 70. Lebensjahr, da muss die Pension

noch ein paar Jahre langen. Das vieljährige Leiden meiner Frau trübt meine letzten Jahre, doch bin ich noch bei Gesundheit und habe nicht einmal den gewissen «Tatterich»! Ha, ha!⁴

Der frühere Präsident der Philharmoniker, Hugo Burghauser, erinnerte sich, dass Arnold, während Hitlers Gefolgschaft auf dem Heldenplatz zu einer zweihunderttausendköpfigen Menge anschwell, in der Philharmonie daranging, seine Sachen einzupacken. Ein ungestümer junger Geiger mit Nazi-Abzeichen trat auf und sagte, vor den anderen Musikern, zu Rosé verächtlich: «Herr Hofrat, Ihre Tage hier sind gezählt.»

Burghauser, ein Fagottist, hatte Gastauftritte beim Rosé-Quartett gehabt und scheute sich nicht, zuzugeben, dass er und «der grosse Rosé» gelegentlich Meinungsverschiedenheiten hatten. Trotzdem bebte ihm, über 40 Jahre später, die Stimme bei der Erinnerung an die Scham, die die Reihen der Musiker überkam, als sie diese «Schmähung des gebrochenen 75-jährigen Konzertmeisters» vernahmen.

Michal Karin erinnerte sich einer zweiten professionellen Kränkung Rosés am gleichen Tag. Arnold wusste, dass der «Führer» am Abend einer hastig vorbereiteten Gala-Aufführung von Eugen d'Alberts *Tiefland* beiwohnen wollte. D'Albert war zugleich Arnolds persönlicher Freund, so dass ihm unbegreiflich war, warum er vom Orchester ausgeschlossen sein sollte. Zwar sah Arnold Hitler als Gangster an, erkannte aber die Bedeutung des Opernereignisses und erwartete, mit dem Orchester aufzutreten. «Er fragte: ‚Warum darf ich nicht mit ihnen musizieren? Ich gehöre doch dazu! Ich bin doch der Konzertmeister!‘» erinnerte sich Karin traurig. «So ein alter und nobler Herr! Professor Rosé verstand es nicht, obwohl man ihm auf die rücksichtsvollste Weise zu verstehen gegeben hatte, es wäre besser, wenn er am Abend nicht in die Oper käme. Dass er in der Oper nicht spielen dürfe, überstieg seine Fassungskraft.»

Die Nazis verschwendeten keine Zeit damit, ihre Rassengesetze in Kraft treten zu lassen. Knapp eine Woche nach der Einverleibung Österreichs hatte die Gestapo das Land im Griff. Am 20. Mai 1938 waren die Nürnberger Gesetze ebenso österreichisches wie deutsches Recht und Österreich offiziell eine Reichsprovinz geworden, die «Ostmark»: Selbst der Name der einst so stolzen Nation war verschwunden. Unverzüglich begann der Exodus der künstleri-

schen und intellektuellen Elite Wiens. Zu denen, die Wien verliessen, zählten Freud, Ernst Krenek, Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel, Bruno Walter, Arnold Schönberg, Lotte Lehmann und Alexander von Zemlinsky.

Die musikalische Welt war fassungslos. Arturo Toscanini war der erste, der die Salzburger Festspiele boykottierte. Im Monat vor dem Anschluss, nach Hitlers Rede vom 20. Februar und während der folgenden Nazi-Tumulte, kabelte er aus New York seine Absage der angekündigten Auftritte. (Schon zuvor hatte er den Nazis Trotz geboten, als er Auftritte in Bayreuth absagte.) Absagen anderer Künstler folgten prompt. Unter Berücksichtigung der Vakanzen wurden die Salzburger Programme neu gestaltet. Bruno Walter, dessen Bindung an die Salzburger Festspiele bis ins Jahr 1925 zurückreichte, trat ein paar Wochen nach Abschluss eines neuen Dreijahresvertrags mit der Wiener Oper zurück; deren Orchester spielte traditionsgemäss im Salzburger Operngraben. Toscanini und weitere Dirigentenkollegen kündigten die Einrichtung der Luzerner Festspiele in der Schweiz zum Zeichen des Widerstands gegen die politische Entwicklung in Österreich an. Einige Künstler konnten die Ungeheuerlichkeit dessen, was sich zutrug, nicht fassen. Lotte Lehmann sagte anfangs, sie erwarte, in Salzburg aufzutreten, da sie «weder in Theorie noch in Praxis eine Politikerin» sei. Sie hoffe, sagte sie, ihre «Kunst als Sängerin in den Dienst Salzburgs stellen» zu können.⁵

Ironischerweise enthielt die Ausgabe des *Musical Courier* vom 1. Mai 1938 einen Werbeartikel für die Deutsche Reichsbahn unter dem Titel «Deutschland: Glückliches Land der Musik». Der Artikel widmete sich besonders der Wiener Staatsoper und den Salzburger Festspielen mit Lob und Preis.

Für Alma häuften die Rassengesetze nach dem Anschluss unüberwindliche Probleme auf. Heini und sie waren glühend verliebt – doch Heirat mit einem Nichtjuden war ihr jetzt in ihrer Heimat versagt. Heinis Familie hatte gegen Alma aus «Rassegründen» nichts einzuwenden, wie Thomas Salzer sich erinnerte. Mehr noch: Johann (Hans) A. Salzer, Heinis Vater und die fünfte Salzer-Generation zu Häupten des Papier- und Verlags-Imperiums, half Juden in diesen schwierigen Zeiten, indem er persönlich einen der Firmenmanager ins sichere Paris begleitete. Thomas sprach später voll Wärme von Alma, indem er sagte, er sei ihr mehrmals begegnet «und immer sehr beeindruckt gewesen von ihrer Schönheit, ihrer Intelligenz und ihrem sehr liebenswürdigen Wesen.»

Gleichwohl sind Zweifel angebracht, ob die Salzers über die Liaison begeistert waren zu einer Zeit, da nichtjüdische Männer unter dem Druck standen, sich von ihren jüdischen Frauen scheiden zu lassen, um Stellungen und Ämter zu retten.

Als wäre dies alles noch nicht schlimm genug, sahen sich Alma, Alfred und Arnold plötzlich ihrer Karrieren und damit ihres Lebensunterhalts beraubt. Der alte Freund Richard Strauss wurde Vorsitzender der Reichsmusikkammer. Als jüdischen Künstlern waren den Rosés öffentliche Auftritte untersagt. Strauss tat offensichtlich nichts, um ihnen zu helfen, auch wenn Max Graf schrieb, der Komponist habe ihm erzählt, er hätte drei Eingaben an die Nazi-Regierung geschickt «mit der Bitte, ihre Haltung zur Rassenfrage auf dem Felde der Musik etwas zu mildern». Graf sagte ferner, dass Strauss, als er sich mit dem Nationalsozialismus einliess, «sich in eine schwierige Position manövrierte; da nicht nur seine besten Freunde Juden waren und sein 1929 verstorbener Hauptlibrettist Hugo von Hofmannsthal Halbjude, sondern auch seine Schwiegertochter jüdisch und sein Enkelkind demzufolge halbjüdisch war.»⁶ Stefan Zweig, Strauss' jüdischem Librettisten nach Hofmannsthals Tod, wurde untersagt, mit ihm zu arbeiten. In dem er mit den Nazis kooperierte, trachtete Strauss womöglich seine Schwiegertochter und sein Enkelkind zu schützen. Seine Fürsprecher haben darauf beharrt, dass er buchstäblich erpresst worden sei, den Posten zu übernehmen, um seine Familie zu schützen. Welche Erklärung auch immer man heranzieht – seine Willfährigkeit in der Nazi-Zeit brachte ihn nach dem Krieg in Verruf.⁷

Hitlers Regime formalisierte rasch seine Einteilung der musikalischen Welt in Juden und Nichtjuden gemäss «biologischer Musikwissenschaft». Arnold, der im Speisezimmer der Rosés eine Beethoven-Büste stehen hatte und den Komponisten «meinen Beethoven» zu nennen pflegte, war fassungslos darüber, dass die neuen Rassengesetze Juden verboten, Beethoven zu spielen. Im Juni 1938 erhielt Arnold den schriftlichen Bescheid, dass seine Pension um ein Viertel gekürzt werde, da er offiziell als Jude gelte. In einem dicken Pamphlet namens *Lexikon der Juden in der Musik*, 1940 erstveröffentlicht, wurden alle drei Rosés, ungeachtet ihrer Religionszugehörigkeit, als Juden aufgelistet. Wie Ernst Rosé über diese Jahre sagte: «Das wahre Grauen lag für mich darin, dass es das Blut in unsern Adern war, was uns kategorisierte – kein anderer Grund.»

Auch Alfred war in eine Sackgasse geraten. Vor dem Anschluss waren seine Hoffnungen auf eine Komponistenlaufbahn gross gewesen. Der deutsche Dirigent Hermann Scherchen, der sich 1933 in der Schweiz niedergelassen hatte, hatte mit Proben zu Alfreds *Triptychon* begonnen, einem grösseren Werk für Orchester und Bariton, im Hinblick auf eine Aufführung in Wien im Mai 1938. Nun aber waren Alfreds Werke mit denen anderer jüdischer Komponisten aus den Konzertsälen verbannt. Durch «Entjudung» musikalischer Tätigkeit planten die Nazis, den Einfluss der Juden auf das musikalische Leben der Nation auszurotten. Von nun würde die Partei darüber bestimmen, welche Musik im Reich akzeptabel sei. Die fanatischsten Antisemiten gingen so weit, dass sie die «Arisierung» des Standardrepertoires forderten, um jegliche Spuren von «rassisch durchmischter Zusammenarbeit» zu tilgen. Zum Beispiel hatte der getaufte Jude Lorenzo da Ponte die Libretti zu Mozarts *Nozze di Figaro*, *Don Giovanni* und *Così fan tutte* geschrieben, und diese Libretti erheischten jetzt neue «arische» Übersetzungen ins Deutsche. Auch ausübende Musiker mussten ihre Praxis ändern. Geiger z.B. mussten davon Abstand nehmen, in Beethovens Violinkonzert künftig noch die Kadenz der Juden Joachim, Kreisler oder Flesch zu spielen.⁸

Binnen weniger Wochen nach der Ablösung der Regierung durch die Nationalsozialisten wurden 70'000 «Unzuverlässige» inhaftiert. Man munkelte, Alfred stehe bereits auf einer Verhaftungsliste; trotzdem wagte er persönlich den Gang ins Hotel Bristol, wo er sich an Nazis buchstäblich vorbeischlich, um sich das Autograph seiner Komposition abzuholen, das Scherchen dort vor seiner Rückkehr in die Schweiz deponiert hatte.

Alfred war im wehrtüchtigen Alter und hätte festgenommen werden können. Nach Feststellung seines Rassenstatus hätte man ihn mit anderen Wiener Juden nach Dachau oder in ein anderes KZ geschickt oder zum Wehrmehrdienst gezwungen. Er war von vornherein belastet, weil er bei einem Programm der Patriotischen Front aufgetreten war.

Schon im Mai 1938 nahm Alfred Kontakt zu seinem Freund Louis Meijer auf, einem einflussreichen holländischen Journalisten, Musikkritiker und politischen Korrespondenten, der bei den Festlichkeiten im Roséschen Musiksalon oft mitgefeiert hatte. Ungesäumt begann Louis nach Mitteln und Wegen für Alfreds und Marias Flucht aus Österreich zu suchen.

Am Sonntag, dem 10. Juli 1938, konnte Meijer kaum seine Begeisterung über das Ver-

hehlen, was er mitzuteilen hatte. Zwei Tagesreisen von Stockholm entfernt, auf einer Auto-Tour durch Skandinavien, schickte er Alfred einen sechsseitigen Brief aus Rättvik/Schweden. Am Freitag zuvor hatten Louis und seine Frau Lotte im Grand Hotel in Stockholm zu Mittag gegessen. Beim Durchqueren des Speisesaals machten sie eine aufregende Entdeckung:

Fast versteckt in einer Ecke bemerkte ich drei Gäste, die am einzigen gedeckten Tisch zu Mittag assen. Dort sassen, mit einem mir unbekanntem Herrn, Greta Garbo und Stokowski!! ihm war ich vor zehn Jahren begegnet, als wir uns im Pariser Salle Pleyel bei einem Mengelberg-Konzert eine Loge teilten. Ich wollte die Garbo nicht stören, sondern sandte nur im Couvert meine Karte mit der Bitte um Auffrischung unserer Bekanntschaft und so fort.

Hernach setzte er sich für etwa zehn Minuten an unseren Tisch, und wir führten ein nettes Gespräch. Danach sahen wir ihn im Taxi davonfahren, das Gesicht hinter einem Papier verborgen, um den Journalisten auszuweichen.

Übrigens sagte er mir, er könne womöglich ausnahmsweise in Hollywood was tun für den Musikfreund, du weißt schon, wen. Natürlich ist es auch wichtig, dass sich dieser ein Affidavit für die Einreise beschafft. Alles in allem ist er ziemlich optimistisch über die Sache, aber es ist fast zu schön, um wahr zu sein. Also sollte der Freund in Massen optimistisch sein – mit den üblichen Vorbehalten, dass Stokowski die Sache vergessen könnte, was ich nicht glaube, oder womöglich doch nichts erreichen könnte.

Wir beschlossen, dass ich ihm in Hollywood, sobald wir Anfang August in Holland zurück sind, alle weiteren Informationen zukommen lasse, die er dann Ende August nach seiner Rückkehr in die Staaten vorfinden wird. [...] Normalerweise müsste ich von ihm vor der zweiten Septemberhälfte Bescheid haben.⁹

«Der Musikfreund, du weißt schon, wer», war offenkundig Alfred selber: Solche verschlüsselten Anspielungen waren zum Schutz aller Beteiligten vonnöten. Louis erwähnte auch, dass er den aus Russland gebürtigen Serge Koussevitzky, den Dirigenten des Boston Symphony Orchestra, auf den Fall des «Musikfreunds» angesprochen habe.

Alfreds Hoffnungen lebten nach Louis' Brief wieder auf. Genährt wurden sie ausserdem durch die Erinnerung an eine Begebenheit in Berlin 1930, als man Stokowski den Zutritt zu einer Toscanini-Probe verwehrt hatte, bis Alfred besondere Arrangements traf, die jenem Ein-

lass gewährten. In einem Dankeschön an Alfred vom 3.8.1930 hatte Stokowski geschrieben, er hoffe, Alfred im folgenden Jahr, wenn er wieder in Berlin weile, zu treffen, und ein handschriftliches p. s. hinzugesetzt: «Kann ich in Amerika irgendetwas für Sie tun?» Vielleicht erinnerte sich der grosse Stokowski jetzt seiner?

Arnold wusste sehr wohl, dass Juden seines Alters gezwungen worden waren, die Slogans, die von Schuschniggs vereiteltem Volksentscheid übriggeblieben waren, von den Wänden zu schrubben. Der Nazi-Pöbel war eine Pest; selbst Nichtjuden mieden jetzt die Parks, die «Ariern» vorbehalten waren, da sie Übergriffe herumstrolchender Banden fürchteten. Nazis, die dazu bestellt waren, jüdische Geschäftsbetriebe zu übernehmen, steckten sich bei jeder Gelegenheit riesige Summen in die eigene Tasche, so dass selbst die Nazi-Verwaltung ihre eigene Praxis in Frage stellte.

Unmittelbar nach dem Anschluss flohen Bruno und Elsa Walter erst nach Lugano, dann nach Montecatini/Italien.¹⁰ Kurz nach der Flucht des Paares aus Wien schrieb Elsa den Rosés, nichtjüdische Anwälte, die sie damit beauftragt hatten, sich um ihren Besitz und ihre Angelegenheiten zu kümmern, hätten sie unfair behandelt, und nun hätten sie alles eingebüsst. Ihre Tochter Gretel, die einen Preussen geheiratet hatte und in Wien geblieben war, war arretiert und über Nacht in Haft behalten worden, da sie an einem Ort gesehen worden war, der für Juden gesperrt war.

Almas tschechischer Pass, den ihr die Ehe mit Přihoda verschafft hatte, bot einigen Schutz, aber die Nazis warnten, dass «ausländische Juden» in Österreich lediglich «geduldet» seien. Zu gut bekannt, als dass sie sich in Ruhe hätte durch die Stadt bewegen können, wagte Alma nicht, sich dort aufzuhalten, wo Juden unerwünscht waren.

Alfred war in Wien in Gefahr und musste so bald wie möglich verschwinden, doch da Justine von Tag zu Tag schwächer wurde und Arnold mehr und mehr auf Hilfe angewiesen war, konnte Alma eine Flucht nicht in Erwägung ziehen. Jeder Aspekt der Zukunft der Familie war nun aufs Äusserste gefährdet, und eine Heirat mit Heini wurde in wachsendem Masse fraglich. Für Alma sah es so aus, als wäre jeder Fluchtweg blockiert.

Im Rückblick mag man kaum glauben, dass die Konsequenzen des Anschlusses nicht unmittelbar danach begriffen wurden. Kollegen von Přihoda an der Wiener Staatsakademie sagten nach dem Krieg, sie hätten Váša förmlich bekümmert, Alma, die an der Aka-

demie studiert hatte, doch zu helfen. Seine Standardantwort sei gewesen, Alma sei nicht in Gefahr, da sie ja katholisch sei.

Im Juni 1938 kamen Alma, Arnold, Heini, sein Vater und sein Bruder Thomas überein, Almas Zukunft zu erörtern. Der Aktionsplan schloss eine Fahrt nach Berlin ein, die Heini und Alma unternahmen. Es bleibt ein Rätsel, wen sie dort sahen, aber einer der Besuche könnte Margarete (Gretl) Slezak gegolten haben, die sich anscheinend wenige Jahre später an Heini erinnerte. Margarete, deren Freundschaft mit Adolf Hitler die Jahre überdauert hatte, war jetzt ein Star an der Deutschen Oper in Berlin und spielte Hauptrollen in deutschen und österreichischen Filmen.¹¹ Eine Zeitlang war sie erklärtermaßen eine Lieblingsdarstellerin Hitlers.¹²

113

Einer von Hitlers Adjutanten, Ernst «Putzi» Hanfstängl, behauptete, Margarete sei zu einer gewissen Zeit Hitlers Geliebte gewesen.¹³ Zur Bekräftigung des Verdachts berichtete die Filmregisseurin Leni Riefenstahl, sie habe Hitler und Margarete zusammen im Olymp der Nazi-Hierarchie, dem Berliner Hotel Kaiserhof, gesehen.¹⁴

Bei einem seiner raren Ausflüge in die Porträtmalerei in den 30er Jahren soll Hitler Margarete dem Vernehmen nach zweimal konterfeit haben: auf einem Porträt von 1931, verifiziert von Rudolf Hess, und einem Kostümporträt von 1932, das die Signatur «Adolf Hitler» trägt. Ein Hitler zugeschriebenes Schriftstück besagt, dass er das Kostümgemälde nach einer Photographie von Heinrich Hoffmann schuf, seinem «Hofphotographen». In diesem Kostüm, wie Hitler angeblich schrieb, verkörperte die schelmische Gretl – berüchtigt für peinliche Fragen wie deftige Bemerkungen – ein «Weaner Tschaperl».¹⁵

Eine andere Geschichte, die in Wien noch kursiert, besagt, dass irgendwann zwischen 1936 und 1938 Alma für einen Auftritt im Breslauer Radio vorgesehen war. Als ihr Rassenstatus bekannt wurde, wurde das Konzert abgesagt. Hermann Göring, von dem das bekannte Wort stammt: «Wer Jude ist, bestimme ich», soll befohlen haben, dass Almas Sendung wieder angesetzt wurde. Hinweise darauf, dass sich Margarete für Almas Sache eingesetzt habe, lassen sich nicht verifizieren.

Leo Slezaks Memoiren sprechen das Thema nicht direkt an, enthalten aber Passagen, die sich auf den «Führer» beziehen, etwa die Geschichte, wie Hitler 1939 einen Adjutanten losschickte, der Gretels Scheidung von ihrem ersten Ehemann «binnen zehn Minuten» zustandebringen sollte.

Wie gross der Einfluss Margaretes auf die Nazi-Hierarchie auch gewesen sein mag, man darf mit Sicherheit unterstellen, dass ihre Beziehung zum «Führer» – im Verein mit der Bedeutung ihres Vaters in der Musikwelt genügte, dem «Slezak-Verbund» in Rottach-Egern am Tegernsee während des 2. Weltkriegs Sicherheit zu gewährleisten. In dieser Zeit war Margarete in Berlin ein Opernstar, trat im okkupierten Europa auf, sang vor Truppen und in Konzerten. Ihre Grossmutter mütterlicherseits, die Jüdin war, lebte unbehelligt in der Familie.

Wiewohl sich Margarete offensichtlich der Protektion Hitlers erfreute, half sie Alma nicht. Im Sommer 1938 kehrten Alma und Heini ohne eine Lösung ihrer Probleme aus Berlin zurück. Bis auf die emotionale Unterstützung, die Alma von Heini erhielt, konnte ihr Wien nichts mehr bieten.

Im Sommer 1938 meldete sich in der Pyrkerstrasse ein ehemaliger Schüler Arnolds auf seinem alljährlichen Besuch in Wien. Er hiess Felix Eyle: ein rumänischstämmiger Geiger, der sich einer erfolgreichen Karriere beim Cleveland Orchestra in den USA erfreute. Im vergangenen Sommer hatte er seinen Mentor noch durch Salzburg gefahren, doch jetzt, 1938, durfte Arnold an den Festspielen nicht mehr mitwirken.

Als Eyle an der Tür der Roséschen Wohnung läutete, bat ihn der Professor selber herein. «Er sah so alt aus – er war gebeugt», erinnerte sich Eyle. Justine, die an Gewicht verloren hatte, sass auf dem Sofa und konnte nur noch mit Mühe Atem holen. «Sie sah jetzt Mahler so ähnlich, dass ich frappiert war.»¹⁶ Nach einer kurzen Visite wurde Eyle von Arnold zur Tür geleitet, wo ihm dieser sagte, seine Frau habe nicht mehr lange zu leben.

Justine Rosé starb am 22. August 1938 im Kreise ihrer Familie und in ihrem Heim, das sie so liebte. Leila Doubleday Pirani, verheiratet und seinerzeit in London lebend, war mit den Rosés in engem Kontakt geblieben. Im Wissen darum, dass Arnold von einer gekürzten Pension leben musste und Justine krank war, hatte sie ein paar Pfund gesandt, die sie erübrigen konnte, als Beihilfe zum Kauf von Medikamenten für Justine in ihren letzten Wochen. Es war Leila, der Alfred sein Herz ausschüttete in einem Brief, den er, im Original auf englisch, kurz nach dem Tod seiner Mutter aufsetzte:

Liebste Freundin,

Ihre Freundschaft und Ihr Mitgefühl und Ihre immerwährende Freundlichkeit sind uns ein Trost, soweit in unserer Betrübniß Trost möglich ist. Sie haben ganz recht damit, dass meine Beziehung zu meiner Mutter der Ihrigen ähnlich war und Sie darum in der Lage sind, zu empfinden, was ich empfinde.

Mutter wusste von Ihren freundlichen Briefen, die ich ihr bis letzte Woche vorlas, und freute sich so darüber, dass Sie uns helfen würden. Am Donnerstag, dem 19., fühlte sie sich ganz schwach, und Donnerstagabend sagte ich ihr zum letztenmal Gutenacht und gab ihr einen Gutenachtkuss.

Bis Montag, den 22., blieb sie bewusstlos. Natürlich war ich die ganze Zeit da, und wir alle lösten einander für die Nachtwachen ab. In der Nacht von Sonntag auf Montag wachten Vater und Alma mit mir an ihrem Bett. Aber sie erlangte das Bewusstsein nicht wieder, sondern schlief durch bis Montag früh um 11 Uhr, als sie sanft hinüberglitt. Ich nahm Vater und Alma mit zu meiner Wohnung, wo sie bis Donnerstag blieben. Am Mittwoch, dem 24., betteten wir sie in Grinzing zur letzten Ruhe, ganz nah der Stätte, wo Onkel Gustav ruht. Die ganze Woche war furchtbares Wetter, grad so als zürnten Himmel und Erde.

Ich erledige derweil alle nötigen Formalitäten für Vater, der ganz gebrochen ist. Sie haben so recht damit, dass die Verzögerung meiner Abreise aus Wien ihre Gründe hat. Ich bin so froh, dass ich Vater in dieser traurigsten Zeit unseres Lebens helfen konnte.

Und ich glaube, ich habe alles ganz so getan, wie es Mutter sich von mir gewünscht hätte. Vielen Dank für Ihr Geschenk, das mir von der Dresdner Bank avisiert worden ist. In 14 Tagen soll ich es erhalten. Ich werde es dazu verwenden, Vater bei den Aufwendungen zu helfen, die jetzt entstanden sind. [...] Ich will Ihnen bestimmt etwas zukommen lassen, das Mutter gehört hat, und wir alle werden Ihnen dankbar sein, wenn Sie es zur Erinnerung an sie behalten.

Als Alma am Tag nach der Beisetzung ihrer Mutter heimkam, dankte sie Alfred mit einem Geschenk. In ein Exemplar einer Anthologie von Aufsätzen Senecas unter dem Titel *Das Glückliche Leben* schrieb sie: «Das Buch soll Dir so helfen wie Du uns in dieser schlimmsten Zeit unseres Lebens geholfen hast. Ich bin im wahrsten Sinne Deine Schwester. 23. August 1938». Dieses Buch sollte auf Alfreds Nachttisch liegen bis ans Ende seines Lebens.

Eine schwarzgeränderte Trauerannonce in der Zeitung zeigte Justines Ableben an. Auf Mitte, zuoberst der kleinen Annonce, stand ein christliches Kreuz.

Alfred und Maria gingen weiterhin jeder Auswanderungsmöglichkeit nach. Louis Meijers Brief vom Mai, betreffs seiner Begegnung mit Stokowski, war schon fast vergessen, als ein zweiter Brief, datiert vom 22. September 1938, in Wien eintraf. Der Brief enthielt nicht nur eine offizielle Einladung zu einem Besuch der Meijers in Scheveningen. Louis zitierte auch noch folgendes von «meinem schwedisch-amerikanischen Freund»: «Ich bin gerade in Hollywood eingetroffen und habe mit diversen Leuten über Ihren Freund gesprochen. Könnten Sie ihm bitte ausrichten, er möge mir Bescheid geben, sobald er im Oktober hierzulande eintrifft. Ich bin zuversichtlich, dann etwas für ihn zu haben.»

8. Schwarzer Mittwoch

Der Menschheit Würde ist in Eure Hand gegeben, bewahret sie.

Alma Rosé mit den besten Wünschen für die Zukunft.

WILHELM BACKHAUS¹

Arnold war nach Justines Tod und der Vertreibung aus dem Orchester, dem er so treu gedient, am Boden zerstört. Er fühlte sich in beängstigender Masse isoliert, da viele seiner alten Freunde aus der Stadt geflohen waren und andere, die er für Freunde hielt, auf Distanz gingen. (Richard Strauss z.B. kam nicht mehr zum Skatspielen in die Pyrkergrasse.) Arnold war verzweifelt bei dem Gedanken daran, dass Musikerkollegen daran gehindert wurden, mit ihm in seiner eigenen Wohnung zu musizieren.

Im Juni noch hatte Bruno Walter Arnold und Justine Rosé gemeinsam seine herzliche Verbundenheit mitgeteilt:

Ich denke Eurer in Liebe und Freundschaft und bin im Geiste bei Euch. Was uns verbindet, die Liebe zu Gustav, das gemeinsame Erleben, die Jahrzehnte des herrlichsten Musizierens mit Dir geliebter Arnold – alles Schöne ist mit Euch verbunden. Welche Abende in der Oper, welche Festtage im Musikverein! Deine Quartette! Unsere Sonatenabende! Und die Jahrzehnte des persönlichen Verkehrs! Das ist, das bleibt und ist unzerstörbar. Um die Kinder bleibe ich bemüht.

Nun waren Arnolds «tief schwermütige» Stimmungen wieder zurück, und diese Melancholie beunruhigte Alma zutiefst. Ihre Sorgen vertraute sie in einem Brief den Walters an. Bruno Walter versicherte Arnold und seine Kinder in einem Kondolenzbrief aus Lugano-Sorengo erneut seiner treuen Freundschaft:

Unsere Vergangenheit [...] war reich; unsere Erinnerungen sind schön und gross; sie sind ein unverlierbarer und tröstender Besitz in einer entsetzlichen Gegenwart. Sage Dir es täglich, und sag es Euch täglich, lieber Alfi und Alma, dass, was auch das Leben an Leid gebracht, Justi sich in Eurer Liebe sicher und geborgen und getröstet gefühlt hat. Und glaubt uns, dass wir ihr treues Andenken immer im Herzen tragen werden.²

Nach dem Anschluss waren die nichtdeutschen Europäer schockiert über die Welle der Gewalt auf Wiens Strassen. Selbst bei den sadistischsten antisemitischen Exzessen drückte die Polizei beide Augen zu. Braunhemden konnten Juden auf der Strasse aufgreifen und sie zwingen, Gehsteige zu säubern oder Toiletten oder öffentliche Latrinen zu reinigen. Jüdische Geschäfte wurden beschlagnahmt und Haushalte geplündert. Tausende wurden in Dachau, Buchenwald oder im neuen KZ Mauthausen in der Nähe von Linz eingekerkert.

Karl Adolf Eichmann, ein österreichischer Nazi aus Hitlers Heimatstadt Linz, bot den Juden die einzige Alternative zum Strassenterror. Eichmanns Schöpfung, die «Zentralstelle für jüdische Auswanderung», wurde die einzige Behörde, die zur Ausstellung von Ausreisebewilligungen für Juden bevollmächtigt war. Damit die Verfolgten bei ihrer Verfolgung mitwirkten, setzten die Nazis Vorsitzende der jüdischen Gemeinde an die Spitze der Behörde. Ein zentralisiertes Verfahren besorgte die Vertreibung von etwa 45'000 österreichischen Juden in den ersten sechs Monaten nach dem Anschluss.³ Eichmanns Zentralstelle war so effizient, dass sie zum Modell für ähnliche Behörden in Deutschland und den okkupierten Territorien wurde.

Prima vista diente die Zentralstelle der Ausreiseabwicklung für Juden und fungierte als Verbindungsbehörde zwischen dem deutschen Staat und dem jüdischen Volk. In praxi jedoch waren ihre Aktivitäten unheilvoller, da dieselbe Behörde später die Bürokratie des Massenmords besorgte. Ein Zeuge im Eichmann-Prozess nach dem Krieg fasste das Verfahren der Zentralstelle unverblümt so zusammen:

Ein Jude, mit allem, was er besitzt, wird am einen Ende eingespeist, dann durch das ganze Verfahren gejagt, manchmal in verschiedenen Gebäuden, von Schalter zu Schalter, Büro zu Büro, und kommt am andern Ende wieder raus: aller Rechte beraubt, allen Geldes geklaut, in der Hand nur einen Fetzen Papier, der ihm sagt, er soll das Land binnen 14 Tagen verlassen oder er wird ins KZ gesteckt.⁴

Dazu ermuntert, sich bei der Behörde zu melden, wurden die Wiener Juden in überfüllte Ghettos eingewiesen, wo sie Hunger und sogar noch harschere Entbehrungen erlitten.

Zu den ersten Angehörigen des Rosé-Kreises, die Wien verlassen sollten, zählten Alma Mahler-Werfel, ihr Gatte Franz und ihre Tochter Anna (frisch geschieden von ih-

rem dritten Ehemann Paul Zsolnay, Franz Werfels Verleger). Indem sie nach Italien, in die Schweiz, dann nach Frankreich flohen, gesellten sie sich Zehntausenden weiterer staatenloser Flüchtlinge bei. Eine Zeitlang war Alma Mahler noch überzeugt gewesen, die Taufe zum Katholizismus würde Schutz vor der Nazi-Tyrannie bieten, doch seit kurzem hatte sie ihr Heil in einem anderen Trick gesucht. Sowohl ihre Tochter wie deren späterer Ehemann Albrecht Joseph waren empört, als sie nach dem Anschluss gewahrten, dass Alma Mahler-Werfel unter ihrem Revers ein Hakenkreuz trug: dem Blick verborgen, aber leicht herzeigbar.⁵

Für die Rosés kam ein wichtiger Hoffnungsstrahl von Carl Flesch, dem emigrierten Geiger und Lehrer, aus England.⁶ Es hiess, er sammelte Geld für einen Fonds zur Unterstützung des alternden Rosé. Flesch schrieb Dutzende von Briefen an Künstlerkollegen in aller Welt, in denen er um Spenden bat. Neben vielen anderen sandte auch die amerikanische Musikmäzenin Elizabeth Sprague Coolidge einen Beitrag.

Alma und Arnold harrten angespannt der Vorbereitungen Alfreds und Marias auf ihre Emigration. Handschriftliche Einladungen von Louis und Lotte Meijer aus Den Haag und Leila Pirani aus London bedeuteten, dass sie Wien binnen kurzer Frist verlassen konnten. Die USA wurden eine Möglichkeit, als Marias Mutter, Alice (Lisi) Schmutzer – Dichterin und Kunst-Publizistin, deren Texte häufig in der *Neuen Freien Presse* erschienen, – einen New Yorker Freund, den betagten Abraham Beller, bat, ihnen ein Affidavit zu verschaffen. Dieses wertvolle Dokument war der Schlüssel zur Einreise in die USA, ein Nachweis fürs US-Konsulat in Wien, dass potentielle Einwanderer in den Vereinigten Staaten finanziellen Rückhalt hatten und dem Land nicht zur Last fallen würden. Bellers fortgeschrittenes Alter gab im Konsulat jedoch zu Bedenken Anlass, und so verschob sich die Abreise der Rosés erneut.

Eine weitere treue Freundin, Elly Burger – einst Gouvernante der Kinder und später Alfreds Sekretärin –, kam zur Rettung. Elly war in die USA ausgewandert und lebte jetzt in Cincinnati/Ohio, wo sie als Sprechstundenhilfe des Augenarztes Dr. Sattler arbeitete, der eine eigene Klinik hatte. Mit Hilfe Mrs. Sattlers war Elly in der Lage, den US-Behörden zu versichern, dass das Paar einen Platz in Cincinnati habe, wo es leben könne: der dritte Stock der Klinik könne zu einer kleinen Wohnung umgebaut werden.

Alfred war gewarnt worden, das Haus in der Sternwartestrasse nicht zu verlassen, wenn er

nicht verhaftet werden wolle; also reihte sich Maria ganze Tage lang in Schlangen ein, um die nötigen Dokumente zu besorgen. Über Wochen standen die Koffer des Paares fertig gepackt und harrten des Anrufs von Meijer aus Holland mit der Nachricht, wann sie zu ihrem Schiff aufbrechen sollten, der *Veendam* (Holland America Line), die am 5. Oktober 1938 von Holland in See stechen sollte. Ihre Zugabfahrt aus Wien wurde auf den 28. September festgesetzt.

Am 27. September, an ihrem letzten Abend in Wien, gingen Alfred und Maria zur Pyrkergrasse hinüber auf einen letzten Besuch bei Arnold und Alma. Es war ein Abschied ohne Lebewohl, da Alfred und Maria beschlossen hatten, es wäre für Arnold leichter, von ihrer Abreise erst post factum zu erfahren. Alma jedoch erriet ihr Geheimnis. Nachdem sie Vater Rosé gute Nacht gesagt hatten und die Strasse hinuntergingen, kam sie ihnen nachgelaufen und rief «Fahrt ihr morgen schon?» Bewegt umarmte Alma sie zum letztenmal, erleichtert darüber, dass sie Wien entkommen durften.

Am nächsten Morgen waren Marias Mutter, ihre Schwester Susanne und Susannes Verlobter Paul Perschke am Westbahnhof, um das Paar zu verabschieden. Ihre Überseekoffer wurden per Bahnspedition verfrachtet. Vom Schmuck, der Kleidung, die Maria am Leibe trug, und dem Inhalt ihrer Koffer abgesehen, war ihr ganzes Guthaben, als der Zug an der deutsch-holländischen Grenze haltmachte, auf fünf US-Dollar limitiert.

Dort stiessen sie auf ein weiteres Hindernis. Von Flüchtlingen überschwemmt, hatten die Holländer ein Gesetz erlassen, das Transit-Immigranten verbot, mehr als fünf Tage vor ihrem Ausreisedatum das Land zu betreten. An der Grenze erfuhren Alfred und Maria jedoch, dass sich die Abfahrt der *Veendam* verspäten werde. Alfred konnte Louis Meijer in Scheveningen am Telephon erreichen und ihm die missliche Lage erklären. Maria und er sassen, wenige Meter vor der sicheren Zuflucht, bis drei Uhr nachts auf ihren Koffern, als Louis schliesslich die ministerielle Einwilligung erhielt, welche ihnen erlaubte, für einen Aufenthalt über das verordnete Limit hinaus einzureisen.

Erst am 15. Oktober stach die *Feendam* in See. Die Zwischenzeit verbrachten die Rosés bei den Meijers in Scheveningen. Bei einem Besuch in Amsterdam hatten sie das Vergnügen, einem Konzert Rachmaninoffs mit dem Concertgebouw Orkest beizuwohnen. Danach trafen sie den Pianisten hinter der Bühne an, wo er, in einem langen Pelz-

mantel, über die Behandlung tobte, die Mengelberg, der autokratische Dirigent, seinem Konzert hatte angedeihen lassen.⁷

Die *Peendam* ging kurz in Southampton vor Anker. Leila Pirani war aus London angereist, um das junge Paar zu begrüßen und ihm 30 Pfund zustecken, die sie gesammelt hatte. Fünf Pfund waren von Dorothy Beswick Hetherington gekommen, der geliebten «Dory» (die damals in Hertfordshire lebte), und weitere fünf von «Miss Jessie» Thompson: zwei einstigen Gouvernanten, die sich der Familie mit grosser Zuneigung erinnerten.

121

In ihrem autobiographischen *Letter to My Grandchildren* beschrieb Leila später ihr kurzes Wiedersehen mit Alfred:

Alfred machte sich grosse Sorgen um Alma und bat mich, etwas für sie zu tun. «Du kannst Dir nicht vorstellen, was für ein schreckliches Leben sie jetzt führt. [...] Sie kann derzeit weder ins Theater gehen noch ins Kino, weder in einen Park noch an irgendeinen anderen öffentlichen Ort.»⁸

Arnold Rosé schrieb Alfred und Maria sechs Tage nach ihrer Abreise aus Wien:

An der Art Deines Abschiednehmens fühlte ich, dass Ihr wegfährt [sic]. Die Erschütterung hast Du mir liebevoll erspart, und es war gut. So konnte ich nur den Gedanken im Kopf herumwälzen, dass Du einen freien Weg gehen wirst, der Dir andere Lebensbedingungen bietet. Also giebt es noch Menschen, die ein Herz haben. Louis und Frau musst Du von mir innigst danken, und für beide soll es auch eine schönes, befriedigendes Gefühl sein, dass sie so geholfen haben. [...] Alma opfert sich für mich auf, kümmert sich um die Wirtschaft, näht, kocht, geht einkaufen, so wie ich es ihr nie zugemutet habe. Seit Freitag waren wir schon zweimal bei Liesl. Es wäre für uns leichter hinaufzukommen, und so trafen wir Sonntag Dr. Huss, der mir immer sympathischer wird. Gestern, Montag, war H. Setzer 5 Uhr bei uns und Abends Anny und Edi. Almschi sorgt, dass wir nicht zu sehr allein sind. In die Stadt komme ich gar nicht, und wäre mein einziger Weg zu Strassb., sonst hat sich nichts ereignet und werde ich Dir alles Mitteilenswertes berichten. Hans F. darf weiter seine Praxis ausüben. S' ist Mangel. Ich lese sehr viel und denke auch an Weimar. [...] Mein Alfi, ich wollte, dass Alma dran schreibt, doch ist Heini angekommen, um einige Tage hier zu bleiben, und so kommt sie nicht dazu, und ich will Dir heute noch den Brief schicken.»

Am 7. Oktober 1938 schrieb Alma an Alfred und Maria in Holland:

122
Schwarzer
Mittwoch
8. Kapitel

Wären wir nur auch schon so weit! – [...] Könnte Louis Vati und mir eine undatierte Einladung senden? Man spricht davon, dass der Fall eintreten könnte, dass wir da eine Überraschung erleben.... Um auf alle Fälle sicher zu sein, wäre es wichtig, eine Einladung in Händen zu haben, damit man irgendwohin kann. Ebenso bitte ich Dich, an den Freund in London C.F. [Carl Flesch] zu schreiben und ihn um dasselbe zu ersuchen. Du wirst vielleicht glauben, dass man unnötig Deine endlich errungene Ruhe stört, aber es ist wirklich ernst und dringend. Erledige es bitte so rasch als möglich, damit wir im Notfall eine Zuflucht für die erste Zeit finden. – [...] Momentan bin ich sehr froh – aber wie lange! Heute Abend kommen Lilly und Gert zu uns – morgen nachmittag Paul. Sonst sehen wir jetzt niemanden, da wir ja nicht allein sind. – Manina ist gestern wieder eingerückt – sehr angenehm.⁹

Dieser Brief wurde während eines Terrors geschrieben, der fünf Tage lang im Bezirk Döbling gewütet hatte. Vom 5. bis 10. Oktober wurden jüdische Haushalte mit Razzien überzogen. Alle Pässe wurden mit einem «J» gestempelt, und Juden ohne Pass wurden über die tschechische Grenze abgeschoben. Behalten durften sie nur, was man ihnen in die Hand drückte: 40 Reichsmark. Für Alma wäre es gefährlich gewesen, in ihrem Brief diese Vorkommnisse explizit zu erwähnen.

Der 28. September 1938 – just der Tag, an dem Alfred und Maria aus Wien abreisten – ging als «Schwarzer Mittwoch» in die Geschichte ein. Hitler hatte für die «Heimkehr» des tschechischen Sudetenlands ins Reich ein Ultimatum gestellt. Wiederholt hatte Hitler dem britischen Premierminister Chamberlain und anderen Staatsoberhäuptern versichert, dass er, wäre die «tschechische Frage» erst einmal gelöst, keine weiteren Territorialforderungen stellen würde. Prag jedoch hatte Hitlers Aufforderung zur sofortigen Abtrennung des Sudetenlands zurückgewiesen, da dies für Hunderttausende von Tschechen bedeutet hätte, ihre Häuser und selbst das Vieh auf den Weiden preiszugeben. Der «Schwarze Mittwoch» war das letzte Datum, das Hitler den Tschechen gesetzt hatte, wenn sie nicht bewaffnete Invasion gewärtigen wollten. Deutsche Truppen wurden an den Grenzen zusammengezogen, und Krieg schien unausweichlich. Die Tschechei und Frankreich mobilisierten Truppen, und die Briten hoben Schützengräben aus und evakuierten Schulkinder aus London.

Im letzten Moment gab Mussolini kund und zu wissen, er und das faschistische Italien stünden in der Sudetenfrage hinter dem «Führer», den er jedoch bat, von militärischem Handeln vorerst Abstand zu nehmen. Hitler, dem die Loyalität des «Duce» schmeichelte, willigte ein; und hastig wurde in München für die nächsten zwei Tage, 29.-30. September, eine Konferenz anberaumt zum einzigen Zweck, die «Sudetenfrage» zu lösen und Krieg abzuwenden. Der Staat, den Hitler aufzuteilen gedachte, wurde zu dieser Konferenz der vier Grossmächte – Grossbritannien, Frankreich, Italien und Deutschland – nicht eingeladen. Gegen Ende der Sitzungen wurden zwei tschechische Vertreter aufgefordert, in einem Nebenzimmer Platz zu nehmen, wo ihnen nach Abschluss der Gespräche eine Landkarte gereicht wurde, die die grossen Territorien zeigte, die unverzüglich abgetreten werden sollten. Das Schicksal der Tschechoslowakei war besiegelt.

Die deutsche Armee marschierte am 1. Oktober über die Grenzen und hatte am 10. das Sudetenland besetzt. Von den Staatsmännern des Westens schien nur Winston Churchill zu begreifen, was da vor sich ging. In einer Rede vor dem Unterhaus erklärte er am 5. Oktober 1938:

Wir haben eine totale, eine vollständige Niederlage erlitten. [...] Wir stehen einem Unheil erster Ordnung gegenüber. Der Weg, die Donau hinab, der Weg zum Schwarzen Meer ist frei. [...] Alle Länder Mitteleuropas und alle Donauländer werden nacheinander in das riesige System der Nazipolitik einbezogen werden. [...] Und glauben Sie nicht, dies sei das Ende. Es ist erst der Anfang.¹⁰

Die Münchner Konferenz opferte die tschechische Nation, schwächte die Position Frankreichs und stärkte Deutschland militärisch, womit der Krieg um elf Monate verschoben wurde. Ohne einen einzigen Schuss abzufeuern, hatte Hitler eine weitere grössere Eroberung gemacht und war nun in einer ausgezeichneten Position, seinem Drang nach mehr deutschem «Lebensraum» im Osten weiter nachzugehen.

Von Wien aus starteten die Nazis eine Radio-Kampagne mit dem Ziel, die nationalistischen Gefühle der Slowaken in der Tschechoslowakei aufzuheizen. Die deutsche Regierung schürte aktiv «Unruhen» und «Zusammenstösse». Am 21. Oktober 1938 erliess Hitler ein streng geheimes Memorandum an seine Wehrmachtsgeneräle, in dem er die schnellstmögliche «Liqui-

dierung der Rest-Tschechei» forderte. Die schwache, nunmehr pro-deutsche Regierung der Tschechoslowakei wurde rasch dazu gebracht, alle Publizisten und Beamten, die in Opposition zum Nazi-Regime standen, zu entlassen und die Juden so ihrer Rechte zu berauben, wie dies in Deutschland und Österreich bereits geschehen war.

Welche Sicherheit Alma auch immer in der Tschechoslowakei hätte finden können – mit München war sie zerstoßen. Anny Kux Poláková, der Alma und Michal Karin geholfen hatten, mit ihren Eltern aus Wien zu fliehen und in Bratislava Zuflucht zu finden, lebte mit ihrem Gatten Eduard Polak in weniger als einer Stunde Entfernung, und Alma wusste, sie würde bei ihnen immer willkommen sein. Aber realistischere Weise fürchtete sie, dass die ganze Tschechoslowakei bald in den Händen der Nazis wäre.¹¹ Almas Optionen schlossen eventuelle Offerten aus dem Grand Hotel Central in Den Haag und aus Athen ein, doch sie sorgte sich, dass Holland und Griechenland ebenfalls schon in Hitlers Fadenkreuz lägen. Und auf keinen Fall konnte sie es über sich bringen, ihren Vater zurückzulassen oder sich von Heini zu trennen. Am ii. Oktober 1938 schrieb Arnold an Alfred: «Almas einzige Sorge ist, ob Heini mit uns kommen kann, wenn wir gehen.» Einen Tag später, am 12. Oktober, schrieb Alma selbst:

Natürlich werde ich nichts überstürzen – aber es sind so tolle Dinge gewesen, dass ich mit Vatis Einverständnis diesen Brief [vom 7. Oktober, mit der Bitte um eine Einladung von Louis Meijer und Carl Fleisch] an Dich schrieb. Inzwischen ist aber Alles rückgängig gemacht worden – man hätte nämlich binnen 24 Stunden weg müssen. [...] Ich habe jetzt bis Montag Besuch – einmal wieder vollkommen ungetrübte Tage. Ich weiss es zu schätzen – bis auf diese Aufregungen, die ich Dir ja schrieb. [...] Manchmal möchte ich einfach Alles hinhauen und auf u. davon gehen. Es ist so schwer! Bitte sage Louis noch – wenn es in seiner Macht steht, soll er uns helfen. Denkwürdigerweise habe ich zum Spielen überhaupt keine Lust. Ich möchte nur irgendwo endlich verwurzelt sein. Es scheint mir aber nicht bestimmt zu sein.

Almas nächste Nachricht (13.10.1938) war überraschend schwungvoll:

Wir geniessen hie und da noch die wundervolle Herbstsonne – es ist ja meine liebste Jahreszeit. Das ist die einzige Zerstreuung. Dann ist der kleine Kreis da, den ich uns krampfhaft hal-

te. [...] Wir brauchen jetzt unglaublich wenig – es ist sehr wichtig, damit Vati endlich mit Allem à jour wird. Nächste Woche will ich ihn zu Zoepnik schicken – aber es wäre Gottlob nicht notwendig. Ich gebe sehr acht auf ihn. [...] Ich zerbreche mir ununterbrochen den Kopf, wie wir mit H. wo ankommen könnten. Das ist das einzige, das ich anstrebe und mir sicher nicht zu verdenken nach dem verpatzten Leben bis jetzt.

Alice und Susanne Schmutzer, die sich mit den Rosés bis zu zweimal pro Woche trafen, standen mit Alfred und Maria gleichfalls in Briefkontakt. Frau Schmutzers Berichte aus ihren Theater- und Literaturkreisen und Arnolds Neuigkeiten vom musikalischen Wien enthielten verhüllte Anspielungen, die sich zur Auflistung eines fast tagtäglichen Terrors in Wien summierten.

Aus ihren Briefen wird klar, dass Marias Mutter mit Alma unzufrieden war. Am 22. Oktober 1938 schrieb Frau Schmutzer:

Vater sehe ich oft; finde ihn gut aussehend und sehr tapfer und klug. Alma ist ein schwerer Fall und gewiss sind sie beiderseitig nicht die ideale Gesellschaft der eine für den anderen. Ich predige ihr, so gut ich kann, und ich glaube, Ihr könnt auch unbesorgt sein. Sie haben immer Besuch, sind auch abends oft eingeladen. Fuchse [Hans und Stella Fuchs] etc.

Am selben Tag sandte Alma ein paar warme Zeilen an Mrs. Nina Maxwell, eine wohlbekannte Förderin musikalischer Projekte und enge Freundin Bruno Walters: «Heute erhielt mein Vater Ihre liebe Einladung und die schönen Blumen. Er dankt Ihnen sehr herzlich – Ihre warmherzigen Worte haben ihn gerührt. Er möchte Sie gerne Montag sehen. Würden Sie mir gestatten, ihn zu begleiten? Wären Sie so freundlich, uns telephonisch Bescheid zu geben (Nr. B10-5-38)? Ihre Telephonnummer haben wir nicht ausfindig machen können.»¹² Dieser Brief erhellt, dass Alma zu allen Zeiten bei ihrem Vater sein wollte, da sie befürchtete, dass er, wenn er sich aus dem Hause wagte, in Schwierigkeiten kommen könnte. Einladungen von Mrs. Maxwell und anderen wirkten Wunder, und Rosés Lebensgeister rührten sich wieder.

Dr. Hans und Stella Fuchs, gute Freunde seit 20 Jahren (die mit den Rosés Bekanntschaft schlossen, als Stella und Justine im Ersten Weltkrieg gemeinsam fürs Rote Kreuz arbeiteten), waren vor kurzem in die Nähe der Pyrker gasse umgesiedelt. Ihre Nachbarschaft war ein Stimulans, und Arnold sah sie häufig.

Am 3. November 1938 schrieb Frau Schmutzer wieder, beunruhigt, da die Rosés plötzlich nicht erreichbar waren:

Hingegen muss ich schon sagen, dass Alma ein merkwürdiges Wesen ist. Nachdem ich einige Tage keinen Anruf hatte und eigentlich warten wollte, rief ich doch an und erfuhr, dass sie sans adieu weggefahren war. [...] Sie ist nach London zu Mrs. Doubleday. [...] Sie hat mir keine Zeile geschrieben, was sie doch immerhin hätte der Höflichkeit halber tun können, nach all den Liebesbeteuerungen, meint Ihr nicht auch? [...]

Die Hauptsache aber ist, dass es Vater eher guttut. Er ist ausgesprochen gesellig geworden. Ist sehr viel eingeladen, lässt sich erzählen und ist erfüllt von allem, was er hört. Macht Pläne wie ein Junger, ist aber sehr vernünftig.

Alma hatte über ihre bevorstehende Fahrt Schweigen bewahrt, da sie nicht riskieren wollte, die Gestapo auf ihre Pläne aufmerksam zu machen. In der Tat hatte sie Wien am 29. Oktober zu einer «Erkundungsreise» durch mehrere Länder verlassen, die Arnold vorgeschlagen hatte in der Hoffnung, sie möchte Mittel und Wege zur Zukunftssicherung für sich selbst, ihren Vater und Heini ausfindig machen.

Während Alma unterwegs war, litt Wien unter der schlimmsten antisemitischen Gewalt seiner Geschichte. Es war ein «Erdbeben», wie Frau Schmutzer schrieb, womit sie sich indirekt auf Explosionen bezog, die die Döblinger Synagoge zerstörten, und auf die berühmte «Reichskristallnacht» vom 9. auf den 10. November 1938.

Ein paar Häuserblocks von der Pyrker gasse entfernt, befand sich die Döblinger Synagoge. Sie war unter den 42 Gotteshäusern, die zerstört oder verwüstet worden waren. 6'547 Wiener Juden wurden gefangengenommen und viele von ihnen beim Verhör brutal zusammengeschlagen. Manche wurden nach Dachau geschickt, andere auf einem Donauschiff interniert. Noch Tage später waren rund 5'000 Juden weiter in Gewahrsam.

In seinen nächsten Briefen erwähnte Arnold neu aufgefrischte Kontakte mit Paul Fischer, dem früheren Bratschisten des Quartetts, und mit Julius Stwertka, einem Geiger der Philharmoniker. Der Besucher Guido Adler war Arnold eine besondere Erwähnung wert.

Als Alfred seiner Besorgnis über Almas kühnes Handeln Ausdruck gab, schrieb Arnold am 12. November:

Alma ist seit 29.Okt. fort. Ihre Stationen sind: Hamburg, Leila u. am Rückweg vielleicht noch Paris. [...] Wie sie schreibt, geht es ihr wundervoll, H. ist so, wie sie es sich immer erträumt hat – sie ist glücklich. [...] Ich geige täglich, lese sehr viel u. erledige Correspondenz. [...] Mit Ende dieses Jahres dürfte sich auch die Kumulierung meiner Pensionen erledigen.

Ein Vorkommnis am 15. November änderte den Ton. Vorsichtig schrieb Arnold: «Ich hatte ‚Besuch‘, der sich nach Dir erkundigte.» Ein Glück, dass Alfred aus Wien geflohen war, ehe ihn die Nazis verhaften konnten.

127

In Amsterdam machte Alma kurz bei Bruno und Elsa Walter Station, die auf dem Weg nach Frankreich waren. Im Grand Hotel Central von Den Haag, wo die *Wiener Walzermädeln* 1935 aufgetreten waren, frischte sie alte Bekanntschaften auf. Sowohl Walter wie Mengelberg gaben ihr Empfehlungsschreiben. Am 21. November 1938 schrieb Mengelberg an die Direktion des Concertgebouw: «Alma Rosé ist die Tochter und Schülerin von Arnold Rosé, dem berühmten Geiger, der 57 Jahre lang Konzertmeister der Wiener Philharmoniker war. Sie ist eine Nichte des grossen musikalischen Genies und Komponisten Gustav Mahler. Sie ist eine erstklassige Künstlerin und Solistin. Ich kann Alma Rosé jedem Konzert-Institut wärmstens empfehlen.»¹³

Leila Doubleday Pirani traf Alma einen Tag später in London. Die Szene schilderte sie in ihren unveröffentlichten Memoiren so:

Alma war, als sie dem Zug entstieg, ganz in Schwarz (weil ihre Mutter gestorben war) und erschreckend blass. Ihr Aussehen war daher enttäuschend. Ausserdem war sie hochgradig nervös und angespannt, so dass mir schon nach zehn Minuten klar war, dass Schwierigkeiten bevorstanden. In meinem Zimmer hatte ich Photos von ihrem Vater und ihrer Mutter liegen, die ich nicht weggeräumt hatte, da ich dachte, sie würden ihr Freude machen; aber als sie sie sah, bekam sie einen Nervenzusammenbruch, und es war schwer, sie zu beruhigen und dazu zu bewegen, vor dem Zubettgehen wenigstens noch etwas zu essen.

Mir tat es weh, Alma in dieser Verfassung zu sehen, auch wenn mir klar wurde, dass das Scheitern ihrer Ehe mit Prihoda, ihre schwierigen Lebensumstände und dazu noch etwas, das ich erst später erfuhr, zu ihrer Zerrüttung beigetragen hatten. Vergöttert von ihren Eltern und verwöhnt von Gesellschaft und Publikum, war sie nicht imstande, mit den neuen Bedingungen zurechtzukommen.

Nachdem sie sich ein bisschen gefasst hatte, suchten wir Professor Flesch auf, der nicht Mittel noch Wege gescheut, so viel Geld für den Rosé-Fonds zu sammeln, dass genug beisammen war, dass die britische Regierung die Ausstellung eines Einreisevisums nicht länger versagen konnte. Flesch hatte vor ihrem Vater die grösste Hochachtung, war äusserst nett zu ihr und sagte, seine grösste Genugtuung wäre es, Arnold den Klauen der Nazis entreissen zu können. Am folgenden Tag gingen wir zum Rundfunk, um Sir Adrian Boult zu treffen. Sir Adrian war höflich und liebenswürdig. Er lud Alma zu einer Aufführung von Mahlers Lied von der Erde ein, der auch Gucki [Anna Mahler] beiwohnte. Der Pianist Wilhelm Backhaus gab einen Beethoven-Abend. Alma sagte mir, der Deutsche, Backhaus, sei ein grosser Freund der ganzen Familie und besuche sie immer, wenn er in Wien auftrete. Sie freute sich darauf, ihn nach dem Konzert im Künstlerzimmer zu treffen.

Boult begrüsst uns freundlich, und Alma wollte sich schon Backhaus zuwenden – da hielt sie inne: denn als er ihrer ansichtig wurde, drehte er ihr den Rücken zu und ging durch einen Gang davon. In Almas Gesicht zuckte es – und natürlich merkte ich, was für ein Schock das für sie war: dieser Dolchstoss von hinten eines feigen Mannes, der aus Furcht vor seinen Nazi-Herren selbst hier in England keinen Anstand zeigen konnte.¹⁴

Am 1. Dezember 1938, noch in London, schrieb Alma an Alfred über ihre Reise:

Bis jetzt wollte ich Dir nicht schreiben – aber es kommt Dein Geburtstag, und ich denke so viel an Dich, dass ich es nicht abwarte, wieder in Wien zu sein, sondern schon von hier alles Glück und Segen für Dein nächstes Lebensjahr wünsche! Leider kann ich Dir jetzt nichts senden – hab so gar kein Geld. –

Ich bin vor 4 Wochen von zu Hause weg – es war nicht mehr möglich. Meine Nerven haben einfach gestreikt. Bin über Amsterdam, wo ich 1 Woche war hierher zu Piranis. Sie sind Engel! – Flesch hat wirklich ganz fabelhaft sich zu Vati benommen. Ich rühre das Geld natürlich nicht an – im Gegenteil versuche, durch alle möglichen Leute noch dazu zu kriegen. Mir hat Bruno [Walter] was gegeben – ich habe auch in Amsterdam bei ihnen gewohnt. Mengelberg hat mir eine wunderbare Empfehlung über mein Spiel geschrieben, ebenso Bruno. Ich hoffe, dadurch doch was zu kriegen. Auf alle Fälle werde ich paar Wochen in Holland Engagements haben. Sehr gut bezahlt.

Am Tag, an dem Du uns verlassen hast, waren noch in der Nacht SA da – Gottlob hat Vati schon geschlafen. Sie wollten mein Auto. Wir haben überhaupt so hübsche kleine Intermezzis erlebt. Wir wollen unbedingt wo anders hin. Ich werde nichts überstürzen – sei beruhigt. Aber ich bin auf einer Erkundungsreise.

Buxb. [Buxbaum] hat gestern sein Permit für ständigen Aufenthalt + die Erlaubnis zu unterrichten bekommen. Fein nicht? ... Ich bin morgen bei Sir Adrian Boulton – die Leute lassen sich alle soviel Zeit, bis sie einen bestellen.¹⁵ Ich möchte schon so sehr zu Vati zurück – kann's kaum mehr abwarten – aber bevor ich all die Leute gesprochen habe hier, wäre die ganze Reise zwecklos gewesen, wenn ich zurückfahren würde. –

Mein Lieber – bitte versuche mich zu verstehen und verurteile mich nicht, weil ich Vater allein gelassen habe. Wäre ich nicht gefahren, hätte ich ihn noch viel mehr allein gelassen – es war seine Idee, weil er gesehen hat, es geht so nicht mehr weiter.

129

Bei ihrem Treffen mit Boulton präsentierte Alma einen Plan für ein Revival des Rosé-Quartetts in London mit Buxbaum als Cellisten und ihr als zweiter Geigerin. Sir Adrian war begeistert. Er selbst werde Arnolds Arbeitserlaubnis unterschreiben.

Friedrich Buxbaum und seine Familie waren bereits in England, aber noch am 7. November 1938 hatte Arnold an Alfred geschrieben: «Bux plant, nach Wien zurückzukehren, weil er zu alt ist, sich in London einen Platz zu sichern.» Auswanderung ins Vereinigte Königreich war für jeden über 50 ungemein schwierig geworden, und sowohl Buxbaum wie Rosé hatten die magische Altersgrenze schon kräftig überschritten. Buxbaum, den die Direktion der Wiener Philharmoniker am selben Tag wie Arnold hinausgeworfen hatte, versuchte seit Monaten, sich in London zu etablieren, konnte aber keine Arbeit finden. Mit Almas Plan, das Quartett wieder aufzustehen zu lassen, tat sich für Buxbaum unversehens ein Platz in London auf: Er wäre ebenso gerettet wie Arnold.

Arnold klagte in seinem Brief an Alfred vom 15. November (also während Almas Abwesenheit): «Bin natürlich sehr allein, lese, geige, schreibe und vegetiere.» Er war dankbar, als Susanne Schmutzer ein Holzkreuz anfertigte für Justines Grab, solange der Grabstein, den Carl Moll entwarf, noch nicht aufgestellt war. Er freute sich auf ein Kammermusik-Treffen mit drei loyalen Kollegen aus der Philharmonie. Sein Gespür für Gefahr und Bedrohung wuchs. Sein Neffe Wolfgang hatte aus Berlin ein SOS geschickt. «Wolfgang» brauchte ein Affidavit für die Emigration in die USA, und Arnold bat Alfred, er möge bei seinen neuen Bekannten in Cincinnati Hilfe vermitteln. (Alfred war später in der Lage, für Wolfgangs Auswanderung Unterstützung zu gewinnen.) In London, berichtete Arnold, habe sich Alma mit «Rudi Bing»

zum Essen getroffen, der zu jener Zeit künstlerischer Direktor von John Christies Glyndebourne Opera war. Bing versprach, den Rosés behilflich zu sein, so gut er nur könne, und liess sich Alfred aufs Wärmste empfehlen.

Alfred schrieb aus Ohio, er suche dringend eine Anstellung. Er habe in den *Musical Courier* eine Annonce gesetzt mit seinem Photo und der Auskunft, dass er mit dem Ziel «nach Amerika zurückgekehrt» sei, die Musik seines Onkels Gustav Mahler zu präsentieren, und für Engagements sofort zur Verfügung stehe.

Alma, noch in England, wühlte sich geschwind durch den Stapel Formulare, deren Ausfüllung das englische Innenministerium für Arnolds Einreise verlangte. Dank eines speziellen Beschleunigungsersuchens, das Bruno Walter der Schwiegertochter des Vizekönigs von Indien gesandt hatte, war Alma in der Lage, zugunsten ihres Vaters ein direktes und unverzügliches Ersuchen zu stellen. Am 15. Dezember 1938 schrieb sie wieder an Alfred:

Eben kam die Nachricht, dass Vati das permit für ständigen Aufenthalt und gleichzeitig Arbeitsbewilligung in diesem Land erhalten hat. Er ist unbedenklich beim Home Office geführt worden in 3 Wochen!!! Seitdem ich hier bin, habe ich noch gegen £ 100 gesammelt. An alle möglichen Leute geschrieben etc. Kannst Dir denken, wie ich reagiert habe. [...] Ich habe einige Anträge in Holland, Athen etc. zu spielen. Zuerst fahre ich jetzt mal zurück und richte Vati alles zur Ausreise. Dann will ich ihn in London in die Nähe von Leila settlen. Und dann will ich Geld verdienen gehen. Das ganze gesammelte Geld mit dem fund ist jetzt sicher £ 300, so dass man für die erste Zeit nicht nervös sein muss. Du sei es auch nicht! Auch Vatis einziger Wunsch war in letzter Zeit nur: Fort. Füchse kommen wohl auch bald her. Bux hat auch nach 3 Monaten dasselbe permit wie Vati bekommen. [...] Von Dir hörte ich leider, ohne Deinen Brief zu lesen, dass Du nach Xmas Aussicht auf eine Stelle hast. Wie glücklich ich mit Dir wäre, brauche ich Dir doch nicht zu sagen. – Meine Gedanken sind so viel bei Dir. Diese letzten Tage waren scheusslich – so allein in dieser entsetzlich grossen Stadt. Meine Nerven haben wieder ganz versagt. Aber jetzt habe ich neuen Lebensmut – und wie Du siehst, schreibe ich Dir gleich. – Mein Lieber – weisst Du, dass Vati jetzt jederzeit auch Dich besuchen kann, wenn wir das Geld verdienen? Ist das nicht wunderbar? [...] Jetzt kommt noch eine hoffentlich kurze aufregende Zeit in Wien – aber dann!!!

Meine Lieben – für Xmas und das neue Jahr sende ich Euch alle innigsten Wünsche, dieselben, die ich für Vati und mich habe – 1939 wird jedenfalls ein Glücklicheres sein!

Gott gebe es, dass wir bald Fuss fassen und uns ein richtiges Heim gründen – Du und Maria habt es ja Gott sei dank schon dadurch, dass Ihr beisammen seid!

Im November, als Alma in London weilte, trennte ein Grenzabkommen zwischen Ungarn und der Tschechoslowakei, von Italien und Deutschland bekräftigt, ein weiteres Stück der Tschechei ab. Alma, deren Reisefreiheit und -Sicherheit unverändert von ihrem tschechischen Pass abhing, gemahnte dies daran, dass das Eis, auf dem sie ging, dünner geworden war.

13

Als das Weihnachtsfest 1938 näherrückte, hing Trübnis über der Rosé-Wohnung in der Pyrkerasse. Arnolds Briefe aus Wien waren weiterhin schwarzgerändert, und kein Tag ging vorbei, an dem er nicht Justines gedachte. Alfred und Maria waren weit fort und kämpften darum, sich in Amerika ein neues Leben aufzubauen. Alma wie Arnold haderten mit ihrer Verbannung aus der musikalischen Gesellschaft Wiens. Dieses Silvester würde es kein Konzert der *Walzermädeln* im Ronacher-Theater geben, und Arnold würde vom traditionellen Neujahrskonzert der Philharmoniker nur Berichte aus zweiter Hand hören.

Auch Almas Privatleben hing an einem seidenen Faden. In London schüttete sie Leila ihr Herz aus, die folgendes berichtete:

Alma gestand mir schliesslich, dass sie in Wien einen Geliebten habe, an dem sie sehr hänge; doch er sei ein gutes Stück jünger als sie, und sein reicher Vater würde ihn ohne einen Schilling verstossen, wenn er Anstalten träge, eine Frau jüdischer Rasse zu heiraten. Alma sagte mir auch, dass sie, als ihre Mutter krank wurde, das Bedürfnis nach Hilfe und Tröstung durch einen formellen Glauben verspürt habe und kurz vor Justines Ableben der römisch-katholischen Kirche beigetreten sei. Sie sagte, sie hoffe, dass Heini und sie in England heiraten dürften. Es gebe ja in England kein Gesetz wie das, welches die Nazis geschaffen, das sie daran hindern könne, einen Nichtjuden und römischen Katholiken wie Heini zu heiraten.¹⁶

Über Almas Nachrichten aus London war Arnold hocheifrig, machte sich jedoch beständig Sorgen über ihre verspätete Rückkehr. Freunde trachteten ihn abzulenken: Am 23. Dezember speiste er bei den Schmutzers (wo er Almas Erfolge in England pries), und den Heiligabend verbrachte er bei Hans und Stella Fuchs.

Alma wiederum mühte sich verzweifelt, noch vor Weihnachten nach Wien zurückzukommen. An ihrem letzten Tag in England geriet sie beinahe in Panik. Ihr kostbarer Garant für Mobilität, ihr tschechischer Pass, war im Innenministerium verbummelt worden. Sie musste ins Amt zurück, um ihn dort aufzustöbern, und verpasste den Zug, mit dem sie hatte fahren wollen.

Sie nahm den nächsten Zug – aber die Fahrt nach Wien war eine Strapaze: 43 Stunden in unbequemen, ungeheizten Dritter-Klasse-Waggons. Als sie, mit zwölf Stunden Verspätung, um drei Uhr nachts in Wien ankam, rief sie daheim an und bat Manina, sie am Bahnhof abzuholen. Sie huschte ins Bett, ohne ihren Vater zu wecken, damit er am Weihnachtstag ausgeruht wäre.

Am Morgen erwachte Arnold, um eine erschöpfte, aber triumphierende Alma vorzufinden. Mit ihrem «impulsiven Wesen», wie er Alfred stolz schrieb, hatte sie in drei Wochen erreicht, wozu andere Monate gebraucht hätten. Wie Arnold von seiner Tochter immer gern sagte, hatte sie die Energie einer Mahler.

9. Noch ein Schlag

Verachtet die Armut; niemand lebt so arm, wie er geboren wurde.

Verachtet den Schmerz; entweder ergeht zu Ende, oder es geht mit euch zu Ende.

Verachtet das Geschick; ich habe ihm kein Geschoss gegeben, das euren Geist trübe. SENECA¹

133

Im neuen Jahr 1939 schwelgten die Nazis im Siegesrausch. In der Stadt, die Hitler als jungen Künstler abgelehnt hatte, drängten sich nun die Massen zur Begrüssung des triumphierenden «Führers» entlang der Route seiner Autokolonne zum Hotel Imperial, von wo aus er dem Theater und anderen Sehenswürdigkeiten der einstigen Reichsmetropole Besuche abstattete.

Alma verbrachte lange Stunden in Schlangen mit Hunderten anderer Wiener, die darauf warteten, vor der Nazi-Bürokratie Anträge stellen zu können aufgrund der neuen Gesetze, denen jüdische Haushalte unterstellt waren. Ein einziger Fehler konnte schon ein Desaster auslösen; und so musste sie ihre Ungeduld zügeln und jeden kleinen Schritt befolgen, der für die Erlangung der nötigen Ausreisepapiere und die Entrichtung der «Reichsfluchtsteuer», die jüdischen Emigranten aufgebürdet wurde, erforderlich war. Die Wohnung in der Pyrkerstrasse sollte in der ersten Märzwoche 1939 «arisiert» werden: dann würde sie mit ihrem Vater ausziehen müssen. Es spricht für die künftigen Mieter, dass sie den Rosés sagten, mit der Wohnungsübernahme habe es keine Eile; erst sollten Vater und Tochter ihre Angelegenheiten ins reine bringen.

Alma, zu beschäftigt, sich Pausen zu gönnen, liess wochenlang das Mittagessen ausfallen. Zum Glück bekam Arnold eine Steuerrückzahlung, die ihm erlaubte, etliche Sonderkosten zu begleichen. Arnold bat Alfred, Louis Meijer in Holland um eine weitere «Einladung» zu ersuchen für den Fall, dass er und Alma, trotz ihrer Vorbereitungen auf eine ordnungsgemässe Ausreise, überstürzt sollten abfahren müssen.

Heini Salzer und einer seiner Freunde aus Kindertagen halfen wacker, so gut sie konnten, doch die Bürde ruhte auf Almas Schultern, während Manina ihr getreulich zur Seite stand. In Verhandlungen mit der Bürokratie setzte Alma auf die Hilfe einiger weniger Freunde, die noch in der Verwaltung tätig waren. Wenn alles korrekt ablief, würden sie und ihr Vater Wien vielleicht unter Mitnahme fast allen Besitzes verlassen dürfen.

Die Nachrichten von Alfred und Maria machten Mut. Alfred gab Musikunterricht, und sein zweites Quartett war in Cincinnati aufgeführt worden. Maria, ebenfalls Musikerin, dazu ausgebildete Couturière, verdiente sich Geld mit Näharbeiten. Ausserdem buk das Paar Wiener Mehlspeisen, die Alfred frühmorgens austrug. Später frischten sie ihr Einkommen mit Unterrichtsstunden in Wiener Backkunst auf.

Die Wunder, die Alma in den ersten Wochen 1939 vollbrachte, beeindruckten selbst Frau Schmutzer. Schliesslich wurden zwei Wagenladungen wertvoller Besitztümer sortiert, verpackt und aus der Wohnung geschleppt. Das meiste davon war für England bestimmt, wenn auch eine beträchtliche Anzahl Kisten bei Martha Setzer gelassen wurden, Alfreds loyaler Kollegin vom Volkskonservatorium, die auch versprach, Justines Grab zu pflegen. Alma schrieb an Alfred, dass immerwährende Sorge um die Ruhestätte ihrer Mutter ihr «persönliches Anliegen» sei.

Arnold und Alma freuten sich und waren gleichzeitig neidisch, wenn sie wieder einmal erfuhren, dass ein Freund oder Verwandter fern von Wien Asyl gefunden habe. Manche von Arnolds Kollegen gingen nach Lima, Santo Domingo, Trinidad oder Australien; andere verschwanden einfach.

Es war Wiens kältester Winter seit Jahren. Trotz der Warnungen ihres Vaters gönnte sich Alma keine Ruhe. Mitte Februar forderte die Hektik ihren Tribut: Alma glühte vor Fieber. Arnold rief schliesslich den Arzt. Um den Vater nicht zu beunruhigen, sagte ihm Alma nicht, dass sie sich am 24. Februar einer Mandeloperation unterziehen müsse. Eine Woche danach litt sie immer noch Schmerzen und konnte nur mit Mühe sprechen. Sie hatte wertvolle Zeit für die Abreisevorbereitungen verloren und erlitt aufs Neue einen Nervenzusammenbruch.

Während sie die allerletzten Fluchtvorbereitungen trafen, waren Besuche oder Anrufe bei den Rosés fruchtlos. Manina hatte keine Ahnung, wo Alma steckte, Frau Schmutzer ebenfalls nicht, und Arnold ging nicht mehr ans Telephon. Arnold fing auch an, in seinen Briefen Aussagen über sich selbst zu verschlüsseln, indem er sich Onkel Josef nannte (sein zweiter Vorname). Vater und Tochter, schrieb Frau Schmutzer, hätten sich eingegraben wie die Dachse.

In einem Brief erwähnte Arnold, beide Söhne seines Bruders Eduard, der Ende Februar 80 geworden war, hätten einen Ausflug nach Weimar riskiert, um ihren Vater zu

besuchen. Sein nächster Brief berichtete, sowohl Ernst wie Wolfgang hätten vor, aus Deutschland zu fliehen, auf der mühsamen Route durch Südfrankreich und Spanien.²

Gegen März verhiessen die Nachrichten aus der Tschechoslowakei nichts Gutes. Am 15. März hörten Alfred und Maria, Hitler habe die Kapitulation der Tschechoslowakei angenommen. Sie wussten, dass Almas tschechischer Pass von nun an nutzlos war. Ein beruhigender Brief von Alma traf aus London ein. Am 19. März 1939 schrieb sie:

135

Mein liebstes Alferle –

Also vorderhand kannst Du unbesorgt sein – ich war Dienstag [14. März] noch bei der letzten kompetenten Stelle für Vatis Pass, und sie sagten, er bekommt ihn in ein paar Tagen. Leider konnte ich es nicht mehr abwarten, sondern musste Mittwoch abend [15. März] regelrecht hierher fliehen. Es war wie im Film und fürchterlich aufregend. Heini kam mit mir! Ich war sicher die letzte, die mit dem Pass hereingelassen wurde, 2 andere wurden am Flugplatz zurückgeschickt. Wir wurden in Croydon stundenlang einzeln verhört – furchtbar! Ich hatte in Hamburg einen Flugplatz nach London bestellt, bin mit dem Zug Mittwoch abends weg und sollte in Leipzig umsteigen – der Zug hatte aber Verspätung, und ich versäumte den Anschluss. Jetzt blieb mir nichts anderes übrig, wie fliegen, um das andere Flugzeug zu erreichen. Unter grössten Schwierigkeiten bekam ich dann einen Platz – wechselte in Bin. das Flugzeug und kam nach Hbg. Dort war H., wir kannten uns aber nicht. Die Ausreise war ganz glatt. Wir waren die einzigen Passagiere in einem herrlichen kleinen englischen Flugzeug. Erst wie das Flugzeug den Boden verliess, trauten wir uns zu sprechen. In 3½ Stunden waren wir da.

In London hatte Leila von Alma ein Telegramm mit ihrer Ankunftszeit erhalten. «Kommen beide an», hiess es darin. Hier nimmt Leila Pirani den Faden der Geschichte auf:

«Warum aus Hamburg?» dachte ich. Ich wartete und wartete. Schliesslich war ich überzeugt, dass ein Irrtum vorlag, da anscheinend keine Fluggäste eintrafen. Plötzlich stand vor mir ein kleiner Botenjunge und fragte, ob ich Mrs. Pirani sei. Er bat mich, zum Interrogation Office zu gehen, und sagte: «Ihre Freunde sind in Schwierigkeiten, fürchte ich.» Armer alter Professor, war mein erster Gedanke. Jedoch – da wartete kein grosser Professor auf mich, sondern ein grossgewachsener, blonder junger Mann in Begleitung Almas. Sofort dachte ich: Das ist Heini, der Geliebte, von dem sie mir erzählt hat. Alma, ganz in Pelz gehüllt, lief auf mich zu,

schlang mir die Arme um den Hals und flüsterte: «Du bist für Heini verantwortlich und Dory (Dorothy Beswick Hetherington) für mich.»

Aus der Umarmung befreit, ging ich auf Heini zu und sagte, wie froh ich sei, ihn zu sehen, und ob er einen guten Flug gehabt und was der Platitüden noch sind, und danach bat der Examiner mich um Auskünfte.

Die ganze Atmosphäre war so phantastisch unreal, dass es mir nicht schwerfiel. [...] Der Examiner schaute zweifelnd und sagte, er glaube, die fraglichen Personen, Alma und Heini, hätten ihren Flug miteinander abgesprochen, und wollte wissen, ob irgendeine Heiratsabsicht zwischen den beiden bestünde? Darauf antwortete ich weder mit «ja» noch «nein», sondern sagte «I think you will find that there is a great discrepancy in their ages.» («Sie werden, denke ich, sehen, dass zwischen ihnen ein grosser Altersunterschied besteht.»)³

Almas und Heinis Nerven lagen blank. Sie quartierten sich bei den Piranis ein. Immer wieder überprüften sie den Plan für Arnolds Flucht nach England, aus Sorge, irgendetwas könnte noch schiefgehen. In dem langen Brief vom 19. März erzählte Alma Alfred von ihren letzten Tagen in Wien:

Momentan wohnen wir am Dach bei Leila, suchen aber heftigst ein möbliertes Flat schon für Vati. Er ist in guten Händen – ich habe ihm alles genau aufgeschrieben, und ausserdem kümmert sich H.'s Freund sehr um ihn. Nochmals, darüber mache Dir keine Gedanken mehr. Ich war 8½ Stunden für Vatis Pass angestellt, ohne eine Sekunde zu sitzen. H. und ich haben nun die Erlaubnis für 2 Monate, also kannst Du Dir vorstellen, wie wir die Sache angehen müssen. [...] Beide Geigen [die Mysa und die Guadagnini] und der ganze Schmuck sind draussen. Auch die Uhr von F. J. [Franz Joseph, eine goldene Uhr mit Kette, die Arnold vom Kaiser geschenkt worden war]. Die Übersiedlung mit dem ganzen Silber war noch nicht bewilligt (leider!), obzwar es am 3.11. eingereicht wurde und ich schon 2 x urgiert habe. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie die Sachen erschwert sind, seitdem Du weg bist. Am 10.11. waren SA da und haben um Dich gefragt. Das Glück, dass die sagen konnten, Du bist längst weg. Du wärest sicher eingesperrt worden. Vatis Pass wurde deswegen nicht fertig, weil er nach 1931 reichsfluchtsteuerpflichtig ist! Wenn man damals über 30'000 Sch. jährlich verdiente, wurde man pflichtig, aber nach dem Vermögensstand vom 1.1.38 und zwar 25%. Also muss Vati 386 RM zahlen. Ich habe es ihm gerichtet, dass man es von seinem Steuerguthaben überweist. Aber das war Dienstag, und Mittwoch musste ich weg. Da habe ich Vati gesagt, er soll lieber bar zahlen sonst dauert es noch länger. So schade, dass ich nicht als Kapitän als letzte die Woh-

nung verlassen konnte – aber es wäre viel ärger für Vati gewesen, wenn ich nicht mehr heraus hätte können und alles das für mich hätte wiederholt werden müssen (permit etc.). Mein lieber Alferle – ich hätte Dir lieber erst geschrieben, bis Vati auch hier ist, aber Heini meinte, ich soll Dich doch von allem verständigen – Du wirst Dir sicher Sorgen machen. Ich kable, wenn Vati draussen ist.

Ich schreibe bald wieder – jetzt gehe ich todmüde ins Bett – habe in Wien niemandem Adieu sagen können. In 2 Stunden war ich weg. Vielleicht war die Hetzjagd eine Erleichterung, trotzdem war's arg genug. Sonntag [12. März] waren wir noch bei Mutti – alles in Ordnung. Vergissmeinnicht werden über das Ganze gepflanzt bis Mai – von Mai bis November rosa Begonien. Bis der Stein [von Moll] gesetzt ist, wirst Du ein Foto kriegen. Ich umarme Dich, schreibe bald, grüsse Maria herzlichst Deine A.

Alles Liebe für Elly!

Bald begannen Alma und Heini, die Gastfreundschaft der Piranis arg zu strapazieren. Diese, Berufsmusiker mit anstrengendem Terminkalender und zwei kleinen Kindern, Felix und Gina, hatten ein Mädchen, Anny, die alle Hände voll zu tun hatte, den Haushalt zu besorgen. Alma und Heini zollten dem Alltag der Piranis wenig Respekt und boten nur selten ihre Hilfe an. Oft standen sie spät auf und sassen dann den ganzen Vormittag, Zigaretten rauchend, am Esszimmertisch. «Alma räumte nie den Tisch ab oder deckte ihn für die nächste Mahlzeit bzw. wusste nicht, wie sie das machen sollte», schrieb Leila Pirani. Anny war oft wütend und beschwerte sich bei Leila Pirani darüber, dass sie mit Alma und Heini ihre liebe Not habe. «Ich sagte ihr, wie gut die Rosés zu mir gewesen seien und dass nichts, was ich täte, meine Dankbarkeit zur Genüge ausdrücken könne», erklärte Leila.

Bald fanden Alma und Heini, zur Erleichterung aller, ein Plätzchen in Maida Vale und zogen aus. Alma mietete für ihren Vater ein kleines Zimmer in der Nähe. Das Warten auf seine Ankunft zog sich über sechs Wochen hin.

In Briefen an Alfred während seiner Wartezeit verwendete Arnold musikalische Anspielungen für Aussagen, die nur sein Sohn verstehen sollte: auf dass kein Zensor seine Berichte verfälschen könne. Am Ostermontag, dem 10. April 1939, schrieb er, Alma habe ihm ein Engagement verschafft zu einem Trio-Abend am 1. Mai mit Buxbaum und Paul Weingarten. Er sagte, auf dem Programm stehe Dvořáks *Duwoj-Trio* (Musik mit düsteren, schwerblütigen Passagen), während doch eher «Beethovens *grosses B*» angezeigt wäre (nämlich das «Erzher-

zog-Trio» B-Dur op. 97, also Musik triumphalen Charakters). Er wusste, Alfred würde die Botschaft verstehen: dass sein Vater am 1. Mai in London eintreffen werde.

Via Berlin und Amsterdam erreichte Arnold pünktlich die englische Hauptstadt. Aus seiner ersten Postkarte an Alfred, geschrieben am 8. Mai 1939, spricht ein enormes Gefühl von Erleichterung. Arnold hatte sich mit Wiener Freunden getroffen und Carl Fleisch wie Dory und die Piranis besucht. Bei einer Probe Toscaninis in der Queen's Hall hatte ihn der Dirigent wiederholt umarmt. Am gleichen Abend besuchte Arnold ein Violinkonzert Bronislaw Hubermans 4 und am folgenden Abend ein Konzert Richard Taubers. Mit Sir Adrian Boult war er zusammengekommen, um das Revival des Quartetts zu erörtern. Vor seiner Abreise hatte Arnold mit einem Freund Justines Grab in Grinzing besucht. Er berichtete, der Grabstein von Carl Moll, mit Raum für seinen eigenen Namen, sei nun an seinem Platz und er hoffe, eines Tages, tot oder lebendig, in seine Heimat zurückzukehren.

In Arnolds ersten Londoner Wochen veranstalteten die Piranis ihm zu Ehren eine Reihe musikalischer Soireen. Dabei traten oft die Piranis und die Rosés abwechselnd auf. Alma machte ein paar taktlose Bemerkungen über das Repertoire und die spieltechnischen Fertigkeiten der Piranis, wobei sie z.B. darauf bestand, Leila solle ein Violinstück spielen, das Alma und ihr Vater gut kannten – «den César Franck oder eine Händelsonate», damit sie beurteilen könnten, wie sattelfest Leila im Virtuosen sei. Ihr, die ihrem einstigen Lehrer unbedingt gefallen wollte und jedes Stück, «wenn nötig, im Kopfstand» hätte spielen können, gab diese Provokation einen Stich.

Almas gefühlslabiles, mitunter gedankenloses Verhalten belastete die Beziehungen zu den Piranis, und es währte nicht lange, bis Leila auch zwischen Heini und Alma beunruhigende Warnzeichen wahrnahm. Es kam ihr so vor, als wäre Alma gegenüber dem sanftmütigen Heini besitzergreifend. «Sie liess ihn nie aus den Augen», schrieb Leila Pirani; oft «hing sie ihm um den Hals wie ein Pelzkragen.» Ende Mai schrieb Alma an Alfred über ihre Fortschritte:

Du hast so lieb geschrieben, dass es mir sehr zu Herzen ging. Ich danke Dir vielmals dafür. – Hier ist so rasend viel den ganzen Tag zu tun, dass ich kaum zum Üben komme. Wir kochen zu Hause (Heini hauptsächlich), der sich als unerhört begabter Koch entpuppt hat, und müssen auch selber alles aufräumen. Vati, der paar Häuser entfernt ein sehr hübsches Zimmer hat, kommt zu allen Mahlzeiten bis auf Frühstück. –

Heini hat gestern endlich seinen Militärurlaub bis 8. August verlängert bekommen – inzwischen müssen wir einen Job für ihn finden. Wir suchen unentwegt. – Wir haben endlich ein sehr hübsches Flat (Maisonette 2 Stöcke) gefunden und hoffen, kommende Woche einziehen zu können. Wenn Vater wieder in seinen gewohnten Möbeln sein wird, ist sicher alles viel besser. – Wie es dann möglich ist, sende ich Euch Fotos von der Wohnung und eine Zeichnung. Wenn ihr einmal ein Europa-Trip macht, könnt ihr ein sehr hübsches Zimmer bei uns haben. Es ist billiger diese 7 Zimmerwohnung als die 2 primitiven Zimmer, die wir jetzt bewohnen. [...] Wenn wir endlich bisschen anfangen könnten zu verdienen, werden wir uns ganz zu Hause fühlen.

Anfang Juni schrieb Alma, dass Heinis Bemühungen, in England Arbeit zu finden, fruchtlos seien. Es sei für einen Deutschen unmöglich. Unterdessen verbrachten Arnold und sie Stunde um Stunde mit Geigespielen. Viel von Arnolds altem Repertoire war für Alma neu, und sie kniete sich intensiv in die Aufgabe, es zu meistern. Bald rühmte sich Arnold, mit seiner Tochter die beste zweite Geige zu besitzen, die er je gehabt. Die musikalische Arbeit, die Arnold wie Alma gänzlich in Beschlag nahm, drängte Heini ins Abseits.

Abende, die mit Landsleuten aus Wien verbracht wurden, mit denen Arnold Deutsch reden konnte, waren eine besondere Freude. Eines Abends im Sommer schrieben Alma, Heini, Arnold sowie Lotte und Franz Zuber (ebenfalls Emigranten) gemeinsam eine Postkarte an die Rosés in Cincinnati. Alma schrieb beglückt: «Dies ist einer jener raren Abende gewesen, wo man sich vollständig fühlt. Franz Zuber ist immer der wunderbare Optimist, und durch Lotte lebt unsere ganze Jugend wieder auf.»

Gegen Ende Juni 1939 kam Leila Pirani eines Mittags von einer Pause in den Proben zu Händels *Rodelinda* nach Hause. Anny sagte ihr, ein Mann mit deutschem Akzent habe mehrmals angerufen und gesagt, er werde sich um zwei Uhr mittags wieder melden. Zuerst glaubte Leila, es sei einer der vielen österreichischen Flüchtlinge, mit denen sie befreundet war, doch Anny sagte, die Stimme sei ihr fremd gewesen. Als das Telephon zur vereinbarten Stunde klingelte, liess der Anrufer verheerende Neuigkeiten für Alma ausrichten:

«Sie kennen mich nicht, Mrs. Pirani; ich bin ein Freund von Heinis Vater und muss Ihnen ausrichten, dass Heini nach wiederholten Appellen seiner Eltern eingewilligt hat heimzureisen. Er hat Fräulein Rosé diesen Morgen verlassen. Sie wird zweifellos ausser sich sein, wenn

sie Heinis Zeilen findet, die er ihr hinterlassen hat, und natürlich zu ihrem Vater gehen. Heini bittet, Sie möchten sofort zu ihnen gehen.»

Ich sagte, gewiss täte ich das; aber da er für die Botschaft verantwortlich sei, möge er mir bitte seinen Namen, seine Telefonnummer und Adresse geben. Was er auch tat. Auf ging's: zum kleinen Hotel, in dem der Professor wohnte. Oben auf seinem Zimmer fand ich Alma an seiner Brust liegen, während ihm die Tränen übers Gesicht liefen. [...] Wie gebrochen er nun war, so ganz fassungslos! Auch Alma musste immerfort weinen; sie sagte, sie könne nicht in die Wohnung zurück, wo Heinis Gegenwart noch so stark zu fühlen sei. «Das brauchst du ja nicht, Alma. Du kannst ja erstmal zu mir kommen.» Der Professor sagte: «Ja, nimm sie doch zu dir.» Ich schlug dann vor, ich würde am nächsten Tag die Restmiete zahlen und Almas Habseligkeiten holen. Der Professor kam mit uns, und ich erzählte ihnen von dem Herrn, der angerufen hatte. Alma erreichte ihn am Telephon und bat ihn, zur West End Lane Nr. 32 [Pirani's Adresse] zu kommen und ihr zu sagen, was er von Heinis Verschwinden wisse. Wie ich mich erinnere, kam er tatsächlich, und alle setzten sich zu Tisch; es muss zur Tea-Time gewesen sein; und plötzlich gab es einen schrecklichen Moment, als er sagte, Heini sei womöglich noch in England, da das Flugzeug nicht vor ca. fünf Uhr abflöge.

Alma sprang vom Tisch auf, bat Max [Pirani], sie augenblicks zum Airport zu fahren. Max erklärte, er könne nicht, da er mich um sieben ins Theater zur Aufführung der Rodelinda bringen müsse und, wenn er zum Flughafen fahre, nicht rechtzeitig zurück sein könne.

In diesem Moment erschien Kings [Kingsley Doubleday, Leilas Bruder, der den Sommer 1910 bei den Rosés in Bad Aussee verbracht hatte und einer von Alfreds engsten Freunden blieb] mit seinem kleinen Wagen. Alma stürzte sich gleichsam auf ihn und flehte ihn an, sie zum Airport zu fahren.

Der arme alte Professor sah ganz verstört zu, da er nur wenig Englisch verstand. Er wusste nicht, was Alma vorhatte. Kings, in seiner freundlichen Art, willigte ein, und Alma bat ihren Vater, sich zu sputen. Die drei brausten davon. Als sie den Flughafen erreichten, hatte sich das Flugzeug bereits in die Lüfte erhoben.

Alma verbrachte die Nacht bei Leila. Am nächsten Morgen, schrieb Leila, als sie das Frühstückstablett ins Zimmer brachte, fand sie Alma «in erschreckender Verfassung» vor. Als Alma das Bett verliess, «stürzte sie ohnmächtig zu Boden». Leila konnte sie allein nicht aufrichten und rief um Hilfe.

Später, als Leila mit der *Roäelinäa*-Company durch Westengland tourte, erhielt sie einen Brief von Heini. «Er suchte, sich zu erklären und zu rechtfertigen, und flehte mich

an, ihm von Zeit zu Zeit Nachrichten zukommen zu lassen von den ‚zwei Wesen, die mir auf der Welt das Liebste sind.‘» Im Glauben, Heinis Worte könnten Alma trösten, teilte Leila ihr diese in einem Brief mit. Wie sie erzählte, «war Alma nicht zu Haus, als der Brief eintraf, und als sie nachts heimkam, beschloss sie in ihrer impulsiven Art, mich anzurufen. Das Telephonat riss, zu meiner grossen Bestürzung und Peinlichkeit, alle im Haus aus dem Schlaf. Sie wollte, dass ich ihr den Brief vorläse, und ich musste hinaufgehen und ihn holen.

Sie teilte mir dann mit, dass sie für sich und ihren Vater in Maida Vale eine [neue] Maiso-
nette-Wohnung gemietet habe, und dort gäbe es auch für Heini noch viel Platz.»

141

Arnold schrieb an Alfred und Maria von diesem Desaster in Almas Privatleben. Wie aus dem Nichts seien, wie er berichtete, zwei Wiener – ein Freund Heinis und einer seines Vaters – in London aufgekreuzt und hätten Heini überredet, mit ihnen auf den Kontinent zurückzukehren. Fast mit gleicher Post schrieb Marias Mutter und fragte, was passiert sei. Man habe Heini mit seinem Bruder Thomas in Wien gesehen, und Gerüchte schwirrten hin und her; im März sei Heini mit Alma, ohne sich seiner Familie zu erklären, verschwunden, und drei Monate später sei er nun, genauso plötzlich, wieder da.

Bei seiner Rückkehr schien Heini zerquält zu sein. Häufig besuchte er Almas Freunde und Verwandte, fragte nach Neuigkeiten von den Rosés in London und suchte für seine Reue- und Schuldgefühle Beschwichtigung. Wiener Freunde zitierten Heini mit der Aussage, in London habe er keine Arbeit finden können; er sei zu oft allein gewesen, während Alma und Arnold sich auf ihre Musik konzentrierten, und habe sich zu oft auf alltägliche Hausarbeiten beschränkt gefunden. Womöglich aufschlussreicher ging in Wien die Rede, sein Vater wolle sich aus dem Familiengeschäft zurückziehen und habe gedroht, einen Fremden an Heinis Stelle zu setzen, wenn er nicht unverzüglich heimkäme. Sowohl Alma wie Arnold glaubten, dass die geheimnisvollen Besucher Heini ein Ultimatum von seinem Vater betreffs seiner Zukunft in der Firma überbracht hatten.

Jahre später dementierte Thomas Salzer dies auf das Entschiedenste:

Es gab nie einen Plan, unsere Firma zwischen Heini und mir aufzuteilen. Nie wurde so ein Vorschlag gemacht, weder mir noch Heini. Wir waren, zusammen mit meinem Vater, bis zu Heinis Tod Co-Eigentümer aller unserer Firmen. [...] ⁵ Von Seiten unserer Firma gab es keinerlei Druck auf Heini wegen Almas jüdischer Abstammung. Aber natürlich wollte besonders meine Mutter, dass er heimkäme, wegen der drohenden Kriegsgefahr. ⁶

142
Noch ein
Schlag
9. Kapitel

In einem Interview im Wiener Hauptquartier der Firma Salzer, das knapp ein halbes Jahrhundert nach Heinis Rückkehr nach Wien geführt wurde, bestätigte der inzwischen pensionierte Thomas Salzer, dessen zwei Söhne in siebenter Generation die Firma leiteten, dass er schon 1939 gewusst habe, dass sich sein Vater aus dem Betrieb zurückziehen wollte, jedoch von keiner Drohung wisse, an Heinis Statt jemanden von aussen in die Firma zu holen. Thomas fügte hinzu:

Ich wusste, dass Heini Alma sehr liebte. Aber Heini führte auch gern ein gutes Leben, und er wusste, dass dies in England schwierig werden würde, was in Kauf zu nehmen er zunächst willens war. Als aber Krieg vor der Tür stand, wusste er bestimmt, dass man ihn internieren werde. [...] Soweit ich weiss, hat Heini Alma nie wieder in London getroffen, aber über Freunde und Briefe blieben sie in Kontakt.

Allerdings erklärt sich Heinis Entscheidung zur Rückkehr auch aus der Tatsache, dass er sich nicht als Flüchtling ausweisen konnte und daher nirgendwo in England arbeiten durfte. Überdies wuchs im Sommer 1939 die Kriegsgefahr zwischen England und Deutschland mit jedem Tag. Wäre Heini bei Kriegsausbruch in London geblieben, wäre er als «feindlicher Ausländer» der gefährlichsten Kategorie eingestuft worden.

Es liegt kein Beleg dafür vor, dass Alma und Heini je vor seiner Abreise eine Erörterung unter vier Augen über seine missliche Lage in England führten. Vielleicht merkte er, dass Sorgen über seine zukünftige Karriere und Ängste davor, in den Untergrund gehen zu müssen, für Alma, deren Wesen so reizbar und unnachgiebig zugleich war, nicht viel Gewicht hatten. Sie hatte Heini ihr Herz geschenkt – Trennung war für sie unter allen Umständen undenkbar. Gegen seinen Entschluss hätte sie sich mit Klauen und Zähnen gewehrt.

Arnold, in seinen bekümmerten Zeilen an Alfred, fasste es so zusammen: «Mit Männern hat Alma nur Pech.»

10. Ein Opfer wird nötig.

Man weiss nicht was man glauben soll, was man wünschen soll.

ARNOLD ROSÉ¹

Mit 32 Jahren wieder allein, spürte Alma das Gewicht der Verantwortung für ihren siebenund-siebzehnjährigen Vater. Sie zürnte sich selbst, als sie sich an den Verpflichtungen für die letzten Lebensjahre ihres geliebten Vaters aufzureiben begann. Arnold schrieb Alfred, seine Kunst sei seine Zuflucht – doch: «Stell Dir vor, ich gehe in die Stadt, um Arbeit zu suchen.» Alma konnte nur zuschauen und mitleiden.

Den Haushalt zu führen war eine Last, die Alma nicht gewohnt war. Sie versuchte, Kochen zu lernen unter Zuhilfenahme des Buches, das ihre Mutter für sie geschrieben hatte, und indem sie sich Rezepte von Freunden geben liess. Zusätzlich bewältigte sie einen vollen Terminkalender mit dem Einstudieren und Üben des Violinrepertoires.

«Alma magert ab, und ihre Traurigkeit macht mir Sorgen», schrieb Arnold an Alfred im Juli. Alma berichtete, Heini schreibe täglich, wobei er darauf bestehe, dass er trotz seiner Rückkehr nach Wien keine Veränderung in ihrer Beziehung wünsche. Für Alfred klang diese Verlautbarung so hohl wie einst Váša Pnhodas Beteuerungen, während seine Ehe mit Alma zerfiel. Auch Arnold war skeptisch, indem er Alfred voraussagte, Almas Liebesaffäre mit Heini werde bald nur noch ein «Erinnerungsphantom» sein. Bald wurden Heinis Briefe denn auch spärlicher.

Zu Anfang des England-Aufenthalts der Rosés hatte Karl Doktor, der Bratschist des Busch-Quartetts, der mit seiner Familie in St. John's Wood lebte, Arnold und Alma Hilfe bei der Neugründung des Rosé-Quartetts in England angeboten. Doktor war Busch verpflichtet, daher stand er für Rosé nicht zur Verfügung. Sein Sohn Paul aber (der später eine eigene brillante Karriere machte) wurde dem Quartett als Bratscher vorgeschlagen. Allerdings hatte Doktor d. Ä. das Gefühl, der Altersunterschied könnte ein Problem sein. Sowohl Rosé wie Buxbaum versuchten Leila zu überreden, von der Violine zur Bratsche zu wechseln – doch sie lehnte ab, auch wenn ein Instrumentenwechsel sie, mitten in ihrer Karriere, um ihres Professors willen durchaus reizte.

Am 9. Juli 1939 sprang Karl Doktor ein: in einem Konzert mit den zwei Rosés und Buxbaum, dem ersten einer Serie von Haydn-Gedenkkonzerten in der Duke's Hall der Royal Academy of Music. Auf dem Programm standen das *Kaiser-Quartett* op. 76/3 und das *Kogel-Quartett* op. 33/3. Paul Weingarten am Flügel und der Bariton Mark Raphael wirkten ebenfalls mit.

Die Doktors öffneten Arnold und Alma ihr Heim für Proben mit verschiedenen Bratschisten fürs Quartett. Nach vielen Stunden wählten die Rosés Ernest Tomlinson, ehemals von der Royal Academy. Tomlinson, der in den Sechzigern war, hatte die nötige Erfahrung und erwies sich als kluge Wahl; er blieb Arnold über die Kriegsjahre hinweg verbunden. Ende Juli 1939 hatte das neugegründete Quartett sein erstes Engagement. Arnold und Alma waren überglücklich vor Freude über die Einnahmen von 40 Guineen.

Im Juli luden Rudolf Bing und Fritz Busch Alma und Arnold nach Glyndebourne ein, wo Bing Generalmanager und Busch künstlerischer Direktor der Opersommersaison waren. Bing schickte Bus- und Bahnfahrkarten zusammen mit Tickets für Verdis *Macbeth*, und Busch lud die Gruppe zum Dinner ein.

Das soziale Leben der Rosés beschränkte sich vorwiegend auf eine ältere Generation von Wienern. Käthe Buxbaum, Bux' Gattin, wurde Almas Vertraute, und Lotte und Franz Zuber arrangierten häufige Zusammenkünfte. Leila Pirani war mit ihren Kindern aufs Land gezogen, so dass Alma und Arnold sie im Laufe des Sommers nicht mehr so oft sahen. Dory Hetherington hielt engen Kontakt, obwohl sie 50 Meilen entfernt in Radlett/Hertfordshire wohnte, was Arnold «eine andere Welt» nannte. Arnolds unzulängliche Versuche, Englisch zu lernen, trugen zu Almas Gefühl bei, isoliert zu sein; sie sah wenig Menschen ihres Alters und hatte kaum Gelegenheit, neue Freunde zu gewinnen. So verging eine Woche nach der anderen, und die Chancen auf ein Wiedersehen mit Heini schienen in immer weitere Ferne zu rücken.

Alma war dankbar für Gelegenheiten, mit dem Quartett als zweite Geigerin zu musizieren – doch sie sehnte sich nach ihrem eigenen musikalischen Leben. Sie hoffte, wieder als Solistin zu konzertieren, ja sogar, ein Frauenorchester im Stil der *Walzermädeln* zu organisieren, aber ihre britische Arbeiterlaubnis gestattete ihr nur, im Quartett zu spielen.

Arnold und sie ersuchten um revidierte Arbeiterlaubnisse, erneut mit Hilfe Sir Adri-

an Boult. Alma hoffte, das Spektrum ihrer Aktivitäten zu erweitern, und Arnold ersuchte um den offiziellen Status als Lehrer, vergleichbar seiner früheren Stellung in Wien. Doch London wimmelte sowohl von arbeitslosen Emigranten-Musikern wie einheimischen Musikern, die Arbeit und Fortkommen suchten, und so wurden die Gesuche abschlägig beschieden. Alma musste ihre Pläne, in Grossbritannien ein Damenorchester zu gründen, aufgeben.

Ihr war schmerzlich bewusst, dass der von Carl Flesch begründete Fonds bald auslaufen würde. Bruno Walter, der Arnold und Alma aufzumuntern trachtete, schrieb am 13. Juli 1939 aus New York und erinnerte sie daran, sie hätten ja noch die Misa Stradivari, die Arnold, wenn nötig, verkaufen könne. Für Alma war der Brief eher alarmierend denn aufbauend. In ihrer Vorstellung wäre ein Verkauf der Stradivari für ihren Vater die endgültige Katastrophe. Arnolds Misa vor diesem Geschick zu retten wurde zu ihrem persönlichen Kreuzzug.

Elsa Walter fügte drei Seiten hinzu, in denen sie Arnold Geduld empfahl: just die Tugend, die Alma sich seit Ewigkeiten nicht mehr leisten konnte. Sie schrieb: «Alma wird gewiss auch ihre Fühler ausstrecken, in Amsterdam scheinen sich grosse Möglichkeiten zu eröffnen, die wird sie wohl ausnützen. Dass sie sich in dieser schweren Zeit sonst so tapfer zeigt, ist ebenso erfreulich wie das befriedigende Ergehen von Alfi, von dem ich in NY mehrfach Nachricht erhielt.»

Mitte August schrieb Alma an Alfred. Hitler bedrohte jetzt Polen, das geschworen hatte, der Aggression zu widerstehen, und den Beistand Englands und Frankreichs aufmarschieren liess. Ein Weltkrieg stand unmittelbar bevor. Zweimal ersuchte Alma in ihrem Brief um Alfreds Rat. «Schreibt bitte was Ihr politisch hört!! Es ist das Einzige was mich interessiert», erklärte sie.

Indem sie sich Elsa Walters Vorschlag zu Herzen nahm, forschte Alma nach Arbeitsmöglichkeiten in Holland, von dem man erwartete, dass es, wenn Krieg ausbräche, so neutral bliebe wie schon im Ersten Weltkrieg. Freunde in England argwöhnten, dass sie auch einen Plan für eine Wiedervereinigung mit Heini hegte für den Fall, dass zwischen England und Deutschland Krieg ausbräche. Wahr ist, dass sich auf neutralem Boden das Paar zumindest gelegentlich hätte treffen können, da Heini nach Holland frei hätte einreisen dürfen.

Im August erhielt Alma aus Den Haag einen Brief, der ein Engagement im luxuriösen Grand Hotel Central offerierte. In einem Brief an Alfred erwog sie Risiken und Gewinn einer solchen Unternehmung. Dafür sprach, wie sie schrieb, das Beispiel Carl Fleschs, der eine Stellung an Hollands Königlichem Musik-Konservatorium, ebenfalls in Den Haag, angenommen habe.

Am 25. August setzte Arnold zu einem Brief an Alfred an, den er erst nach drei Tagen zu Ende schrieb. Er habe einen mitternächtlichen Telephonanruf bekommen, erklärte er:

Die letzten Tage war ich nicht im Stande weiter zu schreiben – jede Stunde bringt Neues, und ich war nicht genug gesammelt, mich an den Schreibtisch zu setzen. Tausend Gerüchte durchjagen die Welt, und man wird doch mitgerissen. Man weiss nicht, was man glauben soll, was man wünschen soll. Nur möchte man ein Ende der unerträglichen Spannung und Ungewissheit. Ich kann Dir nichts vorläufig mitteilen.

In britischen Zeitungen war zu lesen, Bruno Walters Tochter Gretel sei in Zürich vom Ehemann, mit dem sie in Trennung lebte, getötet worden; danach habe er Selbstmord begangen. Ein Reporter hatte Arnold angerufen, um Hintergrundinformationen zu bekommen. Noch im Schock gelang diesem, am 1. September 1939, ein kurzer Kondolenzbrief an die Walters in Lugano:

Noch tief erschüttert von der tragischen Schicksalsfügung, die Dich und Deine Familie getroffen, bin ich kaum imstande, die richtigen Worte zu finden, die imstande wären, Dir die Wärme der innigen herzlichen Anteilnahme zu vermitteln, die mich Deinen Schmerz miterleben lässt. In lebenslanger festerprobter Freundschaft (Lebenskameradschaft) mit Dir und den Deinen verbunden, drücke ich voll tiefsten Verstehens aus der Ferne Deine Hand und wünsche von Herzen, dass die Zeit, die uns tiefste Wunden schlägt, sie auch barmherzig wieder verheilen lasse.

Bruno Walter antwortete:

Mein lieber Arnold,

Wir danken Dir für Deine lieben warmen Worte. Das furchtbare Unglück, das uns getroffen, hat unser Leben verwüstet, unser abgöttisch geliebtes Kind wurde uns durch Mörderhand entrisen. Niemals werde ich das Unfassbare begreifen können, mein Gretelchen, mein Sonnen-

strahl, der Inhalt meines Lebens ist mir genommen und auf bestialische Weise. Auch die Zeit kann diesen Schmerz, diese Wunde nimmermehr heilen, ich suche nur noch den Frieden an der Seite meines einzig geliebten Gretelchens. Ohne sie und mit dieser Verzweiflung im Herzen kann ich für meine Lieben nur eine weitere Sorge und Last bedeuten. – Verzeih mir, dass nur die wenigen Worte Dir sagen sollen, wie es um uns steht. Vielleicht finde ich später ein bisschen Ruhe und Erholung um Dir weiteres beschreiben zu können.

147

Am 1. September 1939 marschierten deutsche Truppen in Polen ein, während Flugzeuge der Luftwaffe die Grenze überflogen, um unterschiedslos militärische wie zivile Ziele zu bombardieren. Nach anfänglicher Konfusion bekannten sich England und Frankreich zu ihren Beistandsverpflichtungen, und damit nahm der Zweite Weltkrieg seinen Anfang. Am 3. September erklärten Frankreich und Grossbritannien Deutschland den Krieg. Krakau fiel am 6. September. Die Warschauer Garnison hielt bis zum 27. September stand, als die Landeshauptstadt ebenfalls fiel, und Polen verschwand von der Landkarte. Am 23. August hatten Hitler und Stalin in einem Geheimpakt Osteuropa untereinander aufgeteilt.

Alma, die verzweifelt nach Einkommen suchte, hatte im Spätsommer ihr erstes und einziges Abenteuer als Bürodame. Eines Nachmittags besuchten sie und Arnold mit Lotte und Franz Zuber ein Cafe. Ein Mann, der am Nebentisch vernommen hatte, wie Alma und Arnold deutsch und französisch sprachen und Alma auch auf englisch sich unterhielt, trat an sie heran und sagte, er suche eine Sekretärin und Chauffeurin. Wenn sie Schreibmaschine schreiben und Auto fahren könne, sei sie, so sagte er, «hired» und könne gleich kommenden Montag anfangen. Der Lohn sei £ 2 10 s. pro Woche.

Alma packte die Gelegenheit beim Schopf. Sie konnte eine Wiener Freundin, Lisi Kraith, dazu bewegen, sich um ihren Vater zu kümmern. Lisi war eine gute Köchin und würde es auch in persönlichen Dingen an Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen. Mit Lisls Hilfe hoffte Alma nicht nur auf einen Arbeitslohn, sondern auch darauf, mehr Zeit ihrer «ernsthafteren Berufung» widmen zu können, wie Rosé es nannte – ihrer Geige.

Arnold beschrieb das Abenteuer in einem Brief an Alfred und Maria. Almas Arbeitgeber, ein rüstiger Fünfundsechziger, jagte ihr ständig nach. An ihrem dritten Arbeitstag schlug er

vor, er könne doch bei Vater und Tochter einziehen. Am nächsten Tag lud er sich selbst zum Dinner ein, brachte die Zutaten mit und bereitete das Essen und drängte erneut darauf, einziehen zu dürfen. Zum Glück erwarteten die Rosés gerade Hans und Stella Fuchs, die, aus Wien via Schweden kommend, in Kürze in London eintreffen sollten, und so konnten jene ehrlich sagen, sie hätten keinen Platz.

Am ersten Samstag lud Almas Arbeitgeber sie zum Abendessen und Tanzen in ein elegantes Hotel ein. Er kam im Frack, eine Blume im Knopfloch. Als sie die Wohnung verliessen, fuhr er mit Alma im Bus bis zur Ecke vor dem Hotel und rief dort ein Taxi, um im rechten Stil vorzufahren. Eine gutaussehende Frau mittleren Alters leistete ihnen beim Essen Gesellschaft. Alma war um Mitternacht zu Hause – bestürzt.

In der zweiten Bürowoche setzte Almas Chef seine amourösen Bestrebungen fort. Eines Morgens brachte er seinen Jagdhund mit ins Büro. Da er behauptete, sein Ischias mache es ihm unmöglich, sich zu bücken, um dem Tier die Augen auszuwischen, hiess er sie, das für ihn tun. Alma zog einen Schlussstrich und kündigte. Der aufdringliche Bursche liess sich davon nicht abschrecken, sondern rief am folgenden Sonntag an, um zu fragen, ob Alma mit ihm nach Folkestone fahren wolle. Nach dieser kurzen Begegnung mit der Geschäftswelt war Alma mehr denn je entschlossen, mit Musik ihren Weg zu machen.

Arnolds Freude am Revival des Quartetts wurde von finanziellen Sorgen gedämpft. Ihrer angespannten Verhältnisse ungeachtet, fuhr Arnold fort, Lisi Kraith zu bezahlen, um Alma emotional und sozial zu entlasten. Nur wenn Lisi den Haushalt führte, wäre Alma frei, sich wieder ein eigenes Leben aufzubauen.

Von Heini traf Ende September ein Brief ein; «er sorgt sich sehr um uns», schrieb Alma an Alfred. Seit Ende August, kurz vor der Invasion Polens, hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Vielleicht spornte sie dieser Brief ebenso wie das karge Haushaltsbudget an, auf ihrer Suche nach Arbeit den Blick auf Holland zu richten.

Alma brachte Alfred die Nachricht häppchenweise bei. «Ich hatte einen Antrag mit zirka £ 14. wöchentlich nach dem Haag», schrieb sie Mitte Oktober 1939. «Aber man konnte mir hier nicht garantieren, dass ich sicher wieder zurückkommen kann, und ausserdem fürchte ich, dass Adolf durchmarschiert. Schade um das Engagement. Ich sollte 6 Herren leiten.»

Am 6. November 1939 schrieb Alma erneut. Es klang alarmierend. «Da ich fast nichts verdiene und etwas doch geschehen muss», sagte sie. «Wir leben bis auf die wirklich homely Wohnung unser ganzes Leben sehr provisorisch – manchmal kaum zu ertragen.» Ohne weiteres Säumen unterzeichnete sie einen Vertrag für ein zweimonatiges Engagement im Grand Hotel Central, das pro 52-Stunden-Arbeitswoche, beginnend am 1. Dezember, 1000 f (etwa £ 14) einbringen sollte. Lisi Kraith sagte zu, bei Arnold in der Wohnung zu leben und ihm für £ 1 pro Woche den Haushalt zu führen. Indem Alma sich ihres tschechischen Passes bediente, von dem sie im Scherz sagte, «Masaryk hilft mir in nettester Weise», erhielt sie von den Briten die Erlaubnis, das Land für fünf Monate, bis Mai 1940, verlassen zu dürfen.²

Einen Tag nachdem Alma ihren Entschluss Alfred mitgeteilt, erbrachten die Erkundungen, die Arnold in London unternommen hatte, Resultate. Die gefeierte britische Pianistin Myra Hess schrieb, es sei ihr eine Ehre, dass er das Rosé-Quartett für einen Konzertauftritt in der National Gallery angeboten habe. Leider konnte Alma bei dem Konzert nicht mit ihrem Vater auftreten, da ihre Pläne bereits zu weit gediehen waren, um abgesagt werden zu können.³

Zu Almas letzten Auftritten mit Arnold zählte eine Gedenkfeier für Sigmund Freud, veranstaltet vom Österreichischen Club im November 1939. Das Rosé-Quartett spielte den langsamen Satz aus Beethovens Quartett op. 59,2; Stefan Zweig hielt eine Gedenkrede. Das Quartett, mit Alma an der zweiten Geige, spielte bei zwei weiteren unbezahlten Auftritten für den Club im selben Monat.

Sowohl See- wie Luftreisen waren zu Kriegszeiten gefährlich, doch Alma riskierte einen Flug am Sonntag, dem 26. November 1939. Während ein heftiger Sturm blies, sagte sie ihrem Vater Lebewohl. Ihr Flugzeug musste diversen Patrouillen ausweichen, doch die wahre Strapaze waren Turbulenzen über der Nordsee, dazu ein vehementer Rückenwind, der die erwartete Flugzeit um fast eine halbe Stunde kürzte. Alma schrieb Alfred, sie sei so luftkrank angekommen, dass sie drei Tage gebraucht habe, um sich zu erholen.

Zum Ersatz für sie fand Arnold einen englischen Geiger, Walter Price, für das erste National Gallery Concert des Quartetts, das vor einem Publikum von 1'000 Gästen spielte. Das Programm schloss Beethovens cis-Moll-Quartett op. 131 und Schuberts

a-Moll-Quartett op. 29 ein. Price und Tomlinson sollten ihre loyale Mitarbeit im neugegründeten Quartett fortsetzen, wobei sie Arnolds Führerschaft so rückhaltlos anerkannten, dass sein Gefühl für musikalische Autorität bald wiederhergestellt war.

Wiewohl Alma bedauerte, das Quartett in dem Moment verlassen zu haben, als es wieder bessere Aussichten hatte, hatte sie, nach den Verdunkelungen in London, am Anblick der beleuchteten Strassen Amsterdams ihre helle Freude. Sie hatte Freunde in Amsterdam, und ihre Unternehmung gab einem Wiedersehen mit Heini neue Hoffnung. Am 18. Dezember 1939 schrieb sie an Alfred:

Gottlob verdiene ich. Habe schon £ 10 an Vati senden können, was mich wahnsinnig freut. Da Lisi inzwischen für Vati sorgt, ist das die beste Lösung gewesen. Ich spiele hier als Einlage im Café und Restaurant meine Solostücke, die ich früher halt im Konzert gespielt habe. Meijers benehmen sich unbeschreiblich freundschaftlich. Ich bin sehr oft bei ihnen zum Lunch – abends ist es wegen der Zeit nicht möglich. – Ich spare rasend – wohne in einem leider ungeheizten Zimmer. [...] Am 24. wirke ich bei einer Wohltätigkeitsmatinée mit, wo auch Otto Wallburg, Willy Rosen, Fritz Stiner etc. mittun. – [...] Ich habe ziemliche weisse Haare durch die Verantwortung, die ich für Vati fühle. Andererseits freut es mich unendlich, für ihn sorgen zu können. Hoffentlich entwickelt sich daraus weiter etwas. [...] Von Heini habe ich jetzt mehr Nachrichten. Denk nur – er ist von selber nach Grinzing und will sich regelmässig kümmern und hinschauen. – Hörst Du was von Ernst? Max Ehrlich ist hier mit einer Revue und hat sich sehr nach ihm erkundigt. – [...] Vati hat einen ganz netten Verkehr jetzt in London und fühlt sich sicher nicht sehr einsam. Denk nur ein Herr Phillips, der mit Dir bei Prof. Robert⁴ studiert hat, spielt auch hier.

Zuerst brachte Almas Erfahrung im Grand Hotel Central eine Enttäuschung. Man erwartete von ihr, ein Ensemble von so uneinheitlicher Qualifikation zu leiten, dass sie den Hotelmanager überredete, sie lieber Violinsoli mit Klavierbegleitung spielen zu lassen. Nachdem ihre Anwesenheit öffentlich angekündigt war, tauchten Gesichter aus der Vergangenheit auf, wie um auf magische Weise Unterstützung zu gewähren. Zu den ersten zählten Mady Meth, einstmals Sängerin bei den *Walzermädeln*, und ihr Bruder Eugene. Mit ihrer Mutter hatten auch die Meths aus Wien fliehen müssen und in Holland haltgemacht, wo Mady ihre Gesangskarriere wieder aufnehmen konnte und Eugene Ar-

beit als Ingenieur in der holländischen Flugzeugindustrie fand. Alma und Mady waren entzückt, sich wiederzusehen, und Alma mietete sich bei der Familie Meth ein Zimmer.

Ein anderer, der in Almas Leben wieder auftauchte, war Theo Bakker, ihr Lieblingstanzpartner aus Badenweiler in jenen langvergangenen Sommertagen, da ihre Familien gemeinsam im Schwarzwald Ferien machten. Theo, nunmehr ein junger Rechtsanwalt, weckte alte Erinnerungen an jene sonnengoldnen Sommerfrischen, und er und Alma trafen sich in den kommenden Monaten häufig.

151

Alma und ihr Vater schrieben sich alle zwei oder drei Tage. Aus den ersten Briefen spricht auf Seiten Almas ein Empfinden von Befreiung und Beglückung, und auf Seiten Arnolds eine gewisse Angespanntheit: Alma pflegte ihre Abwesenheit zu rechtfertigen und Arnold sie zu einer Rückkehr nach England zu drängen, da das Quartett neue Engagements erhalte. Keiner von beiden ging näher auf die unheilswangeren Warnzeichen vom Kriegsschauplatz ein, obwohl diverse Telegramme und Briefe von Freunden in England Alma mahnten, so bald wie möglich nach London zurückzukehren. Nach der erfolgreichen Invasion Polens und Hitlers Abkommen mit der Sowjetunion waren sich die Deutschen der ökonomischen und militärischen Stabilität an ihrer Ostfront sicher. Nunmehr, während des Sitzkriegs, in dem die mächtigen Maschinen der Luftwaffe anstelle von Bomben Propagandaflugblätter niederregnen ließen, wuchs die Furcht, dass die Ambitionen des Dritten Reichs keinen seiner Nachbarn ungeschoren lassen würden.

Doch Alma liess sich ihren Weg nicht ausreden. Ihr besorgter Vetter Wolfgang hatte ein paar Wochen zuvor aus Berlin an Alfred wegen seines Affidavits für die Auswanderung in die USA geschrieben. Wolfgang, der Alma gut kannte, setzte folgendes hinzu:

Von Alma hatte Ich unlängst einen sehr lieben Brief. Sie ist noch etwas fassungslos über die Heimkehr ihres H., aber ich hoffe, sie wird das überwinden. Sie ist ein lieber, aber leider sehr komplizierter Mensch, der sich selber am meisten im Wege steht und sich das eigene Glücklich-sein auf geradezu kunstvolle Weise verhindert. Dafür muss sie leiden. Ich hoffe nur sehr, dass es Deinem Vater und ihr wohl ergeht und ihre Pläne gelingen mögen. Sie hat mir versprochen, alles dafür zu tun, um mich nach London zu holen, aber ich glaube nicht daran, dass das gelingen wird.

Im Januar 1940 berichtete Arnold in einem Brief an Alfred, Alma sei gesund und wohl- auf. Sie korrespondierte mit Freunden in Wien, wobei sie sich besonders Marie Gutheil- Schoder und Ernestine Löhr anvertraute. Durch Alma erfuhr Arnold, dass sein Bruder Eduard weiterhin in Weimar lebe und dass Wolfgang in Deutschland ein Weihnachts- konzert gegeben habe. Arnold hatte sich bei den britischen Behörden gemeldet und be- zeichnete sich selbst jetzt als «freundlichen Ausländer» mit Erlaubnis, sich frei im Land zu bewegen. Zum Glück hatte er auch die Genehmigung erhalten, zu unterrichten.

Zu Weihnachten sandte Rudolf Bing ein Geschenk, russischen Kaviar, mit der Bot- schaft: «Nehmen Sie Zuflucht bei der Geige.» Das war weniger eine Anspielung auf die tröstende Kraft der Musik als vielmehr ein Hinweis darauf, dass Arnold im Notfall über- leben könne, wenn er sein kostbares Instrument verkaufen würde. Arnold schrieb Alfred, die Mysa sei auf £ 4'000 taxiert worden, aber sicher noch mehr wert. Nachdem der alte Meister ein halbes Jahrhundert lang die Musikalienhandlungen Europas durchstöbert hatte, kannte er den Wert einer Stradivari.

Arnolds Briefe an Alma waren warmherzig und voll Anerkennung. Am 4. Januar 1940 schrieb er: «Ich bin ganz stolz auf Dich und bewundere Dich. Du bist immer von Mahlers Geist besessen gewesen, denn in meiner Familie hat es nie so dynamische Men- schen gegeben.» Am 24. Januar, in Beantwortung der freudigen Verkündigung seiner Tochter, ein Brief von Heini sei eingetroffen, schrieb er: «Dass Du von Heini Nachricht bekommen hast, macht mich natürlich sehr glücklich. Grüss ihn von mir, wenn Du es für angeraten hältst. Die Meths müssen Dir ein grosser Trost sein [...] solch eine nach- barliche Liebe.»

Da Almas Erfolge in Holland sich vervielfachten, verschob sie ihre Rückkehr nach England ein ums andere Mal. Arnold erwartete sie Anfang Februar 1940 in London zu Vorbereitungen für eine Konzertreihe im April, in der das Quartett die späten Beethovenquartette aufführen wollte. Er ermahnte Alma, dass das Repertoire intensiver Proben bedürfe, und spornte sie zu unverzüglicher Heimkehr an – doch ihr Blick blieb fest auf Holland geheftet. Ihre Hoffnungen auf eine Solistenkarriere wurden durch ein Vorspiel bei Willem Mengelberg neu belebt, vor dem sie Wieniawskis Violinkonzert spielte. Der Dirigent schlug vor, sie zu einer Aufführung des Stücks in Amsterdam mit dem Concertgebouw Orkest zu engagieren. Ein Lunch mit Carl Fleisch stärkte ihren Glauben an die Zukunft noch.

Am Valentinstag schrieb Arnold an Alfred, Alma hoffe Anfang März nach London zurückzukehren. Unterdessen leite sie ein kleines Ensemble auf einer monatelangen Tournee durch Holland. Ihre holländischen Presseankündigungen seien wohlwollend, und der aufgefrischte Erfolg mache ihr Freude. «Heini ist loyal», setzte Arnold kryptisch hinzu.

In Arnheim begegnete Alma Mitte Februar dem Musikwissenschaftler und Kritiker Louis Couturier, der ihr ein Exemplar seines Buches über Violintechnik schenkte mit einer Widmung, die ein Beethoven-Zitat von 1814 enthielt, welches zu Mut riet im Angesicht des beklagenswerten Geschickes des Menschen. Heute liegt das zerfledderte Buch in einem selten in die Hand genommenen Ordner des Amsterdamer Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation), mitsamt weiteren Gegenständen, die Alma in der Hoffnung zurückliess, ihrer eines Tages wieder habhaft zu werden. Bei ihrem Besuch in Arnheim schickte sie Alfred eine Werbepostkarte, auf der sie selbst mit Geige abgebildet ist, mit der Botschaft: «Don't forget me – with love and kisses allways yours Alma».

Ende Februar spielte Alma ein Solo-Programm für Radio Hilversum. Arnold hörte das Rundfunkkonzert in England. Er berichtete Alfred, Alma werde in Kürze in Den Haag ein Hauskonzert geben, im Haus einer vermögenden Gönnerin, Meta Lissauer.

Obwohl Alma an Arnold in London Geld schickte, wann immer sie konnte, waren seine Ressourcen nahezu erschöpft. Im März schluckte er seinen Stolz hinunter und schrieb, um Hilfe bittend, an die Toscaninis in New York. Carla Toscanini antwortete postwendend:

Wir waren sehr beunruhigt, von Ihnen zu erfahren, dass auch Sie unter den Folgen der jetzigen Umstände leiden. Wir haben, einen Tag nachdem Ihr Kabel kam, telegraphisch einhundert Dollars angewiesen und heute noch einmal telegraphisch weitere zweihundert angewiesen – Mehrere treue Freunde von Ihnen sind hier, und wir haben vor, alles Menschenmögliche zu tun, um Ihnen in diesen kritischen Zeiten beizustehen. Für den prächtigen Kampfgeist und Mut des englischen Volkes hegen wir gewaltige Bewunderung. [...] Lieber Freund, wir gedenken Ihrer aufs Wärmste.

Aus Kalifornien sandte Bruno Walter weitere 100 Dollar, die dabei halfen, die Krise fürs erste abzuwenden.

Ein Brief von Heini, geschrieben am 12. März 1940, wurde ein Talisman, den Alma in ihrem Portemonnaie mit sich trug:

154
Ein Opfer
wird nötig
10. Kapitel

Mein Geliebtestes!

Deine lieben Briefe und die zwei Bilder mit den lieben Aufschriften habe ich bekommen – ich war sehr glücklich darüber. Und doch habe ich Dir so lange nicht geschrieben, mein Liebstes! Teils bin ich wirklich nicht dazu gekommen, und wenn ich Zeit hatte, dann bin ich so innerlich nicht dazu gekommen. Versteh das nicht falsch, mein Liebstes, aber das tust Du ja so nicht! Ich denke immer so sehr an Dich und bin mit allen Gedanken bei Dir, und wenn ein Brief von Dir kommt oder gar wie ich die lieben Bilder bekommen habe, bin ich so glücklich und so traurig zugleich, dass wir nicht beisammen sind, dass ich mich sehr, sehr zusammennehmen muss und ganz in die Arbeit vertiefen, um nicht zu weinen und ganz, ganz unglücklich zu sein. Und drum komme ich nie zum Schreiben, weil ich Angst habe davor! Und dabei bin ich doch immer so mit allen Gedanken bei Dir und habe Sehnsucht nach Dir und träume von Dir! Erst heute Nacht habe ich lange, lange von Dir geträumt! – Aber ich will Dir wieder mehr schreiben, mein Liebstes, denn sicher bist Du traurig, wenn Du so lange keinen Brief von mir bekommst, und dann ist es doch schön, Dir wenigstens schreiben zu können, wenn ich schon nicht bei Dir bin! – Liebstes, Du hast sicher das Herz schwer genug, und ich will Dich nicht trauriger machen, – aber innerlich wird es Dich vielleicht doch freuen, wenn ich Dir sage, dass ich von Tag zu Tag unglücklicher bin und mehr Sehnsucht nach Dir habe und immer mehr und mehr spüre, wie ich nur zu Dir gehören kann und Dich lieb habe! – Vielleicht bin ich ganz geheilt, wenn ich am Tag bei der Arbeit bin und alles weitergeht und ich sehe, ich schaffe was; so glaube ich fast, das ist das richtige und das allein genügt – aber wenn ich so abends allein in meinem Zimmer sitze – so wie jetzt – und es ist ganz stille herum und einsam, dann kann ich noch soviel in meinen Büchern herum kramen und lesen und mich abzulenken versuchen, dann spüre ich, dass man nicht so sein kann und jemanden braucht und bei sich haben muss, nicht nur bei sich, sondern in sich hat, mit dem man nur mehr «wir» ist – und das kannst nur Du sein, ich nicht! – Verstehst Du jetzt, warum ich vor dem Schweren Angst habe? Da kann ich mich selbst darüber hinwegtäuschen sonst und beinahe ablenken, aber so spüre ich es ganz, wie es ist, und muss es ganz eingestehen. – Liebstes, – wenn ich Dein liebes Bild ansehe, da bin ich so froh, es zu haben, und denke, wie glücklich wir sein könnten, dann spüre ich alles so richtig und ganz. [...] Und ich kann Dir was sagen, was Dich sicher ein bisschen freut:

Es ist wirklich nicht schön und macht mich nur unglücklich! Denn ich kann immer immer nur an Dich denken und daran, wie glücklich wir sind, wie froh ich bin, wenn ich nur meine Hand auf Deine lege – und wenn man das weiss und spürt, macht alles andere gar nichts!!

Unlängst war Dr. Kraith bei mir und hat mir von Dir erzählt, er war sehr nett, und ich habe mich sehr gefreut, mit jemandem von Dir reden zu können. – Ich bin froh, dass Du Erfolg hast und verdienst, Du, und auf den Tag, wenn Du mir geschrieben hast, freue ich mich schon so, so sehr! Dass es Vati soweit gut geht, freut mich sehr – ich denke auch oft an ihn. –

Vorletzten Sonntag habe ich von hier aus einen weiten, einsamen Spaziergang gemacht, durch die verschneiten Weingärten – hier lag noch Schnee – über Sievering hinunter nach Grinzing. Ich habe den ganzen Weg an Dich gedacht und Dich gespürt, wie wenn Du neben mir wärst. – Und in Grinzing habe ich ganz besonders an Dich gedacht, und Du warst sicher ganz in mir und dabei selbst dort. Es war so friedlich und ruhig, so hoher Schnee, dass vom Stein fast nichts zu sehen war. – Du, ich werde bald wieder hingehen – mit Dir in mir, so wie ich immer spüre, als ob Du ganz bei mir wärst!

Liebstes, jetzt habe ich Dir so lange geschrieben und wahrscheinlich ganz anders als die letzten Male, wo ich vom Büro aus geschrieben habe! [...]

Du – in ein paar Tagen ist es ein Jahr her, seitdem wir damals weg sind, weisst Du das! Fürchterlich, wie die Zeit vergeht, gelt.

Nach all dem brauch ich Dir nicht mehr zu schreiben, wie lieb ich Dich habe und dass ich Dich immer geliebt habe – das spürst Du, gelt – aber damit Du's ganz, ganz genau weisst, sag ich Dir's nochmals extra! Jetzt nehme ich Dich ganz, ganz fest in meine Arme und küsse Dich lange, lange und innig auf den Mund und überall hin! Du – mein Liebstes Du, wie glücklich bin ich, wenn ich, wenn ich nur daran denke! – Ich gehöre ganz Dir! – Immer gänzlich Dein Heini

Bitte schreib mir gleich und dass ich mich ganz, ganz auf Dich verlassen kann!!!

Der Brief, der sich im Amsterdamer Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie befindet, zeigt an den Spuren seiner Abnutzung, dass er immer wieder und wieder entfaltet wurde.

11. Wiedergeburt

*Wir werden ausharren, wir werden in Frankreich kämpfen,
wir werden auf den Meeren und Ozeanen kämpfen,
wir werden mit wachsender Zuversicht und zunehmender Stärke
in der Luft kämpfen, wir werden unsere Insel verteidigen,
was immer es uns auch kosten möge, wir werden auf den Dünen
kämpfen, wir werden auf den Landungsplätzen kämpfen,
wir werden auf den Feldern und in den Strassen kämpfen,
wir werden auf den Hügeln kämpfen; wir werden uns niemals ergeben,*
WINSTON CHURCHILL¹

157

Hitlers Sitzkrieg endete zum Frühlingsanfang 1940. Nun war der «Führer» bereit, eine Offensive im Westen zu starten. Da Hitler eine britische Blockade der Nordsee zu vermeiden suchte, bestand der erste Schachzug der Deutschen in einem Überraschungsangriff auf Dänemark und Norwegen, zwei Länder, die dem Reich Flotten- und Luftstützpunkte sowie Zugang zum offenen Meer bieten konnten.

Am 9. April 1940, eine Stunde vor Sonnenaufgang in Kopenhagen und Oslo, scheuchten Gesandte des Dritten Reichs die Aussenminister beider Länder aus dem Schlaf und konfrontierten sie mit den Forderungen des Reichs: ohne Widerstand die «Reichsprotektion» zu akzeptieren – oder von Truppen besetzt zu werden, die bereits für den Angriff gerüstet waren. Als Bomber über der dänischen Kapitale dröhnten, kapitulierten am selben Tag der König von Dänemark und seine Regierung.

Die Norweger leisteten Widerstand, wohl wissend, dass sie kaum Chancen auf Erfolg hatten. Alliierte Truppen kamen ihnen zu Hilfe: Das erste Gefecht zu Lande zwischen deutschen und britischen Truppen in diesem Krieg fand am 21. April 1940 bei Lillehammer/Norwegen statt. Doch wie Österreich, die Tschechoslowakai, Polen und Dänemark zuvor beugte sich Norwegen bald der überlegenen Streitmacht. Am 7. Juni flohen der norwegische König und seine Regierung ins Exil nach London. In der Schlacht um Norwegen konnte selbst die Unterstützung der anglo-französischen Streitkräfte den Vormarsch der Nazis nicht stoppen.

Öffentlich hatte Hitler verkündet, Krieg im Westen würde keines der

Probleme im Osten lösen, die Deutschland und Russland unter sich regeln würden. Gegenüber seinen Wehrmachtsgenerälen jedoch hatte er schon im September 1939 seinen Entschluss bekundet, im Westen anzugreifen.

158 Wiedergeburt
11. Kapitel

Die Neutralität von Belgien, Holland und Luxemburg zu respektieren liege nicht in seiner Absicht. Wegen des rauhen Herbstes und Winters 1939/40 verschob er das Angriffsdatum vierzehnmal. Aber er brannte auf einen Vorstoss nach Westen, mit dem Ziel, die Heere Frankreichs und Englands zu vernichten und Stellungen an der Kanalküste und an der Nordsee zu gewinnen, die den Luftwaffenbombnern ermöglichen würden, Grossbritannien aus der Luft zu bekämpfen.

Als der Krieg im April näherrückte, im letzten Monat, für den ihre britische *travel-permission* noch galt, verschob Alma ihre Heimkehr nach England erneut.

Sie schrieb Alfred am 8. April 1940:

Ich kämpfe mit allen Kräften, damit wir die Mysa nicht verkaufen müssen. [...] Momentan spiele ich im Graf von Luxemburg auf der Bühne Zigeunerweisen und sonst den ganzen Abend im Orchester. Zigeunerweisen habe ich gestern und seit Februar das 86. Mal gespielt. Im Radio Hilversum habe ich letzten Samstag gespielt. Vati hat es auch gehört, und tags darauf hatte ich um $\frac{1}{2}$ 3 h ein Privatkonzert, welches mir fast 200 fl. eingetragen hat, und abends die Operette. Jetzt sind wir auf Tournee mit der Operette, fahren in ganz Holland herum mit dem Autobus, es ist rasend anstrengend. Die Vorstellung ist erst um $\frac{3}{4}$ 12 h aus, da fahren wir nie vor $\frac{1}{4}$ 1 h nachts nach Den Haag zurück – kommen manchmal erst gegen 4 h früh an.

Dann schläft man bis mittags, und nachmittags gehfs wieder los. Ausserdem habe ich mir den rechten Arm überspielt. Habe so wenig als möglich geschrieben – fast nur an Vati. [...] Mit Heini bin ich weiter in starker Verbindung. [...] Ich bin eigentlich ziemlich einsam – habe aber so viel zu tun, dass ich nicht viel zum Nachdenken komme. Meijers sehe ich höchstens 1x im Monat – ich käme nicht einmal dazu, nach Scheveningen zu fahren. Auch Flesch sehe ich sehr selten, obzwar er jetzt in Haag lebt – aber eines muss ich, das ist schlafen – sonst halte ich nicht durch. Essen tue ich jeden 4. oder 5. Tag warm – sonst Brot Käse. – Mit Gutheil bin ich ziemlich oft beisammen. Er ist ganz besonders nett und freundschaftlich! Wohnt in Amsterdam. Ich sende Dir ein paar Zeitungsartikel über mich ein – vielleicht machen sie Dir Spass. [...] – Bis jetzt habe ich £ 50 nach London geschickt, doch ganz fein, nicht? Und es wird noch

mehr werden. [...] Mein Alferle, auch wenn ich nicht schreibe, sind meine Gedanken immer um Euch – das hat doch bei Menschen wie wir nichts zu sagen und mit der Verbundenheit gar nichts zu tun. Gelt nein? – Meine stärksten Wünsche sende ich Euch, dass es weiter so aufwärts geht – Ich umarme Euch Beide innigst – with much much love! Deine Alma

Alma war noch in Holland, als Arnold am n. April 1940 eine Serie von vier Tea-Time Concerts in Londons Queen Mary Hall startete, finanziert vom Christian Council for Refugees from Germany and Central Europe. Er war enttäuscht, dass ihm bei diesem wichtigen Auftritt seine Tochter nicht zur Seite sass. Mit Walter Price an ihrer Statt und mit Tomlinson und Buxbaum spielte das Rosé-Quartett die vier letzten Beethoven-Quartette, je eins pro Konzert, dazu Werke von Mozart und Haydn. Einkünfte aus dem Konzert gingen an den Musiker-Wohltätigkeitsfonds.

Almas Briefe an Arnold berichteten nur von Erfolgen; oft waren ihnen holländische Zeitungsausschnitte mit begeisterten Kritiken beigelegt. Sie hoffe, Anfang Mai nach England zurückzukommen, schrieb sie.

In einem Brief an sie beschwerte sich Arnold im Scherz darüber, dass ihm Lisi Kraith alle Leckereien vorenthalte. Alles, was köstlich und mit grösster Mühe verschafft worden sei, hebe Lisi, so schrieb er, für die Heimkehr der verlorenen Tochter auf.

Am 2. Mai 1940 wurde Almas britische Rückkehr-Genehmigung ungültig. Sie baute weiterhin auf die Freizügigkeit, die ihr tschechischer Pass ihr bisher gewährt hatte.

Am 5. Mai war sie in Scheveningen bei Louis und Lotte Meijer, die ihr dringend rieten, so bald wie möglich nach London zurückzufahren. Die politische Lage sei instabil, sagten sie; die Niederlande lägen auf Hitlers Weg gen Westen; und sie glaubten nicht, dass die Deutschen Holland erlauben würden, im Krieg neutral zu bleiben.

Die Warnungen der Meijers stiessen auf taube Ohren. Von ihrer neuen Karriere beflügelt, in der Lage, endlich ihrem Vater Geld schicken zu können, und weiterhin imstande, mit Heini in Kontakt zu bleiben, erwiderte Alma schlicht: «Es ist gemütlich hier.» Sie fühlte sich wohl in Holland.

In einem Brief an Alfred vom 7. Mai 1940 beklagte sich Arnold, er habe noch keine Nachrichten von Alma, seit sie Den Haag zu einer kurzen Reise

verlassen hatte. Drei Tage später, am 10. Mai 1940, schlugen die Deutschen vor Morgengrauen ohne Vorwarnung zu, indem sie zu einem sorgfältig vorbereiteten Angriff über 280 Kilometer durch Holland, Belgien, Luxemburg bis Nordfrankreich vorstießen. Minister des Reichs beriefen die Botschafter Belgiens und der Niederlande ein, um sie zu informieren, dass die Deutschen einmarschierten, um deren «Neutralität» gegen einen möglichen anglo-französischen Angriff zu «sichern».

160 Wiedergeburt
11. Kapitel

England und Frankreich waren von Hitlers Dreistigkeit zunächst überrumpelt. In London löste sich eine dreitägige Kabinettskrise am Abend des 10. Mai just an dem Tage, da die Deutschen ihren Feldzug begannen. Neville Chamberlain wurde von Winston Churchill abgelöst, der als Premierminister und Führer der West-Alliierten jetzt mit dem massiven Überfall der mächtigsten Armee der Welt konfrontiert war.

Für die Holländer war es ein Fünf-Tage-Krieg. Sie waren ganz und gar nicht darauf vorbereitet, sich gegen den ersten grossdimensionierten Luftangriff der Geschichte zu verteidigen.

Rotterdam wurde von einer Bomberstaffel nach der anderen dem Erdboden gleichgemacht. Die königliche Familie floh nach England. Am 14. Mai befahl der Oberkommandierende der bewaffneten Streitkräfte Hollands, die Waffen niederzulegen; am nächsten Tag kapitulierte Holland offiziell. Was die Nazis als erstes besorgten, war, Hollands reiche Nahrungsmittelproduktion zu plündern und «heim ins Reich» zu schaffen. Damit begannen fünf Jahre deutschen Terrors.

Das winzige Luxemburg konnte sich den Invasoren lediglich beugen. Grossherzogin Charlotte floh mit ihrem Kabinett nach London, wo sie eine Exilregierung einsetzte. König Leopold 111. von Belgien ergab sich am Morgen des 28. Mai. Die belgische Armee hatte 18 Tage lang standgehalten.

Alma sass in Holland in der Falle. In dem allgemeinen Durcheinander war es zunächst unmöglich, Arnold zu kontaktieren. Schliesslich konnte sie Anny Kux Poláková in Bratislava erreichen, die an Alfred in Cincinnati telegraphierte, Alma sei wohlauf.

Schon am 26. Mai standen die Deutschen vor der französischen Kanalküste, und nun begann die Evakuierung der alliierten Truppen bei Dünkirchen.

Die Franzosen leisteten weiter Widerstand, hatten aber ihre besten Einheiten und viel von ihren Geschützen an den ersten Tagen von Hitlers Offensive in Belgien und Nord-

Frankreich verloren. Am 10. Juni 1940 ging Frankreich vor den Invasionstruppen in die Knie. Die französische Regierung verliess Paris, und am 14. Juni flatterte am Eiffelturm das Hakenkreuzbanner. Am 16. Juni löste Marschall Philippe Pétain Paul Reynaud als Premierminister ab; am nächsten Tag ersuchte der kooperative Pétain um Waffenstillstand. Bei Compiègne, wo die Deutschen sich im November 1918 am Ende des Ersten Weltkriegs ergeben hatten, zwang Hitler den unterlegenen Franzosen demütigende Bedingungen auf.

16

Der Waffenstillstand wurde am 22. Juni 1940 unterzeichnet. Auch wenn er der französischen Regierung die Pro-forma-Herrschaft über eine unbesetzte Zone im Süden der Republik beliess (ein Gebiet, das später als *Vichy-Frankreich* bekannt wurde), war Hitlers Triumph komplett. Fast der ganze europäische Kontinent mit 100 Millionen Bewohnern stand nun unterm Nazi-Joch.

Alma merkte jetzt, wie krass ihre Fehleinschätzung gewesen war, in Holland das Ablaufdatum ihrer Reisegenehmigung verfallen zu lassen. Am 29. Mai 1940 rief sie verzweifelt bei Louis Meijer an – aber da war es schon zu spät. Louis wusste, dass er als jüdischer Journalist, der ausführlich über die politischen Umwälzungen der 20er und 30er Jahre geschrieben hatte, nach besiegelter Okkupation auf der deutschen Liste der Regimegegner stehen werde; und er und Lotte hatten ein Baby, das es um jeden Preis zu schützen galt. Als Alma fragte, was sie tun solle und ob er ihr helfen könne, konnte er nur freundlich antworten, er könne nicht länger helfen – er wisse nicht einmal, wie er die eigene Familie retten könne.²

Am 29. Mai 1940 wurde Arthur Seyss-Inquart, in den entscheidenden vier Tagen nach dem Anschluss Hitlers Kanzler in Österreich und später bevollmächtigter Gouverneur im eroberten Polen, nun Reichskommissar Hollands. Aus ihrer Wiener Erfahrung wusste Alma, dass von Seyss-Inquart, einem hinkenden, kahlköpfigen ehemaligen Anwalt mit dicken Brillengläsern, Gnade nicht zu erwarten war. Jede Illusion von Sicherheit war nun zerstoßen.³

Während der ersten Monate der deutschen Okkupation hielt die holländische Verwaltung die Haltung aufrecht, Holland habe kein «Judenproblem» und holländische Juden hätten keine grösseren Schwierigkeiten zu gewärtigen. Die erste unverhüllt antisemitische Aktion der Nazis bestand darin, die jüdische Bevölkerung als zum Luftschutz nicht zugelassen zu erklären und deutsche und ausländische Juden aus Küstenregionen zu vertreiben.

Ein Streit hinter den Kulissen führte im November 1940 zu einer Verordnung, die Juden vom Beamtendienst einschliesslich akademischer Positionen ausschloss, und bald folgten denn auch die üblichen Restriktionen für jüdische Geschäfte und Haushalte.

Am Ende setzten die Nazis die Anwendung der deutschen Rassengesetze in den Niederlanden durch so wie überall in den besetzten Territorien, wobei sie die holländischen Behörden zur Übernahme der Nazi-Politik auf allen Verwaltungsebenen verpflichteten. Die behördliche Erfassung der Juden in Holland, Belgien und Frankreich schritt systematisch voran.

Noch konnte Alma Alfred in den neutralen USA erreichen. Am 31. Mai 1940 schrieb sie:

Ich bin sehr traurig, dass ich Vati nicht sehen kann – habe alles dazu getan, aber die Schwierigkeiten waren unüberwindlich. – Nun wirst Du von Anny Kux inzwischen das Kabel erhalten haben, in dem ich sie bat, Dich zu verständigen und auch, dass Du Vati Nachricht gibst. – Ich habe ihm, so viel ich nur konnte, immer geschickt – aber wenn ich ihn lange nicht sehen kann, wird er doch Geldsorgen haben. Da soll er sich ruhig an Flesch wenden. Bitte schreibe ihm das. Hoffentlich zahlt er Lisi nicht weiter dieses grosse Honorar. [...] Ich muss jetzt selber schauen, wie ich weiterlebe – mit Engagements sieht es sehr schlecht aus. Ich glaube, ich werde einen Posten annehmen müssen als Stubenmädchen. Bitte Alferle, schreibe mir sofort, ich lechze nach einer Nachricht von Dir – und hoffentlich kannst Du mir mitteilen, wie es Vati geht! Ich habe die Absicht gehabt, in den nächsten Tagen zu ihm zu fahren – sollte nur noch einen Kontrakt für 4-5 Monate in einer Revue abwarten, die im August hätte beginnen sollen.

Am 12. Mai war Muttertag, ich war so froh, dass Mutti nicht mehr leiden musste – stell Dir das nur vor!

Alfred machte sich unausgesetzt Sorgen um Almas Wohlergehen, und Arnold versank in Depression. In einem Telegramm an Alfred vom 1. Juni 1940 gab er der Hoffnung Ausdruck, Almas tschechischer Pass möchte ihr noch Protektion gewähren.

Ohne Almas Beistand war Arnolds finanzielle Zukunft prekär, und aufs neue erwog er den Verkauf der Mysa. Was ihm Sorgen machte, war, dass er womöglich gezwungen sein könnte, das kostbare Instrument unter Wert zu veräussern; daher bat er Alfred um Rat. Wo sei die Expertise der Mysa?

Er bräuchte die Papiere, wenn er sich entschliesse, zu verkaufen. Alma hatte vorausgesehen, dass ihr Vater in seiner zunehmenden Gebrechlichkeit erwägen könnte, seine wertvolle Violine zu verkaufen, und hatte, um einem übereilten Entschluss vorzubeugen, die Papiere mit nach Holland genommen. Nun, da Alma hier in der Falle sass, wurde ihr bewusst, dass die für jedweden Verkauf unabdingbare Expertise in Alfreds Händen sicherer aufgehoben wäre, und so schickte sie ihm diese prompt zu.

Alma blieb in Den Haag und spielte Geige im Café des Grand Hotel Central. Ihr freundlicher Umgang mit den Hotelgästen, darunter auch Deutschen, führte zu Differenzen mit den Meths, die ihre Haltung als Anbiederung verurteilten.

Eugenia Meth, damals Eugene Meths Verlobte, erinnerte sich an Abende im Café, wenn Alma sich zwischen ihren Auftritten zu dem Paar gesellte. Alma war atemberaubend schön, sagte Eugenia, mit ausdrucksvollen Augen und dunklem, schulterlangem Haar. Doch ihr Blick war gehetzt, und manchmal schielte sie verstohlen im Raum umher, als ob sie sich versichern müsse, dass sie klar sähe. Dieses jähe Abschweifen des Blicks sei irritierend gewesen, bemerkte Eugenia; so als habe Alma durch die Menschen, mit denen sie sprach, hindurchgeblickt.

Almas starker Wille und ihr Sinn für Dramatik waren ungebrochen; bei Themen, über die sie sich ereifern konnte, pflegte sie kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Einmal, wie Eugenia sich erinnerte, kamen sie auf Pihoda zu sprechen, und irgendwer sprach ihm künstlerische Meisterschaft ab. Alma warf sich sofort für ihn in die Bresche, indem sie mit ihrem alten Feuer darauf beharrte, er sei der grösste Geiger überhaupt.⁵

Noch konnte Alma Arnold Botschaften zukommen lassen, etwa über seinen alten Freund Edward Breisach in Budapest im noch neutralen Ungarn. Ein Grusstelegramm lautete: «ALMA MIT LIEBEN FREUNDEN ALLRIGHT DENHAAG ERSEHNT NACHRICHT SCHREIB».

Am 13. Juni 1940 schrieb Heini an Alma:

Meine liebste Almschi,
ich bin so froh, dass ich endlich wieder Nachricht von Dir bekommen habe nach so langer Zeit. Ich war schon so sehr beunruhigt, was mit Dir sein wird und wo Du bist, und ich bin sehr glücklich, dass ich nun endlich weiss, es geht Dir gut und es ist alles so weit in Ordnung.

Ich war sehr, sehr in Sorge um Dich und war schon so froh, als mich Lisls Vater angerufen hat und sagte, dass er schon eine Karte von Dir hat, und nun ist endlich auch Dein lieber Brief gekommen.

Bitte kränke Dich nicht, weil ich Dir nicht mit der Hand schreibe, aber man soll jetzt so schreiben, und vielleicht bekommst Du den Brief dann auch etwas rascher. Sonst hat es gar keine Bedeutung, und es soll nicht weniger herzlich sein deswegen.

Wie Du siehst, bin ich immer noch da und es geht mir auch recht gut, alles ist in Ordnung, es geht einem nichts ab, und man kann zufrieden sein. Die Idee, dass Du zu Deinem Bruder fahren willst, ist sehr gut und momentan sicher die beste Lösung, hoffentlich kannst Du es auch machen. Wegen Vati brauchst Du Dir sicher keine Sorgen zu machen, man wird sich sicher um ihn annehmen, soweit es eben in der heutigen Zeit möglich ist.

Es ist alles ganz beim alten, gelt, und gar nichts zerstört, mein Liebes, ich bin immer in Gedanken bei Dir, und die Zeit jetzt, wo ich so lange nichts von Dir wusste, war furchtbar. Bitte fasse es nicht falsch auf, wenn ich jetzt schon schliesse und nur so kurz schreibe. Liebes, es ist sicher alles so wie früher! Ich schicke Dir alles, alles Liebe,
Dein Heini

Am 18. Juni 1940, noch in Den Haag, schrieb Alma flehentlich an Alfred:

Ich bitte Dich, gib mir doch eine Nachricht!! Ich gehe sonst zu Grunde! Wenn ich Dir nur kabeln könnte, ich würde mein letztes Geld hergeben, um zu wissen, was mit Vati ist! Bist Du in ständiger Verbindung? Ist Lisi noch bei ihm? Ich kann vor Sorgen nicht mehr atmen. – Dabei hat mich doch jetzt eine unbeschreiblich gute Dame zu sich genommen.⁶ Ich hatte doch im März hier ein Privat-Konzert das auch sie arrangiert hat. Da verdiente ich 200 fl. Wenn diese Dame nicht wäre, weiss ich nicht, was ich gemacht hätte. – Jetzt heisst es, dass wieder eine Möglichkeit zu spielen kommen soll. Dabei zitter' ich, wenn ich nur ans Auftreten denke, weil ich diesen Anforderungen, die an die Nerven gestellt werden, nicht mehr gewachsen bin. – Alferle, Lieber – siehst Du eine Möglichkeit, mich hinüber zu bringen! Ich würde Dir keinesfalls zur Last fallen und mich unbedingt wie überall selber erhalten. Ich habe doch hier auch sehr schön verdient. Vielleicht kann Onkel Bruno pro forma was tun für mich? Auf alle Fälle setze Dich endlich mit mir in Verbindung – ich bin innerlich so furchtbar allein. Heini schreibt weiter, aber davon kann man nicht leben. Ich wünsche Dir alles Glück und umarme Dich und Deine Maria (Gottlob, dass Du sie hast!) von ganzem Herzen. Schreib, ich bitte Dich!!!

Deutschland hatte mit einer Serie von Luftangriffen auf England begonnen, und Alma fing an, sich so verzweifelt um ihren Vater Sorgen zu machen wie dieser um sie. Über das Rote Kreuz konnte sie ihm am 29. Juni 1940 eine Direktbotschaft zustellen lassen:

Versorgt bei Konzertdame – Wieder Engagements, Könntest zu Fuchs übersiedeln?

Kann Fleisch, Hirsch Geld vorstrecken?? – Lisi noch da? Einziger Gedanke Dich bald gesund wiederzusehen! Liebevollste Küsse

Alma Prihoda-Rosé

165

Bis zum Juli hatte sich Arnolds Depression zur Verzweiflung ausgewachsen. Er übe zwei Stunden Geige am Tag, sähe gelegentlich einen Schüler und «warte von einem Tag auf den andern: worauf?», schrieb er an Alfred. Seine Lebensgeister hoffte er zu wecken, indem er sich an einen Plan klammerte, den er seine «Renaissance» nannte: Er wollte, angefangen bei Bach, sein ganzes Repertoire noch einmal durchspielen und alle Werke sich in alphabetischer Reihenfolge notieren.

Am 12. Juli beantwortete Alma einen Brief Alfreds, wobei sie schrieb, sie stehe in Kontakt mit Freunden und Verwandten in Wien und in Weimar, wo ihr Onkel Eduard noch lebte. Sie gab ihrer Besorgnis um ihren Vater Ausdruck im Hinblick auf die jüngsten Bombenangriffe und sagte, sie habe mit Begeisterung erfahren, dass Alfred seine Komposition *Triptychon* an Koussevitzky nach Boston geschickt habe, so dass sie vielleicht doch noch aufgeführt werde. Erst danach schrieb sie über sich selbst:

Du fragst gar nicht, wie und wovon ich lebe! Seit 14 Tagen spiele ich wieder in einem Cabaret, Paganini, Wieniawski, Zigeunerweisen etc. Auf Arbeitsteilung, aber wir haben bis jetzt glänzend verdient. Und dann hat mich die Dame, die im März mein Privatkonzert veranstaltet hat, zu sich genommen.

Das ist ein grosses Glück – so sind mir die akutesten Sorgen genommen. Denn mit den weiteren Engagements sieht es nicht sehr rosig aus. Die Dame hat ihre Tochter in der Nähe von Vati verheiratet und ist ganz allein im Flat, so dass sie scheinbar auch froh ist, eine Hausgenossin zu haben. – Ich bin sehr glücklich, dass Du beruflich so vorwärtskommst. Der Schülernachmittag muss ja ganz fabelhaft gewesen sein. Und Marias Kochkunst – ich erzähle hier überall von ihr! – Du – dass Du das *Triptychon* Koussevitzky geschickt hast – das war fabel-

haft! Vielleicht ist die Idee wirklich das Richtigste, es umzuarbeiten – aber ich halte Daumen, dass er es vielleicht so aufführt! – Ich bin unbeschreiblich einsam, obzwar ich viele Menschen kennenlerne – Wilhelm Ernst ist seit 1 Monat verschollen! Ich mache mir Sorgen um ihn. Bitte, bitte schreibe jetzt regelmässig alle 14 Tage an obenstehende Adresse. Es wäre wunderbar, wenn Vati auch meine Briefe zu Gesicht bekäme und ich seine Handschrift auch wieder sehen könnte. Mein Herz tut mir so weh!

166

Wiedergeburt

10. Kapitel

Küsse an Maria – Dich umarmt aus tiefstem Herzen Deine Schwester

Im Spätsommer startete Alfred eine Kampagne, um seinen Vater in die USA zu holen. Indem sie um Briefe zur Unterstützung von Arnolds Immigration baten, schrieben Maria und er an Arturo Toscanini, Bruno Walter, Thomas Mann, Elizabeth Sprague Coolidge, Serge Koussevitzky, Eugene Ormandy und Albert Einstein. (Einstein hatte Maria ins Auge gefasst, da sie sich erinnerte, dass der berühmte Physiker einst ihres Vaters Studio in Wien besucht, um sich für eine Radierung porträtieren zu lassen.) Der Respons war ermutigend. Eine erlauchte Gruppe befürwortete Arnold Rosés Einreise in die USA. Manche spornten sogar andere dazu an, zugunsten Rosés einen Brief zu schreiben.

Doch obwohl es an Unterstützung nicht mangelte, hatte Arnold ein Handicap: sein Alter. Wäre er jünger und noch im Lehrberuf tätig gewesen, hätte er sich gemäss den US-Immigrationsregeln für die Einreise qualifizieren können – doch in Wien war er ja bereits pensioniert worden. Und als gebürtiger Rumäne fiel er unter die sehr beschränkte Rumänen-Quote: eine weitere Barriere.

Gleichzeitig war Alfred weiter hinter dem kostbaren Affidavit her, das Alma erlauben würde, in die USA einzuwandern. Freunde aus Cincinnati, Robert Fries und seine Gattin Frances, setzten ihn pro forma als Inhaber ihres Bankkontos ein, so dass Alfred den US-Behörden zeigen konnte, er habe die nötigen Reserven, seine Schwester unterstützen zu können, sollte sie nach ihrer Immigration in den USA keine Arbeit finden. Allein – ohne festen Arbeitsvertrag mit einem Orchester hatte Alma kaum Chancen, die strengen US-Einwanderungskriterien zu erfüllen.

In Beantwortung eines zerquälten Briefes von Alma sandte Heini im August diesen handgeschriebenen Brief:

Meine liebe Wiebraut!

Endlich habe ich Deinen lieben Brief vom 17.v. M. bekommen, ich bin immer so froh, von Dir zu hören, und verstehe nicht, dass Du, wie Du schreibst und mir auch Lisls Vater erzählt, von mir keine Nachricht hast. Vor allem damals, als ich die lieben Bilder von Dir bekam, habe ich Dir gleich geschrieben und auch auf Deinen letzten Brief. – Damals, als ich Dir mit der Schreibmaschine schrieb, habe ich Dir doch extra dazu geschrieben, Du sollst es nicht falsch auffassen, es waren damals gerade die neuen Bestimmungen gekommen, und ich dachte, dass man so schreiben soll. Aber keinesfalls war es kalt oder nicht nett gemeint, mein Liebstes, das kannst Du ganz sicher wissen, gelt.

167

Ich mache mir viel Sorgen um Dich, mein Liebes, hoffentlich kannst Du wenigstens so halbwegs leben. Wie mir Lisls Vater gesagt hat, hast Du wieder Aussicht auf Arbeit; hoffentlich bekommst Du welche, damit Du Dir wenigstens etwas verdienen kannst.

Hier ist wenig los, Tom und ich sind noch immer da, Bubi ist bei den Fliegern, Leni hat vor ungefähr einem halben Jahr geheiratet und ist, glaube ich, so halbwegs glücklich, so ganz richtig scheint es allerdings nicht zu sein. Ich habe immer gleich viel zu tun und bin sehr angestrengt, so dass ich fast zu nichts komme.

Vor ein paar Wochen war ich in Grinzing, es ist alles sehr ordentlich gerichtet und sehr friedlich gewesen. Mein Liebstes, ich war wieder so ganz in Gedanken bei Dir, und da spüre ich immer so sehr alles und bin sehr traurig und einsam. Jetzt ist es schon über ein Jahr her, seit ich Dich das letzte Mal gesehen habe – furchtbar lang und dabei spürt man alles noch so richtig, wie wenn es erst ganz kurz her wäre.

Ich verstehe nicht, wieso Du so selten Post bekommst, ich habe Dir jedesmal geschrieben, wenn ich einen Brief von Dir hatte. – Nun nehme ich Dich ganz fest in meine Arme, mein Liebstes, und küss Dich lang und innig.

Ganz, ganz Dein Heini

Trotz Heinis beschwichtigender Worte war Alma am Rand der Hysterie.

Vor der US-Botschaft wartete sie tagelang, inmitten der hoffenden Menge, auf eine Möglichkeit, sich zur Auswanderung registrieren zu lassen. Jede Stunde trat ein Beamter aus dem Gebäude und verkündete: «Sorry, folks, we're trying to get you out, but the Germans won't give you permission.»

Camilla Youssef, ein Teenager aus England, stand auch in der Menge. In den Wochen des Harrens auf die alles entscheidende «Quotennummer» schlossen Alma und sie Freundschaft. «Wir waren schrecklich verängstigt, aber Alma bewahrte eine stille Würde, die sie von anderen unterschied. Sie

erzählte mir, sie habe mit den Nazis bereits ihre Erfahrungen gemacht, habe sie in Aktion gesehen und schreckliche Furcht vor ihnen, aber ich konnte sehen, dass sie vor ihnen niemals zu Kreuze kriechen würde.»?

Wochenlang hörte Alma nichts von Alfred. Am 24. August 1940 schrieb sie eindringlich:

168 Mein lieber, lieber Alfi,
Wiedergeburt Ich kann es einfach nicht begreifen, dass Du mir keine Zeile zukommen lässt – ich habe schon
11. Kapitel so oft an Dich geschrieben – nun versuche ich es ein letztes Mal. Wenn ich dann keine Antwort bekomme, telegrafiere ich. Obzwar ich rasend sparen muss. – Ich könnte doch von Vati unbedingt ein paar Zeilen kriegen – die Dame, bei der ich wohne, bekommt ja auch so Nachricht. Ich bin fast kaputt gegangen vor Sorgen um Vati: Jetzt hat mir Metty geschrieben, dass sie durch Alice (die mir auch nie mehr geantwortet hat) hörte es geht ihm gut. Wovon lebt er??? – Ich spiele momentan wieder auf der Bühne in einem Kino – und hoffe weiter da zu tun zu haben. It's a struggle for life! Auch wenn Du nichts von mir hörst, müsstest Du mir von Zeit zu Zeit schreiben, Alferle, bedenke doch, wie einsam ich bin. Gestern hatte ich von Heini wieder einmal einen sehr lieben Brief. Er war in Grinzing. Es ist alles schön und friedvoll. Dieser Tage jetzt musst Du doch auch an mich gedacht haben, gelt, Alfi? – ich bin direkt dankbar, dass sie Ruhe hat. Aber dass ich für Vati so nichts tun kann, macht mich krank! – Alferle, sage es ihm, wie sehr, sehr und immer ich an ihn denke. Er wäre momentan mit meinem Spiel sehr zufrieden – das ist das einzige, was ich momentan für ihn tun kann. – Dass Malchen für ihn sorgt, ist doch eine grosse Beruhigung. Dass Du keine unmittelbaren Geldsorgen hast, ist schon sehr viel, und ich bin sehr glücklich darüber – hast Du von Koussevitzky gehört wegen Deines Triptychons? – Küss Maria von mir und sei von ganzem Herzen umarmt von Deiner fast ganz verzweifelnden Alma
Mach es irgendwie möglich, mir Nachricht zu geben von Vati!

Der nächste Brief Almas wurde am 18. September 1940 in Hilversum geschrieben:

Mein liebster Alfi, gestern habe ich endlich Deinen Brief v. 19. August erhalten. Warum schreibt Vati mir keinen Brief? Alle um mich herum bekommen Nachrichten so! – Hast Du ihm damals meinen übersandt? Ich habe am 29. Juni über das Rote Kreuz versucht Kontakt zu

bekommen, aber auch das hat versagt. – Nun schreibt mir Metty etwas so Blödsinniges, dass ich es kaum fassen konnte – es hat mich aber tief erschüttert. «Man scheint Dein Fernbleiben überhaupt nicht zu verstehen.» Ich kann nicht denken, ob das von Frau Schmutzer ausgeht oder überhaupt von wem. Ich will nur, dass Du davon weisst, – denn dass Du mein «Fernbleiben», wie sie so geistvoll schrieb, nicht verstehst, glaube ich denn doch nicht. – Inzwischen habe ich nach den schon gewohnten wahnsinnigsten Bemühungen wieder 14 Tage in einem Kino im Haag gespielt – glänzende Kritiken, anbei eine. [...] Daraufhin war wieder reges Interesse für mich – ich erhielt ausgezeichnete Anträge und fing schon an, etwas weniger gebrochen zu sein – da kam wieder etwas. Alle [Juden] mussten ins Innere des Landes binnen 48 Stunden. Im ersten Moment wurde mir ganz schwindlig – ich war doch ganz allein (diese Dame, wo ich wohnte, konnte mich dort, wo sie hin ist, nicht mitnehmen) alle Aussichten wieder nichts. Da riefen die Bakkers an [die Familie von Theos Tante in Hilversum], ob ich zu ihnen kommen will. Gottlob war das erlaubt und ich wieder mal aus dem Wasser. Wenigstens für momentan. Jetzt bin ich seit 8.8. hier – versuche krampfhaft, Arbeit zu kriegen. Nach Amsterdam darf man auch nicht. Erinnerst Du Dich doch an sie in Badenweiler. Teile es Vati gleich mit! – jetzt sage mir bitte endlich, wovon lebt Vati? Ich bin so verzweifelt, dass ich nicht für ihn sorgen kann!! Was ist mit Flesch??

Seinerzeit war ich am Konsulat wegen der Quote, da sagte man mir, wenn ich mich eintrage, dauert es 15 Jahre, bis ich drankomme! Also bin ich überhaupt nicht eingetragen. Aber der Konsul meinte, wenn ich einen Kontrakt oder Engagement kriegen könnte, wäre es möglich. Ich würde ja nicht dort bleiben wollen, sondern zu Vati. Das ist wirklich mein Lebensziel, wieder bei Vati zu sein – für ihn sorgen zu können. Leider war das ja auch der Grund, warum ich von ihm weg bin damals – und verdient habe ich ja ziemlich gut. Und wer konnte diese gewaltsame Trennung voraussehen! Wilhelm Ernst ist nach Zürich versetzt. Habe nichts mehr von ihm gehört. Die Gründe wirst Du Dir denken können.⁸ – Ich verwerfe mein Leben – Montag waren es 10 Jahre, dass ich geheiratet habe. Jetzt lief im Haag G'schichten aus dem Wienerwald mit Vati und in einem anderen Kino Die weisse Frau des Maharadja mit Váša. Das wollte ich ansehen, dann musste ich aber weg – wer weiss, wozu es gut ist! – aber Vati hätte ich nicht übers Herz gebracht. Manchmal glaube ich's nicht ertragen zu können – bitte sage ihm das alles, wie ich mich nach ihm sehne. Es freut ihn sicher. Und ich bitte Dich von ganzem Herzen – er soll mir doch eine Zeile mit seiner Hand schreiben, Alferle, im umgekehrten Falle würde ich es für Dich sicher durchsetzen!

Alferle, schreib mir doch auch, wenn Du keine Nachricht von mir hast – ich kann doch

nichts dafür, wenn die Post so schwierig ist. Bedenke doch immer, dass ich allein bin – schreib mir, wie Du beruflich dran bist momentan – überhaupt alles interessiert mich doch. Frau Schmutzer hat seit Mai nur 2 Briefe geschrieben – liess mich 1 Monat auf Antwort warten – aber sehr heftig ist die Veränderung nicht. Aber Metty und Dr. Kraith schreiben viel. – Grüss Maria herzlichst und Du sei innigst umarmt von Deiner Alma

170
Wiedergeburt

11. Kapitel

Am 17. Oktober 1940 trug sich Alma im amerikanischen Konsulat von Rotterdam ein und erhielt die Quotennummer 11237. Trotz des Wirrwarrs um sie herum keimte wieder Hoffnung in ihr auf.

Ihr war bekannt, dass am 27. September 1940 eine lästige Verordnung betreffs des Status der Juden im besetzten Frankreich erlassen worden war. Am 3. Oktober liess sogar Vichy-Frankreich im unbesetzten Süden die ersten von über 160 Gesetzen in Kraft treten, welche die Juden vom öffentlichen Leben ausschlossen. In Warschau wurden am 10. November Juden in der Innenstadt zusammengetrieben und in ein Ghetto gepfercht. Unerbittlich schloss sich der Klammergriff der Nazis um die Juden Hollands immer enger.

Alma schrieb am 8. Oktober 1940 an Alfred, sie wisse kaum mehr ein noch aus. Sie habe so viel gesehen wie in zwanzig Leben, sagte sie, und das sei genug. Briefe von ihrem Bruder seien ihr Leitstern fürs Leben: «Ich habe ja sonst nichts wie diese Briefe – bitte bleibe dabei, sonst kann ich nicht durchhalten.» Zu allem Elend gesellte sich noch das Gefühl, dass man in der Familie schlecht über sie rede und ihre Motive für den Entschluss, England zu verlassen und nach Holland zu gehen, aufs Gemeinste in Zweifel ziehe. Alfred klagte sie ihr Leid:

Ja, jetzt hat sich herausgestellt, dass Malchen diese blödsinnige Gemeinheit in die Welt gesetzt hat, dass ich aus privaten Gründen nicht zu Vati zurück bin und ungeschickt war! Wenn ihr alle erst die tragischen Geschehnisse hören werdet – sie wird sich schämen, denn ich habe stundenlang darüber geweint und tue es noch. Wenn nur Vati so was nicht glaubt! Bitte sage ihm das Alles!!!

Selbst Arnold Rosé beteiligte sich an diesen leidigen Spekulationen. Am Heiligabend schrieb er Alfred, Alma habe womöglich deswegen in Holland Zeit vergeudet, weil sie auf ein Rendezvous mit Heini hoffte.

Wie immer die eigenen Lebensumstände auch waren – Alma säumte nie,

Liebe und Sorge um Alfred und Maria zu zeigen. Diese kämpften unverdrossen um ihr Auskommen in Cincinnati: Alfred, indem er unregelmässig Stunden gab und unterrichtete – Maria, indem sie Aufträge für Strick- und Änderungsarbeiten in einem Bekleidungsgeschäft entgegennahm, für 29 Dollar die Woche.

«Wir müssen den Kopf oben behalten – Alferle», schrieb Alma. «Auch Du – wegen der Schüler – mein Lieber, im letzten Moment kommt ja doch was, und Maria ist auch so rasend tüchtig!»

171

Alma hatte noch einen letzten Trumpf in der Hand. In Amsterdam war sie Hugo Kolberg begegnet, dem früheren Konzertmeister der Berliner Philharmoniker, den Wilhelm Furtwängler in dieser Position so lang wie möglich protegiert hatte. Damals waren Kolberg und seine Frau auf dem Weg nach Amerika; Furtwängler hatte bei den Vorbereitungen ihrer Flucht geholfen. Alma wusste, dass Kolberg nach Pittsburgh gegangen war, und schrieb ihm, ob es eine Möglichkeit gebe, dem dortigen Orchester beizutreten. Auch Alfred hatte versprochen, ihn zu kontaktieren. Auf Kolbergs Bitte schickte Alma Kopien ihrer Empfehlungsschreiben von Bruno Walter und Willem Mengelberg. Nach mehreren Monaten antwortete Kolberg, dass es im Orchester keine Vakanz gebe; aber wenn Alfred ihr einen Lehrauftrag vermitteln würde, könne sie für die Einreise in die USA ein Visum ausserhalb der festgelegten Einwanderungsquote bekommen. So zerschlugen sich ihre Hoffnungen, und die Aussichten auf Auswanderung wurden zunehmend trübe.

Ohne Sondergenehmigung war Alma nun aus Amsterdam, Den Haag und dem relativen Reichtum musikalischer Veranstaltungen, den diese Städte boten, verbannt. An Alfred schrieb sie am 21. November: «Auf die Warteliste habe ich mich gesetzt, doch bin ich noch ohne Antwort, da ich nicht hinfahren darf, da das Consulat in Rotterdam ist.» In Holland wie in anderen besetzten Ländern hatten die Nazis nicht nur öffentliche Auftritte jüdischer Künstler, sondern auch Aufführungen der Musik jüdischer Komponisten untersagt. So sollten Willem Mengelberg und das Concertgebouw nicht mehr das traditionelle Mahler-Festival Anfang Mai veranstalten.

Alma schrieb traurig vom Verschwinden der Meijers aus ihrem Leben. «Sie hatten wahrscheinlich Angst, ich könnte was wollen, da ich plötzlich (so ganz allein) auf der Strasse stand. Das ist aber nicht meine Art. Ich versuchte sofort, als Stubenmädchen unterzukommen, bekam

172
Wiedergeburt
11. Kapitel

aber dann wieder was als Geigerin, u. sogleich nahm mich diese Dame zu sich.» Die Wahrheit, von der Alma erst nach Wochen erfahren sollte, war, dass ihre Freunde, aus Angst um ihr Leben, in den Untergrund gegangen waren. Die Frau, bei der Alma in Den Haag gewohnt hatte, war jetzt in Utrecht. Sie schenkte Alma das Fahrrad ihrer Tochter, und Alma kam damit wöchentlich aus der Wohnung der Bakkers in Hilversum auf Besuch. Diese beständige Freundschaft war ein Lichtblick in einem Leben, das härter war, als Alma je erfahren hatte. Durch Eifer und geschicktes Manövrieren erhielt Alma plötzlich wieder die Erlaubnis, in Den Haag zu spielen. Sie habe ein zweiwöchiges Engagement im «Passage»-Lichtspielhaus und weitere zwei Wochen im Grand Hotel Central, berichtete sie Alfred im November 1940, und sei «sehr, sehr froh, wieder zu arbeiten und verdienen zu können».

Italien war am 28. Oktober in Griechenland einmarschiert. Alma schrieb, sie fürchte um Marias Bruder, Johannes Schmutzer, seine Frau und deren Eltern.⁹ Sie und ihr Vater, das wisse sie jetzt, hätten recht daran getan, Arbeitsangebote aus Athen abzulehnen.

Alma hatte einen Weg gefunden, mit Arnold über Verwandte und Freunde in Brasilien, der Schweiz und Portugal zu kommunizieren. Mit jähem Optimismus schrieb sie Alfred am 10. November 1940:

Aber einmal werden alle Sorgen wieder vorüber sein! Vielleicht früher, als wir glauben. – [...] Bin sehr glücklich, dass Vati endlich Post hat. [...] Ich habe so oft geschrieben. Wieso Du von mir auch keine Nachricht hast, kann ich gar nicht begreifen – ich schreibe regelmässig mit Clipper und habe Dich sooo gebeten, dasselbe zu tun. – Was war es denn, dass Ihr so plötzlich umziehen musstet? Wie unangenehm. Aber schliesslich sind diese Dinge das wenigste. Du wirst ja inzwischen auch gehört haben, dass hier auch grosse Umzüge waren. Vielleicht hast Du aber auch meine Briefe gar nicht bekommen. Alferle, ich schreibe Dir bald wieder – aber auf alle Fälle möcht' ich Dir für den 11. Dez. alles Glück wünschen und vor allem, dass wir endlich wieder miteinander leben könnten. Immer wieder denke ich in Dankbarkeit an Maria, die so zu Dir hält – das ist 80% im Leben, einen Kameraden durch dick und dünn zu haben.

In ihrem Brief vom 21. November 1940 berichtete Alma von einem Kontakt mit den Meijers:

Von Louis Lottie habe ich keine Antwort auf meinen Brief, obzwar es ihnen wieder sehr gut geht! Strich wie über so Vieles im Leben. [...] Ich habe jetzt 3 Wochen Kinoengagement und habe wieder ganz gut verdient. War höchste Zeit! Mit Flesch komme ich manchmal zusammen. Er ist immer sehr nett – aber ich hüte mich, von ihm etwas zu verlangen. Das hüte ich mich überhaupt, so lange ich nur irgendwie verdienen kann. Du kannst Dir denken, dass ich nichts unversucht lasse und unter den ersten war, die wieder gespielt haben. [...]

Bin sehr glücklich, dass es Dir beruflich wieder besser geht – wirklich, wir sollten nie verzweifeln – gewöhnlich, wenn man ganz down ist, kommt irgendeine Wendung zum Besseren. – Am 3.11. war ich furchtbar einsam und elend. Ich habe gespielt und gut, und das hielt mich aufrecht. – Dass Ihr schon 7 Jahre verheiratet seid – wie schön! So einen richtigen Kameraden zu haben. Dann ist der ganze Kampf ums Leben leichter. – Hört Ihr noch von Jo? Und aus Wien? Wie kann Vati die Wohnung weiter zahlen?! Wenn ich nur wieder für ihn verdienen könnte!! [...] Ach, was möchte ich noch alles fragen! [...] In 4 Wochen werden die Tage wieder länger, und wenn Xmas vorüber ist, sind wir wieder dem Tag näher, der uns alle wieder vereinen wird.

Am 11., mein Lieber, und am 15. denken wir aneinander noch mehr als sonst!

Alma wusste, dass unweit von Arnold Rosés Räumen eine Bombe eingeschlagen und der Luftdruck der Explosion die Fensterscheiben hatte bersten lassen. Nicht nur um seine Sicherheit machte sie sich Sorgen – sie quälte sich auch mit dem Wissen darum, dass die Miete für die Maisonette-Wohnung in Maida Vale zu hoch für ihn war. Tatsächlich aber war Arnold mit Hilfe von Dr. Paul und Nora Nathan Anfang November nach Welwyn Gardens City in Hertfordshire umgezogen, wo er eine angenehme, ruhige Unterkunft hatte. Die Nathans hatten ihm den Empfang von Mietbeihilfe vom Wohlfahrtsamt vermittelt. In aufgewühlter Verfassung schrieb Alma am 5. Dezember 1940:

Mein liebes, liebes Alferle,

heute früh endlich wieder Deinen lieben Brief v. 10.11. erhalten. Ich wollte Dir sowieso heute schreiben – denn!! Ich hatte das grosse Glück, von Vati aus der Schweiz einen Brief zu kriegen!!! Vom 28.10. Seither bin ich ein anderer Mensch! Und jetzt teilst Du mir noch mit, dass er am Land ist und eigentlich versorgt – wenn Du ihn wirklich zu Dir nehmen könntest! Alferle – bin so froh, dass Du zu tun hast – ich bin schon wieder trotz grösster Bemühungen arbeitslos – hatte allerdings jetzt 3 Wochen zu tun. [...] Dass Du für Arnold alle Papiere beisammenhast,

ist kaum zu glauben – rasend tüchtig! Und dass Du ihm diese wöchentliche Rente verschafft hast – wunderbar! Was habe ich mir für Sorgen gemacht. [...] Und sämtliche Dokumente von Vášas Frau [d.i. Alma selbst] sind im Schreibtisch! Soll sie sich Duplikate kommen lassen oder lieber diese nachsenden? Rate! Denn brauchen wird sie sie. – Hier ist es rasend kalt – kann vor Kälte oft nicht einschlafen, habe an Füßen und Händen Frostbeulen und wieder im Arm solche Schmerzen. Sehr unangenehm. [...]

174

Wiedergeburt

11. Kapitel

Ich werde Xmas gar nicht feiern – aus Geldmangel und aus Einsamkeit! Bitte, Lieber, schreib mir nur weiter alle 14 Tage – es sind die grossen Lichtblicke in meinem Leben. Allerdings benehmen sich einige Menschen unerhört gut zu mir – besonders ältere Damen – das tut mir gut! Sonst könnte ich ruhig in ein Kloster einziehen, ich kenn nicht mal einen Mann, der in Frage käme, toll nicht! Meine ganzen Energien konzentrieren sich auf ein Wiedersehen mit Vati u. Euch und eine fixe Stelle zu kriegen, um Vati ein gesichertes Leben zu bieten – das habe ich mir immer gewünscht. Hat Vati der Post seine neue Adresse angegeben? Veranlasse das bitte! Meine Mäzene sind in Rio und wollen sich mit ihm in Verbindung setzen! – Jetzt kommt bald der 11., Alferle – was ich Dir alles wünsche, fühlst Du ja – und dann der 15.1 Und dann Weihnachten – alles Tage, wo immer das Herz noch schwerer ist – meine Gedanken können nicht noch mehr bei Euch sein – seid beide innigst umarmt und geküsst – Gottlob, dass Ihr beisammen seid! Wann wir alle 4 beisammen in Eurer neuen Wohnung sitzen? – Alferle, noch einen Extrakuss von Deiner immer einsamen (trotz meiner alten Damen)

Alma

Stück für Stück entledigte sich Arnold unterdes seiner Besitztümer, indem er die aus Wien mitgebrachten Sachen teils verkaufte, teils anderweitig deponierte. Dory, deren Haus in Radlett nun nicht mehr so weit von seiner Wohnung entfernt lag, half bei dieser Aktion, die den Weg bahnen sollte für die Emigration in die USA.

Am 10. Dezember 1940 wurde Alma offiziell als Jüdin klassifiziert: Alma Sara (Maria) Přihoda-Rosé. Ein rotes «J» wurde in den neuen Pass Nr. 5326-40 gestempelt, der ihr an jenem Tag in Amsterdam ausgehändigt wurde.

Jegliche Erwähnung Heinis war aus Almas Briefen geschwunden. Ob sie bereits ahnte, was der folgende Brief enthielt, der am 20. Dezember 1940 geschrieben wurde und zu Weihnachten eintraf?

Meine liebe Alma!

Nun habe ich Dir schon so lange nicht geschrieben, trotz Deiner lieben Briefe! Aber es ist alles so anders gekommen. Auch Deinen Geburtstag habe ich vergessen – ich war damals gerade geschäftlich in Stuttgart!

Onkel Kraith kommt mich von Zeit zu Zeit besuchen, er wird Dir ja schon geschrieben haben, dass ich mittlerweile geheiratet habe. Alles Genaue darüber kann ich Dir nicht schreiben, denn der Brief wird jetzt so viel gelesen und das wäre ja nur für Dich bestimmt. Das grosse Glück ist es nicht – und kann es auch nicht sein, Du weisst ja, warum, aber ich bin froh und zufrieden so, und ruhig! Ich weiss, dass es so das Beste war für mich! Ich habe vielleicht nicht die wahre Bahn gefunden, aber doch einen Weg, der vielleicht der richtigere ist, ruhig und ausgeglichen. Ich weiss, wie schwer es für Dich ist, dies zu hören, aber eigentlich habe ich damals, als ich weg bin, schon gefühlt, dass später einmal so etwas kommen muss. Vielleicht war es zu richtig, zu schön und harmonisch, um bleibend zu sein! Was soll ich Dir jetzt viele Worte sagen! Du weisst sicher, wie ich alles meine und was ich zu Dir fühle!

Ich werde zu Weihnachten nach Grinzing gehen und Dich spüren, wie immer, und an Dich denken. Das sollen meine schönsten Weihnachtswünsche für Dich sein

Dein Heini¹⁰

175

Dies war nicht der Brief eines glücklichen Bräutigams. «Das grosse Glück ist es nicht» war in der Tat ein Schlüssel zur Wahrheit von Heinis Verehelichung. Als er eine bekannte Wiener Sportlerin heiratete, wusste er noch nicht, dass sie keine Kinder bekommen konnte. Sie war bereits verwitwet. Thomas Salzer sagte, es sei für Heini eine einsame Ehe gewesen. Seine Frau war eine ehrgeizig kämpferische Tennisspielerin und Reiterin und führte ein Leben, das mit dem seinen nichts gemein hatte. Ihr aggressiver Charakter stand in totalem Gegensatz zu Heinis extremer Sanftmut.

Die nächsten Briefe Almas an Alfred kamen aus Utrecht, wohin sie aus Hilversum plötzlich hatte flüchten müssen. Sie berichtete von schrecklichen Erlebnissen: «Ich bin seit 23. Dezember nicht mehr bei Bakkers, da der Sohn [der Vetter ihres Freundes Theo] plötzlich verrückt geworden ist. Der Patrick ist ja genau vor 8 Jahren daran gestorben. Frau Bakker, die niemals ganz normal war, wird die nächste sein. Sie hat mit Tassen geworfen, und ich bin in stockdunkler Nacht zu Bekannten gelaufen, wo ich eine Zeit auf dem Boden schlafen konnte.»

Alma nannte keinen spezifischen Anlass für diesen Ausbruch. Theo Bakkers spätere Gattin, Antonia Bakker-Boelen konnte sich nur an einen einzigen Streit während Almas Aufenthalt bei der Familie in Hilversum erinnern. Kathleen Doyle Bakker, Theos Tante, hatte zu bedenken gegeben, ob Almas dunkles, schulterlanges Haar nicht zu auffällig sei, und sie gedrängt, es kurz schneiden zu lassen.

Mit Antonia Bakker-Boelens Worten: «Tante Kathleen sagte immer wieder: ‚Wirklich, Alma, du solltest dir das lange Haar schneiden lassen; es zieht zu viel Aufmerksamkeit auf dich.‘ Alma pflegte zu antworten: ‚Nein, ich wäre nicht mehr Alma Rosé, wenn ich das täte.‘»¹¹

Der Ausbruch des jungen Bakker im Dezember erschütterte Alma so, dass sie kurz danach das Heim der Familie verliess. In einem Brief vom 14. Januar 1941 schrieb sie:

Jetzt hat mich zum Glück ein sehr nettes junges Ehepaar [Ed und Millie Spanjaard] aufgenommen, die sich kolossal meiner annehmen. Am 26.1. veranstalten sie bei sich ein Hauskonzert für mich, und es sind jetzt schon so viel Karten verkauft, dass ich es wahrscheinlich wiederholen werde können. Ich bin jetzt vollkommen auf Hauskonzerte angewiesen, Herr Bürgermeister! [So nannte Alma ihren Bruder gelegentlich.] Der Impresario von Schnabel ist in Amsterdam, und ich gehe ihn morgen besuchen. Seitdem ich hier ein warmes Zimmer habe, übe ich wieder regelmässig, und es tut mir psychisch auch sehr gut. Ich hatte gestern das grosse Glück, einen handgeschriebenen Brief von Vati zu erhalten. Seither ist mir besser! – [...]

Ich erhoffe mir viel von Hauskonzerten. Ich bin durch dieses Ehepaar in einen kolossal musikalischen Kreis gekommen und spiele fast täglich – dadurch mache ich mich sehr bekannt. [...]

Alferle, ich wüsste gern, wie Ihr Weihnachten und Sylvester verbracht habt? Ich war beide Tage bei dem netten jungen Ehepaar in Hilversum – sie hatten einen Baum, und um 12 h Sylvester war ich zufällig ganz allein vor dem brennenden Baum und habe gespielt. Es war mir so merkwürdig! Die anderen hatten eine alte Dame nach Hause gebracht vor 12h, da man zwischen 12h-4h nicht auf der Strasse sein darf. Sie kamen dann atemlos 10 nach 12h an, aber wie die Uhr schlug, war ich allein. Nächstes Jahr glaube ich fest dran, dass wir zusammen feiern! Alferle, schreib mir, ob Vati weit von seinem früheren Wohnort ist! – Sei Du und Maria innigst umarmt und geküsst von

Deiner mit aller Kraft kämpfenden Alma

Schreibe Vati nur, dass es mir gut geht, gelt? Nur Dir erzähle ich, wie es wirklich ist – so wie Du es tun sollst.

Innigst Alma (Alice hat mir sehr lieb Xmas geschrieben!)

Im von den Nationalsozialisten okkupierten Holland weigerten sich viele holländische Musiker, Juden wie Nichtjuden, der Reichskulturkammer beizutreten: aus Protest gegen deren antisemitische Doktrin. Als Juden klassifizierte Musiker hatten sich auf Auftritte mit jüdischen Ensembles zu beschränken, die «Judenmusik» spielten, oder auf Hauskonzerte bei wohlhabenden holländischen Bürgern, die auf diese Weise der Nazi-Herrschaft ein Schnippchen schlugen. Das «Hauskonzert» wurde in vielen besetzten Ländern zur festen Einrichtung und zum willkommenen Betätigungsfeld für die drangsalierten jüdischen Künstler.¹²

177

Im Verlauf ihrer Utrechter Monate bei den Spanjaards wurde Alma zum Stammgast in der Runde der Hauskonzerte. Ed Spanjaard, ein Anwalt und Dirigent, der häufig das Niederländische Radiokammerorchester leitete, war in holländischen Musikkreisen wohlbekannt und vermittelte Alma nützliche Kontakte.¹³ Die meisten ihrer Programmzettel, auf denen sich Alma stets akkurat ihre Konzerteinnahmen notierte, befinden sich bei den Akten des Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation).

Für ihren ersten Auftritt daheim bei den Spanjaards bekam sie 87/. Der bedeutende holländische Komponist, Organist und Pianist Johan Wagenaar war ihr Begleiter.¹⁴ Alma – als Solistin in ihrem Element – spielte die A-Dur-Sonate von César Franck und die Händel-Sonate in D-Dur, dazu noch zwei virtuose Prihoda-Arrangements von Werken Paganinis und Richard Strauss’.

Alma war zwar im Haus der Spanjaards praktisch eine Gefangene, fühlte sich aber endlich einmal wieder heimisch. Ihre Gastgeber waren liebenswürdig und kultiviert, und das Ambiente ihres Zuhauses beschwor die alten Zeiten in Wien herauf.

Ed Spanjaards jüngerer Bruder, Dr. Jaap Spanjaard, ein Psychiater und meisterhafter Pianist, kam häufig zu Besuch. Mit Freude spielten Alma und er sich durch die Vierhändig-Literatur, oft z.B. die Klaviertranskriptionen der Mahler-Symphonien. Ihre Freundschaft ging nie

in Verliebtheit über, auch wenn Jaap sich mit einem Augenzwinkern erinnerte, dass Alma eine höchst verlockende Glut ausstrahlte.¹⁵

Millie Spanjaard – später Mrs. Millie E. Prins-Marczak, wohnhaft in Bilthoven/Niederlande – erwähnte, dass sie und ihr früherer Gatte Almas erste Konzerte in ihrem Hause organisierten.¹⁶ Alma behielt die Einnahmen und blieb sieben Monate im Haushalt als Kostgängerin. Sie wurde so beliebt, dass schliesslich Impresarios die Aufgabe übernahmen, ihre Hauskonzerte zu arrangieren.

178
Wiedergeburt

11. Kapitel

Hartnäckig mühte sich Alma weiter um die Erlangung von Reisegenehmigungen (innerhalb Hollands), für deren Erteilung offiziell die neu eingerichtete holländische «Zentralstelle» zuständig war. Eine Zeitlang mied sie die regulären bürokratischen Kanäle und gelangte auf wundersame Weise durch inoffizielle Quellen ans Ziel ihrer Wünsche. Nach Millie Spanjaard war «es in Wirklichkeit so, dass Alma ihre Genehmigung mehrmals in Bilthoven erhielt. Absichtlich vermied sie die grossstädtische Verwaltung in Utrecht und rechnete mit besseren Chancen in einem kleinen Dorf.»

Das Geheimnis von Almas Erfolg, der sich so vielen andern verweigerte, erhellte sich eines Abends, als Alma und Millie beim Abwasch nach dem Abendessen allein in der Küche standen. Almas junge Gastgeberin hatte Mühe, sich gegen Almas dominierende Persönlichkeit zu behaupten, und Vertraulichkeiten tauschten sie nicht eben häufig aus. An diesem Abend jedoch hielt Alma nicht mehr hinterm Berg. Millie erinnerte sich:

An jenem Abend war sie in Bilthoven gewesen, wo ein eher kooperativer Deutscher – möglicherweise einer der vielen Österreicher, die in Holland Wehrdienst leisteten – spezielle Konzessionen machen konnte, zu denen Reisegenehmigungen zählten. Sie half mir beim Geschirrspülen. Ich konnte an ihr ein gewisses inneres Strahlen wahrnehmen. Ich fragte sie, was in Bilthoven geschehen sei. «Merkt man mir das so leicht an?» fragte Alma. Ich trat von hinten an sie heran, und dann sagte sie, es gäbe da einen Mann. Sie habe ihn gern und er sie auch. Dann erzählte sie mir, dass hinter der Villa des Ortskommandanten ein Garten liege mit einem Swimmingpool. Die Tür zur Villa war angelehnt, als sie ankam, und im Haus war absolut niemand zu sehen. In der Eingangshalle stand Alma und wartete und wartete. Sie schellte eine Klingel, und schliesslich kam aus dem Garten ein «grosser blonder Gott», nur im knappen Badeanzug. Wenn du in dem Stil Bekanntschaft schliesst... und charmant und einsam bist ... na, du verstehst schon.

Leute aus der Gegend sprechen heute noch von der wohlwollenden Aufnahme, die jener Diensthabende, «der bestimmt kein Nazi war», ihren Anliegen entgegenbrachte. Man wusste, dass er den Holländern riet, die Juden zu warnen, wenn Razzien geplant waren. Ein früherer holländischer Beamter in der Stadt Bilthoven berichtete, dass besagter Offizier später vor ein Kriegsgericht gestellt und von den Deutschen exekutiert wurde.

Sah man Alma deswegen als Kollaborateurin an? Nach Ansicht der früheren Mrs. Spanjaard «ging man Alma wegen ihrer Beziehung mit einem feindlichen Offizier, den sie mehrmals besuchte, nicht aus dem Weg. Keiner verurteilte sie je deswegen. Es würde mich nicht überraschen, wenn er Österreicher gewesen wäre. Mit jemandem im vertrauten Idiom zu reden und mit ähnlicher Mentalität muss für Alma sehr anziehend gewesen sein.

Holländische Männer haben sicher nicht den Charme und die Leichtigkeit der Konversation, die Österreicher oft haben. Alma muss – zumal in jener Zeit – die Anerkennung ihrer Weiblichkeit gebraucht und geschätzt haben, und das hatte nichts mit Kollaboration zu tun.»

Millie Spanjaard fand ihren Hausgast anstrengend und mitunter schwierig, gab aber zu, dass Alma sehr betörend war. «Als Wienerin aus gutem Hause liess sie es an Eleganz nicht fehlen. Sie war immer sehr gepflegt. Sie verstand, aus nichts etwas zu zaubern; immer trug sie ein adrett gefaltetes Tüchlein in der Brusttasche ihrer Bluse oder ihres Kleids. Am liebsten trug sie Schwarz, mit einer Spur Rot oder Weiss, und wenig Schmuck. In all ihren Misslichkeiten bewahrte sie sich Distinktion und Charme. Ihren Launen liess sie nie die Zügel schleifen und ihre Sorgen nicht die Tage trüben. Besorgt waren wir alle, aber keiner von uns zeigte seine Furcht, auch nicht Alma. Sie hatte einen extremen Willen zum Weitermachen.»

Im Februar 1940 quartierte sich ein kränklicher junger Mann bei den Spanjaards ein, und Alma musste ihr Privatzimmer aufgeben und ins Speisezimmer umsiedeln. Der neue Pensionsgast war Dr. J. J. (Jaap) Henkemans, ein Tuberkulosepatient, der nach drei Jahren Behandlung völlig demoralisiert war. Bei seinem Einzug fast Invalide, brauchte er ein warmes Zimmer und viel Ruhe. Er war zuvor Musiker und Komponist gewesen und jetzt Psychotherapeut. Bei seiner Entlassung aus dem Sanatorium hatten ihm die Ärzte angeraten, sein Klavierspiel auf 15 Minuten pro Tag zu beschränken.

Dr. Henkemans, der später eine beachtliche Karriere machte, sagte dankbar: «Durch Alma bin ich auferstanden von den Toten.»

180
Wiedergeburt

11. Kapitel

Alma veranlasste mich, diese rigiden Regeln über Bord zu werfen, und in kürzester Zeit sassen wir beisammen und musizierten regelmässig. Natürlich war ich Konvaleszent, und wenn ich eine Sonate mit ihr gespielt hatte, stand mir der redliche Schweiss nicht nur auf der Stirn. Aber es war das schiere Entzücken, mit ihr zu spielen, und meine Gesundheit war mir dabei ziemlich egal – sehr zu meinem Vorteil.

Natürlich durfte Alma in Holland nicht «auftreten». Aber wir musizierten nach Herzenslust und gaben ein paar bescheidene «Hausabende» für ein ausgewähltes Publikum.

Ich war ganz baff, wie schnell ich meine Technik wiedergewann, aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit war es die Arbeit mit Alma, die mir half.

Ich erinnere mich, dass ich nach einem Monat imstande war, den ziemlich schwierigen Klavierpart der Violinsonate von César Franck perfekt zu spielen. Alma stellte recht hohe Ansprüche, war so selbstkritisch wie kritisch mir gegenüber, und ein ums andere Mal gingen wir die Sonate durch, bis die Sache sass.

Sie war eine hervorragende Musikerin. Überhaupt spielen zu können war schon die reine Arznei, aber mit einer Meistergeigerin musizieren zu dürfen war ein Gottesgeschenk. Hätte sie überlebt, hätte sie eine grosse Karriere gemacht.¹⁷

Alma zeigte beträchtliches Interesse an Henkemans' Meinungen und genoss seine Gesellschaft. Ihre freundschaftliche Kabbelei konnte zur Unterhaltung eines Abends beitragen: So war z.B. ihr neuer musikalischer Partner der Spätromantik nicht gleichermassen zugetan wie Alma; und eines Abends, nachdem sie vor einer Gruppe von Freunden eine Brahms-Sonate gespielt hatten, fragte sie ihn, wie er's gefunden habe? «Lang», sagte Henkemans. «Ist das alles?» fragte Alma. «Langsam», ergänzte Henkemans. Die Diskussion endete unter Gelächter aller Zuhörer.

Nachdem er sich von seiner Krankheit erholt hatte, arbeitete Henkemans wieder als Arzt und Psychotherapeut und verlor Alma aus den Augen, die er als seine private Musiktherapeutin in warmherziger Erinnerung behielt.¹⁸

Mit Alma zu leben war nie ganz einfach. Das Temperament konnte mit ihr durchgehen, und das Leben als Künstlerin stand für sie beharrlich an erster Stelle. Dies trübte bisweilen ihren Aufenthalt bei den Spanjaards so, wie es schon ihren Besuch bei den Piranis in London beeinträchtigt hatte. Nach Henkemans' Einzug schief sie im Esszimmer und ruhte am Morgen selbst dann gern lang, wenn sie nicht am Abend zuvor konzertiert hatte.

Sie achtete nicht der Unbequemlichkeiten, die dies für die Familie mit sich

brachte, welche neun Uhr als Aufstehzeit für spät genug hielt. Millie Spanjaard nahm Alma auch den grosszügigen Gebrauch von Talkumpuder nach dem Bad übel. Jener hinterliess ganze Wogen duftenden Staubes, der von der Hausfrau aufgewischt werden musste.

Nach den Erfolgen der Utrechter Konzerte wurde Alma für ein Hauskonzert am 2. Februar 1941 in Amsterdam engagiert. Ihre Begleiterin war Olga Moskowsky, die später von den Nazis ermordet wurde. Ein weiteres Konzert war auf den 29. März angesetzt.

Zu Beginn ihres Aufenthalts bei den Spanjaards ereignete sich etwas Aufseherregendes. Eines Abends, als Alma die Treppe zum Wohnsalon für einen Hauskonzert-Auftritt hinuntergehen wollte, stolperte sie auf der obersten Stufe – stürzte, mit dem Gesicht voran – und stiess dort, wo die Treppe im rechten Winkel weiter hinunterführte, gegen die Wand. Dr. Henkemans sprach von einer Nasenbeinfraktur. Diejenigen, die zugegen waren, erstaunte Almas Disziplin. Statt die Hände vorzustrecken, um den Sturz abzufangen und das Gesicht zu schützen, hielt sie sie und ihre Geige hinter dem Rücken.

Am 15. Februar schrieb sie Alfred von dem Vorfall:

Heute vor einer Woche bin ich die Treppe hinuntergefallen, um die Hände zu schonen, direkt aufs Gesicht. Es war schrecklich. Die Augen waren nur mehr Schlitze und ein Bluterguss bis in die Augen. Heute ist alles stark zurückgegangen, sonst würde ich's nicht schreiben. Auch mein Arm ist wieder gut. Bei Bakkers war es so entsetzlich kalt, dass ich an Händen! u Füßen Erfrierungen bekam – aber hier ist alles wieder gut geworden. Ich schlafe auf einer Bank im Speisezimmer – zahle nur für's Essen. Bin nicht so allein und last not least: Es ist geheizt! Jetzt, wie ich gelegen bin diese Woche, bekam ich fortwährend Blumen, Bonbons – es tat mir psychisch unendlich gut. – Zahnarzt habe ich umsonst! – Spiele oft mit ihm – er ist leidenschaftlicher Geiger. Hatte arge Wurzelhautentzündung – überhaupt einiges. Tut mir leid wegen Deiner Zähne, Alferle! [...] Jetzt hatte ich sogar einen Nasenspezialisten umsonst, weil sie so geschwollen war – wir dachten, vielleicht gebrochen. – Ich bin immerfort froh, dass Du Maria hast – zu zweit ist doch alles leichter zu ertragen und durchzukämpfen. Trotz allem bin ich zuversichtlich – sei Du es auch, Lieber!

Meijers kümmern sich überhaupt nicht, aber seine Schwester Gisela ist lieb – sehe sie immer in A'dam. Schreib, schreib, schreib, wenn Du mich lieb hast. Ich umarme Euch beide aus gan-

zem Herzen – wann werden wir uns wiedersehen? Ich spiele jetzt viel vierhändig v. Onkel Gustav – denke so viel an Dich, Alferle – wenn Du den Eindruck eines Schreibens von Dir sehen würdest, hörte ich öfter! Immer Deine treue Schwester A.

182 Nachdem sie die Hoffnung aufgegeben, nach England heimkehren zu können, hatte Camilla Youssef einen holländischen Landwirt geheiratet, der ihr Schutz versprach: ein Arrangement, das zu Kriegszeiten nicht selten war.

Wiedergeburt Als sie zu Weihnachten von Almas Problemen erfuhr, schrieb Camilla und bot ihr bei sich
11. Kapitel und ihrem Mann einen Platz auf dem Bauernhof an.

Alma antwortete Camilla (im Original auf englisch) am 21. Februar 1941 mit der ihr eigenen Tapferkeit:

Ich glaube, ich schrieb Dir, dass ich am 26. Jänner ein Hauskonzert hatte. Es ist viel besser für mich, in Utrecht zu wohnen. Am 16. März hab ich ein weiteres Hauskonzert im Haus von Dr. [J. L.] Noest und eins am 29. in Amsterdam.

Ich hab zwei Briefe von meinem Vater gekriegt!!!! In denen steht, dass er auf dem Land in Welwyn Gardens City (Herts.) lebt und dass ihm Toscanini finanziell unter die Arme greift. Na – Du kannst Dir denken, wie mich das freut! Hier habe ich zwei Antworten vom Roten Kreuz bekommen – so nehme ich mal an, dass Du inzwischen von Deinen Eltern auch gehört hast?? [...] Bin ziemlich krank gewesen. Stell Dir vor, ich bin die Treppe runtergefallen aufs Gesicht! Ich hatte Angst, mir die Hände zu verletzen – ich sehe toll aus! Es gibt keine Chance, im Moment nach Den Haag zu fahren, aber es ist schrecklich lieb von Dir, dass Du mir helfen willst. Bin mir sicher, wir hätten eine wundervolle Zeit miteinander, aber ich glaube nicht, dass ich eine Genehmigung bekäme.

Ich bin schrecklich froh, zu lesen und zu spüren, dass Du glücklich bist! Wieviele Hunde hast Du momentan? Ich kann mir vorstellen, wie reizend es sein muss, wenn jetzt der Frühling kommt. Na, meine Liebe, schreib wieder – ein dicker Kuss und haufenweise liebe Grüsse von Deiner Alma Try to keep smiling!

Ich hab so Heimweh nach Vater.

12. Musikalische Festung

Ich lebe fast ganz in der Vergangenheit – sicher falsch, aber ich kann aus meiner Einsamkeit nicht heraus. Nur wenn ich spiele, stehe ich drüber, und da fühle ich mich gut allein, ALMAROSÉ¹

Carl Flesch, der Almas Misere in Holland zwar teilte, erfreute sich jedoch, als gebürtiger Ungar, eines gewissen Schutzes. Darüber hinaus hatten ihn die Nazis zum «Blauen Ritter» geschlagen (eine Sonderkategorie von Juden, zu Lösegeld-Zwecken bestimmt, die Schutz vor Verhaftung und Freistellung vom Tragen des Judensterns bot). Anfang Februar schrieb er Alma, er hoffe, Holland gegen Ende des Jahres zu verlassen. Er warte nur noch auf die letzten Verträge vom Curtis Institute in Philadelphia und plane dann via Berlin und Barcelona in die USA zu reisen.²

Flesch wusste um Almas Beitrag, ihren Vater sicher aus Wien herauszubringen, und von ihrem gefährlichen Flug nach Holland in Kriegszeiten auf der Suche nach Unterstützung für ihn und sich selbst. «Sie sind wirklich ein couragierter Mensch, wenn man liest, was Sie alles durchgemacht haben», schrieb er. «Sie besitzen eine Eigenschaft, die gerade in dieser Zeit die allerwichtigste ist: Mut und Anpassungsvermögen. Und so ist mir um Ihre Zukunft nicht bange.»³

Eine Anekdote bestätigt Fleschs Glauben an Almas Wesensart. Das Hauskonzert, das Alma am 16. März 1941 bei Dr. J. L. Noest in Utrecht geben sollte, war wichtig für ihre Karriere. Nicht nur weil sie mit dem holländischen Musikkritiker Rutger Schoute, einem guten Pianisten, musizieren würde, sondern weil dabei Beethovens *Kreutzer-Sonate* A-Dur op. 47 zur Aufführung kommen sollte.

Zu ihrer ersten Probe brachte Schoute die Noten in einer Ausgabe mit, die ihr Vater ediert hatte. Alma war überrascht und freute sich über diese Geste. Schoute hätte nie vermutet, dass das Werk noch nicht zu ihrem Repertoire gehörte.

Während der ersten Probe hatte Alma Schwierigkeiten mit dem Fingersatz, den die Edition ihres Vaters für die lange Solopassage im ersten Satz angab. Unverzagt sagte sie Schoute, sie sollten erst mal weitermachen; sie werde den Solopart separat proben und genau herausfinden, wie ihr Vater

sich das vorgestellt habe. Schoute war skeptisch. Wie könne sie im besetzten Holland rechtzeitig Antwort aus London bekommen? Alma schrieb einem Freund, entweder in Lissabon oder in Rio, der den Brief an Arnold in England weiterleitete. Dieser antwortete postwendend, über dieselbe umständliche Route, wobei er sich mit der Erhellung seiner früheren Vorschläge alle Mühe machte. «Der Fingersatz ist schön, aber schwer», schrieb er; dann fuhr er fort, ihr Finger um Finger eine Variante zu beschreiben: «Folgender ist auch gut»,⁴ meinte er. Später klagte Alma, dass Arnold in der Eile, mit der er ihre Frage beantwortet, versäumt habe, persönliche Neuigkeiten zu berichten.

Auch wenn Alma sich grösste Mühe gab, ihre Spannungen zu verbergen, waren ihre Nerven kurz vor dem Zusammenbruch. Schoute und seine Frau erinnerten sich, dass bei der ersten «Generalprobe» ihr dreijähriger Sohn Zweder mit seinem Stühlchen ins Zimmer trat, um dabeizusein und zu lauschen. Der Junge war absolut still, aber Alma wurde so gereizt, dass die Eltern sie schliesslich fragten, ob sie sich von ihm gestört fühle. Sie gab zu, der Knabe rege sie auf; also brachten sie ihn hinaus. Schoute und seine Gattin waren erstaunt, dass eine so erfahrene Profi-Musikerin sich durch die Gegenwart eines Kindes aus der Fassung bringen liess.

Das Sonntagnachmittagskonzert, das Alma 150/ einbrachte (genug, um davon drei Monate leben zu können, schrieb sie Alfred stolz), war ein glänzender Erfolg. Zusätzlich zu Almas Debüt mit der *Kreutzer-Sonate* schloss das Programm Brahms' Violinsonate G-Dur op. 78 und Debussys betörend schöne G-Dur-Sonate ein.

Schoute erinnerte sich: «Es war ein grösseres Ereignis. Eintritt war nur für geladene Gäste. Diesen wurden ihre Plätze von livrierten Saaldienern angewiesen, die rot und weiss gestreifte Westen trugen.» Schoute erklärte sich zu einem weiteren Konzert in Hilversum mit Begeisterung bereit und machte sich sogar anheischig, hierfür seinen kostbaren Gaveau-Flügel transportieren zu lassend

Am 29. März 1941 gab Alma ein Konzert in Amsterdam, das 60/ einspielte. Sie war nun auch ausserhalb Utrechts und Amsterdams gefragt; angekündigt wurden Konzerte Mitte April in Drachten und im Mai in Wageningen. Am 20. April und 11. Mai wiederholten Schoute und sie das Programm, das sie bei Dr. Noest gegeben hatten, und Alma nahm weitere 134 f

ein. In einem Konzert in Hilversum am 16. Juni spielte das Paar Händels D-Dur-Sonate, die *Kreutzer-Sonate* und César Francks A-Dur-Sonate, und Alma nahm 146/ein.

Nach dem Hilversumer Konzert begleitete Frau Schoute, eine Ärztin, Alma zur Bahnstation. Jahrzehnte später erinnerte sie sich der Risiken des Reisens seinerzeit, selbst für Holländer, aber im besonderen für Alma. Spitzel und Geheimpolizei konnten überall lauern. Wer Deutsch sprach, aber keine Uniform trug, war schon verdächtig; wer Holländisch sprach, musste fürchten, verhört zu werden. Mit einem Kind zu reisen war besonders gefährlich. «Man wusste ja nie, wer grad zuhörte», erinnerte sich Frau Schoute. «Man hatte Angst, auf dem Bahnsteig oder im Zug Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.»

Das Hauskonzert erforderte beträchtlichen Mut; doch Alma wurde so selbstsicher, dass sie einmal am helllichten Mittag im Coffee Shop der angesehensten Bank Amsterdams auftrat. Ein Angestellter im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation) erinnerte sich vier Jahrzehnte später, dass ihr Konzert in der Bank Aufsehen erregte. Weder Alma noch ihr Auditorium waren sich der enormen Grösse des Risikos bewusst, das sie eingingen.

Während Almas Konzertkarriere blühte und gedieh, setzten die Deutschen in allen okkupierten Territorien immer einschneidendere Massnahmen gegen Juden in Kraft. Neil Philips, ein Freund Alfreds, der Alma 1939 in Den Haag begegnet war, kurz bevor er aus Holland in die USA reiste, sandte Alfred am 10. März 1941 einen eindringlichen Warnbrief. Obwohl Philips gebürtiger Amerikaner war, hatte es ihn fast drei Monate gekostet, bis er aus Holland hinaus durfte. Er schrieb, es sei absolut nötig, dass Alma unverzüglich bei den Deutschen um ihre Ausreisegenehmigung ersuche – sobald sie alle Unterlagen beisammen habe. Da sie als «nichtarisch» gemeldet sei und die Genehmigung alle Länder umfassen müsse, die sie auf dem Weg in die USA zu durchreisen habe, werde es mindestens drei Monate brauchen, die nötigen Genehmigungen zu bekommen. Er drängte Alfred, die erforderlichen Affidavits direkt an das US-Konsulat in Rotterdam zu senden, um das Procedere zu beschleunigen. Alfred zögerte keinen Moment, die Sache in Angriff zu nehmen.

Alma machte in den Briefen an ihren Bruder aus ihrer Bedrängnis kein Hehl. Am 3. April 1941 schrieb sie:

Mein liebstes Alferle,
endlich wieder einen lieben Brief v. 6. März. Dass Du von Vati nichts hörst, hat mich schrecklich aufgeregt. Und ich kann nichts tun – nicht einmal telegrafieren. – Dass Philipps Dir meinetwegen wirklich geschrieben hat, finde ich sehr nett. Ich habe inzwischen an Frau Meta Lissauer – dzt. New York, Waldorf-Astoria geschrieben, ob sie etwas für mich tun kann. Sie hat seinerzeit im Haag das erste Hauskonzert für mich gegeben und war unbeschreiblich gut zu mir. Ausserdem sind ihre beiden Schwestern noch hier und sind so zu mir, als ob ich ihr Kind wäre. Bei der einen habe ich ja 3 Monate im Haag gewohnt [vielleicht Frau Ashkenazy]. Jetzt bin ich einmal per Woche bei ihnen zu Gast. 1 Stunde von hier entfernt. Sie, Fr. Lissauer, will alles an Hilfe in der Sache für mich tun, das nur möglich ist. – Ich hatte jetzt 2 Konzerte – eins hier mit 70 Personen u. eins in Amsterdam mit 100. So kann ich wieder ein wenig sorgenfreier leben. Einige Konzerte sind noch in Aussicht. Hast Du niemals gedacht, wovon ich eigentlich lebe? – Denk nur, jetzt hat Metty auch ein Affidavit bekommen durch Paula. Fein nicht? Wann meine Quot Nummer fällig ist, weiss ich noch nicht, aber sowie ich es weiss, teile ich's Dir mit. Meine Papiere habe ich bereits – Duplikate. Ich bitte Dich von Herzen, tue Dein Möglichstes, mir ein Visum zu verschaffen. Drüben werde ich mich schon weiterbringen – ich habe viele Empfehlungen –, viele sehr wohlhabende Verwandte von meiner mütterlichen Freundin wollen mir helfen da. Ich würde wieder mit Hauskonzerten beginnen. Habe hier damit ausgezeichnete Erfahrungen gemacht. – Ich denke so viel an Dich und fühle mich manchmal unbeschreiblich einsam. Wenn ich nicht meine Geige hätte, wäre es schlimm. Ich studiere jetzt Tzigane v. Ravel, sehr wirkungsvolles, sehr schweres Stück. – Kann mir denken, dass ihr Sorgen um Jo habt – aber um wen, meine Lieben, kann man es heutzutage nicht haben? Hat Arnold die Adresse von Herrn Goldschmidt bekommen?? Er soll ihm doch gleich schreiben! Man wartet so unsagbar auf seine Nachrichten. – Wegen Grinzing habe ich alles veranlasst – bin so glücklich, dass ich es jetzt kann. Alferle – schreib doch mal ausführlich, wovon u. wie Ihr lebt – Wieviel Zimmer habt Ihr? Ach wenn wir nur einmal wieder beisammen wären!! Erzähle Vati alles, was ich schreibe, gelt? – Hast Du eigentlich von Alma [Mahler] gehört? Ich hab jetzt Brunos Buch über Onkel G. gelesen – es ist so liebevoll und schön. Alferle, Lieber – schreib gleich wieder – sei Du und Maria innigst umarmt – Dich küsse ich noch extra ganz ganz schwesterlich – Immer Deine Alma

Nach der Freude über den Erhalt eines Briefes von Alfred am Ostermontag antwortete Alma am 15. April 1941:

Mein liebstes Alferle –

endlich wieder einen lieben Brief vom 17. März von Dir Ostermontag erhalten. Wenigstens ein Ostergeschenk! Bin so erleichtert, dass Du von Vati endlich wieder Nachricht hast. Seit Deinem letzten Brief hatte ich eine elende Zeit. Habe jede Nacht die entsetzlichsten Träume über Vati gehabt, und bei Tag war ich dann natürlich ganz erledigt. Ich freue mich auch so, dass er spielt. Ich bin hier oft mit einer Frau Prof. Magus zusammen, die sehr befreundet ist mit Dorothea Braus. Wie klein die Welt ist. – Wegen der Quote braucht man nicht mehr warten, sondern so schnell als möglich ein Affidavit verschaffen. Ich habe genaue Erkundigungen eingezogen. Habe auch an die Fr. Lissauer diesbez. geschrieben. Es ist sehr wichtig! – Sonntag habe ich wieder ein Konzert, Programm wieder: Brahms G Dur, Kreutzer-Sonate u. Debussy. – Bald habe ich Tzigane von Ravel fertig studiert. Liegt mir, glaube ich, besonders gut. – Wegen meiner Nase (da ist ein Stück vom Knochen abgesplittert beim Fall – aber schreibe nichts davon an Vati!) gehe ich kommende Woche zu einem Spezialisten. Alles umsonst – fabelhaft nicht? Aber ich könnte es auch unmöglich zahlen. Ich habe die letzten Exemplare von Brunos Buch über Onkel Gustav gekauft und damit revanchiere ich mich so gut wie möglich. – Nett, dass ihr auch achthändig spielt – ich tat dies neulich auch. Brahms 4. Synf. und Bruckner. – Ich bin sehr, sehr froh, dass ihr doch so viele Bekannte zu haben scheint – das bringt einen doch über so vieles hinweg! Dass Du im Haus so tätig bist, finde ich furchtbar nett. Wie würde ich mir das auch wünschen. Ich habe nicht einmal ein eigenes Bett, geschweige denn Zimmer – schlafe auf einer Bank im Speisezimmer. Aber dafür zahle ich auch nur für das Essen. – Was hast Du denn so lange beim Zahnarzt zu tun gehabt? Du hast doch so gute Zähne? Alferle, wieviele Schüler hast Du eigentlich momentan? Und gelt, Du unterrichtest auch noch in der Schule, oder nur zu Hause? Und wie ist es eigentlich mit Radio? Und was hat seinerzeit Koussewitzky geantwortet? Komponierst Du noch? Mir geht so oft Dein Lied Nach dem Regen im Kopf herum – ich habe es so gern. Und Deine Gedichte, Mauerkatzen, grüne Ranken.⁶ Erinnerst Du Dich, Alferle? Ich lebe fast ganz in der Vergangenheit – sicher falsch, aber ich kann aus meiner Einsamkeit nicht heraus. Nur wenn ich spiele, stehe ich drüber, und da fühle ich mich gut allein. Gelt, Du verstehst das? – Alferle, wenn diese Dame mir wirklich ein Affidavit gibt, das wäre unfassbar schön. Ich habe manchmal solche Sehnsucht nach Vati, dass es kaum zum aushalten ist.

187

Am 1. Mai 1941 schrieb Alma alarmierend:

188
Musikalische
Festung
12. Kapitel

Mein liebstes Alferle, – Eben Deinen Ib. Brf. v. 28. März erhalten. Glückliche, dass Du jetzt öfters schreibst! Auch von Vati bekam ich jetzt Brief – aber er ist an alle gerichtet, und steht hauptsächlich der Fingersatz v. der Kreutzer, Anfang, drin – und ich Überempfindliche warte so auf ein liebes Wort, da war ich etwas traurig. Aber Fr. Nathan hat sehr lieb dazu geschrieben, dass es ihm gut geht und nichts ihnen abgeht, und alle sagen, wie sehr Vati sich erholt! Also bin ich sehr, sehr froh! – Jetzt zu «Almschi»! Du sagst ja im Anfang Deines Briefes selbst, dass die Quotareihenfolge aufgehoben ist u. fragst aber dann doch noch 2 x, wann meine fällig ist – dann erst würdest Du nat. alles in Bewegung setzen. Das habe ich nicht kapiert. Kann diese Dame [Frau Fries] mir nicht so schnell wie möglich das Affidavit senden? Das allein genügt natürlich nicht, um sofort zu kommen. Es ist nötig, dass Du als mein Bruder mir eine Bürgerschaft schickst. Das Argument, dass Du nicht weisst, ob Du an der Schule nächstes Jahr noch tätig bist, interessiert den Konsul hier nicht, er muss nur sehen, dass ich zu meinem Bruder will. Dann komme ich sofort ausserhalb der Quote dran. Selbstverständlich ist, dass ich Dir nicht – in keiner Weise zur Last falle. Ich habe jetzt schon in New York das erste Hauskonzert versprochen bekommen. Es sind sehr reiche Leute, die mich auch zum Wohnen eingeladen haben. Die Geschwister meiner mütterlichen Freundin Mia. – Unter den so viel schwierigeren Umständen hier bringe ich es Gott sei dank auch fertig, mich selbst zu erhalten. – Aus diesem allen siehst Du, dass Deine Bürgerschaft für mich zwar eine unbedingte Notwendigkeit – für Dich aber eine reine Formsache ist! Das ist jetzt das Allerwichtigste, so schnell als möglich diese beiden Bürgerschaften zu senden. Wegen der Passagekarten werde ich dieser Tage mit meiner mütterlichen Freundin sprechen, die vor paar Tagen ihre Ausreiseerlaubnis erhalten hat und in Kürze abfährt. Ich hoffe, dass es mir gelingen wird, dass ihre Geschwister, die sehr reich sind, mir die Summe vorstrecken, da sie mich gut kennt und überzeugt ist, dass ich drüben in Kürze alles zurückzahlen kann und werde. Sie ist fast immer bei meinen Konzerten anwesend und glaubt an eine Karriere für mich drüben, bei der sie mir auch helfen will. Und wenn man richtig in die Society eingeführt wird, kann man mit at homes mal beginnen. Glaubst Du nicht auch? Glaube mir, Alferle, ich weiss, wie Du Dir den Kopf zerbrichst und jetzt doch sicher auch so über Jo [Johannes Schmutzer]. Aber es geht ums Ganze. Und wenn ich mal wieder mit meiner ganzen Energie loslegen kann, ist mir um uns alle nicht bang. Ich möchte doch auch dem Vater ein ruhiges Leben schaffen.

Ein Brief von Bruno und Elsa Walter im Mai 1941 machte Alma im Hinblick auf Job-Aussichten in den USA nicht eben Mut. Selbst der bedeutende Dirigent sah seine amerikanische Karriere nur schleppend vorankommen. Die Konkurrenz unter den emigrierten

Musikern sei enorm, schrieb er, und amerikanische Musiker errichteten Hürden, um Arbeitsplätze ihren Landsleuten vorzubehalten. Am 17. Mai schrieb Alma erneut an Alfred, um ihm zu sagen, gegen die Affidavits und die Bürgschaft von Mrs. Fries sei «alles andere im Augenblick sekundär.» Mehrere Freunde hätten ihr das Geld für die Überfahrt in die USA angeboten.

189

Verschiedene Versprechungen sind mir diesbez. in letzter Zeit gemacht worden [...] haben mich viel optimistischer gestimmt. [...] Ich will unbedingt mit aller Energie, die ich wieder habe für uns alle – Vati an erster Stelle – wieder ein normales Leben schaffen. – Bitte sage auch der Dame [Frances Fries], wie ich bin und dass ich schliesslich, wenn es sein muss, sogar im Caféhaus wieder spielen würde. – Das sind alles nur Formsachen, ohne die ich aber nichts machen kann. – Hast Du jemals von Ernst gehört – und von Alma? – Alferle, Liebes, behalte den Kopf oben – ich tue es doch auch unter so viel schwereren Umständen und ohne so einen treuen Kameraden, wie Du ihn in Maria hast. Seid beide von ganzem Herzen umarmt

Dir einen extra Kuss von Deiner Schwester

Am 17. Juni beschrieb Alma weitere «wunderbare» Hauskonzerte, bei denen sie von Paul Frenkel begleitet worden sei, einem Pianisten, der sechs Jahre lang mit Bronislaw Huberman auf Tournee gegangen war.

Mein liebstes Alferle, – also endlich wieder Nachricht von Dir v. 10. Mai. Von Vati habe ich seit 2 Monaten nichts gehört, und macht es mich ganz krank. Aber das, was Du über ihn schreibst, klingt gut! Gottlob! – Jetzt meine Bewunderung für Maria! Das ist unglaublich tüchtig, dass sie eine Stelle bekommen hat u. noch dazu so eine. Viel Arbeit ist es, aber doch ein herrliches Gefühl diese finanzielle Selbständigkeit. Ich finde es nicht «sinnlos», zu fragen wovon, u. wie ihr lebt – mich interessiert das alles. – Ich hatte diesen Monat wunderbare Konzerte – in jeder Beziehung. Einen Sonatenabend mit Paul Frenkel, der 6 Jahre lang mit Hubermann reiste und ganz erstklassig ist. Am 9. spielte ich in Wageningen, am 15. Hilversum – Freitag, Samstag in Friesland! Und am 28. Juni mit Johannes Röntgen – mit seinem Vater Julius hat unser Vati oft gespielt. Alle diese Arbeit gibt mir die Möglichkeit, psychisch und auch finanziell weiterzuleben. [...] Aber ich bitte Dich immer wieder – verschaffe mir doch das Affidavit der Dame, die es seinerzeit angeboten hat. Es fahren alle meine Bekannten nach und nach weg. [...] Glaube mir, Alferle, es ist wirklich ernst. Es ist sicher das erste und einzige Mal im Le-

190
Musikalische
Festung
12. Kapitel

ben, dass ich Dich bitten werde, mir zu helfen. Du weisst, es ist nicht meine Art. – Ich habe hier am meisten von allen zu tun, aber trotzdem ist es lebenswichtig für mich, herüberzukommen. Frau Ashkenazy (die so gut zu mir war) ist bereits in Cuba u. wird Dir sicher schreiben. – Alferle, wegen Grinzing möchte ich doch alleine dafür sorgen – Gottlob geht es ja. Es ist erst im Herbst wieder was zu zahlen. Jetzt diese Halbjahresrate habe ich an Marta vor 2 Monaten geschickt – sie hat es aber nicht bestätigt! U. vorher hatte Marta v. Vati bis dahin das genügende Geld! Sie hat keinen Pfennig von ihrem Geld dafür gegeben. Von Jo könnt ihr doch nichts hören – bei mir hat es doch auch Monate gedauert, bis man wieder Kontakt hatte. Herrn Goldschmidt habe ich noch geschrieben (trotz seiner Abreise), hoffte, dass man es nachsenden wird. Doch scheint es nicht der Fall. –

Sage Vati, dass meine Gedanken immer bei ihm sind! Alles, alles Gute, Liebster – ich umarme Dich und Maria

Deine Alma

Zu seiner grossen Erleichterung hatte Alfred am n. Juni 1941 die offizielle Benachrichtigung erhalten, dass die beiden Affidavits, die Alma so verzweifelt begehrte, per Diplomatenpost noch am selben Tag direkt ans US-Konsulat nach Rotterdam gegangen seien. Aber als die wertvollen Dokumente eintrafen, war es bereits zu spät. Am 15. Juni 1941 hatte Präsident Franklin D. Roosevelt die Schliessung aller deutschen Regierungsvertretungen in den USA angeordnet, da man sie der geheimdienstlichen Tätigkeit verdächtigte. Zur Vergeltung befahlen Rom und Berlin am 19. Juli die Schliessung aller US-Konsulate und American-Express-Büros; ihr Personal wurde ausgewiesen. Almas Schicksal war besiegelt. Ihr nächster Brief, datiert vom 22. Juni 1941, dem Tag, an dem die Deutschen einen massiven Angriff auf ihren einstigen Verbündeten, die Sowjetunion, starteten:

Eben Deinen Brief v. 23. Mai erhalten. Ich danke Dir vor allem von ganzem Herzen. Die Ereignisse überstürzen sich. In 2 Wochen reisen die amerik. Konsulate ab. Also wird mich alles zu spät erreichen, aber die Tatsache hat mir trotzdem so gutgetan, dass Du, mein Bruder, das doch für mich durchgesetzt hast. Den weiteren Weg, was da noch alles dazu gehört bis zum Visum, weiss ich nur allzu gut, da alle Bekannten nichts anderes tun, als sich damit beschäftigen. Und wie gesagt, ist Fr. Ashkenazy, bei der ich vorigen Sommer gewohnt habe, bereits in Havanna. – Letzten Donnerstag habe ich von meinem geliebten

Vati einen so lieben Brief v. 20. Mai [bekommen]. Ich begreife es nicht, wieso er von mir keine Nachricht hat. Schreibe andauernd. Bitte teile ihm das mit. Ich hatte in diesem Monat 4 Konzerte und nächsten Samstag mit Johannes Röntgen das letzte in der Saison. Aber ich kann jetzt wieder paar Monate leben ohne allzuviel Sorgen. – Ich finde es herrlich, dass Du wieder so einen grossen Schülerabend hast – nur wäre ich so gerne dabei. Ich denke oft, wie hübsch der damals in der Sternwartestr. [in der Schmutzer-Villa in Wien] war. – Selbstverständlich werde ich mich bei Mrs. Fries bedanken. Das ist sicher Fatum, dass ich es [das Affidavit] erst jetzt bekommen kann – meinst Du nicht auch? [...] Meine Gedanken sind so viel bei Euch, Alferle – wann werden wir uns auch endlich wiedersehen – wenn ich meine Geige nicht hätte, wäre ich längst erledigt. – Schreib, so oft es geht – bleib mir gesund – Küss meinen Vati – und sei Du, Maria, innigst umarmt von Deiner Alma

Zu den Freuden von Almas eingeschränktem Leben gehörten wöchentliche Treffen mit einem Dreigespann von Amateurmusikern, denen sich Alma an der ersten Geige zum Quartettspiel gesellte. Einer von ihnen, ein junger Cellist, sollte ihr im Folgenden mehr bedeuten als die anderen Quartettpartner. Er hiess Leonard Barend Willem Jongkees, ein Arzt, der sich auf dem Felde der Hals- und Ohrenheilkunde als Forscher, Chirurg und Autor/Herausgeber einen Namen machen sollte. Jongkees, sechs Jahre jünger als sie, war noch nicht 30, als sie sich begegneten. Grossgewachsen, gutaussehend und äusserst gepflegt, war er in Utrecht wohlbekannt – sogar berüchtigt – für seine amourösen Eroberungen. Ein Kollege erinnerte sich, dass Jongkees in seiner Jugend gern das «enfant terrible» spieltet. Mit Leonards Energie nahm Alma es gern auf, und sie freute sich sehr, dass er an ihren Quartettabenden regelmässig mitwirkte.

In Interviews und Briefen aus den 80er Jahren ging Jongkees noch einmal seine «lieben, aber traurigen» Erinnerungen an Alma durch. Seine ersten Worte waren: «Ja, ich war, und manchmal glaube ich, bin immer noch, verliebt in Alma.⁸ Wenn man bedenkt, wie schwer die Zeiten waren, haben wir viel gelacht», sagte Jongkees.

«Alma war immer die erste, die den Witz verstand.» Ihre Intensität, die Widersprüche in ihrem Charakter zogen den jungen Arzt an. «Sie war eine Romantikerin», sagte er, «ihr Spiel war romantisch.» Er liebte Almas Überspanntheit und Eigenwilligkeit. «In ein ‚liebes Mädels‘

hätte ich mich nie ver-lieben können», kommentierte er. Alma sei eine Frau der Extreme gewesen, die in einer extremen Zeit lebte, «einer Zeit für tiefere Depressionen und höhere Aufschwünge»:

«Bedenkt man die Bedrohung, unter der wir alle – Alma im Besonderen – lebten, dann sangen die Vögel zu uns reiner und waren die Blumen schöner denn je. Alles, was wir taten, bekam Bedeutung. Auf unseren Spaziergängen wurden Dinge, die wir heute für selbstverständlich nehmen, bedeutungsvoller als je zuvor, und so bleiben sie auch in der Erinnerung.» Alma war nie tollkühn, sagte Jongkees; doch «oft sagte sie zu mir, sie wünschte, sie könnte sich in ein Auto setzen und mit Tempo 300 einfach davonbrausen.» Die «Sünden Alma Mahlers» hätten sie fasziniert, doch die Art und Weise, in der ihre Patentante ihre Mutter behandelte, habe sie ungut gefunden.

Das Amateurquartett, zu dem noch Leonards Vater, Willem Jongkees, an der Bratsche und der Physiker J.J. (Jaap) Groen an der zweiten Geige zählten, spielte an Nachmittagen, da ein striktes Ausgangsverbot Almas Teilnahme an den Abenden verhinderte. Es ist beinahe unfassbar, wie Alma es vermochte, diese wöchentlichen Zusammenkünfte zu pflegen unter Berücksichtigung eines vollen Übungs- und Konzertauftritts-Terminkalenders, und dies alles erschwert von Einschränkungen der Bewegungsfreiheit, die ihr gerade noch erlaubten, sich auf der Strasse zu zeigen.

Aus der Erinnerung an die Quartettsitzungen beschrieb Leonard Alma als starke musikalische Leiterin. Hie und da sei sie nervös und zerstreut gewesen, habe aber selten einen Einsatz verpatzt. Liess ihre Konzentration sie im Stich, pflegte einer der Spieler zu sagen «come now, Alma», – und dann machte sie weiter, ohne dass es ihr peinlich gewesen wäre. Leonard Jongkees kam es so vor, als habe sie fanatisch an ihrem Instrument gehangen.

«Über Váša Přihoda sprach Alma mit Respekt, einer gewissen Zuneigung.» Heini Salzer erwähnte sie nie, obwohl sie in ihrer Briefftasche Heinis herzerreissende letzte Weihnachtsgrüsse bei sich trug.

Im Rückblick sagte Jongkees: «An Heirat mit Alma dachte ich damals nie so tief, wie ich heute darüber nachdenke.» Seinerzeit sei er noch nicht bereit gewesen, eine Familie zu gründen – noch sei er etwas «wild» gewesen, wie er es nannte, und ganz auf seine wissenschaftliche Karriere fokussiert. ? Nichtsdestotrotz wuchs zwischen ihm und Alma eine tiefe Zuneigung heran, und Heirat galt nie als ausgeschlossen. Seine Familie in Zwolle bot Alma ein

schützendes Dach, sollte sie sich entschliessen, abtauchen zu wollen – aber fürs erste lehnte sie dankend ab.

Im Sommer 1941 nahm Alma wieder mit Margarete Slezak Kontakt auf und bat sie um Hilfe. Sie wusste, dass Gretls Bruder Walter, der jetzt in den USA war, eine wertvolle Hilfe sein würde, wenn sie in die Vereinigten Staaten käme. Gretls Antwort an Alma – aufbewahrt im Amsterdamer Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie – vom 24. Juni 1941 kam aus der Slezak-Enklave in Rottach-Egern am Tegernsee:

193

[...] ich bin ja ausser mir, hätte ich das doch früher gewusst, dass Du in Holland bist, ich habe im April dort gesungen, war eine ganze Woche in Hilversum, habe täglich gesungen und war natürlich auch in Amsterdam, im Haag und einmal in Utrecht. [Sie trug dort ohne Zweifel zur Unterhaltung deutscher Truppen bei, Teil dessen, was ihr Vater als ihre «Kriegsarbeit» bezeichnete, d. Verf.] Zu schade, ich komme aber bestimmt in der nächsten Saison wieder hin, und da werden wir uns dann sehen. Es freut mich, dass es Dir und Papa soweit gut geht, was wir von uns auch sagen können. Ich habe immer viel zu tun, und nun fahre ich nächste Woche nach Rom auf einige Tage. Reise viel herum, singe sehr viel umsonst, aber es geht eben alles weiter. Hoffentlich ist der Krieg bald zu Ende. [...] Hast Du von Deinem Heini gar nichts mehr gehört, Du Arme? Ach Alma, ich hoffe doch sehr, dass wir uns alle in Freude vereint Wiedersehen und zwar recht bald. Bis dahin grüsst Dich recht herzlich Deine Gretl. Die Eltern leben während des Krieges ganz in Tegernsee und haben die Berliner Wohnung geschlossen, die Wiener Wohnung ist aufgegeben. Meine Tochter Helga hat ihr Abitur gemacht und sich jetzt verlobt mit einem Wiener. Das wären so alle Neuigkeiten. Für heute viele Bussi und liebe Grüsse Deinem Vati

Gretl

Es war offenkundig, dass aus dieser Ecke keine Hilfe zu erwarten war. Gretl erwähnte nicht, dass sie im September in Paris sein würde, um mit Elisabeth Schwarzkopf unter Herbert von Karajan in einer üppigen Berliner Opernproduktion von Johann Strauss' *Fledermaus* zu singen, einem 200'000 Reichsmark teuren Propaganda-Grossereignis.

Am 30. Juni 1941 schrieb Alma liebenswürdig und optimistisch [auf englisch] an Frances Fries: «Eines Tages werde ich hoffentlich in die USA kommen und Ihnen persönlich danken für das, was Sie für mich getan. Ich geb mir die grösste Mühe, den Kopf hoch zu tragen und

geduldig zu warten. Meine Geige hilft mir, diese schweren Zeiten durchzustehen.» In einem Brief, der sich mit demjenigen Almas überkreuzte, schrieb Mrs. Fries, unkundig der unheilvollen Entwicklungen in Holland, dass Alma, käme sie nur in wenigen Wochen in Ohio an, das Land in seiner schönsten Herbstlaubfärbung erblicken werde.

Alma stand in den Monaten, in denen sie bei den Spanjaards in Utrecht lebte, unter immensem Druck. Ihr Heim lag nur wenige Häuserblocks vom Gestapo-Hauptquartier am Maliebaan entfernt, und die Strassen wimmelten von deutschen Offizieren. Überdies befand sich just gegenüber dem nahegelegenen Park das Hauptquartier der führenden holländischen Nazi-Partei, der NSB (Nationale Socialistische Bewegung). Als antideutsche Widerständler in Hilversum zehn Ärzte als Geiseln nahmen, trieben die holländischen Nazis als Vergeltungsmassnahme über 300 jüdische Jugendliche zusammen und verschickten sie nach Deutschland, während marodierende Banden in Amsterdam Synagogen in Brand steckten und jüdische Häuser und Geschäfte verwüsteten.

Den Sommer des Jahres 1941 hindurch blieb Alma überraschend mobil, auch wenn Vorsicht jeden ihrer Schritte begleitete. Eine Postkarte, die sie von einer Bella H. erhielt, abgeschickt in Leeuwarden am 17. Juni, trägt alle Anzeichen der Normalität. Leider müsse, wie Bella mitteilte, ein Konzert in Leeuwarden abgesagt werden, doch der Auftritt in Drachten stehe weiterhin an. Die Änderung der Pläne zwinge auch zu einer Absage des Auftritts in Groningen. Da Bella zu tun habe und Alma nicht am Bahnhof treffen könne, werde stattdessen ihre Gastgeberin, Frau H.E. Dikboom aus Drachten, sie abholen. Alma spielte in der Tat im Haus der Dikbooms, begleitet von H. E. Dikboom-Beckhuis, und nahm dafür 80/ ein. Das Konzert war eines aus jener Serie, in der Alma Beethovens *Kreutzer-Sonate* spielte, in jener Zeit eine tragende Säule ihres Repertoires.

Der Sommer war lang und heiss, und auch die Spanjaards standen unter Druck. Eines Abends, am Esstisch, brachen die aufgestauten Gefühle sich Bahn. Wie Millie Spanjaard sich erinnerte, war Alma in eine Einladung eingeschlossen gewesen, bei Familienfreunden zu Abend zu essen, weigerte sich aber mitzukommen. Ed Spanjaard fand, sie sei unhöflich. Dass sie sich auf den Abend mit seinen Freunden nicht freue, liess er gelten, doch, wie er hinzufügte, «solange Sie hier wohnen, werden Sie alles mitmachen, was wir

durchmachen, und sollten es deswegen mitmachen, damit Sie diese andern Leute nicht kränken. Sie sind noch jung, und wenn Sie nicht bereit sind, sich uns anzupassen, dann können Sie ebensogut woanders wohnen.»

Darauf antwortete Alma mit Schärfe: «Das dürfte unmissverständlich sein.

Ich gehe.» Sowohl sie wie Spanjaard bereuten ihre Worte später, aber der Zusammenstoss war für Alma zu bitter gewesen, um bleiben zu können. Sie begann, nach einem neuen Obdach Ausschau zu halten.

195

Die letzten Tage des Sommers, während die Spanjaards Ferien machten, verbrachte Alma allein. Mit Umzugsvorbereitungen und Feinschliff an ihrem Repertoire für die nächste Saison der Hauskonzerte blieb sie beschäftigt und bewahrte heitere Gelassenheit. Am 18. Juli 1941 schrieb sie an Alfred:

Mein geliebtes Alferle – Dein so lieber Brief v. 11. Juni hat mich sehr, sehr gefreut. Trotzdem doch leider alles für den Moment zu spät ist, da die amerik. Konsulate abgereist sind. Auf alle Fälle bin ich Dir von Herzen dankbar, dass Du etwas für mich getan hast! Und es gibt mir ein gutes Gefühl. Schliesslich sind wir zwei doch was Zusammengehörendes, auch wenn wir nicht beisammen leben, gelt? Soviel und so vieles gemeinsam Erlebte! Ich arbeite fleissig weiter – zähle Dir schnell die kommenden Konzerte auf. 3. Aug. Amsterdam mit einem gewissen H. James Simon. Alter Herr, der am Scharwenkakonservatorium in Bin. bis '33 tätig war. Dann am 24. Aug. Apeldoorn. Begleiter noch unbestimmt. 10. Sept, mit Röntgen Laren, 14. Sept. Arnheim, 21. Sept. Arnheim, 29. Sept. Amsterdam – alles mit Röntgen. Fein nicht? Ich war über die Hitze jetzt im Sommer etwas irritiert. Wir hatten eine schreckliche Hitzewelle, wie sie sonst nie in Holland vorkommt. Aber seit letzten Montag scheinfs abgelaufen. Momentan lebe ich ganz allein hier im Haus – da Spanjaards auf Ferien sind.

Ich bin glücklich, Dir mitteilen zu können, dass ich am 1. Aug. umziehe, wieder als paying guest u. zw. zu einem reizenden jungen holl. Ehepaar. Dort werde ich endlich wieder ein eigenes kleines Zimmer haben und ein Bett, das lang genug ist. Ausserdem habe ich dort den ganzen Tag die Möglichkeit zu üben, da Paul Staercke Arzt in einem Krankenhaus ist u. erst spät nachmittags nach Hause kommt. – Soweit über mich – ja, ich koche jetzt allein! Für mich nicht ohne Abenteuer! [...] Ich bin ja nicht so begabt wie Ihr beide.

Jetzt zu Dir, mein Lieber! Ich bin so froh und eigentlich stolz, dass Du wieder komponierst! Wer weiss, ob das mit der Schule nächstes Jahr nicht deswegen so gekommen ist! So schade, dass ich keine Lieder von Dir hier habe – die Menschen musizieren alle enorm viel zu Hause, da man doch keine Möglichkeit zum Ausgehen hat, und ich begleite öfter Sängerinnen. Ziem-

lich viel Mahlerlieder. – Deine Schlussfeier muss ja wieder kolossal gewesen sein, und nicht nur musikalisch! [...] Dass Ihr täglich so früh aufstehen müsst, ist arg. Aber Ihr beide seid ja wirklich unendlich tüchtig – meine Hochachtung! – Die Nachricht über Jo hat mich so sehr gefreut – dem Glücklichen ist es gelungen. Aber dort waren ja die Umstände ganz anders – man musste keine Angst vor den eigenen haben und er war sicher frei, zu handeln – verstehst? Von Vati seit Brief v. 20. Mai nichts gehört. Es ist manchmal zum Verzweifeln. Habe ihm seither 3 x geschrieben. Schrecklich, dass Dr. Nathan einen Herzanfall hatte – für Vati, das mitzumachen Ein Glück, dass er emigriert. – Mit Metty u. Dr. Kraith korrespondiere ich weiter regelmässig. [...] Ich habe ihm die Grüsse übermittelt. – Wolfi soll nun am 5. Aug. zu Ernst. Hoffentlich gelingt es ihm. Hat einige Stunden vor Sperrung sein Visum erhalten. Fr. Stellmann sehe ich jede Woche – auch Hupka! (die bald fahren u. zwar nach Cuba.) – Meine Lieben – seid von ganzem Herzen umarmt – wenn möglich, zeigt Arnold den Brief – Alferle, einen Extrakuss, schreibe so oft als möglich! Deiner Alma

Am 9. August liess Alma kurz die Maske fallen und vertraute Alfred an, ihre einzige Hoffnung auf Flucht gründe sich auf ein Visum für Kuba:

Ich hatte auch schreckliche Migränen die letzte Zeit – habe jetzt die letzte Intravenöse für Ischias bekommen und soll im Oktober wieder welche kriegen. Bis jetzt hat es noch nicht sehr geholfen. – Am 1. August bin ich hierher umgezogen und fühle mich viel besser. Ich kriege auch vorderhand mehr zu essen wie dort, und vor allem habe ich ein kleines eigenes Zimmer. – Habe rasend viel zu tun. Hatte am 3.8. eine Sonatenmatinee in A'dam mit einem H. James Simon vom Scharwenkakonservatorium Bin. Händel D-Dur, Brahms G-Dur, Franck. War sehr befriedigend. Am 24.8. spiele ich mit demselben Herrn in Apeldoorn. Händel D-Dur, Franck, Schubertfantasien und 5 kleine Stücke; Paganini Sonatine, Dvořák Slavischer Tanz, Rubinstein, Debussy – La plus que lente, Zigeunerweisen. – Denk nur, ich bin am befreundetsten mit Kurt u. Liselotte Röder aus W. Sie ist die Schwester v. Annemarie Selinko und eine Kusine von Lotte Zuber. Und eine entfernte Verwandte von ihr heiratet Dr. Husserl. Ist die Welt nicht klein. [...] Von Louis u. Lottie habe ich erst nach einem sehr erfolgreichen Konzert einen Brief erhalten, aber nicht mehr gesehen. Mit Crevelds, seiner Schwester, bin ich aber sehr gut – jedesmal, wenn ich in A'dam bin, esse ich dort. – [Louis van Creveld und seine Frau, die Schwester von Louis Meijer, wohnten auf der Krammerstraat in Amsterdam.] Herrlich, dass ihr Opern hören könnt, ich kann mir so was gar nicht mehr vorstellen – Konzert, Kino, das alles existiert ja noch! [...] Schreib

gleich wieder, das sind meine schönsten Momente, wenn ich von Vati oder Dir Post habe.
– Bleibt gesund beide – hier ist die Hitzewelle vollkommen regnerischem Herbstwetter gewichen. Küß Arnold von mir – wenn ich nur wieder von ihm hören würde! Sei Du und Maria von ganzem Herzen umarmt und geküsst, mein Alferle – wann gibt es ein Wiedersehen??? Schreib bitte Deiner Alma

Vom 1. August 1941 an bewohnte Alma ein komfortables Zimmer im dritten Stock des Hauses von Dr. Paul Staercke und seiner Frau Marije (geborene Marije Lobry de Bruyn), einem gastfreundlichen jungen Paar, das ihr für die kommenden quälenden Zeiten Zuflucht gewähren sollte. «Man nimmt mich hier auf, als wär ich zu Hause», schrieb sie an Alfred, «und das ist genau das, was ich so schrecklich vermisse.» Die nächsten anderthalb Jahre sollte sie unter dem Dach der Staerckes verbringen.

Der Familienkreis war klein, ja intim. Sam Engers und seine Frau wohnten im Erdgeschoss des Gebäudes, in dem die Staerckes den ersten und zweiten Stock bewohnten, und Almas Freunde, die Röders, waren enge Freunde der Engers'. Sehr bald war Alma im Erdgeschoss ebenso zu Hause wie oben und sass bei den Engers gleich oft am Tisch wie bei den Staerckes.

Ein tragisches Geschick hatte die Familie Engers bereits ereilt. Nach der Nazi-Invasion in Holland hatte sich Engers' Sohn den Bart wachsen lassen, war dann mit Kippa und Kaftan durch die Strassen gelaufen und hatte sich schliesslich das Leben genommen. Engers selber, ein einstiger Lehrer, hatte ein Bein verloren und musste sich mit einer hölzernen Prothese behelfen, die er selbst angefertigt hatte. Dennoch glaubte er fest an die Zukunft und sagte ein frühes Ende des Krieges voraus. Im Gegensatz dazu war Paul Staercke ein krasser Realist, dessen Ansicht von den Dingen mit jedem neuen Sieg der Deutschen düsterer wurde. Jugoslawien und Griechenland waren Hitlers jüngste Eroberungen.

Im Laufe der folgenden 19 Monate wurden Alma und die zwanzigjährige Marije Staercke feste Freundinnen, die bis tief in die Nacht philosophische Diskussionen führten und sich in so manch aufgeheiztem Streit dennoch ein harmonisches Einvernehmen bewahrten. Es war wohl Seelenverwandtschaft, die bewirkte, dass die quecksilbrige Marije die Gesellschaft ihrer anspruchsvollen Freundin so schätzte und ihre impulsiven Posen bewunderte. Oft lachten die beiden Frauen. «Mit Alma in der Nähe war das Leben nie

fad», erinnerte sich Marije. Ihr beissender Humor und ihre «manchmal nicht gerade gnädigen Kommentare über Leute, die wir beide nicht ausstehen konnten, fanden meinen herzhaften Beifall. [...] Man musste sie einfach gern haben, denn es machte Spass, in ihrer Gesellschaft zu sein.»¹⁰

Marije lachte, als sie verriet, dass Alma, trotz ihres Stolzes auf ihre Fortschritte als Köchin, in der Küche, ja mit Hausarbeit jeglicher Art hoffnungslos überfordert gewesen sei. Damals, erklärte Marije, sei es nötig gewesen, die Milch, die zur Tür geliefert wurde, abzukochen. Eines Tages verkündete Alma verärgert, der Milchmann habe sie wohl übers Ohr: indem er der Milch Wasser beifüge. Sie habe «entdeckt», dass nach dem Abkochen der Milch weniger Flüssigkeit übrigbleibe, als zuvor im Topf gewesen sei.

Bisweilen obsiegt Almas Selbsteinschätzung als eine Grossbürgerin, der besondere Privilegien zustünden, über ihre eher grossmütigen Impulse. Marije erinnerte sich an einen besonders ärgerlichen Vorfall: als das Gas für Heisswasser rationiert war und die Staerckes vorschlugen, jeder der drei im Haushalt solle nur noch zweimal pro Woche ein Bad nehmen. Alma war dagegen und sagte, sie sei an ihr tägliches heisses Bad gewöhnt. Als die Staerckes einwandten, auch sie hätten gern täglich ein heisses Bad, beharrte Alma darauf, dass jene, nicht sie, das Opfer bringen sollten. «Ihr seid's gewohnt, ohne das auszukommen – ich nicht», sagte sie hochmütig.

Bei Meinungsverschiedenheiten, ganz gleich worüber, pflegte Alma, wie Marije sich erinnerte, zu sagen: «Aber ich bin älter als du, und du bist nicht ich.» Andererseits konnte sie auch auf dem Siedepunkt eines Streites «dem Ganzen mit einer witzigen Bemerkung einen kleinen Dreh geben, so dass wir in Lachen ausbrachen – uns einig waren, dass die blöde Sache den Streit nicht wert gewesen war.» Tatsache blieb, dass es nicht einfach war, mit Alma zu leben.

Alma konnte höchst romantisch, aber auch eiskalt praktisch sein. Wie Marije sagte, «war sie im Kopf so perfekt organisiert, dass die Hauptsache immer an erster Stelle kam. Und an erster Stelle hielt sie sich für eine grosse Künstlerin.»

In einer Geschichte aus den Monaten mit Alma, die den Staerckes besonders in Erinnerung geblieben ist, ging es um einen Verwandten von ihnen namens Pyke Koch, einen Maler, der für seinen «Magischen Realismus» bekannt war. Frauen faszinierte dieser Koch. Er hegte auch Nazi-Sympathien,

was ihn in der Staercke-Familie unbeliebt machte. Marije und Paul luden ihn gelegentlich in ihre Wohnung ein, um ihm die Pein gänzlicher Ächtung zu ersparen und ihn nicht ganz von Anti-Nazi-Anschauungen zu entwöhnen.

In Marijes Worten:

Wir wussten um das Heikle der Situation mit Alma im Haus und sagten ihr im Voraus, dass er uns eines Abends besuchen werde. Den ganzen Tag brütete sie darüber, ob sie runterkommen und ihn kennenlernen sollte. Was ihre Neugier weckte, war sein Status als Künstler und seine Reputation als Frauenheld. Wir alle litten an Frostbeulen, und Alma hatte welche an zwei Fingern. Als die Neugier sie so plagte, dass sie herunterkam, um sich zu uns zu gesellen, stellten wir sie vor. Alma, die Kochs grossen Charme spürte, stahl die Show, als sie ihm die Hand reichte und sagte: «Ich kann Ihnen leider nur drei Hände – Verzeihung, drei Füsse – Verzeihung, drei Finger geben. [...] Manche Leute, die Schlimmes durchmachen, schieben das einfach weg, aber Alma pflegte aus ihren Leiden etwas zu machen. Das, was sie am meisten quälte, packte sie bei den Hörnern – und liess es sich zu etwas Positivem auswachsen, und wäre dies nur ihr Musizieren.

199

Alma hatte weiterhin im Durchschnitt drei Hauskonzerte pro Woche, bei denen sie zwischen 25 und 150/je Auftritt einnahm. Wie sie weiterhin zu Reise genehmigungen kommen konnte, bleibt ein Rätsel. Am 15. September 1941 wurde das «Sonderreferatjuden» eingerichtet, um die verschärften Reisebeschränkungen in Kraft treten zu lassen. Dieses Amt konnte im Falle «dringender geschäftlicher oder familiärer Bedürfnisse» temporäre Reisebewilligungen ausstellen, die vier Tage gültig waren. Marije sagte, dass sie niemals Almas Fähigkeit, zu Konzerten und Proben herumzufahren, beargwöhnt habe. «Alma hatte einfach eine Persönlichkeit, die sich so durchsetzte, dass die Dinge klappten. Und sie hatte die Fähigkeit, die richtigen Leute kennenzulernen und dadurch alles zustande zu kriegen.»

Almas Saison begann früh – und musikalisch auf hohem Niveau – mit Hauskonzerten in Apeldoorn am 3. August 1941 und dann wieder am 24. August. Bei diesen bedeutenden Konzerten war ihr Begleiter der Pianist James H. Simon, der bei Max Bruch studiert und 15 Jahre lang, bis die Nazis an die Macht kamen, am angesehenen Klindworth-Scharwenka-Konservatorium in Berlin unterrichtet hatte. Simon, der auch komponierte, hatte in vielen Genres gearbeitet und eine Oper geschrieben.

Nach seiner Flucht aus Berlin etablierte er sich in Zürich, wo er mehrere Jahre in Sicherheit vor den Nazis blieb. Dann beschloss er, wie seinerzeit Carl Flesch und Alma, Auftrittsmöglichkeiten im «neutralen» Holland wahrzunehmen, wo er sich in der Amsterdamer Courbetstraat niederliess – und schliesslich in der Falle sass. 1941 wurde er nach Theresienstadt deportiert, später nach Auschwitz. Dort starb er.

250 Menschen lauschten dem zweiten Hauskonzert dieses erlesenen Duos und spendeten donnernden Beifall. In einem Brief vom 28. August berichtete Alma Alfred: «Die Leute haben endlich wieder mal getrampelt – das passiert ja nicht in Hauskonzerten.»

«Ich habe eine reizende alte Dame kennengelernt, die unerhört lieb zu mir ist», schrieb sie. Als diese neue Freundin entdeckte, dass Alma an Ischias litt, schenkte sie ihr zwei Paar lange Wollunterhosen, die sie ohne Rücksicht auf modische Bedenken trug. Alles in allem klang ihr Brief optimistisch:

Es regnet schon den ganzen August. Aber Eure Hitzewelle muss auch sehr arg sein. Da ist mir eigentlich Regen lieber. Dann habe ich noch ein zusammenlegbares Pult von ihr bekommen, und ab Montag esse ich 14 Tage bei ihr, da meine Hausherrn leider wieder aufs Land fahren. Und ich habe doch so viele Konzerte kommenden Monat, wo ich sehr viel üben muss, da haben alle Angst, dass ich wieder nichts esse. Übrigens bin ich jetzt wirklich herrlich untergebracht. Sie sind wirklich lieb zu mir, und ich fühle mich nicht so allein. Ich bin auch nicht mehr so hungrig und habe schon zugenommen, aber das macht nichts, das ist bissel vorgesorgt für den Winter! [...] Denk nur, ich koche jetzt auch manchmal, und es schmeckt allen sehr. Habe nur kein grosses Repertoire dafür, mehr für Geige. [...] Meine Freunde Röders haben mir aus dem Philharmonikerbuch das beste Foto von Vati vergrössern lassen, so dass ich endlich ein Bild von ihm habe.

Den Namen der älteren Dame, die in ihr Leben getreten, gab Alma zwar nicht preis, doch dürfte es sich um Marie Anne Tellegen gehandelt haben, eine promovierte Juristin aus bedeutender holländischer Familie. Im Sommer 1941 war sie Leiterin des Utrechter Amtes für soziale Angelegenheiten und Statistik geworden. Einige Monate später, als holländische Nazis die Stadtverwaltung übernahmen, trat sie zurück. Marie Anne Tellegen, die wegen der Verbindungen ihrer Familie als «unberührbar» galt, spielte später eine wichtige Rolle in der holländischen Widerstandsbewegung.¹¹ Sie wohn-

te am Maliebaan 72b, nur durch ein Haus getrennt vom Gestapo-Hauptquartier am Maliebaan 74. Dort, erklärte sie später, habe sie den Feind im Auge behalten können. Als eine kraftvolle, von grosser Courage beseelte Persönlichkeit wurde sie zur Legende.

Alma hatte sich mit einem Anwalt namens Meijer und seiner Gattin Frieda angefreundet, die auch mit Tellegen befreundet waren. Marie Anne Tellegen über ihre erste Begegnung mit Alma im Sommer 1941:

201

Eines Tages schaute ich kurz für ein Schwätzchen [bei den Meijers] vorbei, auch um die BBC-Nachrichten zu hören, wie so oft. Bei ihnen traf ich auf eine junge Frau mit schwarzem Haar, ungewöhnlich grossen schwarzen Augen und einem ansteckenden Lachen, die mir als Madame Rosé vorgestellt wurde. Ich erinnere mich gut, wie sie an diesem Abend war: so bezaubernd, im schwarzen Kleid mit schmalen, weissem Kragen, mit ihrem dunklen Haar und bildschönen dunklen Augen. Ich schloss sie sofort ins Herz.¹²

Von Marie Tellegen erfuhr Alma die ganze Geschichte von Louis und Lotte Meijers Leben im Untergrund. Tatsächlich war es Tellegen gewesen, die sich zu helfen bereit erklärt hatte, als Louis, nach dem deutschen Einmarsch in Holland, unausweichlich die Verhaftung bevorstand. Da Louis und Lotte sich aufs Abtauchen vorbereiteten, standen sie vor einer herzerreissenden Entscheidung. Ihr Sohn war erst wenige Monate alt, und ihre grösste Angst war, dass das Kind, wenn man sie fände und inhaftierte, ihr Schicksal würde teilen müssen. Marie Tellegen bot an, selber das Baby zu nehmen. Aus Furcht davor, dass ihre Prominenz und ihre Aktivitäten im Untergrund ein zu grosses Risiko einschliessen, entschieden sich Louis und Lotte stattdessen, das Baby in die Obhut einer grossen nichtjüdischen Familie zu geben, die ihm in den Kriegsjahren ein sicheres und glückliches Heim bot.¹³

Aus Almas Hauskonzert im Juni 1941 mit Johannes Röntgen in Baarn erwuchs eine bedeutende musikalische Partnerschaft. Die Kontakte zwischen den Röntgens und den Rosés gingen auf alte Zeiten zurück. Johannes' Bruder Joachim, im selben Jahr wie Alma geboren, war vormals Konzertmeister des Schweizer Winterthur Orchesters gewesen und hatte für den Rosé-Fonds in England gespendet. Der Vater Julius Röntgen, Komponist, Dirigent und Pianist, war schon seit 1897 gelegentlich mit dem Rosé-Quartett im Konzertsaal und 1922, auf einer der Quartett-Tourneen durch die Niederlande, im Haus der Röntgens in Den Haag aufgetreten.¹⁴

Johannes' Gattin, geborene Julia Fentener van Vlissingen, war Mezzosopranistin, die gern mit Alma am Klavier Mahler-Lieder sang, und so erwuchs dem Dreigespann eine Freundschaft, die ihre Wurzeln in Musik hatte. Die Röntgens hatten zwei Töchter, welche sich später voll Wärme Almas erinnerten.

Johannes – der seinen Vornamen nach dem Freund seines Vaters, Brahms, erhalten hatte – trug einen der ehrenvollsten Namen der holländischen Musik. Die Nazi-Verwaltung lud ihn ein, der Reichskulturkammer beizutreten, aber er lehnte ab. Zur Vergeltung wurde er von öffentlichen Auftritten und jedweder Lehrstellung ausgeschlossen. Dieses Verbot seiner Berufsausübung war erst der Beginn jener Repressionen, mit denen die Nazis diesen – wie seine Tochter Annemarie de Boer-Röntgen sich erinnerte – lebensfrohen leidenschaftlichen Musiker malträtierten:

Es gab Schikanen. Es gab die Drohung, dass man meinen Vater abholen und nach Deutschland zur Fabrikarbeit oder, schlimmer noch, in ein Arbeitslager schicken würde. Wir mussten vorsichtig sein beim Öffnen der Tür. Manchmal wurde das Haus mitten in der Nacht von oben bis unten durchsucht, da die Deutschen oder die ihnen unterstellte holländische Polizei nach inkriminierenden Papieren suchten. Viele Nächte hindurch, manchmal für längere Zeit, wohnte mein Vater im Haus gegenüber, wo freundliche Nachbarn Leute – Juden oder eben meinen Vater – im obersten Stock versteckten. Sie hatten sogar ein gutes Klavier dort oben, das mein Vater benutzen durfte. Erst nach dem Krieg konnten wir sagen, dass der Pianist von gegenüber und mein Vater ein und dieselbe Person waren.¹⁵

Die Lage sollte sich für die Röntgen-Familie noch verschlimmern. Mitunter war es kalt im Haus; auch Lebensmittel wurden knapp; dann spielte Johannes für Kohlen oder Mehl. Doch wenn Alma, Johannes und Julia zusammen waren, fühlten sie sich sicher: in einer musikalischen Festung, deren Wachmannschaft sich aus Mozart und Bach, Beethoven und Brahms rekrutierte.

Nur ein einziges Mal erwähnte Alma Röntgen in einem Brief, obschon die beiden zwischen Juni 1941 und Mai 1942 23 Konzerte zusammen gaben. In der Regel enthielten die Programme eine grössere Sonate aus Almas wachsendem Repertoire, eine Auswahl holländischer Kompositionen von Johannes, seinem Vater oder anderen holländischen Komponisten und ein Stück französischer Provenienz. Die meisten Konzerte fanden wegen der Ausgangsverbote am Nachmittag statt.

Proben erforderten Almas Anwesenheit in Amsterdam. Machte ihr die Ausgangssperre die Heimfahrt unmöglich, verbrachte sie die Nacht bei den Röntgens, wo sie fast schon zur Familie gehörte. Die junge Annemarie pflegte auf der Treppe zu sitzen, wenn man sie schon im Bett vermutete, durchs Geländer den drei Erwachsenen zu lauschen und über die Freude zu staunen, die diese an ihrer Musik hatten. Sie erinnerte sich an Almas «lange schwarze Kleider mit roten Einstecktüchlein». Sie habe «schönes schwarzes Haar mit einer Welle» gehabt, sagte Annemarie, «und ein charakteristisches Profil, dem ihre starke Persönlichkeit entsprach. Wenn sie sprach, hatte ihre Stimme eine besondere Qualität: Sie hatte eine sehr musikalische Stimme.» Almas Brahms-Interpretationen fanden die Röntgens unvergesslich. «Alma spielte Brahms so, wie er gespielt werden sollte», meinte Annemarie.

Alma habe Glanz ins Familienleben der Röntgens gebracht, erinnerte sich Annemarie, «trotz der Tatsache, dass es Anfang Oktober wenig zu lachen gab, was den Krieg anbetraf.» Deutsche Truppen waren weit nach Russland vorgestossen, und Hitler begann die Schlacht um Moskau. Er war zuversichtlich, dass die Sowjetunion bald am Boden liege, so dass England, mit seinem «jämmerlichen Kampfgeist», der einzige Feind wäre, den es noch zu zermalmen gälte.

Almas enge Verbindung mit den Röntgens wurde 40 Jahre später deutlich, als eine junge Utrechter Künstlerin, Charlotte Obermeyer-Groen, das Musikkabinett ihres dahingegangenen Vaters durchstöberte, Dr.J.J. (Jaap) Groen (der in Utrecht mit Leonard Jongkees und dessen Vater in Almas Quartett gespielt hatte). In diesem Kabinett fand Charlotte eine Abschrift einer Komposition von Johannes Röntgen: ein «Nocturne nach A», das Alma Rosé gewidmet war. Dem Autograph beigeheftet war eine Karte, datiert vom 3. November 1941 (Almas 35. Geburtstag), auf der (im Original auf holländisch) folgende Zeilen standen: «Sehnsucht nach Alma / Manchmal erwache ich nachts, /und mein Sehnen wächst, nach Dir, und unsrer Musik: / dem Absoluten, wenn zwei Seelen eins werden, / der höchsten, wunderbarsten Erfahrung des Menschengeschlechts. / Mein Sehnen ruft nach Dir in der Nacht: Alma! Alma! / Es drängt mich zu Dir, und wir wissen, 's ist gut. / Ich legte mein Sehnen in dieses Stück Musik, / und hernach ward ich ruhig im Wissen, / dass, wenn Du spielst, Du meine Seele auch spiegelst, / so wie, wenn ich spiele, ich spiegle die Deinige auch.»

Die Widmung war von dem Nocturne separiert worden, bis Charlotte sie in Dr. Groens Musikkabinett fand.

Alma beschrieb ihren Geburtstag und Röntgens Angebinde in einem Brief an Alfred vom 6. November 1941. Da sie voraussah, dass die Kommunikation mit ihrem Bruder abreißen werde, wenn Amerika ins Kriegsgeschehen eingriffe, bekräftigte sie ihre Liebe zu Alfred und ihrem Vater in jedem Brief so, als könne dieser der letzte sein.

Zuerst drückte Alma ihre Freude über die Aufwärtsentwicklung in Alfreds und Marias Lebensumständen in Cincinnati aus. Mit Interesse verfolgte sie die Möglichkeit einer Aufführung von Alfreds *Triptychon* durch Eugene Goossens in Cincinnati. In Ohio hatte er die Instrumentierung selber vollendet: eine «furchtbare Arbeit», wie seine Schwester einfühlsam kommentierte.¹⁶

Der Winter in Holland sei bitter und kalt, schrieb sie. Sie fuhr fort:

Sag – wäre es Dir möglich, Dein Regenlied mir zu senden? Frau Röntgen würde es gern singen – ich habe es ihr vorgesungen, und da hat es ihr schon so gefallen! Sie hat neulich bei uns mitgewirkt, hat auch Lieder v. Onkel Gustav gesungen. Sehr musikalisch! Ich nehme jedes Mal Spielen als Geschenk, Herr Burgermeister. Tartinsonaten kenne ich natürlich. Spiele jetzt die Vitali Chaconne – Váša hatte sie im Repertoire. – Mein Geburtstag war dies Jahr so schön er unter den Umständen – dass ich doch eigentlich ganz allein bin – sein kann. Ich bekam wunderbare Blumen und von Röntgens herrliche Pelzfäustlinge und eine Nocturne, die er für mich komponiert hat. Von Marije (wo ich wohne) eine herrliche schwarze Ledertasche. Das hatte sie natürlich schon, denn so was kriegt man nicht. Ein winziges Päckchen mit echtem Tee für zirka 3-4 Tassen – herrlich, nicht? Briefpapier mit Monogram. Ein Stück Lavenderseife! Wirklich war es rührend, wie alle sich bemühten, mir eine Freude zu machen, und ich war doch dankbar, zu sehen, dass ich mir doch viele Freunde hier gemacht habe. Und trotzdem bin ich so einsam. – Über Eure Karte [...], die ich nach mehr als 2 Monaten erhielt, habe ich mich sehr gefreut. Ach Kinder – wann werde ich wirklich Euch Wiedersehen?? Ja das einzige ist, viel, viel zu tun zu haben, und das habe ich. Übrigens unterrichtet mich jetzt eine Tochter von Hendrik Andriessen in Mensendieck¹⁷ (umsonst!). Es tut mir sehr gut, weil ich doch schrecklich krumm bin durch diese Ischias. [...] Endlich kam die Nachricht, dass Wolfi angekommen. Bin sehr froh für ihn. Hörst Du was von ihm oder Ernst? Kennst Du einen Emil Enthoven – soll in Boston dirigiert haben – bei seinem Vater spiele ich nächstens. – Mich interes-

siert so sehr genau, was Maria arbeitet, schreibt mir das doch mal. Denk nur, hier fange ich endlich wirklich zu kochen an. Marije lässt es mich ganz selbständig machen. – Für Euch Kochkünstler klingt es lächerlich. Ich möchte so gerne Vatis Lieblingsspeisen können. Warte schon auf den nächsten Brief – seid innigst umarmt und geküsst alle beide von Eurer einsamen Alma

In einem Brief aus Wien vom 14. Oktober 1941 sandte Heini Glückwünsche zum Geburtstag. Nunmehr, soviel war klar, war er bereit, die Beziehung aufzugeben:

205

Liebe Alma!

Erst jetzt komme ich dazu, Dir für Deinen lieben Brief zu danken, da wir einige Tage auf Urlaub waren und ich daher erst nach meiner Rückkehr Deinen Brief vorgefunden habe. Ich hatte schon lange vor, Dir wieder einmal zu schreiben, aber einerseits habe ich nie mehr die Zeit und Ruhe dazu gefunden, und dann wusste ich andererseits auch Deine jetzige Adresse gar nicht. Früher hat mich Herr Kraith noch manchmal besucht, und da habe ich auf diesem Weg immer wieder von Dir gehört; aber jetzt geht das ja nicht mehr. Dass es Dir materiell wenigstens gut geht, freut mich sehr; ich habe ja oft in Sorge daran gedacht, was mit Dir wohl sein wird, und ich bin sehr beruhigt, dass Du mir darüber Günstiges geschrieben hast.

Von mir selbst ist ja wenig Neues zu berichten, ich bin in meiner Ehe sehr zufrieden und glücklich und habe Ruhe und Ausgewogenheit gefunden, wie ich es wollte. Dazu habe ich in meiner Tätigkeit, mit sehr viel Arbeit, aber auch viel Erfolg, das gefunden, was mich befriedigt – so dass vielleicht das Fehlen des «ganz Richtigen» sehr in den Hintergrund tritt, wenn nicht vollkommen unbemerkt bleibt. – Ich glaube, ich bin doch ganz anders geworden – Du wirst es Dir vielleicht gar nicht so recht vorstellen können, aber es ist sicher so. Und ich glaube, für mich ist es das Rechte so, wenn dabei vielleicht auch nicht alles ganz 100% ist. – Mein tägliches Leben ist mit wenig ausserordentlichen Sachen oder Aufregungen verbunden, so dass ich Dir darüber wenig berichten kann. Hauptsächlich gibt es viel, sehr viel Arbeit – sonst bin ich meist zu Hause – wir gehen sehr wenig aus – und lese und krame in meinen Büchern herum. Ich habe mir im Laufe der Zeit jetzt schon eine kleine Bibliothek mit fast 2'000 Büchern zusammengekauft und habe sehr viel Freude damit. Ausserdem bin ich unter die ausübenden Musiker gegangen – dies erzähle ich Dir nur, damit Du vielleicht ein wenig darüber lachen kannst – und spiele mit mehr Ausdauer als Kunst auf der Ziehharmonika die schönsten Lieder.

Dann wird es Dich vielleicht auch noch interessieren, dass Leni schon ein 6 Monate altes Töchterchen namens Brigitte hat und Tom, der einige Wochen nach mir geheiratet hat, in diesen Tagen einen Nachwuchs mit viel Aufregung erwartet. Ich lasse mir diesbezüglich noch Zeit, da wir vor allem eine zu kleine Wohnung haben und dringend auf der Suche nach einem Haus sind, um es zu kaufen – aber es ist kaum etwas zu finden.

206

Musikalische

Festung

12. Kapitel

Nun habe ich Dir so vielerlei geschrieben und wahrscheinlich gar nicht das, was Du gerne wissen möchtest. Und ich möchte Dir auch gerne viel darüber schreiben, aber es geht doch nicht. Jedenfalls denke ich oft an Dich. Nun wünsche ich Dir noch zu Deinem Geburtstag, der der doch bald ist, noch alles Liebe und Gute und bin
Dein Heini

Der Brief, der sich unter Almas Dokumenten im Amsterdamer Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie befindet, erwähnt nicht, dass im gleichen Monat Heinis Vater das Management der Verlagsabteilung des Carl-Ueberreuter-Unternehmens seinem Sohn Thomas abtrat und die Papierherstellung (mit Sitz in Wien) an Heini. So wurden die Brüder die sechste Salzer-Generation an der Spitze des Firmenimperiums.

Wiewohl Heini häufig seiner Sorge über Almas und Arnolds Finanzen Ausdruck gegeben hat, sollte nicht unerwähnt bleiben, dass er – genauso wie Váša Přihoda – nie materielle Hilfe anbot.

Im Herbst 1941 wurde Marije schwanger. Alma war fast so erfreut und aufgeregt wie sie. In ihren Briefen an Freunde und Verwandte in Wien wurden die Schwangerschaftsdetails zum grösseren Thema.

Nach jedem Strohalm greifend, verschlang Alma Briefe, egal, von wem sie kamen, und hungerte nach jeder Nachricht. Manchmal bat sie Alfred um Nachricht von Alma Mahler-Werfel und Bruno Walter in den USA. In London nahm Arnold wieder Kontakt mit Anna Mahler auf, die in dieser Zeit eine Büste ihres Onkels modellierte und sich dabei an seinen Erzählungen aus seinen frühen Jahren ergötzte.¹⁸

Alma hatte von Arnold seit dem vergangenen Frühjahr, als sie eine Kurzbotschaft via Rotes Kreuz bekam, nicht mehr direkt gehört. Damals hatten die Deutschen, entschlossen, die britische Royal Air Force zu vernichten und das britische Volk zu demoralisieren, ihre Luftoffensive fortgesetzt und waren zu nächtlichen Bombardements übergegangen. Alma machte sich um ihren Vater unendliche Sorgen.

Sie habe an ihn denken müssen, schrieb sie Alfred, als sie im Rundfunk ein Schubert-Quartett gehört habe, das eines der letzten Stücke gewesen war, die sie zusammengespielt hatten.

Ihren letzten Brief an Alfred, geschrieben am 20. November 1941, beginnt Alma mit einem Geburtstagsglückwunsch:

Vor allem alles, alles Liebe und Gute and many happy returns of the day für den 11. Dezember! Ich werde, wenn überhaupt möglich, noch mehr an Dich denken. – Ich habe seit 1. November nichts mehr von Dir gehört und bin bei jeder Post so furchtbar enttäuscht. Seitdem ich die Briefe an Vati mitsende, habe ich keine Bestätigung mehr, dass Du sie erhalten, und das war noch September! Ich bitte Dich inständigst wieder einmal – schreibe mir doch regelmässig jede 14 Tage, auch wenn Du nichts von mir hörst. Denn das ist doch das Einzige, was man noch hat – Briefe! Heute Nacht habe ich geträumt, dass ich in New York war – und ich war so glücklich – Bist Du nun auch so glücklich, dass Vati nicht mehr zu Hause ist? Hast Du neueste Nachrichten von Alice? – Wenn ich nicht die Musik hätte, wüsste ich nicht weiter – aber das ist mein Glück. Montag spiele ich das erste Mal die Chaconne von Vitali, die Váša immer gespielt hat. Es ist ein herrliches Stück. – Wir sind alle mit dem Magen nicht in Ordnung – bin neugierig, wie lang das so bleiben wird. – Wann glaubst, wird es für uns ein Wiedersehen geben? Dieses Nichtleben kann man doch nie, nie mehr nachholen. – Wenn ich nur wüsste, wie es Vati geht – ich habe schon so lange nichts von ihm gehört – Hoffentlich höre ich im nächsten Brief von Dir, auch was mit Deinem neuen Orchesterstück ist. – Ich spiele jetzt oft vierhändig – da denke ich oft, wie wir das miteinander getan haben. – Alferle, ich kann heute nicht viel von mir schreiben – nur dass ich sehnsüchtig auf Nachrichten warte.

Alles Liebe an Maria – Dich umarme ich von ganzem Herzen in Liebe

Deine Alma

PS. Verzeih, dass ich Dir so down schreibe aber – es ist kein Wunder, nicht?

Die Korrespondenz zwischen Alma und Alfred endete abrupt nach dem 7. Dezember, als japanische Bomber die US-Pazifikflotte in Pearl Harbour attackierten. Binnen weniger Tage standen Deutschland und die USA im Krieg, der die direkten Kommunikationswege zwischen dem von den Nazis beherrschten Europa und den Vereinigten Staaten zum Erliegen brachte.

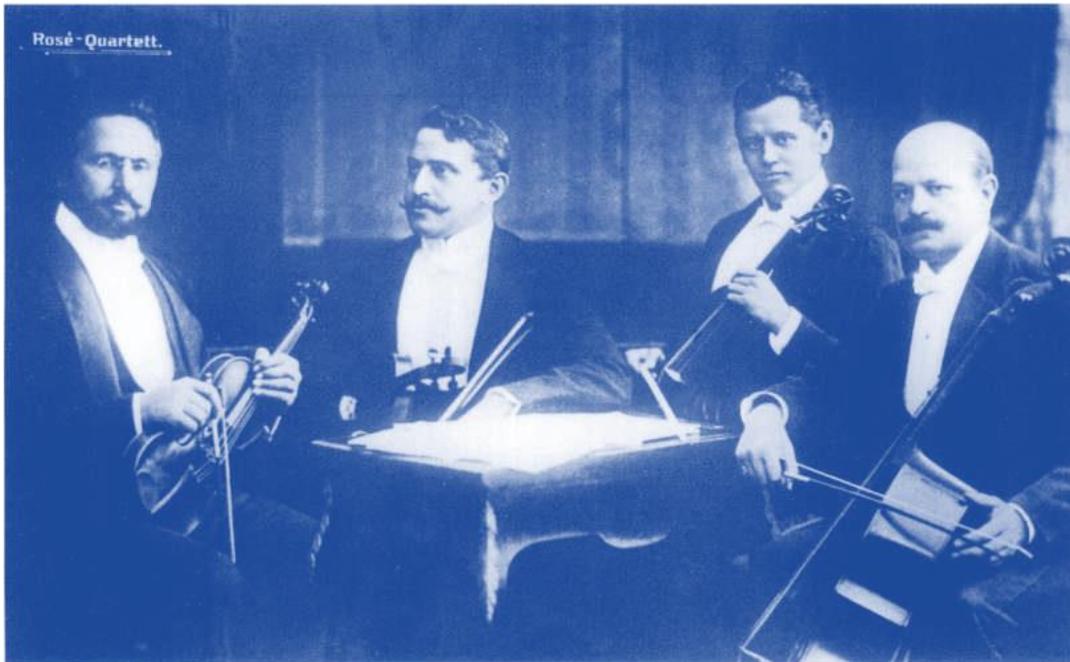
Bildtafeln



Justine Mahler mit ihrem Bruder Gustav, 1899.



Signierte Photographie von Gustav Mahler:
Meinem lieben Freund und «Wahlverwandten» Arnold Rosé, 1898



Arnold Rosé, Paul Fischer, Anton Ruzitska



Das Rosé-Quartett mit Alfred als Tourmanager auf der SS New York unterwegs in die USA, April 1928

(v.l., stehend: Anton Walter, Anton Ruzitska, Paul Fischer;
sitzend: Arnold Rosé, Alfred Rosé)



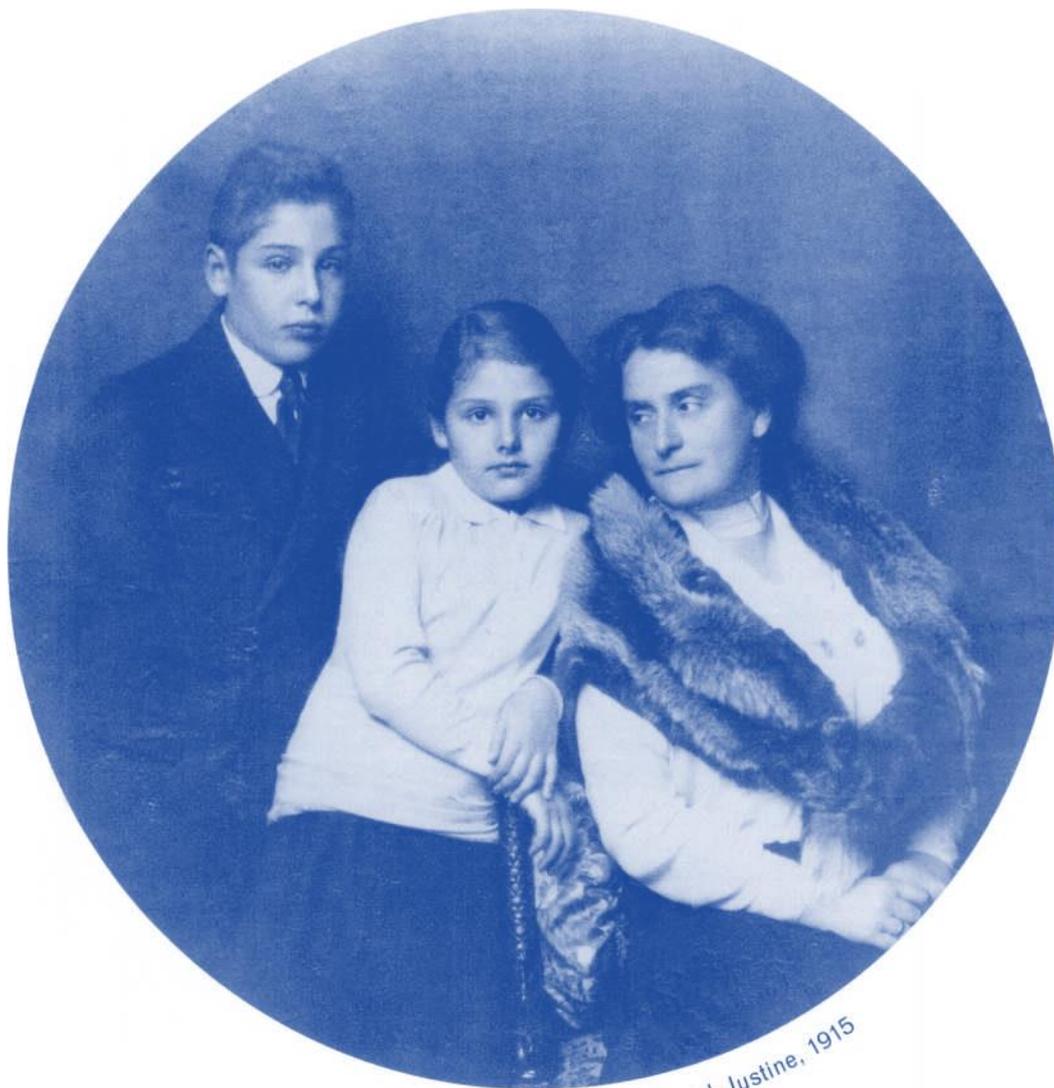
Alma, 1907.



Alma und Alfred mit Arnold, 1907



Arnold Rosé, 1907



Alma und Justine, 1915



Alma , um 1914.

Justine Rosé, 1915



Arnold Rosé, 1915



Sommerurlaub in Wolkenstein, 1914



Sommerfrische Bad Aussee, 1910:
Justine und die Kinder



Alma und Arnold Rosé im Schwarzwald, 1927



Alma im Cockpit, Juni 1925 auf dem Weg von Prag nach Wien



Alma auf einer Postkarte
der 30er Jahre.



Alma und Váša, 1930



Alma in ihrem weissen Aero Cabrio



Alma mit Arno und Pepsi



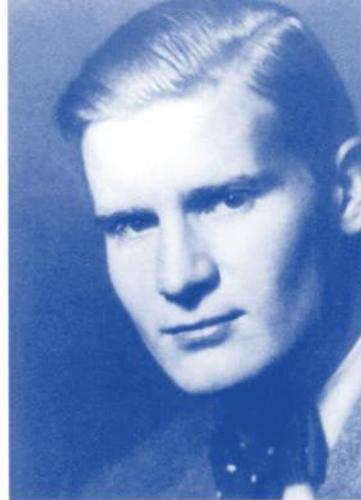
Alma und die Wiener Walzermädeln in den Dreissigern



Die Walzermädeln auf Tour in den dreissiger Jahren



Alma kurz vor ihrer Flucht nach England 1939



Heini Salzer



Diese Werbepostkarte verwendete Alma
in den frühen Vierzigern in Holland



Alma bei den Staerckes in Utrecht,
in der Hand ihr kleines Notizbuch

13. Kriegsrat

Erfahrung und Nachdenken malten mir unerbittlich das schwärzeste, hoffnungsloseste Weltbild; Sehnsucht, Ahnung und musikalische Offenbarung beruhigten, versöhnten und sprachen von einem herrlichen Sinn des Ganzen.

B. WALTER¹

225

Eines kalten Morgens im Dezember 1941 erhielten der Komponist Géza Frid und seine Gattin den Telefonanruf einer Dame, deren Name – Rosé – ihnen bekannt vorkam, auch wenn sie sich nicht gleich erinnerten, ihr schon einmal begegnet zu sein. Die Dame erinnerte Frid daran, dass man sich doch vergangenes Jahr vor einem Hauskonzert begegnet sei; sie hätten über die Schrecken der Bombenangriffe gesprochen, im besonderen der Luftangriffe auf Italien. Sie fragte, ob sie ihn daheim in Amsterdam besuchen und womöglich etwas mit ihm musizieren dürfe. Ihre Geige bringe sie mit.

Frid lud sie ein, und am vereinbarten Tag stand Alma vor der Tür. Frid und seine Frau erinnerten sich später, einer grossgewachsenen, beeindruckend attraktiven Dame, die «höchstens ein bisschen Übergewicht» hatte, die Hand gegeben zu haben.²

Frid war zu jener Zeit 37 und international bekannt als Komponist von Werken, die von ungarischer Volksmusik beeinflusst waren, sowie als Pianist und Interpret von Werken Bartoks, der, mit Kodaly, in Budapest sein Lehrer gewesen war. Frid hatte sich 1929 in Holland niedergelassen und eine glänzende Karriere gemacht; er hatte noch Ravel und Debussy gekannt und mit Orchestern unter der Leitung von Pierre Monteux, Serge Koussevitzky oder Willem Mengelberg gespielt. Nicht ohne Verehrung erinnerte er sich, in seiner Jugend das Rosé-Quartett in Ungarn gehört zu haben.³

Nach höflichen Präliminarien und einem heissen Getränk begannen Alma und Frid zusammen zu spielen. Vier Jahrzehnte später erinnerte sich Frid an die Freuden dieser Begegnung. Zeit seines Lebens, sagte er, habe er mit 120 Spitzengeigern musiziert, und in dieser Gesellschaft habe sich Alma einen bedeutenden Platz bewahrt. «Sie war so eine Besonderheit [...] es war so eine Freude, mit ihr zu spielen. Sie schob sich nicht in den Vordergrund, drängte ihre musikalischen Partner nicht zur Seite. Sie war keine Angeberin. Es ging so wunderbar gut, dass wir gleich Sonaten spielten: die drei von Brahms – Beethovens *Kreutzer*-Mozartsonaten.

Wir beschlossen, Hauskonzerte zu arrangieren.» Wie Frid hinzusetzte, «lässt sich ihre *Kreutzer-Sonate* mit Worten nicht beschreiben.»

Frid wurde, wie Johannes Röntgen, ein intimer und hingebungsvoller musikalischer Partner. Alma und er setzten ihre Proben im Hause Frids fort, und am 28. Dezember 1941 präsentierten sie ein Nachmittagssonatenkonzert im Haus Frieda Meijers in Utrecht. Alma notierte auf dem gedruckten Programmzettel, dass sie 70 f einnahm. Ihre Probensitzungen brachen im Februar 1942 ab; damals war es so kalt, dass Alma und Marie Anne Tellegen sich eine Weile bei den Meijers einquartierten, deren Haus über Zentralheizung verfügte.

Zu der Zeit, da Alma und Frid sich kennenlernten, übten die Deutschen auf die Juden in Holland furchtbaren Druck aus. Frid sagte: «Wir mussten sehr vorsichtig sein. Manchmal trafen wir uns erst in dem Haus, in dem das Konzert stattfinden sollte.» Alma und er fuhren zu ihren Engagements gewöhnlich getrennt, denn wären sie zusammen gereist, wären sie womöglich versucht gewesen, Deutsch miteinander zu reden, eine Sprache, die sie gemein hatten. Hätte sie dann ein Holländer gehört, hätten sie feindselige Blicke zu gewärtigen gehabt – und bei einem Deutschen wahrscheinlich ein Verhör.

Bei Engagements in Leeuwarden und Groningen, die wegen der Ausgangsregelungen Übernachtungen erforderlich machten, wohnten Alma und er nie im selben Haus. Um sie und sich selbst zu schützen, fragte Frid nie, wo Alma lebte. Auch nach ihrem Alter fragte er nie, denn «eine Geigerin ihrer Statur fragt man nicht, wie alt sie ist.» Tatsächlich war sie nur zwei Jahre jünger als er. Frid erfuhr nie etwas über ihre Reisegenehmigung, «denn das ging nur sie etwas an, ob sie falsche Papiere verwendete oder nicht.» Dass Almas Status sich im März 1942 geändert hatte, wusste er.

Ihre letzten zwei Konzerte, erst in Hattern, dann in Hilversum am 6. April 1942, bezeugten ganz besonderen Mut. In Frids Worten:

Wir wussten, dass es das letzte Mal sein würde, dass wir reisen und zusammen spielen konnten. Wir spielten unglaublich schön. Wir spielten durch bis um vier Uhr morgens, und die Leute gaben uns eine Menge Geld: Hunderte von Gulden. Sie gaben mit vollen Händen. [...] Sie spielte alles einzigartig. Warum nur, ach warum war sie so dumm gewesen, nach Holland zurückzufahren, nachdem sie 1939 in England schon in Sicherheit gewesen war?

Zu der Zeit, da Hitler in Russland einmarschierte, im Juni 1941, hatte er den Befehl zur Auslöschung der jüdischen Bevölkerung Europas gegeben. Auf der Berliner Wannsee-Konferenz sagte Reinhard Heydrich, Chef des Sicherheitsdienstes (SD), vor hohen Beamten der SS und des SD am 20. Januar 1942 klipp und klar: «Im Zuge dieser Endlösung der europäischen Judenfrage kommen rund elf Millionen Juden in Betracht.» Die unzweideutige Botschaft hiess, dass alle eliminiert werden sollten. Heydrich legte sodann den Plan der Nazis dar. Juden, die sich nicht bereits in den eroberten Ländern des Ostens befänden, sollten dorthin geschafft, nach Geschlechtern getrennt und als Arbeitskräfte eingesetzt werden. Diejenigen, die dies überlebten, der «Restbestand» (Heydrich), würden dann «entsprechend behandelt werden müssen, da dieser, eine natürliche Auslese darstellend, bei Freilassung als Keimzelle eines neuen jüdischen Aufbaues anzusprechen ist». Mit anderen Worten: Überlebende sollten getötet werden.⁴

Im April 1942 zeigten die Deutschen bereits, dass sie mehr vorhatten als lediglich die Unterjochung der Juden, die nun in Holland total terrorisiert wurden und sich entweder aufs Untertauchen oder auf das Schlimmste gefasst machten. Ein Jahr zuvor war allen Juden befohlen worden, sich registrieren zu lassen. Ab Juni 1942 durften sie nicht mehr mit der Eisenbahn fahren. Aus Westerbork, einem Lager, das die Holländer gebaut hatten, um Flüchtlinge aus Deutschland zu beherbergen, wurde ein Transitlager für Juden, die auf den Weitertransport zur Zwangsarbeit und ins Konzentrationslager warteten.

Alma riskierte ein Mittagessen mit Mady Meth im Januar 1942. Ihr Bruder Eugene war mit seiner Verlobten durch Frankreich ins sichere Spanien geflohen, und Mady und ihre Mutter waren nach Utrecht gezogen, wo Mady und Alma ihre Freundschaft erneuerten.

Vom 4. Februar 1941 datiert ein ominöser Eintrag in Almas Notizbuch: «Hollandse Schouwburg – van Raalte.» War Albert van Raalte, Dirigent des Jüdischen Symphonieorchesters (eines Orchesters jüdischer Musiker, die nur jüdische Musik in jüdischen Institutionen spielen durften), ans einstige Holländische Theater zitiert worden, das jetzt als das Jüdische Theater bekannt war? Juden wurden dorthin befohlen und bis zu ihrem Transfer nach Westerbork oder Vught (ein weiteres Transitlager) in «Schutzhaft» gehalten. Tatsächlich wurde van Raalte einige Monate später deportiert.

In dem Masse, in dem die Nazi-Repressionen wuchsen, wuchs auch die kritische Besorgnis von Almas holländischen Freunden um ihre Sicherheit. Die Leute hatten sie so gern, erklärte Marie Anne Tellegen. «Sie war so viel spontaner in ihren Reaktionen, so viel warmherziger in ihren Freundschaften, als wir es gewohnt sind.»⁵

Alma wusste: könnte sie einen Nichtjuden heiraten, wäre sie vielleicht sicher.

Verliebt war sie in Leonard Jongkees, und dieser liebte sie seinerseits auch. Aber sie hatten sich gegen eine Heirat entschieden, zumindest fürs erste. Würden Leonhard und Alma heiraten wollen, dann nur aus Liebe, nicht um der Sicherheit willen, die der Trauschein bieten mochte. Und was die Lage noch verwickelter machte: Leonard würde bald seinen Wohnsitz aufgeben und von Utrecht nach Zwolle übersiedeln, so dass Alma und er getrennt wären.

Almas erster Gedanke war: Theo Bakker. Sie hatte ihn gern, und sie hatten sich, selbst nach ihrer stürmischen Flucht aus dem Heim seiner Tante, weiterhin regelmässig gesehen: nicht als Liebende – tatsächlich sprachen sie nur selten über ihr Privatleben; aber als junger Anwalt, der mit den Problemen der Okkupation zu tun hatte, verstand Theo Almas Dilemma und hatte in so manch offenerzigem Gespräch seine Bereitschaft gezeigt, ihr zu helfen.

Es zeigt das Mass ihrer Verzweiflung an, dass Alma ihren Stolz hinunterschluckte und fragte, ob Theo sie heiraten könne, um ihr die Protektion seines Namens zu verschaffen. So sanft wie möglich antwortete Theo, er könne ihr auf diese Weise nicht helfen. Er habe eine Liebesbeziehung mit Antonia Boelen und dieser ein Heiratsversprechen gegeben. Überdies gefährde dies sein Engagement: Er hatte das Recht erworben, Landsleute, die von den Deutschen eines Vergehens beschuldigt wurden, zu verteidigen und ihre Fälle sogar vor deutschen Gerichten zu vertreten. Beruflich war das ein Drahtseilakt, und eine Verhehlung mit Alma hätte seine Freiheit aufs Spiel gesetzt, seine holländischen Klienten vertreten zu dürfen. Vielleicht hätte sie sogar Almas Verhaftung beschleunigt.

Anfang Februar 1942 trafen sich Ed Spanjaard und Marie Anne Tellegen, beide Anwälte, privat im Haus der Staerckes, um Almas Misere zu erörtern. Alma selbst war nicht dabei. Um den Esstisch versammelt, hielten die Freunde Kriegsrat. Auch sie waren zu dem Schluss gekommen, Alma solle einen Nichtjuden heiraten, und zwar rasch.

Die Deutschen, denen die wachsende Anzahl von «Mischehen» zum Schutz der jüdischen Partner aufgefallen war, hatten angekündigt, dass ab April 1942 solche Ehen nicht mehr anerkannt würden.

Alle waren sich einig, dass Heirat der beste Weg wäre – nur: Heirat mit wem? Klar war, dass der Bräutigam in spe ein «reinrassiger» Arier sein müsse, wie Marije sich erinnerte. Aus Respekt vor Alma entschieden sie, der Kandidat dürfe nicht an Frauen interessiert sein und keineswegs erwarten, die Ehe auch zu vollziehen.

229

Ed Spanjaard, dem sein eigener Vorschlag peinlich war, meldete sich mit einem Kandidaten, der am ehesten in Frage kam: einem vierunddreissigjährigen holländischen Vetter Paul Staerckes, aus Singapur gebürtig (seine Eltern hatten in Indonesien gelebt). Als Kind eher kränklich, war der junge Mann in Holland aufgewachsen, wo er von der Unterstützung seiner Mutter abhing. Jetzt war er ein kindlicher Träumer, der ziellos durch Utrecht strömte, sich manchmal Medizinstudent nannte, aber in Wahrheit, in Marijes Worten, «sich nur herumtrieb und seiner Mutter auf der Tasche lag.» Sein Name war Constant August van Leeuwen Boomkamp, und er war durch und durch «arisch». Immerhin liebte auch dieser, wie Alma, die Musik: «Wenn man jemand auf der Strasse klassische Musik, fast notengetreu, pfeifen hörte bei Tag oder Nacht, konnte das nur Connie sein», sagte Marije. Nach ihrer Hochzeit sollten Alma und er weiterhin getrennt wohnen, und eine Annullierung der Ehe werde, wenn erst der Friede wieder eingekehrt sei, unschwer zu erreichen sein.

Für Connie, wie ihn seine Verwandten und Bekannten nannten, war die Sache problemlos. Als ihn seine Familie aufstöberte und ihm den Vorschlag machte, antwortete er mit Wärme: «Ja, gut, das kann ich machen.»⁶

Die Situation war schrecklich peinlich. Marije fuhr fort: «Wir wussten nicht, wie wir's Alma beibringen sollten, bauten aber auf ihre Vernunft und ihren Willen zur Selbsterhaltung. Wir baten Ed Spanjaard, es ihr zu mitzuteilen, und zwar nicht ohne die Warnung, es sei der einzige Ausweg.»

Alma sträubte sich nicht. Ein Eintrag mit Füller in ihrem Notizbuch vom 8. Februar 1942 zeigt, dass ihr Sinn für Ironie ungebrochen war: «VERLOBUNG STAG.» Unmittelbar darauf sandte sie via Rotes Kreuz eine Botschaft an ihren Vater. Die kommende Hochzeit erwähnte sie nicht, versicherte ihm aber, sie sei in Sicherheit.

Alma und ihre Freunde handelten schnell. Eine öffentliche Hochzeitsankündigung (eine Art Aufgebot) erschien am 16. Februar 1942. Es war ein heikler Moment. Man wusste, dass die Deutschen im Wissen darum, dass Eheschliessungen vielerlei Zwecken dienen konnten, schon andere Paare, die solche Aufgebote verkündeten, verhaftet hatten, doch Alma und Connie blieben unbehelligt.

Die Hochzeit zu arrangieren war nicht leicht. Connie brauchte ein Dokument, das ihm die Geburt in Singapur bescheinigte, welches nun unter japanischer Herrschaft war, und Alma musste ein Dokument vorweisen, das ihre Scheidung von Přihoda belegte. Als Datum für die standesamtliche Trauung wurde der 4. März 1942 angesetzt.

Marije beschrieb den Hochzeitstag als traumatisch, weil es so schwer war, Connie nicht aus den Augen zu verlieren, der jeden Moment davonlaufen konnte. Alma und Marije assen zu Mittag und gesellten sich dann zu Connie und Paul vor dem Amt, in dem die Trauung stattfinden sollte. Das Paar reihte sich in eine lange Schlange ein.

Es war schrecklich zu sehen, sagte Marije, wie so viele Leute ohne festliche Stimmung ihrer Trauung harnten. Die buntgewürfelte Menge schloss solche ein, die offenkundig sich liebten, solche, deren Umstandskleider ihren Heiratsgrund offenbarten, und solche wie Alma, für die Ehe eine Frage von Leben oder Tod war. Die van Leeuwen Boomkamps erhielten ihre Heiratsurkunden.

Alma würde weiter bei den Staerckes wohnen und Connie weiter herumstreunen. Der Kontrast zwischen dieser hohlen Zeremonie und dem Freudenfest anno 1930, als Alma Váša Přihoda heiratete, hätte nicht schärfer sein können.

Alma beeilte sich, ihre Wiener Briefpartner von der Veränderung ihres Status zu unterrichten. Ende des Monats bekam sie ihre Post – adressiert an Alma van Leeuwen Boomkamp-Rosé.

Der holländische Cellist Carel van Leeuwen Boomkamp war mit Connie aufgewachsen und wusste von dessen Heirat mit Alma. Er wusste auch, dass Connie und Alma nie als Mann und Frau würden leben können.?

Nicht ohne Bitterkeit erinnerte sich Carel van Leeuwen Boomkamp an einen Tag bald nach der Hochzeit, als er, ein junger Musiklehrer, im Konservatorium zu Den Haag Unterricht gab. Direktor Henk Badings öffnete die Tür und schnauzte ihn an, warum er

seine Ehe verheimlicht habe.⁸ Der Musiker, der unverheiratet war, wies die Anschuldigung zurück. Badings zog die Kopie eines Briefes hervor, den die Nazis ihm zur Bestätigung oder Dementierung geschickt hatten. Dieser, unterzeichnet mit «Mrs. C. van Leeuwen Boomkamp», war ein Gesuch um eine Konzertreise-Genehmigung für Frankreich.

Offensichtlich hatte Alma gehofft, irrtümlich als Gattin des wohlbekanntesten Cellisten angesehen zu werden. Hätte man ihr die «Tournee» bewilligt, hätte sie einige Kontrollpunkte mit halboffiziellem Status passieren und aus Holland auf alliiertes Territorium entkommen können. Sie hatte versäumt, zuvor Carel van Leeuwen Boomkamp von ihrem Vorhaben in Kenntnis zu setzen, und dieser hielt ihre Nutzung des Familiennamens für Opportunismus. Der Cellist vergass jene entscheidenden Momente nie. Almas Reise-gesuch wurde natürlich abgelehnt.

Ab Mai 1942 verlangte man von den Juden Hollands, Belgiens und Frankreichs, einen Stern aus leuchtend gelbem Stoff mit der Aufschrift *Jood* oder *Juif* zu tragen. Jener war der linken Brustseite der Aussenbekleidung aufzu-nähen und zu allen Zeiten zu tragen. Typisch für Alma: Diesen Stern trug sie nicht – zumindest erinnern sich Leonard und ihre anderen Freunde nicht daran, dass sie jemals einen getragen hätte.

Aus Protest gegen die demütigende Judensternverordnung trugen viele nichtjüdische Holländer eine gelbe Blume im Knopfloch. Andere trugen, in Holland wie Belgien und Frankreich, selber kühn den Stern wie ein Ehren-abzeichen. Die Deutschen beeilten sich, solche Proteste im Keim zu erstik-ken, indem sie «Judenfreunde» einsperrten oder gar ins Konzentrationslager steckten.

Auch einige Deutsche schämten sich jener gelben Sterne, welche die Juden zu Parias abstempelten. Der Schriftsteller Ernst Jünger, der in jenem Som-mer zu Paris im deutschen Besatzungsheer diente, notierte sich seine Reak-tion in einem Tagebuch-Eintrag vom 7. Juni 1942:

In der Rue Royale begegnete ich zum ersten Mal in meinem Leben dem gelben Stern, getragen von drei jungen Mädchen, die Arm in Arm an mir vorbeikamen. Diese Abzeichen wurden gestern ausgegeben; übrigens mussten die Empfänger einen Punkt von ihrer Kleiderkarte dafür abliefern. Am Nachmittag sah ich den Stern dann häufiger. Ich halte

derartiges, auch innerhalb der persönlichen Geschichte, für ein Datum, das einschneidet. Auch bleibt ein solcher Anblick nicht ohne Rückwirkung – so genierte es mich sogleich, dass ich mich in Uniform befand.⁹

232
Kriegsrat

13. Kapitel

Ende Mai 1942 wurde dem Amsterdamer Judenrat untersagt, weitere Reise-genehmigungen auszustellen, und mit Almas Mobilität war es nun vorbei. Der Ratspräsident, im Glauben, die Alliierten würden bald einmarschieren, sagte, er gehe mit den Deutschen konform, denn «in höchstens zwei oder drei Monaten wird der Krieg vorbei sein.»

Dieser Glaube war weit verbreitet. Die Deutschen hatten ihren ersten schweren Rückschlag im Krieg mit Russland, im harten Winter 1941/42, erlitten, und Hitlers Armeen schienen nicht länger unbesiegbar zu sein. Im dritten Kriegsfrühjahr 1942 waren die Achsenmächte – einschliesslich deutscher, rumänischer, ungarischer, italienischer, slowakischer und spanischer Divisionen – in Kämpfe in der Sowjetunion, im Westen, in Nordafrika und auf offener See verwickelt. Manche bezweifelten, dass sie die militärische Stärke besäßen, sich über so verstreute Fronten zu behaupten. Da Roosevelt, Churchill und Stalin nunmehr in Opposition wider Hitler vereint waren, schwappten Wogen von Optimismus durch Holland, genährt von Rundfunk-sendungen der BBC und des Radio Oranje, die baldige Befreiung voraussag-ten. Die Deutschen selber bekräftigten solche Gerüchte, dass die Alliierten bald im Westen landen würden, indem sie gewaltige Küstenverteidigungs-anlagen bauten und fronterfahrene Truppen von der russischen Front an die Küste verlegten.

Im Mai 1942 rapportierte ein deutscher Offizier vor Oberst Lang, dem in Utrecht stationierten Feldkommandeur der Wehrmacht, dass man «im engli-schen Radio das Versprechen an die Holländer gehört habe, man werde sie gegen Ende des Monats befreien.» Bei diesen neu auf keimenden Hoffnungen auf Befreiung engagierten sich die Holländer in jeder Form von Alltagssabo-tage und -Verweigerung.¹⁰ In offiziellen Meldungen an seine Vorgesetzten hielt Oberst Lang fest, dass «Krankfeiern» der populärste holländische Sport geworden sei, da das holländische Volk jeder Tätigkeit aus dem Wege ging, die den Deutschen helfen könnte.¹¹ Ärzte gingen so weit, dass sie Patienten mit Medikamenten transportunfähig machten, so dass sie nicht nach Wester-bork oder Vught deportiert werden konnten.

Für die Juden Hollands waren dies alptraumhafte Tage. Freunde und Bekannte verschwanden plötzlich aus dem Gesichtskreis, und man hörte nie wieder von ihnen. Es war unmöglich, zu erfahren, ob sie untergetaucht, geflohen, zum Arbeitsdienst nach Deutschland verfrachtet oder verhaftet und «nach Osten geschickt» worden waren.

233 Eines Tages waren die Engers fort, ihre Wohnung im Erdgeschoss plötzlich verwaist. Ein Zettel, der an die Tür geheftet war, befahl den Bewohnern, sich in Westerbork zu melden. Die findigen Engers' waren vorbereitet: Sie hatten ein medizinisches Attest bekommen, das ihnen erlaubte, ein Krankenhaus aufzusuchen. Dieses war ein Umweg, ein Zwischenstop auf dem Weg in ein Versteck, in dem sie den Rest des Krieges verbrachten. Als Marije und Alma die Wohnung verlassen fanden, brachten sie einen Tag damit zu, Wertgegenstände zu sichern, die die Engers nicht hatten mitnehmen können, und zu lagern. Als dann die Deutschen vor der Tür standen, war nicht mehr viel übrig, das konfisziert werden konnte.

Kurt und Liselotte Röder hatten weniger Glück als die Engers, obwohl man ihnen vielfach Hilfe angeboten hatte, falls sie sich fürs Untertauchen entschieden. Sie unternahmen alles Menschenmögliche, ihr Baby nach Dänemark zu Liselottes Schwester zu bringen, Annemarie Selinko, die einen dänischen Diplomaten geheiratet hatte. Als sich dies als unmöglich erwies, optierten sie dafür, sich in Westerbork zu melden, wo sie darum ersuchten, als Familie nach Theresienstadt gebracht zu werden: Dort, so hatten sie gehört, hätten Familien eine Überlebenschance. In ihren Briefen erwähnte Alma die Röders zum letztenmal am 13. Juni 1942; es ist unwahrscheinlich, dass sie von deren Schicksal je erfuhr. Liselotte und das Baby wurden in Auschwitz vergast. Kurt flüchtete, wie es heisst, für kurze Zeit aus dem Lager, wurde in Budapest gefasst und starb in einer Erdbunkerzelle einen langsamen, qualvollen Tod.¹²

Mitte Juni 1942 schenkte Johannes Röntgen Alma eine handschriftliche Kopie seiner Violinsonate, die sie mit ihm, seit ihrem ersten gemeinsamen Engagement knapp ein Jahr zuvor, vierzehnmal gespielt hatte. Sie sollten nur noch ein Mal die Gelegenheit bekommen, miteinander zu musizieren: auf einer Probe im September, als Röntgen zu einem Besuch bei Alma in das Haus der Staerckes kam.

In London hatte das Rosé-Quartett weiterhin regelmässig Auftritte, einschliesslich eines Konzerts in der Wigmore Hall zur Hundertjahrfeier der Wiener Philharmoniker

am 11. Juni 1942. Arnold spielte mit gewohnter Überschwenglichkeit; die Zuhörer konnten nicht ahnen, welche Sorgen auf ihm lasteten.

Arnold berichtete seinem Sohn am 7. Juli 1942: «Kokoschka hat mir nach dem Konzert am 11. June statt frischer Blumen ein entzückendes Blatt von seiner Hand mit Blumen in einer Vase gewidmet. [Bin] ganz begeistert, die Widmung: dem Geiger Gottes!» Die Freundschaft und Sympathie, die der Maler damit zum Ausdruck brachte, freuten und rührten ihn.

Am 22. Juni 1942 verkündete in Berlin Adolf Eichmann, Leiter des «Judenamts» der Gestapo, seine Pläne für Holland. 40'000 Juden sollten nach Osten geschickt werden, zum «Arbeitsdienst», wie es euphemistisch hiess. Deportationen via Durchgangslager Westerbork und Vught begannen im Juli. Die «Schonfrist» sei vorbei, schrieb Wehrmachtsoberst Lang.

Im Juni 1942 bekamen die Staerckes ihr Baby: ein Mädchen. Marije und Paul beschlossen, sie Jessamin zu nennen. Als sie zum Standesamt gingen, um die Geburt registrieren zu lassen, wurde ihnen beschieden, der Name könne nicht verwendet werden; er stehe nicht auf der Liste der von den Deutschen zugelassenen Namen. Das Baby wurde dann umgetauft auf den Namen Hermeline. Alma nahm an der Freude ihrer Gastgeber über die Geburt und an ihrem Zorn über die erzwungene Namensänderung teil. Marije, die diese Gefühlstiefe rührte, sagte Jahre später: «Ich erinnere mich an Almas Bewunderung für das Baby und an mein Mitgefühl für sie. Sie hatte die Art Leben, in der für ein Kind kein Platz war, und litt ständig an der Tatsache, dass sie kein eigenes Kind hatte. Ich erinnere mich: Daran dachte ich damals. Sie drückte das nicht in Worten aus, aber ich fühlte es.»

Im Laufe des Sommers 1942 verbrachte Alma eine geraume Zeit bei Marie Anne Tellegen auf dem Lande und machte nur gelegentlich Musik mit ihren Freunden. Am 21. Juli schrieb sie an Anny Kux Poláková in Bratislava, Mady Meth und sie hätten im Mai Madys Geburtstag gefeiert. Deren Mutter sei gestorben und Mady lebe jetzt allein. «Einsamkeit ist doch eines der ärgsten Dinge im Leben», schloss Alma.

Die BBC brachte eine Reportage, nach der sich Váša Prihoda in Prag wegen seiner Verfolgung durch die Gestapo das Leben genommen habe. Am nächsten Morgen stürmten deutsche Polizisten sein Zimmer und fotografierten ihn noch im Pyjama, wie er einen Kalender hielt und zum Beweis

dafür, dass er noch am Leben sei, auf das aktuelle Datum wies. Für die Deutschen war es eine Chance, die BBC, der weithin vertraut wurde, zu diskreditieren. Der Radiobericht von Pflhodas Ableben veranlasste Dory Hetherington, Alfred zu schreiben: «Alma wird traurig sein.»

Am 9. Juli 1942 bekam Alfred via Rotes Kreuz von Alma einige Zeilen, die nichts von ihrer misslichen Lage verrieten. Am Tag, da die Nachricht eintraf, gab das Jüdische Symphonieorchester, in dem viele Musiker spielten, die Alma gut kannte, sein 25. und letztes Konzert; eine Woche später wurde es deportiert. Systematisch begannen die Nazis, im Ausland geborene Juden zu deportieren, bevor sie zur Deportation holländischer Juden übergingen.

Im Hinblick auf ihre «Lösung der Judenfrage» behandelten die Deutschen Frankreich, Belgien und Holland unterschiedslos. Am 14. Juli 1942 wurden alle zwischen 1902 und 1925 geborenen Juden für arbeitsdiensttauglich erklärt. Vom folgenden Tag an durften Juden nicht mehr telefonieren. In Frankreich verlangte Adolf Eichmann, die Deportationen aus Paris (drei pro Woche) zu erhöhen, um das Land so rasch wie möglich «judenrein» zu machen. In einer Massenrazzia in Paris wurden 13'000 Juden gefangengenommen, eingekesselt und ins Vélodrome d'Hiver gepfercht.

Schon am 21. Juli schien Alma einen Fluchtplan gehabt zu haben. Ohne irgendwelche Einzelheiten zu verraten, schrieb sie an Anny:

Bin sehr froh, denn wenn ich endlich wieder mit Vati beisammen sein werde, kann ich dann gut für ihn sorgen. [...] Ich kenne ja sehr viel Menschen hier, die auch sehr lieb zu mir sind – aber man gehört nicht zusammen. Aber mit meiner Geige – da gehöre ich zusammen – ich glaube, all die schweren Zeiten haben dem Spiel gut getan.¹³

Am 2. August 1942 trug Alma erneut «Hollandse Schouwburg» in ihr Notizbuch ein.

Bis 8. September folgten keine weiteren Einträge.

An jenem Augusttag begannen die Deutschen mit dem Zusammentreiben von Juden, die katholisch getauft waren, während sie die protestantisch getauften noch für eine Weile ungeschoren liessen. Die katholische Kirche hatte es ihren Priestern frei anheimgestellt, einen (de facto von der protestantischen Synode formulierten) Protestbrief gegen die Deportation getaufter Juden von der Kanzel zu verlesen; viele Pfarrer waren dafür gewesen und hatten ihn verlesen. Im Gegensatz hierzu hatte die protestantische Hierarchie sich auf einen Handel ein-

gelassen, den die Deutschen anboten: Protestantische Juden würden nicht festgenommen und deportiert werden, wenn ihre Pastoren bereit wären, den Protestbrief zu verschweigen.¹⁴

An diesem 2. August war Alma allein zu Hause; die Staerckes weilten in den Ferien. Uniformierte Polizei stürmte herein, verhaftete sie und brachte sie nach Amsterdam ins Hollandse Schouwburg.

Auf das Schauspiel, das in dem einstigen Theater auf sie wartete, war Alma nicht vorbereitet. Manche Gefangene und ihre Familien wurden schon seit Wochen im Schouwburg festgehalten, wo sie um ihre Freilassung ersuchten oder auf den Augenblick warteten, wo man sie in Züge pferchen würde, die sie in «Arbeitslager» im Osten bringen sollten. Gewöhnlich hiess der Endbahnhof Auschwitz. Tagsüber wurden im Auditorium Stühle aufgestellt: in Reihen gegenüber, mit einem Durchgang in der Mitte zur Bühne; am Abend wurden die Stühle weggeräumt und Strohmattzen auf den Boden geworfen. Die Gefangenen im Schouwburg waren gänzlich unvorbereitet inhaftiert worden, und an Hygiene und Schlaf war kaum zu denken. Kinder schrien Tag und Nacht, und die verängstigte Menge, von Nazi-Wärtern verhöhnt, irrte ziellos umher. So viele Häftlinge wurden in den Selbstmord getrieben, dass am 5. August ein Erlass im Amsterdamer Polizeihauptquartier die regelmässige Aufstellung von Listen jüdischer Suizide anordnete.¹⁵

In dieses Chaos geworfen, insistierte Alma darauf, dass sie in einer Mischung lebe, aber ihre Proteste stiessen auf taube Ohren. Nach etlichen ver-zweifelten Stunden gelang es ihr schliesslich, die Staerckes und Marie Anne Tellegen zu benachrichtigen, die ihr sofort zu Hilfe eilten. Die einflussreiche Tellegen wandte sich an die deutsche Kommandospitze, um sich für Almas Freilassung einzusetzen. Gleichzeitig machten die Staerckes Connie van Leeuwen Boomkamp ausfindig und alarmierten ihn, er solle sich mit Papieren, die den Stammbaum der van Leeuwen Boomkamp dokumentierten, und mit der Urkunde seiner Verehelichung mit Alma bereithalten. Die vereinten Bemühungen hatten Erfolg, und vor Einbruch der Nacht wurde Alma freigelassen.

Leonard Jongkees hielt sich zwar meist in Zwolle auf, war aber in Utrecht, als Alma aus dem Hollandse Schouwburg heimkehrte. Von den Nachrichten ihrer Verhaftung alarmiert, war er zum Haus der Staerckes geeilt, wo er Alma in ihrem Zimmer im dritten Stock trostlos und verlassen fand. Die Er-

fahrung hatte sie nervlich völlig zerrüttet. Er strich ihr übers Haar und versuchte sie zu trösten, während sie zur gleichen Zeit weinte und lachte.

Leonard erinnert sich: «Alma war der Hysterie nahe. Sie hatte zum erstenmal ihrem eigenen Tod ins Auge geblickt. Ich blieb bei ihr, stundenlang. Sie hatte noch nie so geweint wie an diesem Tag. Wie ein Ertrinkender hatte sie ihr ganzes Leben in einem Augenblick an sich vorüberziehen sehen. Sie redete stundenlang.»

Für Leonard klangen diese panisch-deliranten Worte wie ein «Nachruf auf sich selbst». Endlich sagte Alma: «Ich bin so müde. Ich leg mich jetzt besser schlafen», und fragte ihn, ob sie ihn in ihrem Testament bedenken dürfe.

Der 6. August 1942 war ein Pogrom-Tag, an dem 2'000 Juden unter Anwendung brutaler Gewalt festgenommen wurden, weil sich zu wenige zum Transport in die Arbeitslager gemeldet hatten und die Züge Richtung Osten voll sein mussten. Am folgenden Tag ermahnte das Untergrundblatt *De Waarheid* die holländische Polizei kühn: «Denk an deine menschliche und persönliche Schuldigkeit – verhafte keine Juden! Tu nur zum Schein so, als führtest du die Befehle gegen sie aus! Lass sie entkommen und tauch unter! Denk daran, dass alle, jeder Mann, jede Frau, jedes Kind, die du festnimmst, getötet werden und Du ihr Mörder bist!»¹⁶

Am 7. August 1942 schrieb Alma in ihrer Verzweiflung einen Abschiedsbrief an Carl Fleisch, der, seit März geschützt durch seinen Status als «Blauer Ritter», noch in Holland war:

Es gibt keinen anderen Weg, von Ihnen Abschied zu nehmen – damit wissen Sie auch alles! Ich gehe – versuche in die Freiheit zu kommen – sonst gehe ich zugrunde. – In diesem Moment möchte ich Ihnen noch einmal sagen – ich weiss, dass nur Sie es möglich machten, dass mein Vater in einem freien Land jetzt lebt – mehr kann kein Mensch auf der Welt für mich tun, und das haben Sie getan, und die Gefühle, die ich für Sie habe, kann ich nicht niederschreiben – die müssen Sie wissen. – Werde ich Sie im Leben Wiedersehen? Gott schütze Sie beide – Seien Sie im Geiste umarmt.

Alma

Nach der Krise von Almas Festnahme schrieben sich Leonard und Alma fast täglich. Leonard drängte sie, auf ihre Stärke und Courage zu bauen, und unterschrieb seine Briefe mit «T à T» («tout à toi»: ganz der Deine).

Am 18. August 1942 reichte Alma direkt im Amt des Reichskommissars Arthur Seyss-Inquart in Den Haag einen Antrag ein, in dem sie ersuchte, für den Rest des Krieges in Holland bleiben zu dürfen, so dass sie ihren Vater wiedersehen könne, wenn der Friede wiederhergestellt sei. Sie hoffte, der Name Rosé möchte bei dem musikliebenden Nazi aus Böhmen vielleicht auf einen Rest Wohlwollen stossen. Die Antwort von Kulturamtsleiter Dr. Berg-feld bestand aus einem Formular, das um Auskunft über ihre zwei Ehen und Kriegsrat und deren Status bat und fragte, ob aus einer der Ehen Kinder hervorgegangen seien.

238

14. Kapitel

Noch ein weiterer Brief, mit dem Alma sich zu retten suchte, wurde wahrscheinlich im Büro von Marie Anne Tellegen aufgesetzt, die in eine Kampagne zu Almas Protektion eingespannt war. Alma trachtete für sich eine Ausnahme von der Inhaftierung katholischer Juden zu erwirken:

Heute, am 24. September 1942, ist von mir im Secretariat (Abteilung 2) von Utrecht eine «Erklärung zur Feststellung einer gemischten Ehe» eingereicht worden. Gemäss der Anweisung des beteiligten Beamten ist auf dieser Erklärung als mein Glaube r. k. eingetragen, da dies auch auf meiner Anmeldebescheinigung so vermerkt ist. Ich habe jedoch nur eine kurze Zeit lang der r. k. Kirche angehört und diese bereits vor einigen Jahren verlassen. Bei meiner Geburt wurde ich evangelisch getauft, wie Sie bitte dem in Kopie beigefügten Taufschein entnehmen. In diesem Zusammenhang möchte ich Sie bitten, auf der eingereichten Erklärung «r. k.» in «ev. luth.» abzuändern und die 2. Abteilung des Secretariats zu Utrecht zu ermächtigen, meine Anmeldebescheinigung in Übereinstimmung hiermit abzuändern.¹⁷

Im September 1942 wurden jüdische Partner von kinderlosen Mischehen für die Deportation vorgemerkt. Diese jüdischen Ehepartner konnten der neuen Verordnung nur durch eine Sterilisierung entgehen, aus der sie als «rassisch harmlos» hervorgingen. Die Verordnung führte zu einem illegalen Handel mit Sterilisationsbescheinigungen, aber Alma suchte in solchen Manövern nicht ihr Heil.

In seinen Wehrmachtsmeldungen berichtete Lang über wachsenden Unmut unter den Holländern gegen die deutsche Behandlung der Juden, gegen Geiselfestnahmen und -erschliessungen und die Beschlagnahme von 50'000 Fahrrädern. Zu seinen umfangreichen Berichten zählt auch eine Meldung über einen Vorfall in Bergen op Zoom, wo eine

grössere Zahl nichtjüdischer Holländer aus Mitgefühl mit jüdischen Nachbarn, die in Westerbork sich zu melden gezwungen wurden, diese zum Bahnhof begleitet hatten mit Tränen und unverhohlener Trauer. Eine weitere Meldung klagte darüber, dass man holländische Kinder ansporne, mit jüdischen Kindern zu spielen, um auf diese Weise «offene Sympathie» für die Juden zu zeigen.

Die antideutsche Stimmung erreichte ihren Höhepunkt im August 1942, als die Hoffnungen auf Befreiung sich mit dem Scheitern der alliierten Landung bei Dieppe an der Kanalküste zerschlugen. Der katastrophale Ausgang dieses alliierten Versuches, auf dem Kontinent Fuss zu fassen, traf die Holländer «wie eine kalte Dusche», berichtete Oberst Lang. Zudem wurde der Kampfgeist der Holländer von der Aussicht auf einen kalten Winter mit Brennstoffknappheit und geringen Lebensmittelvorräten gedämpft.

Mitte September sandte Alma eine 24-Wort-Message via Rotes Kreuz an Alfred (das Maximum betrug 25 Wörter). Auf's neue fragte sie, ob sein *Trip-tychon* schon aufgeführt worden sei, und beschwor ihn, ihr jeden Monat zu schreiben.

Am 14. Oktober 1942 erhielt Alma eine Aufforderung, komplett mit Reisegenehmigung, zwei Tage später bei der «Zentralstelle für Jüdische Auswanderung» in Amsterdam vorzusprechen. Sie solle alle ihre Unterlagen und die ihres Ehemannes mitbringen. Ein knapper Eintrag in ihrem Notizbuch – die zwei Wörter «Marie Anne» – lässt vermuten, dass Frau Tellegen sie erneut vor der Verhaftung bewahrte, denn die Reisegenehmigung wurde nie benutzt und blieb bei Almas Papieren.

Zu dieser Zeit mussten die holländischen Juden von 8 Uhr abends bis 6 Uhr früh zu Hause bleiben und durften nicht vor 15 Uhr einkaufen gehen, wenn die knappen Waren in den Läden oft schon ausverkauft waren.

Razzien wurden immer häufiger. Die dreizehnjährige Anne Frank notierte am 9. Oktober '42 in ihrem Amsterdamer Versteck in ihr Tagebuch:

Unsere jüdischen Bekannten werden gleich gruppenweise festgenommen. Die Gestapo geht nicht im Geringsten zart mit diesen Menschen um. Sie werden in Viehwagen nach Westerbork gebracht, dem grossen Judenlager in Drente. Miep hat von jemandem erzählt, der aus Westerbork geflohen ist. Es muss dort schrecklich sein. Die Menschen bekommen fast nichts zu essen, geschweige denn zu trinken. Sie haben nur eine Stunde pro Tag

Wasser und ein Klo und ein Waschbecken für ein paar tausend Menschen. Schlafen tun sie alle durcheinander, Männer, Frauen, die letzteren und Kinder bekommen oft die Haare abgeschoren. Fliehen ist fast unmöglich. Die Menschen sind gebrandmarkt durch ihre kahl geschorenen Köpfe und viele auch durch ihr jüdisches Aussehen.

Wenn es in Holland schon so schlimm ist, wie muss es dann erst in Polen sein? Wir nehmen an, dass die meisten Menschen ermordet werden. Der englische Sender spricht von Vergasungen, vielleicht ist das noch die schnellste Methode zu sterben.

Ich bin völlig durcheinander. Miep erzählt all diese Greuelgeschichten so ergreifend und ist selbst ganz aufgeregt dabei.¹⁸

Am 20. November machte die junge Anne diesen Eintrag:

Es ist wirklich wie bei den Sklavenjagden, die es früher gab. Aber es ist kein Witz, dafür ist es viel zu dramatisch. Ich sehe abends oft die Reihen guter, unschuldiger Menschen vor mir, mit weinenden Kindern! Immer nur laufen zu müssen, kommandiert von ein paar Kerlen, geschlagen und gepeinigt, bis sie fast zusammenbrechen. Niemand wird geschont. Alte, Kinder, Babys, schwangere Frauen, Kranke ... alles, alles geht mit in dem Zug zum Tod.¹⁹

Almas Notizbuch enthält nur mehr wenige Einträge nach ihrer grauenerregenden Erfahrung im Schouwburg: flüchtige Notizen von ihrer letzten Probe mit Röntgen im September und zwei Sitzungen mit dem Quartett; ein anderer Eintrag lautet lediglich «Brahms». Im November trug sie einen Besuch über Nacht bei Familie Jongkees in Zwolle ein, wobei sie sich auf derselben Seite sorgfältig Marie Annes Telefonnummer aufschrieb für den Fall, dass sie unterwegs Hilfe bräuchte.

Anny Kux sandte Alma beste Wünsche zu ihrem 36. Geburtstag und fügte hinzu, sie versuche, eine Einladung an Alma für einen Auftritt in der Tschechoslowakei zu organisieren.²⁰ Solche Einladung müsse sich als nutzlos erweisen, antwortete Alma in einem Brief vom 7. November 1942, da sie nie eine Ausreisegenehmigung bekommen werde:

Meine Liebste Anny – Innigsten Dank für alle lieben Geburtstagswünsche – ich habe mich so gefreut, dass Du daran gedacht hast. Liebe – sei nicht traurig, wenn Du nichts von mir hörst. Gewöhnlich geht es da nicht zum Besten. Alfis Schwester war im August weg – sie

hatte einen Schock, von dem sie sich lange nicht erholen konnte. [...] Von Vati hatte ich gestern einen Rotekreuzbrief – alles ist da gut gottlob! [...] Ich kann das Alleinleben kaum mehr ertragen, Annie [sic] – ich war doch früher nie allein – ich habe immer dieses umsorgte Zuhause gehabt. Und jetzt schon 3 Jahre – immer allein! Wird das nie zu Ende sein? – Du, bitte schreibe mir doch regelmässig alle 14 Tage – ich werde es auch tun. – Ich spiele jetzt oft Kammermusik – möchte, wenn ich's erlebe, doch später Vatis Quartett weiterführen. Ich habe mich wieder (scheinbar immer 3 Jahre nach einer argen Trennung) rettungslos verliebt – er ist Arzt – 30 Jahre und geht Ende November in eine andere Stadt – ist das nicht Pech? Aber vielleicht besser so – ich könnte doch unmöglich auf die Dauer hier leben – wenigstens rede ich's mir ein. Aber die Einsamkeit ist auch unerträglich – wenn Du den Brief vorliest, lass den Schluss bitte aus. Euch allen alles, alles Liebe – Dir und Deiner Mutti einen innigen Kuss
Alma

Am 24. November 1942 setzte Alma ihr Testament auf. Kurz und bündig schrieb sie:

Ich widerrufe alle letztwilligen Verfügungen, welche vorher durch mich, in welcher Form auch immer, getroffen wurden oder nicht zurückgewiesen wurden.

Ich bestimme, dass mein Ehegatte nicht der Erbe meiner Hinterlassenschaft wird.

Weiterhin benenne ich zur Organisatorin oder zum Organisator meiner Beerdigung, zur Ordnerin oder zum Ordner meiner Besitztümer [hiermit ist das Inventar, Mobiliar etc. gemeint] und meines Nachlasses [bezieht sich eher auf den künstlerischen Nachlass] und zur Vollstreckerin oder zum Vollstrecker meines letzten Willens mit allen gesetzlich festgelegten Rechten und Vollmachten, insbesondere mit dem Recht zur Inbesitznahme meines Nachlasses während der durch das Gesetz festgelegten Zeit, Fräulein Meester [«der Rechte», Volljurist] Marie Anne Tellegen zu Utrecht und bei ihrem Tod oder ihrer Abwesenheit/mangelndem Interesse Herrn Doktor Leonard Barend Willem Jongkees zu Zwolle.²¹

15. Flucht

Als neues Beispiel und als neue Opfer der unerbittlichen sittlichen Gesetze werden wir an dem zugrundegehen, worin wir zu leben glaubten. CHARLES BAUDELAIRE¹

Viele derjenigen, die hinterher immer klüger sind, hielten Almas Entscheidung, im November 1939 England zu verlassen, um nach Holland zu gehen, für töricht und halsstarrig. Jetzt bekniete ein ganzer Chor von Holländern Alma, sie solle untertauchen, und begegnete der gleichen Unbeugsamkeit. Trotz gegenteiligen klugen Rates und vieler Beherbergungsangebote seitens holländischer Freunde beschloss Alma, das Wagnis der Flucht auf sich zu nehmen.

243

Marie Anne Tellegen beschrieb Almas Erwägungen:

Ich habe nie verstanden, warum sie nicht versucht hat, Holland zwischen dem 10. und 14. Mai 1940 zu verlassen wie so viele aus Scheveningen. Als ich sie fragte, warum nicht, sagte sie, Freunde hätten ihr abgeraten. [...] Es war Herbst [1942], als ihr Fluchtplan reifte. Zunächst versuchten wir sie mit aller Kraft zu überzeugen, den Plan fallenzulassen, und rieten ihr, unterzutauchen wie so viele, wenn sie sich nicht mehr sicher fühlten. Tausende von Menschen mussten ja damals «onderduiken» «untertauchen» [sic]. Aber sie weigerte sich immer. Sie sagte, sie könne den Stress nicht ertragen, im Verborgenen zu leben unter ständiger Drohung, entdeckt zu werden. Vielleicht hatte sie recht. Viele, viele Leute, die es versuchten, wurden entdeckt und nach Deutschland gebracht. Es war eine sehr harte Zeit. Wir redeten und redeten, und schliesslich traf sie ihre Entscheidung.²

Alma wollte nicht, dass ihre holländischen Freunde ihretwegen Risiken eingingen. Den Staerckes und anderen, die Hilfe anboten, sagte sie, sie könne nicht mit dem Risiko leben, dass ihr Handeln jene in Gefahr brächte. Sollten die Nazis sie, Alma, erneut bei den Staerckes suchen, könnte womöglich gar Hermeline, das Baby, das sie vergötterte, weggebracht werden. Ausserdem sei ihre Identität untrennbar mit ihrer Musik verwoben. Sie habe das Gefühl, dass sie, eingeschlossen in einem Versteck, ohne diese nicht mehr existieren würde.

Marije Staercke, zu jener Zeit mit Alma «verkettet», die nun schon seit 19 Monaten in ih-

rem Haus lebte, schrieb vier Jahre später an Alfred: «Sie hatte ausserdem schreckliche Furcht, ihr Temperament würde ihr nicht erlauben, in den Untergrund zu gehen; sie könne mit unberechenbaren Fremden, mit denen sie hausen müsste, nicht auskommen. Gleichzeitig fürchtete sie sich davor, in einem Raum allein auf sich gestellt zu sein.» Diese Ängste waren stärker als die Furcht davor, auf offener Strasse erwischt zu werden. Marije, die Alma besser verstand als alle anderen, musste beipflichten, dass für ihre Freundin, die sich mit Anonymität nicht bescheiden konnte, Flucht der beste Ausweg wäre.

Auch sehnte sich Alma danach, ihren Vater wiederzusehen. Kommenden Oktober würde er 80 werden, und sie beabsichtigte, seinen Geburtstag an seiner Seite zu feiern. Sie wollte Arnold den Feinschliff zeigen, den die Not ihrem Talent verliehen hatte, und in seinen letzten Jahren für ihn sorgen. Im Versteck, so wusste sie, würde sie ihre nagende Besorgnis nicht stillen können.

Am 15. Oktober 1942 erhielt Alma die Aufforderung, sich in Westerbork zu melden. Die Nazis in Utrecht – sowohl die deutschen wie die holländischen – wussten, wer sie war und wo sie wohnte. Ihre Ehe mit einem stadtbekanntem Exzentriker war kein Geheimnis. Bei der Umsetzung ihrer Pläne war nun keine Zeit mehr zu verlieren.

Durch Marie Anne Tellegen mit ihren Kontakten zu offiziellen Stellen wusste Alma um das Risiko, das sie einging. Tellegen war mit Sicherheit darüber im Bilde, dass nur einer kleinen Anzahl derjenigen, die aus Westerbork und Vught zur «Umsiedlung» nach Osten transportiert wurden, die versprochene «Arbeit» gegeben wurde. Zu viele Todesbenachrichtigungen waren aus den Lagern im Osten gekommen, die von «Herzinfarkt» oder «Lungenentzündung» sprachen.

Alma, Tellegen und Almas weitere holländische Freunde erwogen ihre Alternativen. Zwei Fluchtrouten gab es aus Holland: Die eine führte durch Frankreich nach Spanien, die andere in die Schweiz; doch die «Spanische Strasse» sei «aufgeflogen», hiess es, und nur die «Schweizer Strasse» bliebe sicher. Da Alma zahlreiche musikalische Kontakte in der Schweiz hatte, war die Nordroute auf jeden Fall vorzuziehen.

Auch die politische Lage sprach für den Weg in die Schweiz. Britische und amerikanische Truppen unter dem Kommando General Dwight D. Eisen-

hovers landeten am 8. November 1942 an der Küste Marokkos und Algeriens, um den Alliierten den Mittelmeerraum zu sichern. Dies war einer der Wendepunkte des Krieges. Obwohl Pétain prompt die diplomatischen Beziehungen zu den USA abbrach, misstraute Hitler der Bereitschaft der Vichy-Regierung, auf Seiten der Achsenmächte zu kämpfen. Unter Verletzung der Waffenstillstandsvereinbarungen gab Hitler den Befehl, im unbesetzten Frankreich einzumarschieren, und am 11. November 1942 überquerten die Deutschen die Linie, die das Land seit 1940 geteilt hatte. Unter diesen Umständen argumentierten Tellegen und Almas andere Freunde, dass die Deutschen im südlichen Frankreich – zumal im Vorweihnachtsmonat – so beschäftigt sein würden, dass ihre Wachsamkeit entlang der Route in die Schweiz womöglich geschwächt sei.

Nach aussen bewahrte Alma Ruhe; nur Marije Staercke und Marie Anne Tellegen wussten um das Mass ihrer fieberhaften Vorbereitungen. Sie nahm sich Zeit, ihre Angelegenheiten ins reine zu bringen, indem sie z.B. Henk Viskers in Eindhoven schrieb, er könne ein Buch behalten, das sie ihm geliehen, und Freunden und Verwandten Weihnachtsbriefe schrieb, die «Auf Wiedersehen» sagten: was sowohl als Weihnachtsgrussformel wie als hoffnungsvolles Lebewohl gelesen werden konnte. Sie sandte Abschiedsgrüsse an Familie Bakker und an Mady Meth. An ihren Vater schickte sie eine Rot-Kreuz-Botschaft, in der es nur hiess: «All is well.»

An einem ihrer letzten gemeinsamen Abende sprach Paul Staercke mit Alma und Marije noch einmal über Almas Dilemma. Bestehe sie auf ihrem Fluchtversuch, sagte er, müsse sie sich auf jede Eventualität gefasst machen. Falsche Ausweispapiere könnten sie in grösste Gefahr bringen. Die Gefahren von Verrat, Gefangennahme, sogar Folter seien real. Mit diesen einleitenden Worten zog er ein Überraschungsgeschenk hervor – eine Blausäure-Giftkapsel, die er im Hospital in Auftrag gegeben hatte –, und Marije setzte sie der Hülse eines Lippenstifts ein. Staercke versicherte Alma, der Inhalt der Kapsel führe binnen 15 Sekunden zum sicheren Tod.

Alma nahm die Kapsel entgegen, ohne mit der Wimper zu zucken. Marije sagte 40 Jahre später: «Sie war so entschlossen, dass kein Zweifel daran bestand: Alma hätte das Gift genommen, wenn die Umstände es verlangten.»

Der 14. Dezember 1942, ein Montag, war Almas Abreisetag. Am Vorabend ihrer Abfahrt sandte sie Arnold eine letzte Rot-Kreuz-Nachricht mit der verschlüsselten, gleich-

wohl beruhigenden Botschaft: «Justines Tochter hat geheiratet.» Ein bewegendes Lebewohl sagte sie Leonard, der sie angefleht hatte, unterzutauchen. Zum letzten Mal nahm sie ihre Violine in die Hand, die ihr Trösterin und Ernährerin gewesen; anvertrauen konnte sie sie nur jemandem, den sie liebte und auf den Verlass war. So überreichte sie Leonard ihre Guadagnini, mit einer Postkarte, auf der sie, die Geige in den Händen, abgebildet war; auf der Rückseite mit den handgeschriebenen Worten: «Darf nicht verlorengehen.»

An diesem dunklen Dezembermorgen schlich sich Alma aus dem Haus: zu einem Treffen mit einem Mann, dem sie noch nie begegnet war. Die Staerckes sollten sie nie wiedersehen. An jenem Morgen fanden sie auf einem Tisch in ihrem Zimmer im dritten Stock ein Blatt Papier, beschrieben mit Almas fester, resoluter Schrift: «Ich danke Euch/Meine Lieben – /was haben wir zusammen/erlebt – das vergisst man nie/dadurch auch nicht/ Eure Alma /1941-1942 / August-Dezember.»

Bis auf ein Photo von Alma, das Marije über die Jahre aufbewahrte, war dieses Blatt der einzige Beleg für Almas Aufenthalt in ihrem Haus. Um die Staerckes nicht zu belasten, hatte sie nie mit ihnen über die Einzelheiten ihres Fluchtplans gesprochen; ihre restlichen Besitzstücke, darunter ihren Pass, Hauskonzert-Programme und ihr Notizbuch, hinterlegte sie bei M.A. Tellegen. In den Akten des Amsterdamer Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie bündeln sich jene zu einem bewegenden Andenken an Alma. Aus dem abschliessenden Eintrag im Notizbuch sprechen gleicherweise Erleichterung wie Resignation: «Die längste Zeit ist vorbei.»

Auf die letzte Seite schrieb Alma ihren Ehenamen und den Namen ihres Gatten, Constant August van Leeuwen Boomkamp: eine der wenigen privaten Angaben im Tagebuch. Selbst die Staerckes wussten nicht mehr, an welchem Tag genau sie das Haus verliess.

Die Einzelheiten von Almas Flucht lassen sich womöglich nie ganz verifizieren. Mindestens vier Versionen sind ans Licht gekommen, einschliesslich der mit Vorbehalten geäusserten Erinnerungen jenes jungen Mannes, der Alma auf der Fahrt begleitete, der Berichte, die via Marie Tellegen Almas Freunde in Holland erreichten, und der sich eng auf jene stützenden Berichte, die nach dem Krieg an Almas Verwandte gelangten.

Almas Gefährte an jenem Dezembermorgen war ein junger holländischer Jude. Da er seinen wirklichen Namen nicht nennen möchte, heisst er im folgenden «Martin». Viele Jahrzehnte hatte er versucht, das Trauma seiner Flucht mit Alma zu vergessen, und er erinnerte sich nur mehr an Fragmente dieser kritischen Phase seines Lebens.

Sowohl Alma wie Martin waren seit Monaten Flüchtlinge im Wartestand gewesen, von deren Geistesgegenwart es abhing, ob sie den deutschen und holländischen Nazis entkamen. Beider Fluchtweg war von M. Tellegen vorbereitet worden, und die Dringlichkeit ihrer Lage gehörte zu dem wenigen, was sie gemein hatten.

Seit 1941 war Martin im Besitz falscher Ausweise gewesen, um der Verschickung in ein deutsches Arbeitslager zu entgehen. Er arbeitete in Amsterdam in einem sicheren Haus (dem früheren Wohnsitz Antonia Boelens, der Freundin Theo Bakkers), einem Haus, in dem viele abgeschossene Piloten der Alliierten Herberge fanden und der Festnahme entgingen.³ Als er erfuhr, dass ein Händler sich anschickte, ihn zu denunzieren, suchte er zu fliehen. Wie er schrieb, «war mein erster Fluchtversuch natürlich noch ohne Frau vLB. Tatsächlich machte ich's allein, von den Leuten abgesehen, die mir beim Grenzübertritt halfen. Davor, dass diese ‚Flucht-Kette‘ infiltriert sei, wurde ich in Lille, in Nordfrankreich, gewarnt. Ich schaffte es nach Holland zurück. Mein zweiter Versuch, zusammen mit Frau vLB, fand einen oder zwei Monate später statt.»⁴

Beim zweiten Mal war Martin doppelt vorsichtig, doch die von Tellegen getroffenen Arrangements flössten ihm neues Vertrauen ein.

An jenem frühen Dezembermorgen begegneten sich Martin und Alma in Breda als Fremde. Der zurückhaltende Martin sagte nicht, wie sie einander erkannten. Keiner von ihnen trug den Judenstern, und die Papiere, die ihnen eine neue Identität gaben, waren nicht mit dem Buchstaben «J» gestempelt. Beide hatten, nach Vorschrift Tellegens, eine grosse Summe Geld bei sich. Martin: «Ich war 23. Ich interessierte mich nicht für meine Reisegefährtin. Ich wollte entkommen, weil ich Jude war. Jude bin. Ich war in dem Alter, in dem Leute nach Deutschland geschickt wurden.»

Es war ratsam, nicht zu vertraulich zu sein und sich so unauffällig wie möglich zu verhalten. Je weniger die beiden voneinander wussten, desto besser. Ergriffe man sie, wären sie auf sich gestellt und könnten einander nicht einmal unter Folter verraten.

«Small talk» gab es nicht. Martin wusste weder, dass Alma Musikerin war, noch, dass sie aus Wien kam. «Ich glaube, Madame van Leeuwen Boomkamp sprach ein kleines bisschen Holländisch», erinnerte sich Martin. «Nein, Deutsch sprach ich bestimmt nicht mit ihr. Auch Französisch bestimmt nicht.» (Er fügte hinzu, er habe Französisch erst gelernt, als es nötig wurde, d.h., als er für den Rest des Krieges in Frankreich interniert wurde.)

Es gab eine Anzahl von Fluchtrouten in die Schweiz. An jedem Verbindungspunkt erhielten Alma und Martin neue Instruktionen mit Anweisungen für das Treffen mit den nächsten Kontaktpersonen. Während sie nur ihr Endziel kannten (also die Schweiz), kannten sie zu keiner Zeit ihren genauen Reiseweg. Dies war eine weitere lebensnotwendige Vorsichtsmaßnahme: Falls man sie ergriffe und verhörte, würden sie nur ein Teilstück des Resistance-Netzwerks preisgeben können.

In Breda nahmen Martin und Alma einen Bus bis zu einem Punkt unweit der belgisch-holländischen Grenze, von wo sie zum Haus eines professionellen Schmugglers gingen, der sie über die Grenze bringen sollte. Solche Schmuggler, vertraut mit der Routine der Grenzwächter und Patrouillengänger, liessen sich anheuern; Flüchtlinge zahlten bar auf die Hand. Martin erinnerte sich der ersten Nacht an der belgischen Grenze, als Alma und er ihre erste Panne erlebten. Der Schmuggler sagte ihnen auf flämisches, es sei in dieser Nacht zu gefährlich, die Grenze zu überschreiten, und riet ihnen, bei ihm und seiner Frau in ihrer Hütte zu übernachten. Da gab es nur ein einziges Bett, das der Schmuggler und seine Frau Martin und Alma anboten. Martin sagte, Alma habe sich geweigert, das Bett mit ihm zu teilen, «obwohl mir in diesem Moment nichts ferner lag als irgendwelche Anbändeleien. Ich weiss nicht mehr, wie das Problem gelöst wurde, aber ich nehme an, ich schlief bei dem Schmuggler und Alma bei seiner Frau.»

Am nächsten Tag überquerten sie, zu Fuss, geführt vom Schmuggler, die Grenze. Martin erinnerte sich nicht mehr der Route, die sie von da ab einschlugen. Unterwegs halfen ihnen die verschiedensten Leute. «Ich denke, jeder von denen gab uns Anweisungen, wie wir zum nächsten Punkt kommen und die nächste Kontaktperson finden konnten.» Zweifellos half Alma, die fliessend Französisch sprach und zwölf Jahre älter war als Martin, bei den Verhandlungen entlang der Route. Es dauerte zwei oder drei Tage, bis sie

Dijon erreichten. Martin zufolge verloren sich Alma und er keinen Moment aus den Augen.

In Dijon, sagte Martin, «wurden wir mit Sicherheit verraten, wahrscheinlich von dem Mann, der uns die falschen Papiere verschafft hatte», für die sie eine beträchtliche Summe entrichten mussten. Die Papiere waren dazu bestimmt, ihnen per Eisenbahn die Durchquerung der zwei «Roten Zonen» – Sperrgebiete zwischen Dijon und der Schweizer Grenze – zu genehmigen. Martins fragmentarische Version der Ereignisse lautete wie folgt:

249

Wir trafen in Dijon ein, kamen irgendwie in Kontakt mit dem Mann, der uns die Papiere verkaufen sollte. Der verabredete sich mit uns im Restaurant, wo er uns die falschen Papiere gab. Ich glaube, ich erinnere mich daran, dass wir lange auf ihn warten mussten und immer nervöser wurden dabei. Wir waren schon im Zug, der uns zur Schweizer Grenze bringen sollte, standen in einem ziemlich vollen Abteil, als zwei Deutsche in Zivil reinkamen zur Ausweiskontrolle. Sie waren offenkundig nur an uns interessiert und sagten gleich, unsere Papiere seien gefälscht.

Martin blieb überzeugt, dass der Franzose, der ihnen «in dem ziemlich grossen Laden von Restaurant in Dijon» die Papiere verkauft hatte, oder der «Boss» jenes Mannes sie an die Deutschen verraten habe. In einem anderen Gespräch erinnerte er sich, eine bestimmte Kontaktperson in Dijon habe anscheinend einer Frau im Hintergrund einen Wink gegeben. Seine Erinnerungen sind ebenso vage wie bitter: «Der ganze Trip kostete eine Riesenstange Geld, das wir verschiedenen Leuten zahlten, die uns halfen, nach Dijon und ins Gefängnis zu kommen.» Ohne Vorwarnung wurden er und Alma im Zug verhaftet, noch ehe dieser von Dijon in Richtung Schweizer Grenze abfuhr. Der Tag war der 19. Dezember 1942.

«Nach unserer Verhaftung», sagte Martin, «wurden wir sofort getrennt.» Nachdem man ihn ins Gestapo-Hauptquartier in der rue Docteur Chaussier Nr.9 gebracht hatte, musste er die Hose herunterlassen, damit seine Vernehmungsbeamten sehen konnten, ob er beschnitten war. Beim Verhör übergab Martin seine falschen Ausweispapiere den Deutschen und nannte ihnen seinen wirklichen Namen. Gefoltert wurde er nicht.

Daheim in Holland herrschte Verwirrung. Leonard hörte, Alma sei in der Schweiz, in Sicherheit. Einige Tage später erschütterten ihn Nachrichten von ihrer Verhaftung. Die Version

der Ereignisse, wie sie schliesslich zu Almas Freunden durchsickerte, wurde durch Marie Anne Tellegen weitergegeben. Diese berichtete, Alma und Martin seien in Dijon in einem sicheren Haus angelangt und auf der Stelle von der Gestapo verhaftet worden, die Spitzel in das Resistance-Netzwerk eingeschleust habe. An diese Version der Verhaftung glaubte man über vier Jahrzehnte lang.

Als Eisenbahnknotenpunkt und Kommunikationszentrum wimmelte Dijon von Deutschen. Commandant Alberic Bernard Guillemin zufolge, einem Resistance-Führer, begab sich, wer die Stadt betrat, in die «Höhle des Löwen». Er und sein Co-Veteran Raymond Pallot beschrieben das Dijon der Kriegszeit als Brutstätte geheimdienstlicher Operationen. Sowohl englische wie amerikanische Agenten waren in der Stadt tätig, und das scharfe Auge der Deutschen war immer wachsam. «Alle in Dijon wurden überall überwacht; zumal Neuankömmlinge waren verdächtig und wurden observiert», erinnerte sich Guillemin.⁵

Unlängst ist eine weitere, an Einzelheiten überreiche Version von Almas Flucht und Gefangennahme ans Licht gekommen. Dabei handelt es sich um den Bericht von Jean-Paul Gay aus Dijon, der im Dezember 1942 für die Resistance als junger Kurier tätig war. Gays Erinnerungen an Alma und Martin wurden von dem Dijoner Autor und Journalisten Jean-François Bazin ausgelöst, der 1985 in zwei Dijoner Zeitungen, *Le Bien Public* und *Les Dépêches*, einen Aufruf mit der Bitte um Informationen über Almas Verhaftung veröffentlicht hatte.

Der aristokratische M. Gay kam aus edlem Hause, das, wie er sagte, mit den Herzögen von Burgund verwandt sei und sich bis auf die Familie der Jeanne d'Arc zurückführen lasse. Während des Krieges lebte er mit seinen Eltern, Léon und Melanie Gay, in einem imposanten Haus in der rue de la Préfecture 57 mitten zwischen deutschen Büros und Quartieren und gleich neben der örtlichen Präfektur. Nachdem 1933 Hitler an die Macht gekommen war, wurde für Leute auf der Flucht das Haus der Gays zu einem Haltepunkt, wo viele hungrige Flüchtlinge mit einer Mahlzeit gelabt wurden. Allmorgentlich pflegten Geldsammlungen aus Paris einzutreffen: Spenden, die unter bedürftigen Flüchtlingen verteilt wurden. Nach Gays Erinnerung befanden sich Alma und Martin unter diesen Flüchtlingen.⁶

Mit ruhiger Stimme, fern jeglicher Präntention, beschrieb Gay in einem

Interview von 1989 die Szene in Dijon Mitte Dezember 1942. Wie er berichtete, sei Alma im Haus der Gays noch vor Martin eingetroffen (wiewohl Martin sagte, sie seien erst nach ihrer Verhaftung getrennt worden). Gay erinnerte sich, dass seine Eltern seinerzeit eine jüdische Bankier-Familie aus Strassburg beherbergten.

Alma reiste zwar unter dem Namen M^{me} van Leeuwen Boomkamp, der Bankier aber stellte sie dem jungen Gay mit ihrem vollen Namen vor. Dieser wusste, dass es gefährlich war, die Namen von Flüchtlingen zu kennen, falls man von den Deutschen verhört wurde. Gay: «Ich denke, ich wusste, dass sie Alma Rosé heisst, aber ich muss Ihnen gestehen, dass wir die Familiennamen lieber nicht wissen wollten – und sie auch gleich wieder vergassen.»

Gay fand sie charmant und sehr distinguiert, mit «zurückhaltender Eleganz, sehr reserviert; sie trug ein helles Kleid.» Er glaubte, sie habe sich das Haar heller gefärbt für die Flucht, und beobachtete, dass sie eine Hüftseite schonte, indem sie sich beim Stehen gegen einen Stuhlücken lehnte (ein Detail, das mit Almas Beschwerden über Ischias in den kalten Monaten in Holland übereinstimmen würde).

In ein brieftaschengrosses Terminbüchlein, das später in ihrem Zimmer in Auschwitz-Birkenau gefunden wurde, hatte Alma den Namen «Suzanne Tikhonoff» geschrieben, dazu die Anschrift «Avenue Ville Neuve 39, Choisy-le-Roi», ein Dorf südlich von Paris. Als Gay davon im Interview erfuhr, begann er die Leerstellen auf Almas und Martins Routenkarte auszufüllen; mit Nachdruck sagte er: «Ich weiss, dass Alma nach Choisy-le-Roi von den Deutschen verfolgt wurde. Sie erklärte die Lage, aber ich weiss nicht mehr allzu viele Details. Eine Kontaktperson in Choisy sagte Alma und Martin, sie müssten verschwinden. Die Deutschen seien ihnen auf der Spur.» Er erinnerte sich, dass Alma nach ihrer Ankunft in Dijon mehrere vergebliche Versuche unternahm, in Choisy anzurufen. Er erinnerte sich auch, dass sie aus Choisy Nachricht erhielt und tränenüberströmt vom Telefon zurückkam. «Irgendwie schien sie sich für etwas verantwortlich zu fühlen, das in Choisy passiert war.»

Gay erinnerte sich, dass eine der Fluchtrouten aus dem Norden durch Choisy-le-Roi führte, trotz der Tatsache, dass das Gebiet als extrem riskant galt; und er glaubt, dass die Gestapo dort ein sicheres Haus ausgehoben hatte. «Ich glaube, der Ort lag ganz dicht bei den deutschen Büros», sagte er. «Die Deutschen hatten Haus und Grund, wo M^{me} Tik-

honoff wohnte, ‚überwacht‘.» Zu der Zeit hatte er von einem «grossen Coup der Gestapo in Choisy» gehört. Es hiess, «jemand» sei «getötet» worden. M^{me} Tikhonoff sei für ihre Rolle im Untergrund exekutiert worden, schlussfolgerte Gay und setzte hinzu, dass «sowieso jeder mit russischem Namen den Nazis verdächtig» war. Hatten sich Alma und Martin auf ihrer Flucht vor den Nazis eine Route gesucht, die bereits von der Gestapo entdeckt worden war? Waren sie in dem angeblich «sicheren Haus» in Choisy angelangt, nur um es von der Gestapo observiert zu finden? Gay hatte den Verdacht, dass Polizeispitzel den Flüchtlingen von Choisy nach Dijon folgten in der Hoffnung, weitere Glieder der Untergrundkette aufdecken zu können.

Aus den Archiven von Choisy-le-Roi erhellt, dass eine Suzanne Tikhonoff (in Dorfregistern auch «Tichonow» geschrieben) in der avenue Villeneuve lebte, allerdings in Nr. 9, nicht in Nr. 39, wie Alma sich notiert hatte. Hatte sie mit Martin irrtümlich am falschen Haus geschellt und damit feindliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen? Nach den Archiven von Choisy wurde Suzanne Tikhonoff am 4. Oktober 1942 – also mehr als zwei Monate bevor Alma und Martin Holland verliessen – festgenommen und am 24. April 1943 in ein unbekanntes Schicksal entlassen. Als Grund für ihre Festnahme wird «question raciale juive» angegeben, eine Standardkategorie, der sich beliebig viele Anklagepunkte subsumieren liessen, die den Vorwand für eine Verhaftung abgeben konnten. Auch der Begriff «entlassen» konnte alles mögliche bedeuten. Ein kenntnisreicher Beamter aus Choisy-le-Roi mutmasste, M^{me} Tikhonoff sei umgekommen (möglicherweise unter Folter), exekutiert oder nach Deutschland zur Zwangsarbeit oder nach Osten in eines der Vernichtungslager gebracht worden. Stadtarchive und örtliche Friedhöfe geben nichts her, was auf ihre Anwesenheit in Choisy nach dem April 1943 schliessen liesse.⁸

Aus den Archiven von Choisy-le-Roi erhellt ferner, dass ein «Boris Tichono» oder «Tchikonoff» bis 1946 unter der Villeneuve-Adresse wohnhaft war. Heute lebt, wie immer er sich buchstabieren mag, kein «Tikhonoff» mehr in Choisy-le-Roi, und auf dem örtlichen Friedhof ruht keiner dieses Namens. Serge Klarsfelds Deportationslisten aus Drancy, dem Transitlager bei Paris, verzeichnen keinen Transport in irgendeines der Konzentrationslager für April oder Mai 1943 nach Mme Tikhonoffs «Entlassung» durch die

Polizei, was Gays Überzeugung, dass sie ermordet wurde, stützt. Gay fuhr fort mit einer bizarren Geschichte:

Eines Tages erfuhr ich: Martin und Alma gingen die rue la Liberté hinunter, vom Herzogspalast zur Place Darcy mit dem Tor aus dem 18. Jahrhundert. Auf halbem Weg befand sich die seinerzeit grösste Brasserie von Dijon, die Brasserie du Miroir, vor dem Krieg von den Dijonern vielbesucht, im Krieg aber von kaum einem je frequentiert bis auf die Deutschen und ein paar Franzosen, die hingingen, um sich deutsche Konzerte anzuhören, die in der Loggia von fünf oder sechs Soldaten oder Offizieren geboten wurden. Das Orchester spielte auf einem Balkon, von dem man auf die Tische und die Bar hinunterschaute. Eine Treppe führte zu einem höheren Zwischengeschoss. [...] [In der Brasserie die Gay ebenfalls besuchte] hockten die Einheimischen aus Dijon meist nur mürrisch herum, und Martin verlor die Geduld, wollte bald gehen und drängte Alma zum gemeinsamen Aufbruch. Sie aber, saumselig, wollte weiter der Musik lauschen. [...] Man konnte ihr das Glück vom Gesicht ablesen, und als herauskam, dass sie Musikerin war, fiel der Vorschlag, sie solle auf die Loggia zum Orchester gehen und mitspielen. Nach einer Weile liess sie sich überreden und ging. Ich weiss nicht, ob das ihre oder eines anderen Idee war, sie solle mit dem Orchester spielen. Leute, die neben mir sass, drängten sie, sie solle mitspielen. [...] Danach wurde vorgeschlagen, sie solle wiederkommen ins Restaurant und regelmässig mit dem Orchester spielen.

253

War Alma während Martins kurzer Abwesenheit von der Brasserie du Miroir lediglich einem Impuls gefolgt? Oder lenkte der Druck der Gäste vom Nachbartisch so viel Aufmerksamkeit auf sie, dass sie keine andere Wahl hatte, als zu spielen? Gay zumindest sagte: «Es war Almas Liebe zur Musik, die ihren Untergang bewirkte.» Gays Beschreibung der Brasserie du Miroir deckt sich fast vollkommen mit Martins Erinnerung an jenes «ziemlich grosse Restaurant in Dijon», dem er ebenfalls «eine Art Loggia» zuschrieb.? Gay fuhr fort:

In der Haupthalle zog sich eine lange Theke an der linken Seite des Raumes entlang bis dahin, wo eine Kassiererin sass. Neben ihr tat sich ein Raum auf, in dem ein Kommis Geschirr spülte. Drei Tische entfernt, gegenüber der Kassiererin, beobachtete ein junger Zivilist ununterbrochen den Raum, mit Leuten beschäftigt, die er allein sah. Er schien sich einzelne Leute herauszusuchen und sie zu ermuntern, über sich zu reden. Dieses Individuum war ein Angehöri-

ger der milice [ein französischer Kollaborateur], möglicherweise im Bunde mit der Kassiererin, und der Mitarbeiter aus der Spülküche war auch von der milice. Die Kassiererin wie die milice-Angehörigen waren Spitzel.

Ein unbekannter Kurier brachte dann Alma und Martin zum Empfang ihrer Ausweispapiere ins Café de l'Union an der Place des Cordeliers¹⁰, das damals von einem Monsieur Lacharnay betrieben wurde, der zur Résistance gehörte. Er stand in Kontakt mit einem Résistance-Führer namens Georges Picard, der nach Bedarf Blanko-Ausweise von der Präfektur bezog. Sie kosteten nichts; doch M. Lacharnay sagte M. Picard, dass er beobachtet habe, dass man sie Alma und Martin verkaufte. Ich selbst fand zu spät heraus – erst nach ihrer Inhaftierung –, dass Alma und Martin für ihre Ausweise gezahlt hatten.

Gay erklärte seine detaillierte Kenntnis von Almas und Martins Festnahme mit der Tatsache, dass der Bankier dem Kurier und dem flüchtigen Paar seinen Sohn nachschickte. Der Bankier spielte mit dem Gedanken, sich für denselben Fluchtweg zu entscheiden, den Alma und Martin gegangen waren, falls auf den Kurier Verlass war. Gay: «Der Sohn folgte ihnen und sah, dass sie verhaftet worden waren. Wir waren alle untröstlich. [...] M. Picard vom Befreiungskomitee sagte mir später, Gerechtigkeit sei geschehen [denen, die Alma und Martin verraten hatten].»

Alma und Martin wurden ins Gestapo-Hauptquartier an der rue Docteur Chaussier gebracht. Gay, seine Eltern und die Bankier-Familie fürchteten, jene könnten unter der Folter ihre Route und Kontaktpersonen nennen, aber die Gestapo liess sie ungeschoren. Falls man Alma folterte (was Martin zufolge nicht der Fall war), dann verriet sie jedenfalls nicht ihre Wohltäter in Dijon.

Jean-Paul Gay hielt die o. a. Geschichte schriftlich fest und beglaubigte sie 1986 in persona vor Professor William Bush von der University of Western Ontario. Zur Bestätigung dessen, dass Gay Alma in Dijon nicht mit einem anderen weiblichen Flüchtling verwechselte, zeigte ihm Professor Bush ein Photo von Alma. Dreimal rief Gay aus: «Tatsächlich, tatsächlich – das ist sie!»¹¹

Das Gefängnisregister von Dijon ist unauffindbar, in deutschen Dokumenten aber findet sich Alma unter verschiedenen Versionen ihres Namens als Van Leeuwen Boomkamp wieder.

Klaus Barbie, jener Gestapo-Leutnant, der später als «Schlächter von

Lyon» bekannt wurde, war möglicherweise zur Zeit von Almas und Martins Festnahme in Dijon und an ihrer Gefangennahme beteiligt.¹² Barbie hatte Agenten in der Stadt und seit Oktober 1942 einige Zimmer in Dijons Hotel Terminus. Der brutale Barbie, die Heimsuchung der holländischen Juden, bevor er seinen Posten in Lyon antrat, war besonders skrupellos im Krieg der Nazis gegen das Untergrund-Netzwerk.¹³ Gemäss Barbies Biograph Tom Bower hatte die Gestapo zu der Zeit, da Alma und Martin nach Dijon kamen, die Résistance in der Stadt aufgerieben, so dass der Fluchtweg in die Schweiz geschlossen war.

Gays Erinnerungen widersprechen diesem Sachverhalt, desgleichen das Zeugnis John Weidners, eines Helden der «Schweizer Strasse», der annähernd 800 Juden das Leben rettete. In einem Brief vom Juli 1986 beharrt Weidner darauf, dass «die Schweizer Strasse nie infiltriert war, auch wenn es Verhaftungen gegeben hat», aber dann nicht durch Unterwanderung des Netzwerks.¹⁴ Tatsächlich unternahmen Commandant Guillemin und seine Leute aus ihrem Versteck heraus auch dann noch Blitzangriffe auf die Deutschen, als die Alliierten 1944 Dijon befreiten.

In dieser Debatte will es nicht unziemlich scheinen, «Martin» das letzte Wort zu geben. In einem Brief vom 15. Oktober 1986 schrieb Martin aus bitterer Erfahrung: «Mr. Weidners Behauptung, die holländische Strasse in die Schweiz sei nie infiltriert gewesen, ist unwahr. Es gab mehr als nur eine ‚Strasse‘, und beide Strassen, die ich ging [bei zwei Fluchtversuchen], waren unterwandert.»

Für die Dauer eines knappen Monats nach Almas Festnahme findet sich in den Dokumenten keine Spur von ihrer Existenz. Es gibt keinen Beleg dafür, dass sie in der Dijoner Haftanstalt gefoltert worden wäre, mochte dies auch die übliche Praxis gewesen sein. Immerhin verlautete in Holland, sie habe in Dijon Unerträgliches erlitten und sich nie ganz davon erholt.

Martin und sie wurden, separat, in das Internierungslager von Drancy gebracht, einer noch im Bau befindlichen Satellitenstadt im nordöstlichen Randbezirk von Paris. Im Verlauf der Kriegsjahre sollten ca. 70'000 Juden aus Drancy deportiert werden, das im Gedächtnis der Franzosen als «das Vorzimmer der Todeslager» verewigt ist. Die meisten wurden nach Auschwitz transportiert.

Auf den Listen der Neuzugänge in Drancy stehen am 12. Januar 1943 die Namen von Alma und Martin. Erstere, falsch buchstabiert, aber unmissverständlich: «Van Leeven Boomkamp, Alma (Rosé) – Hol. – 3.11.06 – Vienne – Utrecht (Hollande).»¹ Almas Geburtsdatum, der 3. November 1906, war korrekt registriert, desgleichen ihr Geburtsort Wien und ihr letzter Wohnsitz Utrecht. Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde aus Alma Rosé eine anonyme Ziffer: In Drancy war sie Nummer 18'547.

Es war ein geschäftiger Tag im Lager. Es gab 50 Neuzugänge und drei Abgänge. Eine siebenundfünfzigjährige Frau starb, und zwei Häftlinge wurden entlassen.

Der Gebäudekomplex in Drancy bestand aus fünf hohen Betonbauten, die von Stacheldrahtzäunen umgeben waren. Internierte hielt man in vier zentral liegenden Gebäuden, die die französische Polizei bewachte und für die Gestapo verwaltete. In dieser kargen Umgebung erlebte Martin, fünf Tage nach seiner Einlieferung, seinen 24. Geburtstag.

Politische Ereignisse hatten die Gebäude ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet, Billigunterkünfte zu bieten. Die Dritte Republik verwendete sie zur Unterbringung inhaftierter

Kommunisten, dann nutzten die Deutschen sie für französische Kriegsgefangene. Zuletzt wurden sie zur Endstation für eine hilflose Masse von Männern, Frauen und Kindern: Kommunisten, Juden und «Judenfreunden», deren Verbrechen darin bestanden hatte, sich der Nazi-Politik zu widersetzen.

Alma wusste, dass sie besser nicht versuchte, ihre Cousine Eleanor Rosé in Paris zu kontaktieren. Um Eleanors willen wäre es unklug gewesen, sie erreichen zu wollen, und die Chance, dass sie oder ihre Tochter Farouel hätten helfen können, war verschwindend gering.²

SS-Hauptsturmführer Helmut Knochen, dem die Pariser Polizei unterstellt war, ordnete an, dass alle für die Deportation vorgesehenen Pariser Juden auf Transitlager wie z.B. Drancy verteilt werden sollten, um für den nächsten verfügbaren Transport bereitzustehen. Massive Razzien folgten in Paris und anderswo; antisemitische französische Beamte nannten sie «Hygienemassnahmen». Bald waren die Zellen in Drancy überbelegt und die Häftlinge gezwungen, auf den Treppen zu hausen. Es gab nie genug Essen, um den nagenden Hunger zu stillen. Krankheit und Verzweiflung nahmen überhand; Hygiene und Sauberkeit waren unmöglich.

Die Deportationskampagne führte zu fieberhaften Anstrengungen, Taufscheine zu produzieren sowohl für die, denen Haft drohte, als auch für die bereits Eingekerkerten. Die desperate Korrespondenz von Drancy – Briefe, Zettel, Karten, gesammelt von Serge und Beate Klarsfeld – füllt im YIVO Center for Jewish Research Hunderte von Aktenordnern. Auseinandergerissene Familien ersuchten die Lagerverwaltung um Hilfe beim Auffinden von Kindern, Ehemännern, Müttern, Cousinen, Grossvätern und Grossmüttern. Es gab Angebote, Häftlingskinder zu übernehmen und für sie zu sorgen, und Appelle an Geistliche, zugunsten getaufter Juden zu intervenieren oder «neu entdeckte» Taufscheine für Häftlinge auszustellen. Viel Geld wechselte den Besitzer auf diesem Markt für Taufscheine, die sich letztlich als nutzlos erwiesen.

Das Journal der «Union Générale des Israélites Françaises» spiegelte die Turbulenzen dieser Ära für die Juden Frankreichs wider. Den theologischen Diskussionen auf den Titelseiten folgten Hinweise auf die wenigen Pariser Restaurants und Badeanstalten, die jenen noch offenstanden. Ganze Seiten waren Listen von Verschleppten gewidmet, die Botschaften gesandt hatten, oder von Personen, nach deren Aufenthaltsort gefragt wurde.

Im Februar 1943 flammte neue Hoffnung unter den Internierten von Drancy auf bei der Nachricht, die Deutschen hätten eine massive Niederlage in Stalingrad erlitten – doch wirkliche Erleichterung im Elend folgte daraus nicht. Unverändert herrschten Überbelegung, Hunger und Krankheiten, und die Deportationen in den Osten gingen mit uhrwerkhafter Regelmässigkeit weiter.

Nach einmonatigem Schweigen begannen Marije Staercke und andere holländische Freunde Briefe von Alma zu erhalten, die zuversichtlich schien, mit Hilfe der Freunde ihre Entlassung bewirken zu können. Alma vertraute ihnen an, dass es ihr in Drancy besser gehe als zuvor in der SS-Haft von Dijon. «Umsiedlung nach Polen» war das Schicksal, das sie am meisten fürchtete.³

In Holland war es Marie Anne Tellegen, die rasch und entschlossen handelte. Einerseits konnte sie den Deutschen nach dem Munde reden und mit ihnen verhandeln, andererseits mit dem Untergrund kommunizieren. Binnen drei Wochen nach Almas Einlieferung in Drancy war in Paris eine Anwältin schon dabei, zu ihrer Hilfe alles Erdenkliche zu tun. Diese hiess Emma Louise «Loulette» Villeméjame Wanecq, eine junge Frau mit guten Verbindungen zur musikalischen Gesellschaft Frankreichs. Verwitwet, nachdem ihr Gatte, ein französischer Pilot, abgeschossen worden war, hatte sie danach wieder geheiratet und war Tellegen in Verehrung ergeben. Almas Probleme ging sie an, indem sie den Stier bei den Hörnern packte.

Mitte Februar 1943 fielen in Paris zwei deutsche Offiziere einem Attentat zum Opfer. Zur Vergeltung setzten die Deutschen neue strenge Massnahmen gegen Juden in Kraft. Loulette schrieb an Marie Anne Tellegen am 22. Februar:

Ihre Freundin Alma hat mir [Anfang Januar] geschrieben und mich gebeten, ihr zu helfen. Zweimal konnte ich ihr ein Lebensmittelpäckchen zukommen lassen und hatte vor, ihr mit Hilfe von Freunden weiterhin jede Woche ein Paket zu senden. Nun habe ich erfahren, dass sie von Verschickung an einen entfernten Ort bedroht ist, es sei denn, sie bekäme die Identitätspapiere ihres Ehegatten. Dieser müsste seinen Taufschein, die seiner Eltern und seiner Grosseltern vater- und mütterlicherseits zuschicken – mit andern Worten: sieben Bescheinigungen. Sollte es unmöglich sein, diese Dokumente zu beschaffen, sollte er ein Zertifikat seines nichtjüdischen Status, seinen Trauschein und seinen sowohl wie Almas Taufschein beibringen. All diese Papiere können auch als photographische Kopien vorgelegt werden.

Alma, die mit gefälschten Ausweispapieren unterwegs war, hatte ihre persönlichen Dokumente zur treuen Verwahrung in Holland gelassen. Ihr Trauschein befand sich in Utrecht, beigeheftet einer Kopie des van Leeuwen Boomkampschens Familienstammbaums sowie einem Affidavit von Connie, in welchem seine Mutter beeidete, dass er als Nichtjude in Singapur zur Welt gekommen. Alma konnte nur hoffen, dass ihre penibel gesammelten Dokumente rechtzeitig in Drancy einträfen – und von den Behörden anerkannt werden würden. Im Brief von Loulette hiess es weiter:

Es ist ganz wichtig, dass mindestens eins dieser Papiere direkt an Alma geschickt wird, da sie derzeit nichts in ihrem Besitz hat und ihre Fristverlängerung am 8. März definitiv abläuft. Ihre Freundin bittet mich, Ihnen auszurichten, Sie möchten so oft wie möglich schreiben und dabei eine Karte für ihre Antwort beilegen. Ich weiss nicht, was sie meint, denn in ihrer Korrespondenz mit mir ist, umgekehrt, sie diejenige, die mich mit der beigehefteten Karte, auf der ich antworten möge, versieht. Erkundigen Sie sich diesbezüglich.

Ich muss Ihnen nicht sagen, dass ich meinen ganzen Einfluss geltend mache, um ihr die Protektion angesehenen musikalischer Kollegen zu verschaffen. Alfred Cortot [der französische Pianist und Dirigent] ist über ihre Lage in Kenntnis gesetzt worden, und ich hoffe, er wird sich um sie kümmern.

Was mich betrifft, so werde ich für Ihre Freundin alles tun, was in meiner Macht steht, seien Sie dessen gewiss. Aber was mich ängstigt, ist, dass uns so wenig Zeit bleibt. In Kürze werden Sie die junge Sekretärin in der rue Auber sehen (ein ganz reizendes Mädchen), die urlaubshalber in Utrecht sein wird; ich fürchte nur, sie wird Ihnen nicht mehr erzählen können, als Sie schon wissen. Meine liebe Marie Anne, wann sehen wir uns? Ich wollte, es könnte schon bald sein. Sie können sich nicht vorstellen, wie betrübt und niedergeschlagen ich bin. Haben Sie von all den grausamen Todesfällen in meiner Familie gehört? Ich habe viel gelitten. [...] Ich küsse und umarme Sie – in loyaler Freundschaft:

Loulette

Marie Anne trug eiligst die verlangten Papiere zusammen und traf Anstalten, im Februar sowohl die Originale wie einen Stapel Kopien von Kurieren nach Paris liefern zu lassen. Die junge Frau, die mit der Aufgabe betraut wurde, war Pietronella d'Aquin Boot, die den gleichen Widerstandsgeist bewiesen hatte wie Almas Freund Johannes Röntgen: Als professionelle Chorsängerin

in Den Haag war sie lieber aus dem Beruf ausgeschieden, als per Unterschrift der Kulturkammer beizutreten. M^{me} d'Aquin Boot erinnerte sich:

Ich war aus Frankreich zu einem Heimaturlaub nach Den Haag gekommen. Marie Anne Tellegen besuchte mich in meinem Elternhaus und brachte die Papiere mit, die ich nach Frankreich mitnehmen sollte. Ich empfing sie in meinem Zimmer und sagte ihr, ich hätte sehr, sehr viel Angst. Mit dröhnender Autorität rief sie: «Aber nein, nein. Sie dürfen nie Angst haben.» Ich sagte: «Ich bleibe hier nur ein paar Tage, und was wäre, wenn die Deutschen kämen und die Papiere fänden?» Sie sagte: «Nein, das ist überhaupt kein Problem.» Mit Schwung schlug sie dann eine Ecke des Teppichs auf und warf die Dokumente darunter. Sie war eine ganz starke Persönlichkeit. Sie war grossgewachsen und dünn. Schön war sie nicht. Sie war damals etwa 45, hatte ein ziemlich charakteristisches holländisches Gesicht und war sehr couragiert. [...] Einmal hab ich sie später noch besucht. Sie kam aus einer ganz alten holländischen Familie. Als sie auf dem Sofa sass, ähnelte sie dem Porträt [eines Vorfahren], das hinter ihr an der Wand hing. Sie war sehr nett und sehr amüsant.

So kam der Tag, an dem ich den Zug besteigen musste. Um die geheimen Papiere zu verstecken, schob ich sie zwischen Brotschnitten und stopfte diese mit meinem Lunchpaket ganz unten in die grosse Reisetasche. Die erste Kontrolle kam an der belgischen Grenze. Ich wurde einer jungen Deutschen übergeben. Wir nannten sie «graue Mäuse»: Das waren Hilfskräfte, gehörten weder zum Militär noch zur SS.

Sie bat mich, ihr zu folgen. Dann brachte sie mich in ein kaltes, dunkles Gewölbe direkt unter dem Bahnhof und forderte mich auf, mich zu entkleiden. Sie tastete in meinem Haar und überall herum und fand nichts. Dann zog ich mich wieder an, und sie durchsuchte mein Gepäck. Sie fand nichts, aber dann kam sie zu meiner Reisetasche, in der die Brotschnitten waren und alle Sachen darin, eine nach der andern guckte sie durch.

Als sie zu dem Lunchpaket kam und fragte «Was ist da drin?», sagte ich: «Belegte Brote, die ich auf der Fahrt essen wollte.» Ich war stockstarr vor Angst. Ich hätte schreien können. Stattdessen, fällt mir wieder ein, fragte ich sie sogar, ob sie ihre Arbeit gerne machte. Sie gab keine Antwort. Sie war nicht nett. Ich glaube, ich wollte diplomatisch sein. Das Brotpäckchen mit den Dokumenten hat sie nicht aufgemacht.

Als ich zur französischen Grenze kam, fürchtete ich, nun würde das Ganze von Neuem losgehen, aber nichts passierte.

Als ich in Paris ankam, am Gare du Nord, holte mich eine Freundin ab, die vor 14 Tagen

auf Urlaub gewesen war. Sie hatte die Photo-Kopien von Almas Dokumenten mitgebracht und ich die Originale. Als ich ihr von der furchtbaren Fahrt erzählte, sagte sie, vor zwei Wochen sei ihr dasselbe passiert.

Kollegen aus dem Büro, in dem ich arbeitete – Ruys & Co. –, gingen zu den deutschen Behörden in Drancy, wo Frau van Leeuwen Boomkamp inhaftiert war. Sie wiesen die Papiere vor und sprachen mehrmals vor, ohne Erfolg. [...]

262
Auftritt Alois
Brunner

15. Kapitel

Ich habe nie erfahren, wie die Leute aus unserm Büro wussten, dass sie nach Drancy fahren sollten. Loulette – der ich bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht begegnet war – oder Marie Anne Tellegen müssen mit ihnen irgendwie in Kontakt getreten sein. [...] Ich glaube, Alma nahm das Risiko in Kauf, dass die Aktivitäten Tellegens ans Licht kamen. Wenn die Deutschen sie gezwungen hätten, den Namen Tellegen zu verraten, hätte das viele Leute in Gefahr gebracht.⁴

Der nächste Brief von Loulette an Marie Anne Tellegen datierte vom 13. April 1943. Der Brief zeigte an, dass Alma schwer krank gewesen sein muss. Womöglich enthielt er auch verschlüsselte Botschaften, da seine Sprache eigentümlich indirekt und anspielungsreich gehalten ist:

Ich vermute, Sie haben alle Details betreffs des Auf- und Abs Ihrer Freundin erhalten, die wie durch ein Wunder, dank der Fürsorge ihrer Freunde, überlebt und ihre Gesundheit wiedererlangt hat. Ich muss Ihnen nicht sagen, dass wir sehr besorgt waren, als wir von ihrer Rückkehr in die erste Klinik erfuhren. Selbst jetzt ist mir wohler bei dem Gedanken, dass sie ein wenig weiter weg in der guten frischen Luft des Erholungsheims sich befindet, wo sie schon einige Wochen verbracht hat. Dies jedoch war nicht geplant, und Hauptsache ist, sie nicht aus den Augen zu verlieren! Es ist derzeit ziemlich schwer, ihr gesunde Sachen zu schicken, weil dergleichen nicht viele zu kriegen sind. Sie sollen aber wissen, dass ich alles in meiner Macht Stehende tue und dass Sie auf mich zählen dürfen. Mit meinen eigenen guten Freundinnen habe ich weniger Erfolg als mit unserer Musikerin. Eine von ihnen ist weit fort gegangen, und der geliebte Sohn einer anderen steht kurz davor, das gleiche Schicksal zu erleiden. Für beide habe ich nichts erreichen können. Es ist wirklich demoralisierend. Ich hoffe, es geht Ihnen gut und Sie bewahren sich Ihren Mut in diesen elenden Zeiten. Von ganzem Herzen umarme ich Sie in der Hoffnung, dass wir uns recht bald wiedersehen, wenn wieder Friede sein wird.

Ihre getreue Loulette

Manche von Almas holländischen Freunden glaubten fest daran, dass sie versuchte, sich bei der Ankunft in Drancy oder zuvor in Dijon das Leben zu nehmen; doch das ist schiere Mutmassung. Fakten im Zusammenhang damit, dass sie knapp dem Tod entging und dann genas, sind nicht zu eruieren.

Während Marie Anne Tellegen ihren Einfluss bei den Deutschen dazu gebrauchte, zugunsten Almas Botschaften nach Berlin und Paris zu übermitteln, mühte sich ein Pariser Anwalt im Auftrag von Martins Bruder in Holland, für Martins Fall sich einzusetzen. In Drancy waren verschiedene Verzögerungstaktiken üblich geworden. Eine bestand darin, die Klassifizierung eines Häftlings als Jude, der zur Deportation anstand, durch Vorlage von Familien- und Kirchendokumenten anzufechten. Eine andere, ihm die Einweisung ins (überbelegte) Rothschild-Krankenhaus zu sichern, was ihn, wenigstens für eine Weile, von den Transport-Wartelisten strich. Das eine oder andere dieser Verfahren, oder beide, hatten womöglich dazu gedient, Almas Deportation zu verzögern. Möglich ist auch, dass sie nach Beaune-La-Rolande verlegt wurde, in ein Lager, das vor dem Zusammenbruch Frankreichs zur Unterbringung kanadischer Truppen gebaut worden war und nun diejenigen aufnahm, für die in Drancy kein Platz mehr war. Wenn die Deportationen ins Stocken kamen, wurden oft prominente Internierte nach Beaune-La-Rolande verlegt.

Almas holländischen Freunden kam zu Ohren, Alma stehe unter «besonderer Protektion» von Nazi-Beamten in Paris. Man munkelte sogar, Freunde in Berlin versuchten ihr zu helfen. Es scheint, dass niemand ausserhalb des Lagers wusste, warum sie in Drancy über so viele Monate festgehalten wurde, auch wenn Spekulationen ins Kraut schossen; und offenkundig ist, dass ausserhalb des Lagers einflussreiche Personen zu ihren Gunsten vorsprachen.

Diese Galgenfrist war sicher nicht der Barmherzigkeit des Offiziers zu verdanken, der in Drancy die Befehlsgewalt über die Deportationen hatte: SS-Obersturmführer Heinz Röhke, der den Deportationsbetrieb in Paris leitete.

Weder Arnold noch Alfred Rosé wussten von Almas Gefangennahme und Inhaftierung. Von Alfred traf eine Rot-Kreuz-Botschaft am 24. März 1943 in Utrecht ein, drei Monate nach Almas Abreise. Ihr Ton war heiter und zuversichtlich: «Deine Nachricht glücklich empfangen.

Mit Vater und uns alles bestens. Alle drei sehr beschäftigt. Viele Schüler. Maria arbeitet im Laden. Vater musiziert oft.»

Gegen März beschleunigten sich die Transporte von Drancy, doch Adolf Eichmann in Berlin ging diese «Bahnfracht» immer noch nicht schnell genug. Den Franzosen, denen Drancy weiterhin im Auftrag der Deutschen unterstand, wurde bedeutet, dass, wenn nicht genügend Juden für den Transport bereitstünden, dann eben nichtjüdische Franzosen die Lücken in den Zügen nach Osten füllen würden. Im Juni 1943 ernannte Eichmann, der die Deportationen zu beschleunigen trachtete, den aus Wien kommenden SS-Sturmführer Alois Brunner zu seinem persönlichen stellvertretenden Befehlshaber in Drancy, und damit übernahmen die Deutschen die unmittelbare Befehlsgewalt vor Ort.

Marie Anne Tellegen berichtete, dass sowohl Almas wie auch ihre eigene Zuversicht schwanden, als Brunner das Kommando übernahm. Als erstes schaffte er die diversen Arrangements ab, die Häftlinge vor der Deportation bewahren konnten. Juristische Verzögerungstaktiken sollte es nicht mehr geben, auch keine Kontakte mehr mit Geistlichen und einflussreichen Freunden oder Auseinandersetzungen über den Rassenstatus von Häftlingen. Wie Marie Anne Tellegen im Juni 1945 in einem Brief an Alfred Rosé sagte: «Mit Hilfe Pariser Freunde versuchten wir, Alma herauszubekommen. Ein Kommandowechsel bei der Gestapo in Paris machte unseren Plänen ein Ende.»

Im Juni 1943 drängten sich in Drancy über 2'000 Internierte. Die deutsche Mannschaft, die das Lager im Juli übernahm und, zusätzlich zu Brunner, aus drei SS-Unteroffizieren bestand, warf die ganze französische Verwaltung hinaus. Sich der Taktik bedienend, die die Nazis im Osten einsetzten, zwang Brunner die Häftlinge zur Selbstverwaltung ihres Lagers. Indem er eine kleine Elite schuf, die über Leben und Tod der anderen Gefangenen bestimmen durfte, reichlich zu essen bekam und privilegierte Lebensverhältnisse besass, wurde Brutalität genährt und jene vorzivilisatorische Disziplin hergestellt, auf die es ankommen sollte. George Wellers beschrieb die Übernahme Brunners in *L'Étoile jaune à l'heure de Vichy*:

Man sah Brunner zum ersten Mal in Drancy am 18. Juni 1943. An diesem Tag kam er allein in das Lager, richtete sich hinter einem kleinen Tisch mitten im Hof ein. Zu seiner Seite hatte er SS-Mann Körpereich und begann, alle

Gefangenen auszufragen. Dieses Verhör dauerte vier Tage lang. [...] Am Abend des 21. Juni war das Verhör beendet und Brunner wurde nicht mehr gesehen. Am 23. Juni wurden 1'000 Ausländer deportiert, die Brunner ausgewählt hatte. Nicht einmal bei ihrer Abreise war er zugegen.

Am 1. Juli unterrichtete man die Gefangenen davon, dass das Lager am Mittag des nächsten Tages in das Kommando Brunners überginge. Die gesamte französische Befehlsgewalt, der Lagerkommandant, die Polizeiinspektoren, die Rotkreuz-Schwester, mussten die von ihnen besetzten Büros räumen und hatten keinen Zugang mehr zum Lager.⁵

Es ist nicht auszuschliessen, dass Brunner bei seiner Befragung der Drancy-Häftlinge Alma als Angehörige jener prominenten Rosé-Familie, die vor vier Jahren aus Wien geflohen war, wiederkannte.

Brunner hatte Blankovollmacht nicht nur wegen seines SS-Dienstgrads, sondern auch wegen seiner Organisation von Deportationen jüdischer Bürger in Österreich und Griechenland. Allein im Mai, dem Monat vor seiner Ankunft in Drancy, hatte seine Aktivität die Ermordung von Zehntausenden griechischer Juden in Auschwitz zur Folge.⁶ Wellers malte ein lebendiges Konterfei von dem neuen Chef in Drancy:

Brunner hatte ein unscheinbares Äusseres: kleinwüchsig, schlecht gebaut, schwächlich, mit ausdrucksloser Miene, kleinen bösen Augen. Er sprach mit einer erbarmungslosen Stimme, die sich selten hob. Er selbst, perfide, erbarmungslos, verlogen, war gefühllos gegenüber der Würde der Opfer, ihrer Aufrichtigkeit und Arglosigkeit. Er beutete zynisch die niederen Instinkte des Menschen aus, erpresste mit Deportation, um sein Ziel zu erreichen, bereit, sein gegebenes Wort jederzeit zu brechen. Dieses heimtückische Wesen war zu keiner Spontaneität fähig, sondern handelte immer mit kaltblütigem Vorsatz. [...] Er schlug selten und ohne Rasei, doch trug er offen seine körperliche Abneigung gegenüber den Juden zur Schau. Eines Tages ohrfeigte er einen Internierten, danach ging er mindestens zwei Minuten lang auf und ab, die durch den Kontakt mit der Wange des Opfers «beschmutzte» Hand abspreizend, und säuberte sie dann sorgfältig an einem Pfosten des Stacheldrahtzaunes.

Martin erinnerte sich auch, dass Insassen gezwungen wurden, dabei zuzuschauen, wie ein Gefangener auf Befehl einen anderen schlagen musste: ein widerwärtiges Schauspiel.

Brunners neues Regime hielt die Täuschung aufrecht, dass die Internierten in «Arbeitslager» geschickt würden. Berufe und Tätigkeiten der Häftlinge wurden in den Akten von Drancy registriert, teils um weiter illusorische Hoffnungen zu nähren und zu Fügsamkeit zu ermuntern, teils um den Verantwortlichen der Endlager im Osten und jener Privatindustrien, die Sträf- lingsarbeit erwarben, mit Kapazitätslisten entgegenzukommen.

Die Alliierten eroberten im Mai 1943 Tunesien und marschierten am 10. Juli in Sizilien ein. Fünf Tage später begannen die Russen mit einer Gross- offensive. Trotz deutscher Rückzüge auf dem Schlachtfeld blieb die Einkes- selung und Deportation von Juden in den von den Nazis beherrschten Terri- torien den Sommer hindurch eine makabre Priorität.

Jeder Transport wurde bis ins Kleinste dokumentiert. Anfang Juli infor- mierte Brunner per Kabel Eichmann und die Auschwitz Lagerverwaltung darüber, dass ein Transportzug mit 1'000 Juden am Sonntag, dem 18.7.1943, um 9 Uhr den Güterbahnhof von Paris-Bobigny verlassen werde, registriert als «Abtransport» N° 57. Am 11. Juli bat Brunner Eichmann, den Transport zu autorisieren.

Am 16. Juli sandte Röhke, weiterhin leitender Kopf der Deportationen, von seinem Posten in Paris an das Transportkommando ein Memorandum mit der Befehlsbestätigung für einen «Judentransport» am folgenden Sonn- tag. Er bestellte einen Zug aus 23 «geschlossenen Frachtwägen» (Güterwag- gons) und drei Passagierwaggons, die am Samstag, dem 17. Juli, zwischen 5 und 6 Uhr nachmittags für die Beladung am folgenden Sonntag bereitgestellt werden sollten. Ein Passagierwaggon sollte hinter die Lokomotive, ein zwei- ter in die Mitte des Zuges und ein dritter ans Ende gehängt werden. Wachsol- daten in den strategisch plazierten Waggons würden während der nötigen Aufenthalte den Zug auf Kontrollgängen überwachen. Dieses Verfahren in der Reihung der Waggons war nach einer ausführlichen Untersuchung infol- ge von Ausbrüchen aus früheren Transportzügen zum Standard geworden. Als weitere Vorkehrung sollten die kleinen Lüftungsschlitze der Güterwag- gons mit Stacheldraht gesichert werden.

Der Einstieg würde am 18. Juli um Punkt 6 Uhr beginnen; die Abfahrt des Zuges war für 8.55 Uhr bis spätestens 9 Uhr angesetzt.

Für Alma gab es wie für Hunderte anderer Menschen kein Pardon. Die zum Transport selektierten Juden wurden in Gruppen von 50 unterteilt und Aufseherhäftlingen unterstellt, die am Abfahrtsmorgen für jeden Waggon

Zwei Frauen, die Alma in Drancy kennenlernten, erzählten Loulette später, wie ihre couragierte Haltung ihre Mithäftlinge getröstet habe; wie Alma sie an diesem trostlosen Ort mit neuem Mut erfüllt habe und wie die Frauen sie schliesslich ins Herz geschlossen hätten. Doch in der vorausgehenden Nacht erlag auch Alma der Verzweiflung. Mit ihren 36 Jahren war sie noch stark, wiewohl sie sich äusserlich im Lauf ihrer Leidenszeit verändert hatte. Nun vermachte sie ihre Armbanduhr einer Zellengenossin, dazu noch eine kostbare Perlenkette, die einst ihre Mutter getragen hatte. (Sowohl Uhr wie Perlenkette befanden sich später in einem Päckchen, das Pietronella d'Aquin Boot an Marie Anne Tellegen schickte, die ihrerseits es nach dem Kriege Arnold Rosé zurückgab.)

Henry Bulawko, ein weiterer Drancy-Häftling von Transportzug 57, beschrieb die Atmosphäre im Lager am Vorabend der Abfahrt, wo «Optimismus, aufblitzend hie und da wie müde Leuchtkäferchen, aufflackerte – nur um zu erlöschen in der schwärzesten Drohung des Unbekannten.»⁸

Im ersten Morgengrauen des 18. Juli 1943 wurden kranke oder verwaiste Kinder geweckt, ohne dass man ihnen sagte, wohin es ging oder warum. Ganze Familien – manche mit Kindern unter einem Jahr alt, andere mit einem Halbdutzend Kindern – klammerten sich aneinander, schleppten an ihren letzten paar kostbaren Habseligkeiten. Eltern hofften vergebens auf ein ermutigendes Wort, wünschten, auch sie hätten ihre Kinder der Obhut von Freunden, ja Fremden gar überlassen: ein Entschluss, den sie womöglich nur Wochen zuvor noch bei anderen getadelt.

SS-Scharführer Koepler, einer aus Brunners rabiater Mannschaft, trieb die Deportierten mit Methoden voran, die man kaum auf den Pariser Viehhöfen an der Porte de la Villette, weniger als zwei Kilometer entfernt, geduldet hätte. Für die Fahrt zu den Viehwaggons auf einem Nebengleis von Bobigny pferchte man die Häftlinge in Busse und Lastwagen. Jeder, der zauderte oder protestierte, wurde angebrüllt und mit Stöcken geschlagen.

Martin hatte auf einer früheren Deportationsliste gestanden, doch zur fraglichen Zeit war er selbst für einen «Judentransport» ins Unbekannte zu krank gewesen. Hätte er die Fahrt überlebt, wäre er bei der Ankunft sicher als arbeitsuntauglich selektiert worden. Diensthabende hatten ihm bedeutet, man werde ihn für einen späteren Transport vormerken, doch in der Zwischenzeit erhielt er Papiere, die seinen jüdischen Status erfolg-

reich anfochten. Dieser Statuswechsel führte dazu, dass er für den Rest des Krieges in einem Lager an der französischen Küste interniert wurde. Somit war Martin noch in Drancy, als die Deportierten von Transport 57 ihrem Schicksal entgegenfuhren. Im frühen Morgenlicht beobachtete er, wie die Häftlinge sich in ihren Gruppen zu 50 für den Transport zum Bahnhof Bobigny versammelten. Alma, in Schwarz gekleidet, stand als eine der letzten in der Schlange. Es war das erste Mal, dass er sie seit ihrer Verhaftung in Dijon vor sieben Monaten sah, und da wurde ihm bewusst, wie wenig er doch von dieser Frau wusste, die er nur als «Frau van Leeuwen Boomkamp» gekannt hatte. Er traute sich nicht, stehenzubleiben und genau hinzuschauen, sondern beobachtete aus dem Augwinkel, wie Alma den Bus bestieg, der sie zu ihrem Zug Richtung Osten bringen sollte.

Brunner und seine Mannschaft wussten, dass von den meisten Internierten nach ihrer Ankunft in Auschwitz nichts weiter verlangt wurde; also wurde die «Abschubliste» auf die übliche schlampige Weise heruntergetippt. Alma wurde registriert als «Vanleeuwen, Obna, 8.11.06, Geigenspieler, 2133.»⁹ Sowohl Name wie Geburtsdatum waren unkorrekt.

Um exakt 9 Uhr erhielt Auschwitz die Meldung, der Zug habe Paris-Bobigny pünktlich verlassen.

17. Jäher Alptraum

Auschwitz: eine Wunde in der Ordnung des Seins.

MARTIN BUBER¹

Transportzug 57 fuhr unter strikter Bewachung gen Osten.

1'000 Gefangene waren in den Zug gepfercht worden: 522 Männer und Knaben und 430 Frauen und Mädchen sind verzeichnet, bei weiteren 48 Personen fehlt die Angabe des Geschlechts. Von diesen waren bei Kriegsende 1945 noch 59 am Leben.²

Befehlshaber des Zuges war ein Offizier des Metzger Schutzpolizei-Kommandos; hinzu kamen 20 Mann Wachpersonal. Ein Eintrag in den Begleitpapieren des Zuges listete en detail die Ladung der Güterfrachtwaggons auf: 6'500kg Frühkartoffeln, 3'500kg Mehl, 80kg Kaffee-Ersatz, 275kg Dörrgemüse, 275 kg Nudeln, 500 kg = 540 Dosen Konservengemüse, 250 kg Speck, 195 kg Zucker, 350 kg Salz, 2 Fässer Rotwein, 95 Dosen eingelegte Tomaten, 195 Dosen Kondensmilch, 371 Dosen Ölsardinen und andere Fischkonserven, 1'306 Dosen mit Konservenfleisch und Leberwurst und ca. 12 kg Schokolade. Wer der Empfänger dieses Gebirges von Plündergut war, blieb unklar, auch wenn in den Begleitpapieren eine Notiz Brunners stand, dass von diesen Vorräten nichts an das Konzentrationslager gehen sollte.³ Im Juli 1943 waren solche Güter in ganz Europa schierer Luxus; selbst hochprivilegierte Deutsche hätten Mühe gehabt, an solche Delikatessen zu gelangen. Dass die Insassen des Zuges auf ihrer ganzen Fahrt nur einmal zu essen bekommen hätten, ist nirgendwo dokumentiert.

Henry Bulawko, einer der Häftlinge von Transport 57, beschrieb die Erfahrung der Reise in versiegelten Viehwaggons:

Zwei Nächte und drei Tage in plombierten Waggons. Wir wurden zu 60 Personen zusammengepercht, wo schon 30 nur mit Mühe hineingepasst hätten. Aufeinanderliegend. Man arrangierte sich, so gut man konnte. Ein grosser Kübel in der Ecke des Wagens diente der Notdurft. Aus Scham hängten wir ringsherum Decken auf. Nur einmal, in Köln glaube ich, durften wir für einige Minuten aussteigen. Zuvor hatten einige Wagemutige (darunter ich) einen Ausbruch versucht. Sie hatten Feuer im Waggon gelegt, entschlossen, alles aufs Spiel zu setzen, wenn

man käme, die Wagentür zu öffnen, um das Feuer zu löschen. Aber alles vergebens. Als der Rauch bemerkt wurde, erschien das Gesicht eines deutschen Polizisten vor der vergitterten Öffnung, rief nach dem Waggonführer und schrie: «Löscht das Feuer, wenn ihr nicht alle bei lebendigem Leib verbrennen wollt!» Dann verschwand er. In Panik erstickten meine Kameraden schnell das Feuer. Am Abend des dritten Tages einer Reise, von der wir uns nur eines wünschten, sie möge, egal wie, zu Ende gehen, verlangsamte der Zug seine Fahrt und hielt schliesslich. Haben wir endlich jene sagenhafte «Fabrik für Obstkonserven» erreicht, von der die «gutunterrichteten Kreise» im «Verwaltungsbüro» Drancy redeten? Tausenderlei Fragen schossen jedem durch den Kopf. Wird man die Familien trennen? Was wird aus den Kindern? Wird jeder in seinem Fachgebiet arbeiten können? Worte flogen hin und her: «Ich kann gut Deutsch. Vielleicht finde ich ein Schlupfloch.» «Ich werde zur Kommandantur gehen. Es handelt sich um einen Irrtum. Ich bin kein Jude.» «Ich bin Kriegsveteran.» «Und ich immerhin Gatte einer Arierin.» Fragen, Hoffnungen, Pläne und eine grosse Unruhe, die sich nicht aussprach, die man aber sehen konnte an den fieberhaften Bewegungen, wie das Bündel gepackt, der Mantel zugeknöpft, wie das Kind fester gedrückt wurde.

Der Zug hatte angehalten. Die Wagentür wurde abrupt geöffnet, und die Antwort auf all die Fragen kam: unerwartet, jenseits aller Vorstellung und Menschlichkeit. Die Wagentür ist zur Seite geschoben, und da sind alptraumartige Augenblicke. Seltsame Gestalten in gestreifter Kleidung, gleich hässlichen, aus der Hölle entsprungenen Gnomen, stürzen sich auf den Zug. Hinter ihnen die SS mit auf uns gerichteten Maschinengewehren, Schäferhunde mit bleckenden Zähnen, Geschrei: «Los – raus – alles raus – los!» Jeder stürzt sich auf seine Koffer und Bündel. Aber ein Befehl hallt wider: «Alles in den Waggonen lassen!» – «Ach Gott, mein Koffer ist nicht gekennzeichnet. Wo und wie soll ich ihn wiederfinden?» schreit jemand. Aber wir haben weder Zeit zu fragen noch zu denken. Wir werden sofort in zwei Gruppen aufgeteilt. Links die Männer, rechts die Frauen. Vor jeder Gruppe ein Offizier. Er kommt auf uns zu, geht zwischen den Reihen auf und ab, wirft einen Blick auf uns und lässt ein knappes «Links» oder «Rechts» ertönen. – «Links, links, links, ... dann, nach einem Moment Zögerns, rechts ... rechts .. links ...» Zwei Schlangen haben sich gebildet. Ich bin in der rechten. Lastwagen sind vorgefahren. Es wird befohlen aufzusteigen. «Vite, los, schnell!» – Frauen, Kinder und Männer, die man nach links gewiesen hatte. Die Lastwagen fahren weg. Ein Nachbar murmelt: «Sie sind immerhin nett. Nehmen Frauen und Kinder im Auto mit.» Ein anderer fragt in ängstlichem Ton: «Glaubst du, ich werde meine Frau und meine kleine Tochter je wiedersehen?» Ein Optimist ant-

wortet mit Logik: «Aber sicher. Warum sollten sie daran interessiert sein, euch zu trennen?» Eine Fünferkolonne hat sich gebildet, und der Marschbefehl wird ausgegeben. Es ist Abend geworden. Die Scheinwerfer sind an. Ich bemerke die Inschrift: Auschwitz. Der Name sagt mir nicht viel. Weit weg sehen wir einen dichten Stacheldrahtzaun, in dessen Richtung wir uns bewegen.⁴

Während heftiger Regen zu fallen begann, warteten diejenigen, die der Offizier nach rechts gewiesen hatte, auf ihren Marsch ins Lager. Ahnungslos hatten sie ihre erste «Selektion» überlebt und sollten noch vor Ablauf einer Stunde die erste schreckliche Wahrheit über Auschwitz-Birkenau erfahren: die Häftlinge, die man auf die Lastwagen geschoben – ihre Ehefrauen, Ehemänner, Eltern, Kinder und Enkel –, führen zu ihrer Auslöschung in einer Gaskammer. Dort hiess man sie für eine Dusche sich entkleiden und ihre Habe ablegen, die sie danach wieder an sich nehmen könnten.

Um die Opfer ruhig zu halten, wurden Plätze manchmal nummeriert und Handtücher und Seifenstücke ausgeteilt; die Gaskammer selber war mit nutzlosen Duschköpfen versehen. Bei Tagesende waren alle tot. Ihre letzten Habseligkeiten – Kleidung und Wertgegenstände, die sie mitgebracht, allen Schmuck, den sie trugen oder ihrer Kleidung eingenäht hatten, waren ihnen zuvor systematisch geraubt worden. Ihre Kleider kamen zu den berghohen Haufen aus jenen Zügen, die aus ganz Europa ins Lager rollten. Wertsachen, die man nicht zurückbehält, gab man nach Berlin.

An jenem Tag, an dem Transport Nr. 57 ankam, trafen 31 Häftlinge aus dem nahegelegenen Kattowitz ein, dazu weitere 47 männliche und 19 weibliche Personen. Im «Zigeuner-Lager» kamen fünf Jungen und zwei Mädchen zur Welt. 24 männliche und acht weibliche Häftlinge trafen aus Krakau ein. Häftling Stanislaw Stepinski, der am 16. Juli entlaufen, aber wieder eingefangen worden war, kam in den Straf bunker von Block 11 und wurde später erschossen. Nach Buchenwald transferiert wurden 152 tschechische Insassen.

Auschwitz (polnisch: Oświęcim) in Oberschlesien, im deutsch-okkupierten Südpolen gelegen, war eines der sechs Vernichtungslager in Polen. Gegründet im Juni 1940, war es anfangs ein typisches Konzentrationslager, in dem Häftlinge, überwiegend Polen, zur Zwangsarbeit als Teil eines Entwürdigungs- und Einschüchterungsprogramms eingesetzt wurden. Zusätzlich diente es als Quarantäne- und Transitlager für Häftlinge, die auf den Trans-

port zu Lagern in Deutschland warteten. Selbst als die zunehmend desperaten Kriegsanstrengungen immer mehr Arbeitskräfte forderten, blieb das Ziel der Nazis, die Auslöschung der jüdischen Rasse, eine fundamentale Priorität, so dass Massenmord zur vorherrschenden Funktion des Lagers wurde. Das Leben vieler Häftlinge endete schon, ehe sie offiziell ins Lager eingewiesen wurden, da SS-Ärzte «auf der Rampe» Selektionen an den Neuankömmlingen vornahmen und die Todgeweihten vom Bahnsteig direkt in die Gaskammern schickten. Diejenigen, die überlebten, um dem Arbeitsheer eingefügt zu werden, wurden geschlagen, von Zwangsarbeit von drei oder vier Uhr früh bis zur Dunkelheit ausgelaut und vom Hunger allmählich verzehrt; Mangelernährung oder ihre Folgen, etwa Pneumonie oder Infektionskrankheiten, forderten ungezählte Menschenleben.

Juden, gekennzeichnet durch den gelben Stern, waren vom Moment ihrer Lagereinweisung an todgeweihte Personen. Andere Internierte waren Sinti und Roma, Polen, Russen und nichtjüdische Gefangene, die man inhaftiert hatte, weil sie in Opposition zum Nazi-Regime standen, darunter Kommunisten und Widerstandskämpfer, die versucht hatten, den bedrängten Juden zu helfen. Zur Kennzeichnung ihrer «Vergehen» mussten die Insassen farbige Dreiecke an ihrer Kleidung tragen: die «Lager-Elite», Prostituierte und Obdachlose, ein schwarzes, «gewöhnliche» Kriminelle ein grünes, Homosexuelle ein rosafarbenes, politische Gefangene ein rotes, die Zeugen Jehovas ein violette, und Sinti und Roma ein braunes. Diejenigen, die «mit Akte» ins Lager kamen – die «Karteihäftlinge» –, waren unmittelbar im Vorteil, insofern als sie nicht direkt in die Gaskammern geschickt werden durften, da sie als verurteilte Kriminelle eventuell noch zu Gericht bestellt werden konnten.

Der Auschwitzer Lagerkomplex wuchs rasch zu einem Netzwerk von fast einem Dutzend Lagern heran, das sich kilometerweit übers Gelände erstreckte und Fabriken wie die IG Farben oder die Krupp-Werke mit Arbeitskräften versorgte. Um die zwei primären Funktionen des Lagers – Arbeit und Ausrottung – im Gleichgewicht zu halten, führten Ärzte regelmässig in grossem Umfang Selektionen durch. Dadurch reduzierten sie die Überbelegung und stoppten die Verbreitung von Typhus und typhoiden Epidemien, entledigten das Lager seiner verzagten und entkräfteten Insassen und ersetzten diese durch gesündere Häftlinge, die die Lagerarbeit fortsetzten, bis auch sie in Stumpfsinn sanken und durch Vergasung ausgemerzt wurden.

Auschwitz 1, das Haupt- bzw. Stammlager, wurde in einer feuchten, sumpfigen Ebene im industriellen Herzland errichtet, einer Region, die für ihre harten Winter bekannt ist. Im August 1942 kam Birkenau dazu (polnisch Brzezinka), auch als Auschwitz n bekannt, drei Kilometer vom Stammlager entfernt in einem Birkenwald gelegen (daher der Name). Birkenau sollte zuletzt mehr als dreimal so viele Häftlinge aufnehmen wie das Stammlager – und zwar bis zu 200'000 Personen. Das war die doppelte Kapazität dessen, was Himmler ursprünglich angeordnet hatte, und zwar in einer Konstellation von Nebenlagern, bekannt als «B I» (das Frauenlager), «B II» (Männerlager und Familienlager für tschechische Juden und Sinti und Roma), und das nur zum Teil komplettierte «B III», das man «Mexiko»⁵ nannte.

Birkenau sollte die effizienteste Todesfabrik werden, die je errichtet wurde. Vier der fünf Krematorien standen hier, und die Luft war permanent geschwängert von dickem, schwarzem Rauch, der den Schornsteinen entquoll. Die neueren Gaskammern waren unter den Krematorien gebaut und partiell getarnt. Aufzüge brachten die Leichen nach oben. Die Verbrennungsöfen waren rund um die Uhr in Betrieb; jeder konnte über 5'000 Leichen pro Tag einäschern. Es hiess, Auschwitz habe zu Spitzenzeiten die Tötungskapazität von 20'000 Opfern je 24 Stunden gehabt.

Der Massmord mit Zyklon-B-Gas, einem Blausäurepräparat, das zuvor zur Ungeziefervernichtung verwendet wurde, begann am 3. September 1941 mit der «versuchsweisen» Tötung von 600 russischen Kriegsgefangenen und 298 Patienten aus dem Krankenrevier. Ende 1941 bis Anfang 1942 waren Vergasungen in grossem Massstab bereits Routine. Durch Lungenlähmung führte das Gas binnen drei bis 15 Minuten zum Tode. Lagerkommandant Rudolf Höss rühmte sich seiner Vergasungsprozedur, die schnell, zuverlässig und für das Exekutionspersonal weniger verstörend war als jene Exekutionen von Angesicht zu Angesicht, wie sie bisher vorgenommen wurden.

In dem 1978 veröffentlichten Gedicht «Kinder» überblendete der Überlebende Wojciech Gniatczynski das Blausäuregift Zyklon B mit dem Namen des Wetterphänomens [Cyclon: Tiefdruck(zone), Wirbel(sturm), Orkan]: der himmel war blau / wie das zyklonische auge des Sturms in der gaskammer [...] / draussen: ein harter / polnischer winter, / verwelktes gewächs / auf gefrorener erde. / nur in der gaskammer/ist es warm. / nur im herzen des menschen / ist hölle.⁶

Am Bahnsteig wurde Alma nach rechts gewiesen und einer Gruppe von zwölf Frauen eingereiht. Mit 369 Männern und 179 weiteren Frauen marschierte ihre Gruppe eine halbe Stunde unter SS-Bewachung durch den Regen: manche nach Birkenau, andere ins Stammlager. Einige Ankömmlinge berichteten, die SS-Wärter hätten ihnen auf dem Marsch ins Lager Wertgegenstände entrissen. Almas Gruppe wurde am Eingang zu Auschwitz I von den anderen getrennt, die dort unter dem Torbogen mit dem berühmten Motto «Arbeit macht frei» hindurchgingen.

Die grosse Mehrheit der Männer und Frauen, die den Lagern zugewiesen wurden, wurden nach Geschlecht getrennt und einer wohlerprobten Prozedur unterzogen. Sie mussten sich entkleiden, ihre Schuhe auf einen Haufen und die Kleider auf einen anderen legen. Manchmal gab man ihnen Handtücher und sogar «Garderobenmarken». So standen sie nackt und schauernd da, bis Häftlinge in gestreifter Lagerkleidung den Raum mit Seifenbürsten und Rasiermessern betraten, um den Neuankömmlingen das Kopf-, Achsel- und Schamhaar abzurazieren. Dann schloss man die Häftlinge in einen Duschraum ein, übergoss sie kurz mit kaltem Wasser und desinfizierte sie gegen Läuse und Hautkrankheiten. Kalfaktoren jagten sie dann aus der Dusche und warfen ihnen neue Kleidung und Schuhe hin, die zuvor Häftlingen gehört hatten, die im Lager umgekommen oder ermordet worden waren.

Aus dieser Initiation, einem Äussersten an Degradierung, gingen die Häftlinge als Sklaven hervor. Der Überlebende Primo Levi erinnerte sich:

Und nichts ist mehr unser: Man hat uns die Kleidung, die Schuhe und selbst die Haare genommen: Sollten wir reden, so wird man uns nicht anhören, und wird man uns auch anhören, so wird man uns nicht verstehen. Auch den Namen wird man uns nehmen; wollen wir ihn bewahren, so müssen wir in uns selbst die Kraft dazu finden, müssen dafür Sorge tragen, dass über den Namen hinaus etwas von uns verbleibe, von dem, wie wir einmal gewesen.⁷

Als letzter Schritt in der Lager-Registrierung reihten sich die Häftlinge in Schlangen vor Tischen auf, wo weitere Kalfaktoren mit nadelspitzen Geräten ihnen eine blaue Ziffernreihe in den linken Unterarm ritzten, die ihnen lebenslang in der Haut bleiben sollte. Die Männer von Transport 57 bekamen die Häftlingsnummern 130'466 bis 130'834 und die Frauen die Nummern

50'204 bis 50'394, eine Numerierung, aus der sich ihre Ankunft im Lager ablesen liess. Auf diese Weise bekam Alma eine weitere Identifikationsnummer: 50381. Schon diese Tätowierung verriet den «Alteingesessenen» unter den Lagerhäftlingen – jenen raren Überlebenden mit vierstelliger Nummer – die Geschichte ihrer Ankunft aus Frankreich, ja selbst die Nummer ihres Transportzugs. Gemeinhin wurde den Neuankömmlingen eine Begrüssungsrede gehalten. Folgende charakteristische Ansprache vor den Männern wurde von SS-Lagerleiter Karl Fritsch gehalten, dem Stellvertreter von Höss:

275

Ihr seid hier nicht in ein Sanatorium gekommen, sondern in ein deutsches Konzentrationslager, aus dem es keinen anderen Ausgang gibt als durch den Schornstein des Krematoriums. Wenn das jemandem nicht gefällt, kann er ab sofort in den Draht gehen. Wenn in einem Transport Juden sind, dann haben sie kein Recht, länger zu leben als zwei Wochen, die Priester einen Monat und die übrigen drei Monate.⁸

Spätestens in diesem Moment wurde den Neuankömmlingen bewusst, dass es der Gestank von verbranntem menschlichem Fleisch war, der in Auschwitz in der Luft hing.

Die 179 anderen Frauen, die mit Almas Gruppe ins Lager gewiesen wurden, schickte man in die Quarantäneblocks im Frauenlager von Birkenau, eine Ansammlung geduckter Ziegelbauten. Hier, jeweils zu acht Personen gedrängt in dreistöckige Bretterkojen, wurden 1'000 Neuankömmlinge bis zu ihrer je gesonderten Arbeitszuweisung in Isolation gehalten. Krankheiten forderten ihren täglichen Tribut; im Lager hiess es: «Hier kommst du nicht lebend wieder raus.»

Alma und ihre Gruppe kamen nicht in Quarantäne. Sie waren ausersehen für einen weit schlimmeren Bestimmungsort: Block 10, den berühmten Experimentierblock und damals im Stammlager die einzige Baracke, in der Frauen untergebracht waren. Der zweistöckige Ziegelbau beherbergte mindestens 395 jüdische Frauen, selektiert für medizinische Experimente, 65 weibliche Häftlinge, die als Pflegerinnen tätig waren, und etwa zwei Dutzend Lagerprostituierte.⁹ Alma und ihre Gruppe, durchnässt und hungrig, machten bald mit einem weiteren Auschwitzer Horror Bekanntschaft: dem «Kaninchenstall», wie man ihn nannte, wo Nazi-Ärzte mit «Menschenmaterial» experimentierten.

Das Lager schwirrte von Gerüchten über grauenvolle Aktivitäten in diesem Block, der vom restlichen Auschwitz-Birkenau getrennt lag und dessen Fenster stets verriegelt und verdunkelt waren. Von dem, was dort tatsächlich vor sich ging, war wenig bekannt. Insassen von Block io, die durch die Fensterspalten spähten, schauten hinaus auf den Hof der «Todesbaracke», Block ii, einen Exekutionshof, wo Hunderte von Häftlingen vor der berühmtesten «Schwarzen Wand» erschossen wurden. (Nach der Befreiung erkannten Arbeiter den Zweck des Hofes daran, dass der Sand zu Füßen der Mauer bis zu einer Tiefe von 1,80 Meter von Blut getränkt war.)

Die Pseudo-Forschungsarbeit, die in Block io an jüdischen Mädchen und Frauen vorgenommen wurde, ist später als Konzentrat der Nazi-Rassenpolitik beschrieben worden: jene Doktrin, dass «der Jude» ein rassisches Gift sei, ein Verbreiter von Beschmutzung, Ansteckung und Tod für die «arische» Rasse. In seiner Studie *Ärzte im Dritten Reich* (1988) wies Robert Jay Lifton daraufhin, dass sich bereits im Gebrauch des darwinistischen Terminus «Auslese» jenes Konzept einer «Rassen- und Sozialbiologie» widerspiegelte, das aus dem Antisemitismus ein Credo machte, das selbst «gebildeten Menschen intellektuell akzeptabel» erscheinen konnte.¹⁰ Der «lebensunwerte» Jude gefährde das Überleben der reinen und höherwertigen Rasse und müsse «beherzt» ausgemerzt werden: daher grausame Experimente mit Zwangssterilisierungen bei denen, die als fortpflanzungsunwert galten, medizinische Tötungen einzelner durch Phenolinjektionen in den Blutkreislauf oder direkt ins Herz, Massenmorde mittels Giftgas.

Carl Clauberg war der SS-Arzt, der mit der Suche nach effektiven Methoden zur «unblutigen» Sterilisation von Frauen beschäftigt war. Seine Experimente begannen im Dezember 1942 im schmutzigen «Revier», der Krankenbaracke im Birkenauer Frauenlager, in der die meisten Kranken starben; ab April 1943 wurden die Experimente im Block 10 des Stammlagers vorgenommen. Der Experimentierblock, in dem unter striktesten Sicherheitsmaßnahmen gearbeitet wurde, kam unter das Kommando des Lagerbüros in Birkenau und unterstand administrativ der SS-Oberaufseherin Maria Mandel, die die Befehlsgewalt über das Frauenlager nach dessen Gründung in Birkenau innehatte. Medizinisch stand der Block bis Frühjahr 1943 unter dem Kommando von SS-Arzt Dr. Eduard Wirths, dem Standortarzt, als Lagerkommandant Rudolf Höss den Block Dr. Clauberg unterstellte. Darüber hin-

aus führte im Lager SS-Arzt Dr. Horst Schumann Röntgenexperimente mit 200 jungen männlichen Häftlingen durch, die auf diese Weise kastriert wurden.

Im Experimentierblock warteten Internierte in stummer Angst, bis sie zu Operationen aufgerufen wurden, die unter grosser Hast und Schmerzen vor sich gingen. Clauberg und Władysław Dering, ein polnischer Arzt und Häftling, setzten jüdische Frauen extrem hoher Röntgenstrahlung aus und entfernten ihnen dann unter nichtsterilen Bedingungen die Eierstöcke in einer rabiaten Operation, die nicht länger als zehn Minuten dauerte. Die Ovarien wurden an Laboratorien gesandt, welche die zerstörerische Wirkung der Röntgen-Bestrahlung zum Zweck der Entwicklung billiger und effizienter Methoden der Massensterilisierung prüften. Jüdische Frauen und Mädchen aus Griechenland, Belgien, Frankreich und Holland, alle im gebärfähigen Alter, einschliesslich vieler noch jungfräulicher Jüdinnen unter 20, waren die Opfer dieser Experimente. Weibliche Insassen dienten auch als Versuchskaninchen für gynäkologische Experimente, die die operative Entfernung der Cervix (Gebärmutterhals) für Studien über präkanzerogene Bedingungen einschlossen, und experimentelle Induktionen von Typhus zur Prüfung seiner Übertragbarkeit.

277

Oft spiegelten die Forschungen auch die Spezialgebiete der SS-Ärzte wider, etwa Dr. Josef Mengeles kurioses Interesse an Zwillingen, Kleinwüchsigen, oder an dem, was Mediziner Heterochromie nennen: Verschiedenfarbigkeit der Augen. Es gab keine Beschränkung bei der Nutzung des jüdischen Menschenmaterials: Ihre Bestimmung war es ohnehin, zu sterben.

«Anthropologische Forschung» – ein weiterer Nazi-Euphemismus für die Verursachung unmenschlichen Leidens – wurde ebenfalls in Block 10 vorgenommen und erreichte groteske Ausmasse, als die Schädel von 115 Männern und Frauen (davon 109 Juden) für anatomische und rassistische Studien gesammelt wurden. Anfragen von Instituten aus Berlin regten zu einer Vielzahl von Humanexperimenten an, viele mit tödlichem Ausgang.

Operative Prozeduren wurden im Experimentierblock dermassen schlampig vorgenommen, dass die bedeutende französische Ärztin Adélaïde Hautval, als «Judenfreundin» verhaftet, weil sie den gelben Stern getragen, und im April 1943 als inhaftierte Ärztin in Block 10 geschickt, sich weigerte, den Operationsraum auch nur zu betreten. Überraschenderweise soll Mengele gesagt haben, dass sie als «Arierin», wenn sie sich

an medizinischen Experimenten nicht beteiligen wolle, dies auch nicht zu tun brauche. Der SS-Arzt, dem der Block unterstellt war, willigte ein, so dass Dr. Hautval für vier Monate lediglich postoperativ Patienten pflegte. Ihre tapfere Haltung wurde weithin bewundert.¹¹

Eine weitere couragierte Ärztin und Gefangene, Ella Lingens-Reiner, kam erstmals als Patientin in Block 10, nach einer raren Geste des Mitleids seitens eines SS-Arzt. Diese nichtjüdische Deutsche, die nun in Birkenau inhaftiert war, hatte in Marburg bei SS-Arzt Dr. Werner Rohde Medizin studiert, dem Leiter des «Frauen-Reviere» von Birkenau. Als Lingens-Reiner schwer an Typhus erkrankte, empfahl Dr. Rohde ihre Verlegung in Block 10 des Stammlagers, wo die Verhältnisse etwas besser waren als in Birkenaus «Revier». Dr. Lingens-Reiner überlebte das Lager und legte später ausführlich Zeugnis ab über die medizinischen Aktivitäten in Birkenau und in Dachau, wo sie gleichfalls inhaftiert war.

Gemäss den von Danuta Czech kompilierten Dokumenten wurden in den fünf Monaten von März bis Ende August 1943 350 Frauen in den Experimentierblock eingewiesen. Man rechnete nicht damit, dass solche Frauen nach ihrer Verwendung als Experimentierobjekt noch lange am Leben blieben. Diejenigen, die die medizinischen Prozeduren überlebten, waren oft zu entkräftet, um den regulären Selektionen in den Krankenblocks zu entgehen, die unproduktive Häftlinge in die Gaskammern schickten.

Alma traf in Block 10 in Uniform ein, der Häftlingskleidung, die zuvor ein russischer Kriegsgefangener getragen hatte. Magda Hellinger [jetzt: Magda Blau], die Blockälteste, schrieb, Alma habe zuerst wie gelähmt ausgesehen.¹² Bald aber entwickelte sie aus der Tiefe ihres Selbst eine seltene Stärke.

An jenem ersten Tag kam Alma jene Haltung zugute, die sie von ihrer Mutter gelernt hatte. In ihrer schlechtsitzenden Häftlingsuniform, das Grauen, das sie fühlte, mit Würde verbergend, spielte sie die Rolle einer Künstlerin auf Tournee, die in einem fremden Theater eingetroffen war.

Eine der Häftlingskrankenschwestern, die seit sechs Monaten in Block 10 arbeitete, war eine zwanzigjährige Holländerin, der Alma einst unter glücklicheren Umständen begegnet war. Sie hiess Ima van Esso und war gespannt auf Nachrichten von draussen; sie habe gehört, ihre Mutter und ihr Vater seien nach Westerbork geschickt worden, aber mehr habe sie nicht gehört.

Als Ima erfuhr, dass Alma aus Holland kam, bestürmte sie diese mit Fragen. Zuerst erkannten sich beide Frauen nicht wieder, wiewohl beide das Gefühl hatten, sie wären sich schon einmal über den Weg gelaufen. Erst im Gespräch, als Alma erwähnte, dass sie mit Váša Přihoda verheiratet gewesen, ging Ima ein Licht auf. Alma war mehrmals, 1941 und 1942, im Amsterdamer Haus der van Essos gewesen. Imas Vater war Arzt und ihre Mutter Sängerin und eine Unterstützerin der zionistischen Sache. Ima, die Flöte spielte, erinnerte sich, wie sie einst im Hause van Esso mit Alma musiziert hatte:

Alma war eine feine Geigerin, und sie spielte auch Klavier. Sie begleitete sowohl meine Mutter wie mich. Einmal spielte ich mit ihr eine Telemann-Sonate, und ich erinnere mich, dass sie eine richtige Solistin war, die einen Mitspieler nicht sehr gut begleitete. Ich muss aber sagen: Es ist möglich, dass sie damals, als ich noch so jung war, das Gefühl hatte, ich könne beim besten Willen nicht mithalten. Alma musste immer die erste sein. Jeder schien ihr augenblicks zu huldigen, obwohl auch viele neidisch auf sie waren. Sie musste die Nummer eins sein. Man durfte sie nicht übergehen.

Ich war so geschockt, Alma in Block 10 zu sehen, so total verändert gegenüber dem letzten Mal in Holland (doch wirkte sie noch frisch und adrett), dass ich's jedem erzählen musste, selbst der jüdisch-ungarischen Blockältesten Magda Hellinger. Das waren so ungewöhnliche Nachrichten für Magda, dass sie zuhörte, obwohl ich damals das Gefühl hatte, sie könne mich nicht leiden. Zunächst wusste sie nicht, von wem ich sprach. Der Name Rosé löste nicht gleich eine Reaktion aus, aber als ich Váša Přihoda erwähnte, spitzte sie die Ohren. Přihoda wurde seinerzeit in Mitteleuropa so hochgeschätzt wie heutzutage Yehudi Menuhin.¹³

Konfrontiert mit den unvorstellbaren Verhältnissen des Experimentierblocks, suchte Alma Zuflucht bei jenem Rüstzeug, das ihr noch geblieben war: ihrer Persönlichkeit und ihrer Musik. Später schilderte eine Freundin im Musikblock ihre Reaktion: «Da Alma den sicheren Tod vor Augen glaubte, bat sie eine der Aufseherinnen von Block 10 um die Erfüllung der sprichwörtlich letzten Gnade: ein letztes Mal Geige spielen zu dürfen.»¹⁴

Almas Talente boten Magda eine Gelegenheit. Wie diese später schrieb, war ihr Einfallsreichtum ständig gefordert, so viele Frauen wie möglich vor den medizinischen Experimenten zu bewahren und ihnen etwas von dem Bedrückenden ihrer Umstände zu nehmen. Da ihr nicht

erlaubt war, sich schriftlich ans Hauptbüro des Frauenkonzentrationslagers Birkenau zu wenden, dem der Block administrativ unterstand, schickte sie eine mündliche Botschaft an die Schreibstube.

Hätte sie eine Botschaft auf Papier gesandt und wäre dabei erwischt worden, wäre Magda einem «Strafkommando» zugeordnet worden. Die Nachricht an die Schreibstube lautete sinngemäss: «Wir haben hier Alma Rosé, die Frau von Váša Přihoda.» Magda ersuchte um eine Geige.

Zu den Insassen von Birkenau gehörten Hunderte von jüdischen Frauen und Mädchen aus der Slowakei, die unter den ersten gewesen waren, die aus diesem Nazi-Marionettenstaat (der zuvor zur Tschechoslowakei gehört hatte) nach Auschwitz transportiert worden waren. Unter ihnen befand sich eine junge professionelle Künstlerin aus Bratislava, Helen Spitzer (später: Helen Spitzer Tichauer), von allen «Zippy» genannt, die die niedrige Häftlingsnummer 22 8 6 trug. Seit ihrem Eintreffen in Auschwitz im März 1942 hatte sie die Ankunft vieler «Judentransporte» gesehen, darunter auch den ersten mit jüdischen Frauen aus Paris. Auch den eiligen Aufbau des Lagers Birkenau hatte sie miterlebt, was ihr so vorgekommen war, als hätte man im brasilianischen Dschungel eine Grossstadt aus dem Boden gestampft.

Als das Nebenlager im August 1942 fertiggestellt war, wurden die weiblichen Häftlinge aus dem Stammlager in fensterlose Baracken verlegt, die bald von Läusen und Nagetieren befallen waren. Im Gefolge dieser Verlegung sank die Anzahl der weiblichen Häftlinge von 8'000 auf 4'000. Zippy überlebte und arbeitete seitdem im Hauptbüro von Birkenau, wo sie über ein eigenes kleines Zimmer und ungewöhnliche Mobilität verfügte.

Die junge Slowakin nutzte klugerweise ihren hebräischen Namen Zipporah – einen Namen, der bei ihrer Einlieferung ins Lager nicht registriert worden war –, um mit dem Lager-Widerstand heimlich zu kommunizieren. Ihre Kontaktpersonen kannten sie als «Zippy von der Schreibstube». Derart konnte sie, falls eine ihrer Botschaften abgefangen wurde, von der SS oder den Spitzeln, die überall im Lager eingesetzt waren, nicht identifiziert werden. Mindestens einmal wurde Zippys Name von einer Liste der zur Vergasung Selektierten wieder gestrichen, da ihre Arbeit im Lagerbüro unter der Rapportführerin als vorbildlich organisiert galt. Diese – eine tschechische Jüdin namens Katerina (Katya) Singer – war der SS-Kommandantin Maria Mandel unmittelbar rapportpflichtig.

Zippy, eine Überlebende, die heute in New York wohnt, erinnerte sich der überraschenden Botschaft Magdas, die um eine Violine bat. Sie hatte sich «keine willkommeneren Nachricht wünschen können.»¹⁵ Das Gerücht war schon durchs Lager geschwirrt, mit dem Zug aus Drancy sei eine bekannte Violinistin gekommen, aber vergast worden.

Die Nachricht war besonders beunruhigend gewesen, da ein neugegründetes Frauenorchester in Birkenau, nach dem Modell des Auschwitzer Männerorchesters gebildet, aus Mangel an musikalischer Leitung nur noch vor sich hin kümmerde und sein Überleben von einer raschen Verbesserung der Zustände abhing.

Zippy, Mandoline-Spielerin, sah in der Musik die erstrangige Gelegenheit, Frauen und Mädchen vor der Todesstrafe der Aussenarbeit zu retten, jener lebensverschleissenden Schwerstarbeit im Aussenkommando. Als sie und ihre Kolleginnen hörten, Alma sei im Experimentierblock am Leben und wohlauf, meldete sie Katya Singer: eine berühmte Musikerin sei im Lager eingetroffen und ihre Blockälteste habe um eine Geige ersucht.

Nach sozialen und politischen, selbst nach künstlerischen Massstäben waren andere Häftlinge in Auschwitz-Birkenau wichtiger als Alma Rosé – dennoch verbreitete sich die Nachricht von ihrer Ankunft in Windeseile. Dass man Alma «entdeckte», diente mehreren Zwecken. Für die Mitglieder des soeben flügge gewordenen Orchesters konnte die Ankunft einer fähigen Berufsmusikerin verbesserte Sicherheit bedeuten. Und für die ehrgeizige Maria Mandel konnten bessere Aufführungen des Frauenorchesters ihre Reputation erhöhen und dazu beitragen, ihren eigenen Musikhunger zu stillen. Magdas Ersuchen um eine Violine wurde denn auch prompt entsprochen.

«Für Alma ein gutes Instrument zu kriegen war kein Problem», berichtete Zippy, da nach jeder Ankunft eines neuen Transportzuges täglich hochwertige Musikinstrumente konfisziert wurden.

Magda freute sich, als sie Alma eine gute Geige überreichen konnte. Acht Monate waren verstrichen, seit Alma ihre Guadagnini in Utrecht Leonard Jongkees zu treuen Händen übergeben hatte.

40 Jahre später schrieb Magda über Almas Musizieren an jenem ersten Abend in Block 10: Die Geige in Händen, wartete Alma ungeduldig bis 18 Uhr darauf, dass die zwei SS-Wärterinnen die Baracke verliessen und die Tür von aussen verschlossen. Dann wurden einige Insassen als Torwachen postiert, um Alarm zu schlagen, falls jemand

sich dem Gebäude nähern sollte. Als alles still war, setzte Alma den Bogen an.

«Schönheit war in Block io bis zu jenem Abend ein langvergessener Traum gewesen. Niemand dort hätte sich von solcher Schönheit träumen lassen, wie sie in diesem Moment aus ihrem Spiel aufstieg», erinnerte sich Ima. Alma blieb von Experimenten ausgenommen – dank ihrer Fähigkeit zu musizieren.

Nach ihrem Debüt im Experimentierblock spielte Alma jeden Abend nach dem Einschluss. Frauen und Mädchen aus vielen verschiedenen Ländern versammelten sich im OP des Erdgeschosses, um ihre Nationalhymnen und Volkslieder zu singen, die Alma auf der Geige begleitete. Die Lager-Autoritäten hatten jeglichen Gesang, es sei denn in deutscher Sprache, untersagt. Doch weggesperrt in Block io, nahmen sich diese zu Versuchskaninchen degradierten Frauen ihr Recht. Aus ihren improvisierten Liederabenden wurde mit der Zeit eine bizarre Folge von «Cabarets».

Magda erinnert sich, dass sie bei ihrer ersten Begegnung mit dem SS-Arzt Dr. Wirths eine kühne Forderung stellte:

Höflich, aber deutlich sagte ich ihm, dass diese Stätte, wenn sie denn ein Versuchskrankenhaus sein sollte, auch so aussehen sollte: Bettlaken, Handtücher, Seife und für die Frauen Nachthemden. Es war unglaublich – aber er sagte: «In Ordnung!» Er sagte, ich sei bestimmt nicht jüdisch, dafür sei ich viel zu blond. Egal! Wir kriegten alles. Als die Nachthemden kamen, in Bündeln à 50, teilten wir sie aus und befahlen den Mädchen, sie nicht untereinander zu tauschen. Wir planten, dass am Abend, wenn alle SS-Ärzte und die SS-Blockführerin fort waren, die Frauen eine nach der andern in den Nachthemden, die sie bekommen hatten, die Treppe herunterkommen sollten nach Art einer Modenschau. Man stelle sich die Show vor: eine Kleine in einem Riesenhemd – eine Grosse in einem kleinen – es war eine Tragikomödie. Dann fragte ich: «Wer will singen und tanzen?» Die Polin Mila Potasinski traute sich als erste und übernahm von da an die Leitung des Cabarets.

Mila, eine Schauspielerin, und Alma als erfahrene Musikerin wurden die leitenden Künstlerinnen bei diesen Aufführungen, die zunächst heimlich an den Abenden stattfanden. Unter anderem trug Mila Gedichte vor, während Alma den musikalischen Rahmen gestaltete; oder Alma spielte südamerikanische Musik, während Mila jenen Frauen, die noch die Kraft zum Tanzen hatten, Tango beibrachte.¹⁶

Für Ima markierte Almas Ankunft in Block io einen «Neubeginn». Ergänzend sagte sie, dass selbst Dr. Claubergs erste Assistentin, die junge jüdische Gefangene und Pflegerin Sylvia Friedmann, an den Cabarets teilnahm. Die Frauen tanzten zu Almas Spiel, und wieder traten die Schrecken von Auschwitz für einen kurzen Moment zurück. Ima:

Alma machte uns mit dem «Czardas» bekannt, spielte ihn uns erst mal vor und brachte uns dann bei, wie man ihn tanzt. Die blonde Slowakin Sylvia warf ihre grausigen Pflichten ab und machte den männlichen Tanzpartner.

Die Gelegenheit, jemanden an sich zu drücken, mit ihm zu tanzen und den Tanz mit einem – oft echt empfundenen – Kuss zu beenden, half den Frauen dabei, zu spüren, dass sie in diesem Todesreich von Auschwitz noch am Leben waren.

Für einige Cabarets entwarfen die Frauen Phantasiegewänder aus den blaugefärbten Bettlaken. Eine Insassin fertigte künstliche Blumen an, die sich die Tänzerinnen ins Haar steckten, das allmählich wieder nachwuchs. Magda zufolge entwickelten sich diese Vergnügungen zu einer regelrechten Inszenierung, an der schliesslich der ganze Block teilhatte. «Sie wurde so beliebt, dass wir sie wiederholen mussten.» Für Ima war offenkundig, dass Sylvia Dr. Clauberg von den Geschehnissen in Kenntnis setzte, denn von der Aufführung in Block io redete bald das ganze Lager, und SS-Offiziere begannen die Cabarets zu besuchen.

Die SS erachtete Almas Talente rasch als zu wertvoll, um im Experimentierblock vergeudet zu werden. Als Maria Mandel sie spielen hörte, arrangierte sie Almas Transfer zu ihrem persönlichen Lieblingsprojekt: dem Frauenorchester von Birkenau. Zu ihrem Leidwesen verloren die Frauen von Block io ihren strahlenden Mittelpunkt.

Magda charakterisierte diesen Mittelpunkt so: «Alma war die Lichtquelle im Zentrum eines kurzen Aufblitzens von Humanität, Courage und Anständigkeit unter den Insassen gewesen, ein einzelner Mensch, dessen Verhalten und Auftreten – dem Druck der Deutschen zum Trotz – das Leben ein klein wenig erträglicher machte.»

18. Mandels Maskottchen

Diejenigen, die versäumten, sich eine Nische zu schaffen, waren todgeweiht, mochte auch ausserordentliche Energie oder Härte das Ende hinauszögern. Eine Gefangene, die sich eine privilegierte Position erstritten hatte, musste sie dann verteidigen: mit Effizienz, Vitalität, eisernem Willen und – Glück.

ELLA LINGENS-REINER¹

285

Der leitende weibliche SS-Offizier des Frauenlagers von Birkenau, SS-Obersturmbannführerin Maria Mandel, war eine gebieterische Gestalt. Grossgewachsen, blond und stets in schwarzem Cape, grauer Uniform und Seidenstrümpfen, liess sie sich als «Oberaufseherin Mandel» anreden. Sie liebte Schönheit und Musik, konnte jedoch auch sadistische Brutalität zeigen. In ihrer vorausgehenden Stellung im KZ Ravensbrück wurde ihr eine besondere Art, Frauen zu züchtigen, nachgesagt, nämlich so, dass der erste Schlag die Nase des Opfers zum Blüten brachte. In Rajsko, das zum Auschwitz Lagerkomplex gehörte, schlug sie jemandem einmal die Zähne ein, gemäss Zeugenaussage im Krakauer Prozess (Dezember 1947), in dem sie zum Tod durch den Strang verurteilt wurde.

Mandel, geboren in Münzkirchen (Oberösterreich), wenige Kilometer südlich von Hitlers Geburtsort Braunau am Inn, war ehrgeizig und anspruchsvoll. Sie hatte einen Liebhaber unter den SS-Männern von Auschwitz (der mal als Sturmbannführer Bischoff, mal als Unteroffizier Josef Janisch identifiziert wurde) und hielt sich ein schönes Pferd für Ausritte zur Erholung. Ihre Liebe zu Kindern war Gegenstand von schrecklichen Legenden unter den Häftlingen – bekannt ist indes die Grausamkeit, die sie gegenüber Neugeborenen und ihren Müttern unter Beweis stellte.

Fania Fénelon, eine französische Sängerin im Orchester während seiner letzten Monate, erzählte von einem kleinen lockigen Jungen aus Polen, der mit seiner Mutter im Lager ankam und schon zur Vergasung bestimmt war.² Als Mandel durch eine Schar von Frauen und Kindern schlenderte, die darauf warteten, zum «Duschen» an die Reihe zu kommen, rannte der kleine Junge auf sie zu. Statt ihn wegzutreten, bückte sie sich, nahm ihn auf, küsste ihn ab und trug ihn davon. Eine Woche lang nahm sie ihn überall mit,

schenkte ihm Schokolade und zog ihm täglich frische blaue Kleidung an, die beste, die sie aus den Stapeln konfiszierter Kinderkleidung bekommen konnte. Dann, plötzlich, war das Kind fort. Mandel persönlich hatte es der Gaskammer überantwortet. Nazi-Loyalität hatte über jedes menschliche Gefühl triumphiert. Die SS war in solcher «Unbestechlichkeit», jener Härte, der die Nazis sich rühmten, geübt und erfahren in der Ausübung extremer, gnadenloser Grausamkeit.

Zippy beschrieb zwei Begegnungen mit Maria Mandel, aus denen die tiefe Spaltung der Nazi-Persönlichkeit deutlich wird. Bei einer ihrer unvorhersagbaren Baracken-Musterungen fand Mandel Zippy nachmittags im Bett vor: ein unverzeihliches Vergehen. Als sie eine Erklärung verlangte, sagte Zippy, sie habe schwere Menstruationskrämpfe. Zippy erinnerte sich, wie erstaunt sie war, als die Mandel «mir dann auf mütterliche Art die Hand auf die Stirne legte und mich im Bett bleiben hiess, bis es mir wieder besser ginge.»

Bei anderer Gelegenheit kam eine Läuferin in die Schreibstube mit dem Befehl, Zippy solle sich in Mandels Büro melden. Zippy, die nicht wusste, warum sie verlangt wurde, kam dem Befehl nervös nach. «Als ich eintrat, hielt sie ein Buch in der Hand: *Die Flusspiraten*. Sie bat mich, in spezieller Schönschrift eine Widmung in dieses Geschenk für SS-Hauptsturmführer Josef Kramer [später als ‚Die Bestie von Belsen‘ bekannt] zu schreiben aus Anlass seines Geburtstags am 10. November. Ich traute mich zu sagen: ‚Was für ein Zufall! Das ist ja auch mein Geburtstag.‘»

Daraufhin hiess Mandel Zippy zu Block 5 gehen, wo Päckchen für Häftlinge lagerten (von denen viele schon tot waren), und sich daraus eins für sich selbst mitnehmen. Solche Geste gegenüber einer jüdischen Insassin machte ebenso fassungslos, wie sie selten war. In den Lagern konnte jedes noch so kleine Zeichen von Menschlichkeit seitens ihrer Nazi-Herren die Häftlinge tief bewegen.

Nach der Niederschlagung des Aufstands im Warschauer Ghetto (19.4.-16.5.1943) ordnete Heinrich Himmler am 1. Juni 1943 die Liquidierung aller jüdischen Ghettos in Polen an. Damit begann eine neue Phase der Massenexekutionen. Zehntausende polnischer Juden wurden auf Zügen und Lastwagen nach Auschwitz transportiert, was dessen Kapazität auf die höchste Probe stellte. Zippy und andere Frühankömmlinge ahnten Schlimmes, als sie Zeugen wurden, wie am Rand des Birkenauer Lagers neue Gaskam-

mern und Krematorien gebaut wurden. Am 28. Juni 1943 verkündete der Bauleiter, SS-Sturmbannführer Karl Bischoff, alle fünf Krematorien in Auschwitz-Birkenau seien betriebsbereit. Ihre Kapazitäten pro Tag wurden von ihm wie folgt veranschlagt:

1. Altes Krematorium 1 (<i>Auschwitz</i>)			
3 Doppelmuffeleinäscherungsöfen	340	Leichen	
2. Neues Krematorium II (<i>Birkenau</i>)			
5 Doppelmuffeleinäscherungsöfen	1'440	Leichen	
3. Neues Krematorium III (<i>Birkenau</i>)			
5 Doppelmuffeleinäscherungsöfen	1'440	Leichen	
4. Neues Krematorium IV (<i>Birkenau</i>)			
Achtmuffeleinäscherungsöfen	768	Leichen	
5. Neues Krematorium V (<i>Birkenau</i>)			
Achtmuffeleinäscherungsöfen	768	Leichen	
insgesamt	4'756	Leichen	

287

Bis zu dieser Zeit waren Leichen in Massengräbern verscharrt worden. Später, zu Spitzenzeiten, als der Zugang von Leichen die Kapazitäten der neuen Brennöfen überstieg, wurden Leichen in offenen Gruben eingeäschert.

Um die wahre Funktion Birkenaus zu verschleiern, forderte eine Anordnung vom 13. Juli 1943 alle überlebenden jüdischen Häftlinge aus Polen und Griechenland auf, Verwandten zu schreiben, sie seien wohl auf, und diese um Päckchen zu bitten. Zu der Zeit, da ihre Briefe ankamen, sollten viele schon nicht mehr am Leben sein.

Zippy erinnerte sich, dass Rückschläge der Deutschen in Nordafrika, Südeuropa und der Sowjetunion, dazu die Luftangriffe der Alliierten auf deutsche Städte wie auch der Druck auf die deutsche Industriemaschinerie die Aktivitäten in Auschwitz nicht minderten, sondern noch steigerten. Gewöhnlich erliessen die Deutschen neue strenge Befehle dann, wenn die Aufmerksamkeit der Aussenwelt von den Lagern abgelenkt war.

Seit 1941, als im Stammlager ein professionelles Männerorchester gegründet wurde, hatte es in Auschwitz Musik gegeben. Von den Musikern in diesem ersten Auschwitzer Orchester war niemand Jude gewesen. Im folgenden Jahr wurde unter den Häftlingen in Birkenau ein

Männerorchester gegründet, und in diesem Ensemble befanden sich auch Juden. Die Orchester, «Lagerkapellen» genannt, spielten Märsche zum morgendlichen Aus- und abendlichen Einrücken der Arbeitskommandos. Sie waren der Stolz der jeweiligen Lagerbefehlshaber.

Das Birkenauer Männerorchester, gegründet im Juli 1942, war der Einfall von SS-Unterscharführer Michael Wolf gewesen.⁴ Sein erster Dirigent war der nichtjüdische Pole Jan Zaborsky, dem im November 1942 der nichtjüdische Deutsche Franz Kopka nachfolgte. Der aus Polen gebürtige Komponist Szymon Laks, ein jüdisches Orchestermitglied, übernahm Ende 1943 die Leitung.

Laks schrieb 1948 in seinen Memoiren, die Popularität dieser Orchester bei der SS sei ihm ein Rätsel gewesen. Nie habe er den emotionalen Respons der Deutschen auf Musik mit der Brutalität ihrer Lagerherrschaft in Einklang bringen können. In seinen Worten:

Wenn ein SS-Mann Musik hört, vor allem solche, die er besonders mag, beginnt er sich irgendwie in ein menschenähnliches Wesen zu verwandeln. Die Stimme verliert eine ihr eigene Heiserkeit, er selbst wird nett im Umgang, und man spricht mit ihm fast wie mit seinesgleichen. Manchmal hat man den Eindruck, dass irgendeine Melodie in ihm die Erinnerung an eine nahe Person erweckt, vielleicht seine Braut, die er lange nicht mehr gesehen hat, und seine Augen überzieht ein Nebelschleier, der an menschliche Tränen erinnert. In diesen Momenten erwacht bei uns die Hoffnung, dass vielleicht doch noch nicht alles verloren ist. Ob Menschen, die Musik so sehr lieben, Menschen, die weinen können, wenn sie sie hören, gleichzeitig derartige Grausamkeiten gegen den Rest der Menschheit begehen können? Es gibt eine Wirklichkeit, die man einfach nicht glauben kann. Und doch.⁵

Das gleiche Rätsel ansprechend, schildert Robert J. Lifton, ein Psychologe aus Yale, der das Leiden unter Verhältnissen der Unterdrückung erforscht hat, einen Prozess, den er «Dopplung» nennt und der in Auschwitz unter Häftlingen, Funktionsträgern und SS-Personal gleichermaßen im Schwange gewesen sei.⁶ Wiewohl «Dopplung» in zahlreichen Gruppen vorkommen kann, ist es am ehesten unter Berufstätigen zu finden, wie etwa auch Ärzten, Geistlichen, Politikern, Autoren und Künstlern: Es handelt sich dabei um Menschen, die ein «professionelles Ich» entwickelt haben, welches sich über ihr älte-

res «humanes Ich» hinwegsetzen und sogar für inhumane Zwecke sich anbieten kann. Im Wesentlichen definiert Lifton «Dopplung» als «ein psychisches Mittel, mit dem man das böse Potential seines Ich heraufbeschwört.»⁷ Mengele, ein «Nazi-Schwärmer», der über eine seltsame Mischung aus Furcht und Respekt gebot, war das überragende Beispiel für diesen Prozess. Seine Hingabe an die Lehre der Nazis, insbesondere die Rassentheorie, erlaubte ihm, Schmerz zuzufügen und dabei nichts für die Opfer zu empfinden: ein Charakteristikum ideologischer Fanatiker.⁸ Auf diese Weise konnte er demselben Kind ein Bonbon schenken, dem er zuvor ins Fleisch geschnitten hatte.

Ab dem Grade, da das Empfindungsvermögen des «humanen Ich» abstarb, konnten Auschwitz-Opfer, die sich der Nazi-Herrschaft beugten, mit Gedanken sich rechtfertigen wie etwa: «Durch mein Handeln kommen viele um, werden aber auch manche gerettet.» Das «Auschwitz-Ich», das Lifton beschreibt, war von «gewöhnlicher Erfahrung» total abgeschnitten, was ihm «eine zusätzliche Dimension der Abstumpfung» verlieh.⁹ In der quälenden Atmosphäre des Lagers konnte es zum einzigen Ziel des Individuums werden, ein paar anderen das Leben zu bewahren und selbst am Leben zu bleiben. In der Welt von Auschwitz war diese Haltung, wie Lifton glaubt, eher eine situationsbedingte Anpassung als eine, die lebenslange Verhaltensmuster reflektiert hätte.

In Auschwitz wurden, wie Lifton schlussfolgert, die empfindsamen und mitmenschlichen Seiten der Persönlichkeit dem «fremden Planeten» des Todeslagers untergeordnet. Dessen Gesetze kehrten die Regeln einer normalen menschlichen Gesellschaft ins Gegenteil. Wie eine inhaftierte Künstlerin, identifiziert als Eva C., erläuterte: «Diesen Gesetzen zufolge ,waren wir zum Sterben dort und nicht zum Leben.’ Und: ,Um akzeptieren zu können, wo wir waren, mussten wir [...] zu einer anderen Art Mentalität überwechseln, zu einer anderen Form der Einstellung.’»¹⁰

Im Rückblick auf seine Erfahrung mit Auschwitz sagte der SS-Arzt Hans Münch 53 Jahre später schlicht: «Sie müssen begreifen, dass die Tötung von Menschen so natürlich wurde wie die Routine-Arbeit, die Sie Tag für Tag verrichten müssen. An das Alltagsleben in Auschwitz gewöhnte man sich schliesslich.»¹¹

Mandel, die um das Ansehen der Männerorchester wusste, das diese ihren SS-Gönnern ver-

liehen, hatte ein Frauenorchester vornehmlich zu dem Zweck im Sinn, ihre eigene Karriere zu befördern. Im Frühjahr 1943 brachte sie das Thema beim Personal des Lagerbüros zur Sprache. Zippy und ihre Mitarbeiterinnen waren bereit: Eine Durchsicht der Karteikarten im Büro brachte zutage, dass mehrere Polinnen im Lager einige musikalische Kenntnisse besaßen und Instrumente spielten. In den meisten Schulen Mitteleuropas wurde von Lehrern eine gewisse musikalische Praxis verlangt; daher versprachen insbesondere ehemalige Lehrerinnen gute Aussichten für ein Frauenorchester.

Lagerbefehlsträger trafen sich im April 1943 und entschieden, mit der Rekrutierung zu beginnen. Aushänge in verschiedenen Blocks des Frauenlagers forderten nichtjüdische Häftlinge mit musikalischer Erfahrung auf, sich zu melden. Musikerin um Musikerin begann das Ensemble Gestalt anzunehmen. Die Geigerin Zofia Cykowiak, die zu den ersten Rekrutinnen zählte, schilderte die Anfangstage des Orchesters:

Die ersten, die auf die Aushänge antworteten, waren Zofia Czajkowska [auch als Cjakowska, Tschajkovska oder Tchaikowska geschrieben], eine ehemalige Schullehrerin und politische Gefangene [seit April 1942] aus Tarnow, und Stefania Baruch, auch Lehrerin, die Gitarre und Mandoline spielte, und drei Geigerinnen.

Czajkowska rekrutierte bald weitere Spielerinnen aus verschiedenen Baracken und unter den Neuankömmlingen im Quarantäneblock, so dass wir bis Ende Mai 1943 ein Ensemble von 15 zusammenhatten. Am Anfang war das Repertoire eher dürftig: ein paar deutsche Märsche und ein bisschen populäre polnische Militärmusik. Czajkowska und die Gitarristin Stefania spielten auswendig und arrangierten die Stücke für verschiedene Instrumente.¹² Die Instrumente bekamen wir aus dem Männerlager [vom Orchester in Auschwitz I], dessen Dirigent hiess Adam Kopycinski. Um sie zu kriegen, gingen wir, unter weiblicher SS-Bewachung, ins Männerlager. Ein paar Noten und Anweisungen erhielten wir vom Birkenauer Männerorchester. [...] Die Frauenkapelle jedoch war anfangs nicht sehr bedeutend. Wir waren ein «Arbeitskommando» vom Morgenappell bis zum Abendappell, mit einer kurzen Mittagspause.

Das Orchester spielte anfangs in den Krankenrevieren, im Juni [1943]. In jenem Monat musste das Orchester auch Märsche für die Morgen- und Abendparade der Arbeiter spielen, die zur Arbeit ausrückten oder zum Abendappell ins Lager zurückmarschierten. Was die Mandel besonders stimulierte, war, dass der Name Czajkowska wie derjenige des Komponisten Peter

Iljitsch Tschaikowsky klang. [...] Czajkowska, die über einiges musikalisches Wissen verfügte, schuf die Grundlage für unseren Beginn. Mandel bestimmte sie zur Dirigentin. Die jungen Musikerinnen waren so glücklich, eine Zuflucht vor den Schrecken des Lagers gefunden zu haben, dass sie Mandel nicht verrieten, dass die Czajkowska weder mit dem Komponisten verwandt war, noch eine besondere musikalische Begabung hatte. «Soll sich die SS doch täuschen, dachten wir.»¹³

291

Zippy führt diesen Bericht von den Anfängen des Orchesters weiter aus. Für ihre Widerstandsbemühungen war es wichtig, Kontakte zum Männerlager zu halten. In ihren Worten:

Wir fragten Mandel, ob sie uns erlauben würde, das hochangesehene Orchester im Stammlager zu besuchen. Sie gab uns eine Bewachung mit, damit wir offiziellen Status hatten. Wir nahmen die Czajkowska mit und alle möglichen Polinnen, die wir nach ihrer Wichtigkeit ausuchten, gleichsam wie mit dem Auge der polnischen Vorkriegsgesellschaft gesehen, das heisst wegen ihrer musikalischen Verbindungen.

Es war so eine starke Abordnung, dass die männlichen Musiker in Auschwitz versprachen, die Bemühungen der Frauen zu unterstützen – die man in Wirklichkeit kaum Musikerinnen nennen konnte.

Nach Zippy erwies sich die Czajkowska im Gründungsstadium des Orchesters als hervorragende Unterhändlerin.

Wir wollten sehen, wie's bei den Männern funktionierte. Ich hatte eine Doppelrolle, indem ich zum einen an den Verhandlungen mit dem Männerorchester teilnahm, und zum andern darüber an Katya [Singer] berichten musste, die Schreibstubenälteste im Lagerbüro Birkenau. Die Männer kamen überein, uns mit Geigen und allen andern erforderlichen Instrumenten in Hülle und Fülle auszustatten. Sie hatten ihre eigenen, und es gab Tausende von Instrumenten von Deportierten aus ganz Europa, die man aufgefordert hatte, ihre wertvollste bewegliche Habe mitzunehmen, ohne dass sie ahnten, dass man ihnen bei der Ankunft alles wegnehmen werde. Selbst die Noten, die sie mitbrachten, wurden von den Lagerkapellen verwendet. Auschwitz war zu dieser Zeit das Fort Knox von Europa mit all seinen Besitztümern, die man Menschen aus den zahllosen Transporten, die in den Lagern eintrafen, entrissen hatte. Vier Wochen später hatte das Orchester seine eigene Baracke: Block 12.

Maria Mos-Wdowik, eine polnische Mandolinen-Spielerin und Notenschreiberin mit der niedrigen Häftlingsnummer 6 in, erzählte, wie weit Czajkowska den Blick schweifen liess, um ihre ersten Orchestermitglieder zu finden:

Ich war krank, und der Czajkowska fiel mein langes Haar auf; sie fragte mich, ob ich schon lange im Lager sei. Ich sagte ihr, ich sei seit neun oder zehn Monaten hier. Sie fragte mich, ob ich Noten lesen und schreiben könne. Ich antwortete ja, weil wir in der Schule Notenlesen gelernt hatten. Die Czajkowska lud mich in den Block ein, der dem künftigen Orchester vorgesehen war, gab mir Federhalter und Papier und liess mich Noten für einzelne Instrumente nachschreiben, zuerst für Violine und Mandoline. Das erste Stück war der Marsch aus Rosamunde. Dann kamen kleine Lieder, die die Czajkowska aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hatte, und die kopierte ich.¹⁴

Eine Einladung zur Mitarbeit im Musikblock bedeutete Gnadenfrist und Rettung in letzter Minute für die «Orchestermädchen» (wie die Frauen im Lager hiessen), von denen die meisten noch nicht 20 und zum ersten Mal von ihren Familien getrennt waren. Offiziell war das Orchester ein Arbeitskommando; doch anders als die inhaftierten Musiker im Birkenauer Männerlager hatten die Frauen keine Pflichten ausser der zu musizieren. Inoffiziell waren sie Mandels Maskottchen, und Mandel war entschlossen, dass sie exzellent werden sollten.

Bald wurde offenbar, dass das Überleben des Orchesters davon abhing, dass die Gruppe zu einem echten Ensemble zusammenwuchs. Im Mai 1943 begann Czajkowska mit der Rekrutierung von Jüdinnen aus Deutschland und Griechenland.

Die ersten Judentransporte aus Saloniki waren im Frühjahr 1943 eingetroffen. Unter ihnen befanden sich zwei Schwestern, Lily und Yvette Assael, und ihr Bruder Michael. Die Assaels und andere griechische Juden aus den riesigen Transporten kamen nach einer siebentägigen Fahrt in Viehwaggons völlig entkräftet im Lager an. Bei der Selektion auf der Rampe wollte Yvette, die erst 15 war, mit einer Tante gehen, aber Lily bestand darauf, dass sie zusammenbleiben sollten. Die Tante wurde der Reihe zugewiesen, die man in die Gaskammer führte. Lily, Yvette und Michael überlebten die Selektion und wurden nach Birkenau geschickt.

Erschöpft von der langen Fahrt und isoliert durch Verständigungsprobleme mit den meisten Juden Mittel- und Osteuropas, kamen die ins Lager eingewiesenen griechischen Juden in grosser Zahl ums Leben. Lily und Yvette fanden Zuflucht im Orchester, dem sie kurz nach dessen Gründung beitraten. Von den beiden hatte Lily, eigentlich am Akkordeon ausgebildet, die aber auch in einem Kino in ihrer griechischen Gemeinde Klavier gespielt hatte, die breiter gefächerten musikalischen Kenntnisse. (Yvette wurde später, nach spezieller Ausbildung, Kontrabassistin.) Unter der Czajkowska konnten sie kaum hoffen, musikalische Fortschritte zu machen, spielten aber, so gut sie konnten, und waren dankbar für die Chance.

Gegen Ende Juni 1943 hatte das Musikkommando annähernd 20 Mitglieder, von denen die meisten, so wie Czajkowska selbst, nichtjüdische Polinnen waren. Sylvia Wagenberg (jetzt: Sulamith Khalef), eine jüdische Blockflötenspielerin aus Deutschland, ihre Schwester Karla Wagenberg Hyman, die Block- und Pikkoloflöte spielte, und Hilde Grünbaum Zimche, eine jüdische Geigerin aus Deutschland, waren mit Zippy und den Assael-Schwestern die ersten jüdischen Orchestermitglieder. Alle sechs sollten den Krieg überleben – Ausnahmen von der Regel für jüdische Gefangene in Auschwitz.

Hélène Scheps, eine jüdische Violinistin aus Brüssel, war eine der ersten hochqualifizierten Musikerinnen, die dem Orchester beitreten sollten. Als sie acht Jahre alt war, schenkte ihr der Vater, ein Kunsttischler, der mit seiner Familie aus Polen nach Belgien gezogen war, um dem polnischen Antisemitismus zu entgehen, ihre erste Geige, die er einem alten Mann abgekauft hatte. Als sie elf war, schenkte ihr der Vater ein erstklassiges Instrument, auch wenn er schalt, sie spiele ja nie ein Stück zu Ende, sondern übe immer nur endlos, um ihre Phrasierung zu perfektionieren. Eine Weile studierte sie bei der Frau des grossen Geigers Eugène Ysaÿe. Als die Nazis einmarschierten, schloss sie im Alter von 14 eine Scheinehe mit einem älteren Mann, der ihr zu helfen suchte. Wie Alma lebte sie nie mit ihrem «Gatten» zusammen. Nachdem sie sich, getrennt von ihren Eltern, auf dem Lande versteckt hatte, wurden Hélène und ihr Bruder denunziert, von der Gestapo verhaftet und in das belgische Auffanglager Malines geschickt, wo sie ihres Weitertransports in den Osten harreten. Sie verlor den Kontakt zu ihrem Bruder und sah ihn nie wieder.¹⁵ Nach ihrer Ankunft in Auschwitz Anfang August 1943 blieb sie bei der Selektion auf der Rampe verschont und kam dann nach Birkenau.

Hélène erinnerte sich an ihre Ankunft im Lager und ihre erste Begegnung mit Czajkowska:

Beim Tätowieren und dem demütigenden Rasieren zuckte ich nicht mit der Wimper. Aber dort, neben dem Block, wo wir sassen, brach ich in Tränen aus. Ein junges Mädchen [Elsa Miller, eine Mitgefangene aus Belgien] tröstete mich: «Wenn sie dich fragen, was du gelernt hast, sag ihnen, du seiest Schneiderin. Wenn's klappt, bring ich's dir bei.» Aber keiner fragte mich irgendwas. Es war trostlos, das Ende der Welt; das Ende meines Lebens? Wie ein Opernleitmotiv wurde es mir zur idée fixe, dass ich nie wieder meine Geige spielen sollte, und ich weinte. Dann geschah ein Wunder. Ich sah eine kultiviert aussehende Frau auf mich zukommen. Sie war gut gekleidet, und bei ihrem Anblick sagte ich mir: «Das ist eine Deutsche!» Sie sprach Französisch: «Stimmt es, dass du Geige spielst?» Woher wusste sie das? Frauen aus dem Transportzug hatten ihr erzählt, dass ich Musikerin sei. «Ja, ich spiele Geige.» «Wie lange schon?» «Seit fünf Jahren.» «Stimmt das?» «Ja, das stimmt.» «Gut! Dann komm mit.» «Kommt nicht in Frage. Für die Deutschen spiel ich nicht!» «Pst!» Sie blieb hartnäckig: «Komm mit.»

Meine Freundin, die Schneiderin, sagte «Pst!» Sie wusste Bescheid. Ein Engel war gekommen, mich bei der Hand zu nehmen. [...] Sie [Czajkowska] führte mich zum Musikblock. Mir war wie im Traum. Sie gab mir eine Geige. Ich spielte die Chaconne von Bach. Meine Tränen tropften auf die Geige, und die andern weinten mit. Mir war noch nicht klar, dass mein Leben an jenem Tag von diesem Vorspielen abgegangen hatte. Ich wusste noch nicht, dass ich den besten Platz im Konzentrationslager hatte.

Als Neuankömmling noch im Quarantäneblock von Lager A untergebracht, wohin ich zum Schlafen zurückmusste, ging ich Tag für Tag gleich nach Ende des Morgenappells zum Musikblock in Lager B. Unterwegs konnte ich die Greuel des Lagers sehen.¹⁶

Hélène war in der Lage, in ihr Glück auch Fanny Kornblum Birkenwald einzubeziehen, auch eine Jüdin aus Belgien, die Hélène in Malines kennengelernt hatte.

Madame Kornblum [Fannys Mutter] [...] war fasziniert von meinem Kommen und Gehen. Sie fragte, ob es möglich sei, dass Fanny gleichfalls in das Orchester käme. Fanny spielte Mandoline. Nach dem Vorspielen wurde Fanny aufgenommen. Jetzt waren wir drei Mädchen aus Belgien [Else Feistein, eine jüdische Violinistin aus Belgien, war bereits Mitglied des Orchesters] und blieben unsere ganze Gefangenschaft über zusammen.

Czajkowska, die einige Erfahrung als Chorleiterin hatte, bewies Mut, als sie dem kargen Repertoire der Kapelle polnische Volkslieder einfügte. Einige ihrer ersten Konzerte fanden im «Frauen-Revier» von Birkenau statt. Nicht nur Zofia Cykowiak erinnerte sich der Wirkung, die die schlichten polnischen Weisen auf die Kranken und Sterbenden hatten. «Es kam sogar vor, dass Frauen, die krank waren und sich sonst nicht bewegen konnten, aus dem Bett aufstanden und nach uns und unseren Instrumenten tasteten, um sich zu überzeugen, dass das, was sie hörten, kein Traum sei.» Gleichwohl, wie Zippy formulierte, «konnten wir auf unser Spiel unter Czajkowska nicht stolz sein. Es war Katzenmusik. Ja, wir spielten, und wir gaben uns alle Mühe – aber wir waren wie die Affen eines Leierkastenmanns.»

Die Lage änderte sich vollkommen, als Mandel im August im Block-10-Cabaret Alma entdeckte und sie als Leiterin des gefährdeten Orchesters einsetzte. Yvette, die junge griechische Musikerin, erinnerte sich an den Moment von Almas Eintreffen:

Ich werde nie den Tag vergessen, da die SS Alma zum Musikblock brachte. Man setzte sie ans dritte Geigenpult. Sie schien Schwierigkeiten beim Erkennen der Noten zu haben. An jenem Tag wurde sie von der SS lediglich als neues Orchestermitglied vorgestellt. Am folgenden Tag sagte die SS den Mädchen im Musikblock, wer Alma sei und dass sie ihnen jetzt was vorspielen werde. Sie spielte Montis Czardas, wenn ich mich recht entsinne. Sofort wurde uns klar, dass sie wirklich was war. Dann teilten sie uns mit, diese sei die neue Leiterin.¹⁷

Hélène Scheps ergänzte, dass Almas Ankunft, kurz nach ihrer eigenen, «ein Ereignis war. Es bewies, dass die SS aus unserem Krimskrams-Ensemble ein richtiges Orchester im Frauenlager machen wollte.»

Sylvia, die deutsch-jüdische Blockflötenspielerin, schilderte den plötzlichen Kommandowechsel:

Eines Tages kamen sie an und erzählten, sie hätten eine Dirigentin entdeckt, eine namhafte Musikerin – Alma Rosé. Sie stellte dann das Orchester sozusagen auf den Kopf. Unter ihrer Leitung spielten wir vom Morgen bis zum Abend, d.h., wir übten. Damals besaßen wir – ausser Mandolinen und Gitarren – auch schon ein Banjo, Blockflöten, eine Querpfife, Cello und Bass, erste und zweite Geigen, ein Akkordeon sowie Pauken und Schlagzeug, auch Sängerinnen waren vorhanden.¹⁸

Im Lagerbüro behielt Zippy Almas Verlegung im Auge. Zippy: «Bei Zofia Czajkowska löste das eine erhebliche Krise aus. Ihr Stress war so gross, dass sie sich zu gewaltigen Temperamentsausbrüchen hinreissen liess. Es hätte für sie als Tragödie enden können.»

Als Lagerveteranin wusste Czajkowska, dass das Orchester unter der Leitung einer professionellen Musikerin bessere Überlebenschancen haben würde und alle Mädchen im Ensemble von einer Status-Aufwertung nur profitieren konnten. Als Alma den Kapo-Rang übernahm, kooperierte die Czajkowska in ihrer reduzierten Rolle als Blockälteste: auch dies eine Position, die Privilegien mit sich brachte.¹⁹

Zippy fuhr fort:

Hätte Czajkowska Alma im Orchester nicht haben wollen – oder zumindest als Leiterin nicht zurücktreten wollen –, wer weiss, ob sie dann Almas so reibungslose Übernahme nicht hätte verhindern können. [...] Alma hatte zunächst Schwierigkeiten mit den polnischen Spielerinnen, aber indem Czajkowska zurücktrat und die Position der Blockältesten übernahm, konnte sie Alma bei der Überwindung dieser Anfangsprobleme zur Seite stehen. Alma sprach kein Polnisch, und sehr wenige Polinnen verstanden Deutsch. Statt sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen und Alma die Arbeit noch schwerer zu machen, erwies sich die Czajkowska als grosse Hilfe.

Als Polnischsprechende im Lager zu einer Zeit, da die meisten Häftlinge Polinnen waren, konnte Czajkowska mit jenen Polen im Stammlager-Männerorchester, das aus über 100 Berufsmusikern bestand, verhandeln, die zunächst gegenüber der neuen jüdischen Kapo Ressentiments gezeigt hatten. Obwohl es auch andere jüdische Kapos in Auschwitz-Birkenau gab, waren diese doch selten und hatten oft mit der Opposition von Nichtjuden zu kämpfen. Um Almas Position im Lager zu festigen, liess Mandel angeblich ihre Klassifizierung als holländische Jüdin zu «Mischling» und ihre Namensregistrierung auf ihren Mädchennamen Rosé ändern.

Zofia Cykowiaks Erinnerungen an die Czajkowska als «Blockowa» waren durchwachsen: Obwohl diese, wie Zofia sagt, zu den ganz jungen Mädchen mütterlich sein konnte, war sie auch fähig zu hysterischen Ausbrüchen. Sie sei «sehr nervös» gewesen und habe «häufig gekreischt», erinnerte sich ein anderes Orchestermitglied; aber «ihre

Position war ja auch nicht einfach. Sie hatte viele Monate Folter erlitten. Das gute Werk der Czajkowska bestand in der Anfangskonsolidierung des Musikkommandos und in der Aufnahme und Grundausbildung von Mädchen, die kaum wussten, wie man ein Instrument hält.»²⁰

Im August 1943, als neue Kapo des Musikblocks – nach weniger als einem Monat im Lager Befehlshaberin über eine Baracke und ein Orchester – gehörte Alma zu einem auserwählten, oft verhassten Kreis von Häftlingen. Viele ihresgleichen in der Lagerhierarchie waren Kriminelle, die ihren Posten als Kapo ihrer Bereitschaft verdankten, den SS-Befehlen zu gehorchen und ihren Untergebenen mit nicht weniger Brutalität zu begegnen wie die Nazis selbst. Almas Antwort auf ihre Beförderung in diese fragwürdige Position bestand darin, dass sie ihre Würde behielt und sich mehr denn je in ihre Innenwelt zurückzog. Indem sie sich absonderte von denen, die sie widerwärtig fand, und so ihre volle Autorität über das Orchester behauptete, konzentrierte sie sich mit der ganzen Intensität ihres Wesens auf die musikalische Arbeit, die vor ihr lag.

Zippy kommentierte: «Kein Dirigent der Welt ist je mit einer gewaltigeren Aufgabe konfrontiert gewesen. Almas Aufgabe bestand darin, sozusagen mit blossen Händen aus nacktem Fels eine Skulptur zu machen.» Das Durchschnittsalter des Ensembles, das sie übernahm, war 19; die jüngste Musikerin war 14, die ältesten waren etwa in Almas Alter, 35 bis 40. Ihre Jugend und Unerfahrenheit schufen enorme Probleme.

Die Anforderungen des Orchester-Dienstplans machten es schwächeren Spielerinnen schwer mitzuhalten. Lotte Kröner, eine deutsche Flötistin unter den Älteren im Orchester, musste für ihren Einsatz beim Musizieren gelegentlich aus dem Schlaf geweckt werden. Sie und ihre jüngere Schwester Maria, eine Cellistin, waren etwa einen Monat vor Almas Ankunft ins Orchester gekommen. Maria starb im Lager, kurz nachdem sie zum Musikblock gekommen, so dass das Orchester nun kein einziges Instrument in der Basslage mehr hatte. «Tante» Kröner, wie Lotte liebevoll genannt wurde, sollte ebenfalls das Ende des Krieges nicht mehr erleben.²¹

Sylvia Wagenberg erinnerte sich in einem Interview in Kol Israel daran, wie Alma sich um Instrumente für das Orchester bemüht hatte:

Zunächst organisierte sie gute Instrumente, mit denen man die richtigen Töne hervorbringen konnte. Die Instrumente fand sie unter den Gegenständen, die die Leute mitbrachten. Als man den Juden sagte, sie könnten die Dinge mitnehmen, an denen sie am meisten hingen, sie jedoch nicht darüber aufklärte wohin es wirklich ging – da, so glaube ich, nahmen sie in der Tat das ihnen Teuerste mit, und das war oft das Instrument, auf dem der Betreffende immer gespielt hatte. Die SS-Leute brachten die Instrumente zum Orchester, und Alma wählte dann die brauchbaren Instrumente aus.²²

Hilde fügte hinzu:

Auf diese Weise kamen wir auch zu Noten. Zusammen mit dem Instrument brachten die Leute auch Noten mit. Es waren meistens Klavierpartituren. Alma Rosé übernahm die Arbeit der Orchestrierung.²³

Eine der ersten, die vom Kommandowechsel im Orchester profitieren sollten, war die junge französische Geigerin Violette Silberstein (später: Violette Jacquet), die heute in Paris lebt. Nach dem ersten Vorspielen von Czajkowska abgelehnt, war sie in ihren Block zurückgeschickt worden. Als Alma das Kommando übernahm, setzte Hélène Scheps, die mit dem gleichen Transport wie Violette ins Lager gekommen war, dieser eindringlich zu, sie solle ein zweites Mal vorspielen. Dieses Vorspielen auf der Geige verlief kläglich. Ausserdem war ihr Probestück, aus Emmerich Kalmans *Gräfin Mariza*, eine Spezialität Almas, also keine glückliche Wahl. Violette erinnerte sich:

Alma war mit Recht nicht überzeugt von meiner Begabung und sagte: «Ich nehme dich für eine Woche auf Probe.» Das bedeutete, dass ich jeden Morgen nach dem Zählappell in meinem eigenen Block – dort zu viert oder fünft in Dreistock-Kojen zusammengepfert, wobei der Hunger mich noch hoffungsloser machte – zum Musikblock trottete, um mit dem Orchester zu proben.

Am dritten Tag klaute mir jemand meine Pantinen. Mit kalten und schmutzigen Füßen vom Barfussgehen durch den Schlamm kam ich an. Es hatte die ganze Nacht geregnet. Bevor ich in den Block durfte, hiess mich Czajkowska die Füße waschen, in eiskaltem Wasser. Daraufhin fing ich, total durchgefroren, zu weinen an.

Alma kam hinzu und fragte, warum ich weinte. Als ich es ihr erklärte, sagte sie: «Schon gut. Ab sofort nehme ich dich ins Orchester auf.» Das war das erste Mal, dass sie mir das Leben rettete.²⁴

Margot Anzenbacher (später: Margot Vètrovcová), eine jüdisch-tschechoslowakische Dichterin und Sprachforscherin, die Violine studiert hatte, entsann sich ihrer eigenen Reise in den Musikblock:

Zuerst dachte ich, man würde mich nach Usovic schicken. Das hätte das Glück bedeutet, in der Nähe meiner eigenen Heimat, unweit Marienbads, sein zu dürfen. Als ich im Zug war, wurde mir klar, wie sehr ich mich, in jenem Sommer 1943, geirrt hatte. [...]

299

Als wir in Oswięcim ankamen, trieb man uns zu Fuss nach Birkenau. Die Bahnstrecke ins Lager gab es damals noch nicht. Wir marschierten unter SS-Bewachung mit Hunden. In den ersten Reihen junge Mädchen und Frauen. Die älteren Frauen hinterdrein schlug die SS mit Gewehrkolben, damit sie sich schneller bewegten. Eine junge Frau trat zurück, um einer älteren zu helfen, die möglicherweise ihre Mutter war. Schliesslich knüppelte man auch auf jene ein.²⁵

Frauen um uns herum trugen die unglaublichsten Kombinationen aus Männer- und Frauenkleidung. Nur hie und da sah man gestreifte Uniformen. Gelegentlich sah man Frauen, adrett gekleidet mit Seidenstrümpfen, hochhackigen Schuhen, hübschem Schal und sogar modisch frisierem Haar. Das waren die Funktionshäftlinge im Lager. Mir als Neuankömmling gab man eine Sommer-Arbeitsuniform, die ein sowjetischer Kriegsgefangener, der gestorben war, hinterlassen hatte, dazu Holzschuhe. Hose und Schuhe wurden mit Bindfaden zusammengehalten. Unterwäsche gab es nicht. [...] Jeden Morgen gab es einen langen Appell, bei dem wir stundenlang abgezählt wurden. Die, die nicht mehr leben konnten oder wollten, legten sich einfach zu Boden, um nicht mehr leiden zu müssen.

Als Aussenkommando arbeiteten wir hart unterm antreibenden Gebrüll der SS mit ihren Hunden. [...] Man stand den ganzen Tag im Wasser. Als ich mir den Fuss verletzte, befahl mir ein Kapo, mir Kübel zu holen und die Latrinen auszuleeren in spezielle Karren und diese dann wegzurollen. Es war die Hölle. Eine Gnade war es, als man mir erlaubte, das Essen auszuteilen. Aber da ich grosse Portionen gab, reichte das Essen nicht für alle. Dafür schlug mich die «Stubowa» [Stubenälteste] auf den Kopf. Dann kriegte ich Gelbsucht. Ich hörte auf, das bisschen zu essen, das ich bekam. Da schickte man mich ins Strafkommando.

Einmal, als sie «gerade in denselben Himmel schaute wie ein geliebter Mensch daheim, der nicht wusste, dass [sie] am Leben war, und fürchtete, dort nie mehr herauszukommen», wurde Margot auf einen SS-Hund aufmerksam, der an einem Stück Brot knabberte.

Sie sagte zu ihm: «,Weisst du nicht, dass ich dir nicht böse bin? Du tust ja nur, was man dir beigebracht hat.’ Ich sagte: ‚Gib mir ein Stück Brot.’ Er gab es mir nicht, sondern beobachtete jede meiner Bewegungen. Ich setzte mich vor ihm nieder, streckte die Hand aus und sprach ihn ruhig und langsam an. Zuletzt tätschelte ich ihm den Kopf. Die SS hatte mich beobachtet. Einer zog seinen Revolver. Ich dachte: ‚Das ist das Ende.’ Dann wurde dem Hund befohlen: ‚Komm her!’ Der SS-Mann erschoss den Hund. Mich ignorierte er.»

In ihrem Elend nahm die junge Margot Alma nur aus der Distanz wahr, die sie als «nette, gesunde Frau mittleren Alters» beschrieb. Margot: «Mir war nicht einmal klar, dass es hier um sehr viel mehr ging als Musik. [...] Ich wurde immer wütend, wenn sie falsche Noten spielten und patzten. ‚Und das stört dich?’ sagten einige meiner Gefährtinnen.»

Zwar trug Margot ein Dreieck mit Nummer, das sie als eine politische Gefangene kennzeichnete, so dass ihr nicht notwendig die Vergasung bevorstand, doch hatte sich ihre Gesundheit so verschlechtert, dass Freundinnen sie warnten, man könne sie bei der nächsten Selektion zur Liquidierung aufrufen. Dem Orchester beizutreten war ihre einzige Hoffnung.

Einmal war Alma krank, aber man sagte mir, wenn sie wiederkäme, würde man sie bitten, mich ins Orchester aufzunehmen. Alma arrangierte es, dass ich von der Arbeit, die ich tat, befreit wurde, und so wurde ich zu einer achttägigen Probezeit eingeladen. Im Musikblock reichte sie mir eine Geige, aber meine Hände waren dermassen zerschunden, dass ich die Violine nicht halten konnte, und die Noten tanzten mir vor dem Auge. Hilflos, hoffnungslos. Ich sagte meinen Freundinnen, es ginge nicht. Man sagte mir: «Du gehst da nicht hin wegen deiner schönen Augen. Sondern wegen der Parteiorganisation. Du musst überleben. Du wirst ins Orchester gehen, selbst wenn du nicht spielst.

Eine Woche später sah Margot sich, in einer Ruhepause, allein im Musikraum:

Ich war umgeben von Instrumenten. Ich nahm mir eine Gitarre. Sie war verstimmt. Ich stimmte sie. Ich begann leise zu spielen. Alma trat auf mich zu: «Wer spielt da? Wir haben jetzt Pause.» Ich antwortete nicht. Da sagte Alma: «Das klingt nicht übel. Du kannst Noten lesen und verstehst ein bisschen was von Musik. Hast du Sprachkenntnisse?» Sie nahm mich ins Orchester auf. Ich war gerettet – angenommen um fünf vor zwölf. Dass ich als Gitarristin genommen

wurde und nicht als Geigerin, war nicht so wichtig. [...] Als wir Dvořák spielten, blickte Alma mich an und schaute dabei in eine andere Welt.

In der beständig sich verschiebenden Population des Lagers war die Rekrutierung neuer Musikerinnen eine nicht enden wollende Mühe. Héléne Scheps erinnerte sich, dass Alma «unter den Neuankömmlingen nach neuen Musikerinnen Ausschau hielt. [...] Unter den polnischen Ankömmlingen stiess sie auf Helena, eine junge Geigerin aus Lwów.»

301

Der Backsteinbau von Block 25 – eines der wenigen Gebäude von Auschwitz 11, die heute noch stehen – war eine Auffangbaracke für Frauen, die selektiert worden waren: ihre letzte Station, bevor sie ins Gas gingen. Für Helena Dunicz-Niwińska bedeutete er auch die erste Bekanntschaft mit dem Lagerleben.

Helena und ihre fünfundfünfzigjährige Mutter, Maria Monika, trafen am 3. Oktober 1943 als politische Gefangene ein. Sie waren in Lwów (Lemberg) neun Monate im Gefängnis gewesen unter der Anklage, Mitglieder des polnischen Widerstands versteckt zu haben. Jetzt wurden sie nach Block 25 geschickt, weil die Quarantäneblocks zu überfüllt waren, um sie aufnehmen zu können.

42 Jahre später durchlebte Helena bei einem Besuch in Auschwitz noch einmal ihre erste Nacht in der berüchtigten Baracke. Sie konnten die Schreie von Frauen in einem anderen Gebäudeteil hören. Die erschöpfte Mutter und ihre Tochter teilten sich eine Strohmattatze auf nacktem Boden unter einer Reihe dreistöckiger Kojen. Sie versuchten zu schlafen, unter einem Regen von Staub und Ungeziefer – einschliesslich der Typhus verbreitenden Läuse –, während die über ihnen liegenden Frauen sich unruhig im Schlaf wälzten.

Als der Block am nächsten Morgen geweckt wurde, merkten Helena und ihre Mutter, dass man sie in eine Baracke für Todgeweihte gesteckt hatte. Das Stückchen Brot, das sie sich vom Vorabend aufgespart, war von Ratten gefressen worden, und ihre einzige Nahrung bestand aus Abfällen, die nach der Verpflegung des ganzen Lagers übriggeblieben waren. Laut Marie-Claude Vaillant-Couturier blieben die Frauen in diesem Block ziemlich oft «tagelang ohne einen Tropfen Wasser.»²⁶

Vaillant-Couturier berichtete von den Schreien bei Tag und Nacht in allen Sprachen: «Durst! Durst! Wasser!» Von überwältigendem Mitleid gepackt, so berichtete sie weiter, kam

ihre Freundin Annette Épaux, 30 Jahre alt, «zu unserem Block zurück, um ein bisschen Kräutertee zu besorgen [...] wurde aber durchs Fenstergitter von der Aufseherin gesehen, die sie beim Genick packte und in den Block 25 warf. Zwei Tage später sah ich sie auf dem LKW, der Internierte zur Gaskammer brachte. Sie hatte die Arme um eine andere Französin, Line Porcher, geschlungen, und als der Lastwagen anfuhr, rief sie: ‚Denk an meinen kleinen Jungen, wenn du je zurück nach Frankreich kommst.‘ Dann stimmten sie die Marseillaise an.»

Die nichtjüdische Polin Eugenia Marchiewicz, die vor ihrer Internierung Lehrerin gewesen war, wurde noch Jahrzehnte später von quälenden Erinnerungen heimgesucht an Hände, die sich aus den Gittern von Block 25 streckten, als Frauen um Essen und Trinken schrien. Eines Tages arbeitete sie an einem Kiesweg neben dem Block, als eine Frau um etwas zu trinken flehte. «Es hatte geregnet, und da war eine Pfütze, aus der ich mit meiner Tasse etwas Wasser schöpfte. Als ich diese zu jener Hand weiterreichen wollte, schlug mir ein SS-Knüppel auf den Arm und schmetterte Wasser und Tasse zu Boden.»²⁷

Helena und ihre Mutter wurden bald transferiert – Helena wegen ihres Violinspiels in den Musikblock, ihre Mutter in eine andere Lagerbaracke –, aber die alptraumhaften Eindrücke aus Block 25 liessen sich nicht löschen. Die Morgenroutine in den Latrinen – zwei lange Reihen von Rundlöchern in einem Zementblock über einem tiefen Graben – und die wenigen Sekunden, die zum Waschen unter einem Rinnsal von Wasser zugestanden wurden, hinterliessen unauslöschliche Eindrücke in Helena. Von jenem Augenblick an, bekannte sie, wurde ungestörtes Alleinsein zu ihrem klarsten Lebensziel.

Am Ende von Block 25 lag die (heute überwachsene) «Wiese». Hier, auf einem mal staubigen, mal schlammigen, mal hartgefrorenen Feld, mussten sich Hunderte von Häftlingen aus den Quarantäneblocks in Fünferreihen zu Appellen aufstellen, die manchmal den ganzen Tag lang dauerten. «Man konnte Häftlinge sehen, die sich gegenseitig nach Läusen absuchten, die ohnmächtig wurden oder die geschlagen wurden», erinnerte sich Helena.²⁸ Nach solchen Appellen wurde ein Arbeitskommando gerufen, das die Leichen wegtragen musste. Es war ratsam, nicht in den jeweils ersten oder letzten Reihen zu stehen, wo man, so Marchiewicz, «den Knüppeln ein leichtes Ziel bot.»

Ein paar Tage später wurden Helena und ihre Mutter getrennt. Helena wurde ins Orchester aufgenommen. Acht Wochen später starb ihre Mutter Maria Monika an Dysenterie (Ruhr). Yvette erzählte:

Eines Tages bekam ich von Katya im Lagerbüro die Nachricht, mein Bruder sei im Lager. Ich nahm ein Stück Brot, das ich zurückgelegt, und rannte hinüber zum Lagerbüro. Ich durfte mich nicht im Gespräch mit ihm sehen lassen, daher schaute ich an der Ecke des Gebäudes in die eine Richtung, während er ums Eck stand und in die andere schaute. Wir wechselten ein paar Worte, und ich liess das Stückchen Brot auf einem Mauervorsprung liegen, wo er es sich nehmen konnte.

Flora Schrijver Jacobs entsann sich des Musikblocks als ihres «Torwegs ins Leben».²⁹ Als junge Musikstudentin hatte sie Klavierunterricht bekommen. Ihr Vater, Mitglied der Amsterdamer Philharmoniker, sah die Unbeständigkeit der europäischen Ereignisse voraus und verordnete ihr Unterricht in Unterhaltungsmusik sowie ein sechsmonatiges Training auf dem Akkordeon. Als sich die Familie im Lager Westerbork zur «Arbeitsumsiedlung im Osten» melden musste, kauften sie neue Arbeitskleidung und schwere Stiefel. Floras jüngere Schwester tauchte unter (sie wurde später aus ihrem Versteck vertrieben und vergast). Die achtzehnjährige Flora wurde mit ihren Eltern nach Auschwitz gebracht.

Flora sah ihre Mutter zuletzt auf der Rampe, als sie zu einem wartenden Lastwagen getrieben wurde. Das junge Mädchen wagte es, SS-Arzt Mengele anzusprechen, der die Selektion der Neuankömmlinge leitete.

«Ich bin auch aus Holland», sagte ich zu ihm, «und möchte mit meiner Mutter gehen.» «Nein», sagte er. «Du bist noch jung und musst arbeiten. Wir sehen uns in ein paar Stunden wieder.» [...] Später sah ich, was mir wie fünf Fabriken vorkam. Eine Frau trat auf mich zu, gab mir eine Nummer, nahm mir das Haar ab, und ich stand da, ohne Kleider, ganz nackt. Dann sagte sie zu mir: «Guck, der Rauch da, das ist dein Transport. Da verbrennen sie.» Ich knallte ihr eine. «Du bist ja verrückt. Geh zum Arzt», sagte ich. Da sagte sie zu mir: «Nein. Alte Leute werden verbrannt.» Auf die Weise erfuhr ich, dass meine Mutter tot war. Mein Vater wurde nach Russland gebracht, wo er erschossen wurde.

Nach ihrer Einlieferung in den Quarantäneblock war Flora wie gelähmt und hatte keinen Lebenswillen mehr. 40 Tage lang kämpfte sie mit Verzweiflung, Hunger und Krankheit. Ich hatte

alle Krankheiten, die man sich nur vorstellen kann: Typhus und was nicht alles. Ich glaube, ich hätte nur mehr vier oder fünf Tage am Leben bleiben können. 100 Frauen aus meinem Transport gingen in den Quarantäneblock. Zwei Wochen später waren nur noch drei davon und ich am Leben. Man starb da an sich selbst. Andere Insassen sagten mir, ich würde sterben oder der nächsten Selektion zum Opfer fallen, wenn ich nicht irgendwas unternähme. Jemand kam in den Block und fragte, ob irgendwer ein Instrument spiele. Ich sagte, ich könne Klavier spielen. Er sagte: «Nein, Klavier brauchen wir nicht». Dann kam ein Mädchen zu mir. «Spielst du nicht noch was anderes? Sonst musst du nächste Woche ins Gas». Ich sagte ihr, ich hätte sechs Monate Akkordeonunterricht gehabt. Sie ging dann zu dem Offizier und sagte ihm, ich spielte nicht nur Klavier, sondern auch Akkordeon.

Wie es sich traf, hielt Alma gerade Vorspielproben für Akkordeon ab. Die Plätze im Musikblock waren so heissbegehrt, dass 150 Frauen sagten, sie könnten das Instrument spielen. Von den drei Frauen, die im August 1943 für die Endausscheidung anstanden, war Flora diejenige, auf die Almas Wahl fiel. Als diese kundgab, für wen sie sich entschieden hatte, sagte sie auch, sie bedaure, dass ihr nur eine einzige Akkordeonistin bewilligt worden sei. Bei aller Freude tat es Flora doch leid, dass Alma eine Entscheidung hatte treffen müssen, die für die anderen Bewerberinnen einem Todesurteil gleichkam.

Alma sagte Flora, sie hege eine besondere Achtung und Zuneigung für das holländische Volk, und fügte hinzu: «Ich gebe dir eine Überlebenschance.» Flora gestand Alma, dass sie in Wahrheit Pianistin sei und auf dem Akkordeon wenig Übung habe. «Ich war schrecklich», räumte sie ein. Alma versprach, ihr beim Erlernen des Instruments behilflich zu sein.

Flora erschien im Musikblock mit nackten Füßen, schmutzig und dürftig gekleidet in ihrem graublau gestreiften Häftlingsanzug. Als Orchestermitglied erhielt sie bessere Kleidung und, wichtiger noch, einen gewissen Glauben daran, das Lager womöglich lebend wieder verlassen zu können. Wie Alma selbst ihr sagte, hätte sie die körperliche Anstrengung eines Arbeitskommandos niemals überleben können, wenn sie sich dem Los der gewöhnlichen Häftlinge hätte fügen müssen.

Auch in der Erinnerung Anita Lasker-Wallfischs erscheint die erste Begegnung mit Alma als lebensrettend.³⁰ Zwei Jahre waren vergangen, seit die Siebzehnjährige aus Breslau zuletzt Cello gespielt hatte, und nichts lag ihr zu jenem Zeitpunkt, als sie mit eini-

gen weiteren politischen Gefangenen Ende 1943 in Auschwitz-Birkenau eintraf, ferner als das. Ihre Eltern waren früher deportiert worden; sie sah sie nie wieder. Anita und ihre ältere Schwester Renate hatten in einer Papierfabrik mit französischen Kriegsgefangenen gearbeitet, durch die sie eine Verbindung zum französischen Untergrund geknüpft hatten und in die Herstellung gefälschter Papiere involviert worden waren.³¹ Beim Versuch, nach Frankreich zu fliehen, wurden die Schwestern verhaftet, vor ein Sondergericht gestellt und zu dreieinhalb Jahren Zuchthaus (Renate) bzw. anderthalb Jahren Gefängnis (Anita) verurteilt.

305

Von ihrer Schwester getrennt, traf Anita am Abend in Birkenau ein.

Ich weiss nicht, um welche Zeit. Weiss nur, dass es dunkel war. Wir wurden in eine Baracke gebracht und warteten. Wenn ich mich zu erinnern versuche, was meine ersten Eindrücke von Auschwitz waren, denke ich an schwarze Gestalten in Umhängen, bellende Hunde, an unaufhörliches Geschrei und Gestank. [...] Beim ersten Tageslicht wurden wir in einen anderen Block gebracht. Dort sollte die «Willkommenszeremonie» stattfinden. Ich musste mich ausziehen, mein Kopf wurde rasiert, und die Nummer 69'388 wurde auf meinen linken Arm tätowiert. All dies wurde, wie ich erst später verstand, nicht von Deutschen, sondern von Häftlingen gemacht, die in diesem Block arbeiteten. [...] Ich war wie gelähmt vor Angst und Vorahnungen.

Das Tätowieren war nicht gerade angenehm, denn es wurde mit einem primitiven Gerät ausgeführt, einer Art Federhalter, an dem statt einer Feder eine dicke Nadel befestigt war. Natürlich tat es weh, und ich erinnere mich an Blut und eine Schwellung. Wahrscheinlich war die Nadel infiziert. Ich glaube kaum, dass sie jemals gesäubert worden ist. Ich hatte in gewisser Hinsicht Glück. Das Mädchen, das mich tätowierte, hatte eine annehmbare Handschrift, und meine Ziffern wurden nicht übergross und ganz unregelmässig wie manche, die ich gesehen habe. Wahrscheinlich hat mich das Abrasieren der Haare doch letzten Endes am tiefsten traumatisiert. Man fühlt sich vollkommen nackt, unendlich verwundbar und zu einem Niemand reduziert.

Da stand ich also, splitternackt und ohne Haare, mit einer Nummer auf dem Arm. In kürzester Zeit fand man sich jeder Faser menschlicher Würde beraubt. Wir waren plötzlich kaum noch voneinander zu unterscheiden.

Während dieses Aufnahmezeremoniells bombardierten uns die Häftlinge, die diese Arbeit verrichteten, mit Fragen. Alle hungerten nach Neuigkeiten von «draussen». Das Mädchen, das mich bearbeitete, fragte nach meinem Namen, woher ich käme, wie lange ich glaubte, dass

der Krieg noch dauern werde, was ich vor meiner Verhaftung gemacht hätte. Ich erzählte ihr alles, was ich wusste – nicht gerade sehr viel: Schliesslich war ich ja schon lange Zeit vor meiner Ankunft in Birkenau kein freier Mensch mehr gewesen. Unter anderem bat sie mich auch, ihr meine Schuhe zu geben, denn sie würden mir sowieso abgenommen.

Was sollte ich anderes tun? Ich zog meine Schuhe aus und gab sie ihr. Ich weiss heute nicht mehr, was mich dazu bewogen hat, ihr zu erzählen, dass ich Cello spiele. Unter den vorherrschenden Bedingungen schien dies Stück Information nicht gerade von welterschütternder Bedeutung zu sein. Die Reaktion war umso erstaunlicher, da sie vollkommen unerwartet kam. Sie sagte: «Das ist ja phantastisch! Stell dich abseits, bleib dort stehen und warte! Du wirst gerettet werden!» Ich hatte keine Ahnung, wovon sie redete, tat aber, was sie mir sagte, stellte mich abseits von allen anderen und wartete: splitter nackt, mit rasiertem Kopf und einer Zahnbürste in der Hand. (Damals wusste ich noch nicht, was für ein grosses Privileg schon allein diese Zahnbürste war.) [...] Inzwischen war der Block leer geworden, und ich war allein. Ich sah mich um und bemerkte, dass an der Decke Duschköpfe angebracht waren. Es sah genau so aus, wie ich mir die Gaskammern vorgestellt hatte. Was ich nicht wusste, war, dass ich mich in der «Sauna» befand. So nannte man damals diesen Block. Es war der «Entlausungs- und Badeblock».

Ich war vollkommen verwirrt und dachte, dass nun der Moment gekommen sei, auf den ich mich in so vielen qualvollen Nächten im Gefängnis vorzubereiten versucht hatte. Man hatte zu Anfang nur eine ganz vage Vorstellung, wie eine Gaskammer funktioniert. Später haben wir einiges dazugelernt.

Die Erklärung, auf die ich wartete, kam endlich durch die Tür des Blocks, und zwar in Gestalt einer gutaussehenden Dame in Kamelhaarmantel und Kopftuch. War das eine Wärterin oder Gefangene? Sie war so elegant angezogen. Es war mir ein Rätsel. Sie begrüsst mich und stellte sich vor: Alma Rosé. Man hatte ihr berichtet, dass ich Cello spielte. Begeistert fragte sie mich, woher ich käme und bei wem ich studiert hätte. Die Szene war wie ein Traum. Das allerletzte, das ich je erwartet hatte, als ich nach Auschwitz kam, war eine Unterhaltung über mein Cellospiel! Ich war noch immer nackt – mit Zahnbürste. Alma zeigte, wie sehr sie sich freute, dass ich da war, und wieder hörte ich die Worte: «Du wirst gerettet werden.» Sie erklärte mir, dass ich erst in Quarantäne gehen müsse, aber ich solle mir keine Sorgen machen, ich würde bald von dort abgeholt werden, um vorzuspielen. [...] Eines Tages kam ein SS-Offizier in den Block und rief nach der «Cellistin». [...] Meine Aufnahmeprüfung begann. Alma gab mir ein Cello und sagte: «Spiel mir was vor.» [...] Nachdem ich das hinter mir hatte, wurde ich Mitglied des Orchesters. [...] Bis zu meiner Ankunft bestand das Orchester aus

nichts als Sopran-Instumenten. Da gab es einige Geigen, Mandolinen, Gitarren, Flöten und zwei Akkordeons. [...] Das erste Stück, das ich mit dem Orchester spielte, war Marche militaire von Schubert. Es war leicht genug und absolut zu bewältigen! Alma war begeistert. Endlich hatte sie einen Bass im Orchester. So fing meine «Karriere» als einzige Cellistin des Lagerorchesters – oder richtiger: der «Kapelle» – an und zugleich mein Leben in dieser kleinen Gemeinschaft, in der rührende Kameradschaftlichkeit, bleibende Freundschaften und giftiger Hass in gleichem Masse nebeneinander gediehen.³²

307

Anitas Aufnahme ins Orchester machte es auch möglich, ihre Schwester Renate zu retten.

In Anitas Worten:

Ein geradezu unglaublicher Zufall brachte mich wieder mit meiner Schwester Renate zusammen. Wir waren getrennt, seit sie im Gefängnis in Breslau aus der Zelle geholt wurde, um ins Zuchthaus nach Jauer überführt zu werden. Als wir damals voneinander Abschied nahmen, glaubte keine von uns, dass wir uns je Wiedersehen würden. Unser Wiedersehen verdanken wir den Schweinslederschuh, die ich trug, als ich ins Lager kam.

Meine Mutter hatte mir diese Schuhe gekauft, als wir noch eine Familie waren, und ich war sehr stolz auf sie. Eines Tages verschüttete ich etwas, und die Schuhe waren ruiniert. Meine Mutter war sehr böse mit mir. Die einzige Möglichkeit, etwas zu retten, bestand darin, die Schuhe schwarz zu färben. Jetzt sahen sie ziemlich traurig aus, so ganz schwarz. Ich kaufte also ein Paar rote Schnürsenkel mit Bommeln, das machte sie lustiger. Noch wichtiger aber war, dass sie jetzt sofort zu erkennen waren. [...] Ich war ein oder zwei Wochen bei der Kapelle, als dasselbe Mädchen [das Anita «bearbeitet» hatte] in den Musikblock gelaufen kam, um mich zu holen: Ich solle ganz schnell kommen, sie glaube, dass meine Schwester eingeliefert worden sei. [...] Ich raste mit ihr zum Empfangsblock [...] und tatsächlich [...] da stand meine Schwester Renate. Es war kaum zu glauben.

Man muss sich über die riesigen Dimensionen des Lagers im Klaren sein, um zu begreifen, wie enorm dieser Zufall war. Renate war mit einem Transport aus Jauer angekommen, geriet an dasselbe Mädchen, das auch mich «bearbeitet hatte», sah die berühmten Schuhe mit den roten Schnürsenkeln und fragte sofort, wie das Mädchen zu den Schuhen gekommen sei. Sie erfuhr, dass diese Schuhe jemandem gehört hätten, der vor kurzem angekommen sei, und dass dieser «Jemand» jetzt bei der Kapelle sei. [...] Sofort wusste Renate, dass das nur ich sein konnte. So fanden wir uns in diesem unbeschreiblichen Chaos wieder! Es war ein Wunder.

Arme Renate, sie hatte eine entsetzliche Zeit vor sich, aber zum Glück war ich in der Lage, ihr etwas zu helfen. [...] Renate wurde in kürzester Zeit zum kompletten Wrack. Es war zum Erbarmen. Ihr Zustand war so elend, dass es ihr nicht erlaubt wurde, in unseren Block zu kommen. Da stand sie also draussen und wartete auf mich, bis ich ihr etwas Suppe oder ein Stück Brot brachte. Auf ihren Beinen bildeten sich grosse eiternde Wunden, die einfach nicht heilten. Das nannte sich Avitaminose, die Folge einer völlig vitaminlosen Kost. Schliesslich bekam sie auch noch Typhus (Flecktyphus und Bauchtyphus), und alles schien verloren. Ich muss gestehen, dass ich oft insgeheim gewünscht habe, dass sie doch endlich still sterben möge, um von ihrem Elend befreit zu werden. Es war zu entsetzlich, wie sie litt und mehr und mehr verfiel.

Ich weiss nicht, wie es ihr gelungen ist, aber sie überlebte den Typhus und wurde aus dem «Revier» entlassen. [...] Da unternahm ich einen verzweifelten Schritt. Ich dachte mir, dass ich ja nichts zu verlieren hätte, und nahm mir die Unverfrorenheit heraus, die Lager-Kommandantin – Frau Mandel – anzusprechen. Was mir den Mut dazu gab, war erstens die Tatsache, dass ich Deutsch sprach, und zweitens wusste ich, dass sie persönlich an der Kapelle interessiert war. Ausserdem war ich als einzige Cellistin in der Kapelle «unentbehrlich», und ich glaubte nicht, dass sie mich zur Strafe für meine Frechheit in die Gaskammer schicken würde. Das Schlimmste, was geschehen konnte, war, dass sie mich einfach ignorierte. Ich sagte ihr, dass meine Schwester im Lager sei, und fragte, ob es nicht möglich wäre, sie als «Läuferin» anzustellen.

Als Läuferin hatte man eine sehr gute Position im Lager. Man stand am Tor und wartete darauf, dass man gebraucht wurde, um irgendjemandem eine Nachricht zu überbringen. Man konnte sich frei im ganzen Lager bewegen, ohne angehalten zu werden, bekam etwas bessere Rationen und hatte etwas bessere Lebensbedingungen. Es war kaum zu glauben: Die Mandel war fast höflich und fragte nur, in welchem Block meine Schwester sei. Ich hatte nun grosse Angst, dass mein Plan scheitern würde, wenn sie den Zustand meiner Schwester sah. Tatsächlich aber wurde Renate kurz danach Läuferin. Das bedeutete für sie die Differenz zwischen Tod und Leben. Sie wurde langsam etwas kräftiger, bekam bessere Kleidung, und wir konnten uns öfter sehen.³³

Um ihrer Schwester obendrein zu helfen, organisierte Anita für sie Medizin, mit Hilfe Henry Meyers, eines Häftlings, der aus Dresden kam. Meyer, der wie Michael Assael einem Arbeitskommando zugeteilt war, das eine Lore auf täglichen Runden ums Lager herum schob, konnte das kostbare Medikament Renate über den Musikblock zuspieren,

obwohl ihm verboten war, die Baracken im Frauenlager zu betreten. Als er es ablieferte, standen Mitgefangene draussen und passten auf.

Meyer erinnerte sich, dass ihm, als er Alma im Musikblock begegnete, selbst in der Unmenschlichkeit von Birkenau der Name Rosé voll Magie klang. Er hatte in Prag Arnold Rosé mit Bruno Walter spielen hören und Konzerte von Almas Vetter Wolfgang besucht.³⁴

Auf ihrer Suche nach fähigen Musikerinnen fügte Alma in den ersten paar Wochen dem Orchester eine Anzahl jüdischer Mädchen hinzu. Die griechische Akkordeonistin Lily Assael hörte einen SS-Offizier zu Alma vorwurfsvoll sagen: «Sie haben hier ja eine Mengejudenmädels.» Lily war alarmiert. Ihr war klar, dass in ihrer Gründungsphase die Kapelle ein «arisches» Projekt gewesen war, und auch wenn sie selbst Berufserfahrung als professionelle Musikerin in den Block mitbrachte, war die Stellung ihrer jüngeren Schwester, wenn der Wert jedes jüdischen Orchestermitglieds auf den Prüfstand käme, gefährdet.

Lily wandte sich an Alma mit einem Vorschlag: Das Orchester könnte eine Kontrabassistin gebrauchen, sagte sie; wobei sie wahrheitsgemäss hinzufügte, ihre Mutter habe daheim in Thessaloniki für Yvette einen Kontrabass erstanden. Alma legte den Vorschlag dem Frauenlagerkommandanten SS- Obersturmbannführer Franz Hössler dar, einem Anhänger der Kapelle, indem sie sagte, Yvette könne das Instrument erlernen, wenn ein Mitglied des Männerorchesters zu ihrem Unterricht freigestellt würde.

Also wurde im Birkenauer Männerlager jemand gesucht, der einem der Mädchen das Kontrabassspiel beibrächte. Heinz Lewin, Mitglied der Männerkapelle, wurde seiner Hauptarbeit als Uhrmacher entbunden, und zwei Monate lang besuchte er regelmässig den Musikblock, um Yvette zu unterrichten. «Das war eine glückliche Zeit», sagte Yvette, «denn Lewin brachte als Gehilfen meinen Bruder mit, und so konnten wir uns bei dieser Gelegenheit immer wieder sehen.»

Nach zwei Monaten begann Josef Kramer, den Nutzen der Lektionen zu bezweifeln, und forderte Yvette auf, ihm vorzuspielen. Alma kam zu Yvettes Verteidigung, indem sie sagte, es sei zu berücksichtigen, dass sie erst zwei Monate Unterricht genommen; ausserdem sei ihr Instrument für den Gesamtklang der Kapelle unverzichtbar. Yvette spielte dann vor und bestand die Prüfung. Als einzige Kontrabassistin hatte die Fünfzehnjährige von jener Zeit an ei-

nen sicheren Platz im Ensemble. Zu ihrer Verblüffung meinte Kramer nach ihrem Vorspielen aufmunternd: «Wenn du hier rauskommst, wirst du Karriere machen.»

Almas besondere Bemühungen, jüdische Mädchen im Musikblock zu halten, zeigen auch die Erfahrungen Regina Kupferberg Bacias, die heute als Rivka Bacia in Israel lebt. Regina kam am 1. August 1943 aus Bedzin, Polen, nach Birkenau. Sie hatte in einem Grundschulorchester Mandoline gespielt, sich um Mitgliedschaft in der Lagerkapelle beworben, die Vorspielprobe aber nicht bestanden. Als sie sich anschickte, den Block zu verlassen, hatte Alma eine andere Frage: ob sie Noten schreiben könne?

Wie Regina sich erinnerte, «prüfte sie mich dann erneut, im Notenschreiben. Diesmal war sie begeistert [...] und entschied, mich als Kopistin zu nehmen. [...] Später bat sie mich, ihr mit ihrem Zimmer und bei persönlichen Angelegenheiten zu helfen. Offiziell war ich Notenschreiberin und inoffiziell Almas persönliche Assistentin. Konsequenterweise entwickelte sich zwischen uns eine enge und herzliche persönliche Beziehung.»³⁵

Hilde Grünbaum Zimche, eine junge Zionistin, spielte am Anfang Geige im Orchester und half Alma später, Klavierauszüge für das ungewöhnliche Ensemble zu orchestrieren. In einem Interview im israelischen Radio Kol Israel, 35 Jahre nach der Befreiung, kommentierte Hilde, Almas Haltung sei in dieser Atmosphäre von Tod und Vernichtung schier unglaublich gewesen. Wem ausser Alma wäre es in den Sinn gekommen, in Auschwitz-Birkenau etwas aufzubauen, das die Erinnerung an Schönheit wach hielt?:

Sie glaubte, dass wir diese Zeit vielleicht überstehen könnten, um dann der Welt zu beweisen, dass wir im Lager etwas aufbauen konnten – ein Orchester –, dass das Durchhalten sich gelohnt hat und man in der gleichen Besetzung die Zusammenarbeit fortsetzen könne. Meiner Ansicht nach glaubte sie, wir hätten nicht für die Nazis, sondern für uns selbst zu spielen, um durchhalten zu können, irgendwie am Leben zu bleiben. Sie wusste auch, dass das Orchester gut sein musste, denn sonst würde man uns liquidierend

In Violettes Worten: «Tag für Tag wurden Menschen vergast. Das war unsere Welt. Uns war bewusst, dass auch wir zur Vergasung bestimmt waren – jederzeit.»

Am 21. August 1943 fand im Frauenlager eine Selektion statt. Unter den jüdischen Häftlingen, die zur Vergasung ausgesondert wurden, waren 441 griechische Frauen. In Birkenau, sagte Zippy, «war Tod so wie Zähneputzen. Heute stirbt irgendwer – morgen sterbe ich – oder meine beste Kameradin.»

Im August 1943, jenem Monat, in dem Alma die Leitung der Kapelle übernahm, kamen in Birkenau nach einer Zählung des Lager-Widerstands 1'438 Frauen ums Leben; 498 von ihnen wurden vergast. Diese Zahlen schliessen nicht die Frauen ein, die direkt nach ihrer Ankunft ins Gas geschickt wurden, da diese nie in den Lagerdokumenten registriert wurden. Bei einer Selektion am 28. August in den Birkenauer Männer-Quarantäneblocks wurden 462 männliche jüdische Häftlinge zur Vergasung selektiert. Am folgenden Tag wurden weitere 4'000 männliche Juden im Birkenauer Männerlager selektiert und über Nacht vergast.³⁷

Das, was vor Almas Ankunft vielen Häftlingen am ehesten einfiel, wenn sie an die Birkenauer Musikerinnen dachten, war der energische Trommelschlag Helga Schiessels. Helga, eine deutsche Jüdin, die verhaftet worden war, als die Gestapo entdeckte, dass sie sich als «Arierin» ausgegeben hatte, war eine professionelle Schlagzeugerin aus München, die in einem Münchner Blasorchester gespielt hatte. Alma zählte sie zwar zu den kompetentesten Musikerinnen im Orchester, gleichwohl musste ihr Trommel- und Beckenspiel einem musikalischen Ensemble integriert werden.

Almas erstes Ziel als Leiterin des Musikblocks war es, der Kapelle ein anderes, neues Image zu geben. Sie ging daran, die schon vorhandenen Musikerinnen neu zu orientieren, neue zu finden und mit ihnen zu üben, dem Orchester mehr (und bessere) Musik zu verschaffen und die Massstäbe für Proben und Aufführungen höher anzusetzen. Einstudieren, Feilen, Dirigieren waren ihr zur zweiten Natur geworden. Sie stürzte sich mit einer Vehemenz in die Arbeit, die alles, was hinter den Wänden des Musikraums war, zurücktreten liess.

Von Anfang an hatte Alma mit der Schwierigkeit zu kämpfen, das Orchester mit Musik zu versorgen. Sie musste aus der wirren Vielfalt von Partituren, Klavierauszügen, Noten oder einzelnen Notenblättern, die von Neuankömmlingen mitsamt ihren Instrumenten ins Lager gebracht wurden, Arrangements anfertigen oder einzelne Melodien, an die sie sich erinnerte oder die andere ihr vorsummten, zu einem mehrstimmigen Satz ausschreiben. Da die Nazis

das Spielen «jüdischer Musik» verboten hatten, war das Werk jüdischer Komponisten natürlich tabu.

Um die Stimmen auszuschreiben und sie für dieses merkwürdig zusammengewürfelte Ensemble von Musikerinnen zu kopieren, brauchte Alma Schreibwerkzeuge und Papier. Doch «keiner wagte es im Lager, Papier und Bleistift bei sich zu haben, weil man riskierte, geschlagen zu werden», wie Zippy sich entsann. Gemeinsam organisierten Alma und Zippy das Material, das die Kapelle brauchte, und Zippy rekrutierte einige Frauen im Lagerbüro zum Ziehen der Notenlinien auf jenen Papierbögen, die dann die Kopistinnen im Musikblock bekamen. Dadurch, dass sie ihren Bedarf anmeldete, erweiterte Alma, wie Zippy erklärte, die Schutzzone des Musikblocks so, dass noch mehr Häftlinge von ihr profitieren konnten: indem sie orchesterbezogene Jobs schuf, die etlichen Internierten die vernichtende Arbeit in den Aussenkommandos ersparten. «Alma half vielen, ungeachtet ihrer Nationalität, Religion oder Sprache. [...] Ihr Einfluss reichte über den Musikblock hinaus», bezeugte Zippy.

Almas grösste Herausforderung bestand darin, ihre jungen Musikerinnen zu einem echten Ensemble zu formen. Sie gab sich ausserordentliche Mühe, die musikalische Stärke der Frauenkapelle auszubauen, und die Privilegien, die ihren Mitgliedern gewährt wurden, wuchsen proportional zur Reputation ihrer Leiterin. Als sie das Kommando übernahm, versetzte sie einige Mädchen – vornehmlich die ersten polnischen Mitglieder – aus den Reihen der Musikerinnen und wies ihnen Aufgabenbereiche zu, in denen sie nicht zu spielen brauchten. Manche wurden Kopistinnen; andere bekamen Haushaltsarbeiten im Block. So vielen wie möglich wurde ihre Zuflucht bei der Orchestergruppe bewahrt.

Wie etliche Überlebende aus dem Orchester bestätigten, war Alma sich ihrer Macht bewusst und ging mit ihrer Verantwortlichkeit gewissenhaft um. Nach mehreren Wochen im Musikblock sagte sie zu Zippy: «Ich hab hier ein paar Mädchen, die so hart für mich arbeiten, dass ich sie nie mehr gehen lassen werde.»

19. Der Musik-Block

Was man sich rückblickend nur äusserst schwer vorstellen kann, ist diese ständig gegenwärtige Atmosphäre gewaltsamen Todes; nicht einmal auf dem Schlachtfeld ist der Tod so gewiss und das Leben so von einem Wunder abhängig.

HANNAH ARENDT

313

*O ihr Wissenden
wusstet ihr, dass Hunger die Augen glänzen lässt
dass Durst sie trübt*
CHARLOTTE DELBO¹

Die Birkenauer Frauenkapelle, der maximal 45 bis 50 Musikerinnen angehörten, bewohnte eine Holzbaracke mit kleinen Fenstern unter der Dachrinne, durch die das Licht des Tages fiel und bei Nacht der Peilstrahl der Suchscheinwerfer, der von den Wachtürmen durchs Lager schweifte. Die Wände bestanden aus notdürftig verfugten, graugestrichenen Brettern. Glühbirnen hingen an nackten Strippen herab. Die Baracke bestand im Wesentlichen aus zwei Räumen: einem grossen Musizier- und Proben-Bereich im vorderen Teil (Fania Fenelon schätzt sein Ausmass auf ca. 6x8 Meter) und einem hinteren Bereich mit den Betten und einem kleinen Essplatz. Zippy sprach zwar von einer typischen «lausigen Birkenau-Baracke», dennoch dürfte die Unterkunft luxuriös gewesen sein im Vergleich zu den überfüllten Häftlingsbaracken, ja selbst dem Krankenrevier, wo je vier bis fünf Personen – lebende und tote – pro Koje zum gewöhnlichen Anblick zählten.

Alma und die Czajkowska hatten je ein eigenes Zimmer, das sich zum Musik-Bereich öffnete. Almas Kämmerchen schilderte Regina als etwa 2,50 x 3 Meter gross, weissgestrichen und mit Spind, Tisch, zwei Stühlen und einem Bett versehen. Es lag unmittelbar hinter der Eingangstür zum Block, und gleich gegenüber lag Czajkowskas Kammer. Der Block selbst stand an der Strasse, die zu den Gaskammern und Krematorien 11 und 111 führte.

Die Mädchen im Musikblock hatten dreistöckige Holzkojen mit Strohsäcken, während in den anderen Baracken die Insassen generell auf nackten Brettern lagen. Jede Musikerin hatte ein Laken und eine Decke.

Erspart blieb den Frauen jener entwürdigende 30-Sekunden-Aufenthalt in den Gemeinschaftslatrinen, der zweimal täglich nur zu festgesetzter Zeit erlaubt war. Im Musikblock durften Jüdinnen und Nichtjüdinnen gleichermaßen sich einer kleinen Latrine bedienen, die zuvor deutschen weiblichen Häftlingen reserviert gewesen war und zwischen ihrer Baracke und einem vier Meter hohen elektrischen Stacheldrahtzaun stand, der innersten von mehreren Zaunreihen, die das Lager BI umgrenzten. Hier konnten sie an Wasserhähnen ihre Eimer füllen und in den Block tragen für den endlosen Kampf gegen den fettigen Russ, der in der Luft hing, und die Spritzer gelben Schlamms, die von Wind und Regen aufgequirlt wurden.

Das Essen im Lager schilderte Flora als «Ersatz von Ersatznahrung». Anita bestätigte: «Wer es nicht erlebt hat, kann sich die Hungerqual nicht vorstellen, die in Birkenau die Dauerqual schlechthin gewesen ist.» Nach Dr. Lingens-Reiner teilte die Lagerverwaltung dreimal wöchentlich vier Pfund Fleisch pro 100 Liter Suppe zu. Von dieser Wassersuppe abgesehen gab es wenig mehr als Brot und, für die Privilegierten, gelegentlich winzige Scheibchen Wurst oder Käse, ein klitzekleines Kleckschen Margarine oder Marmelade und ein kaffee(un)ähnliches Morgengetränk.

In Holland hatte sich Alma so vor Küchenschaben geekelt, dass sie das Wort in ihr Notizbüchlein kritzelte. Jetzt lebte sie unter beständiger Gesundheitsgefährdung durch Hunger, Schmutz und Ungeziefer. Anschlagtafeln im ganzen Lager warnten, dass ein einziger Läusebiss mit Typhus infizieren könne, der im Lager wütete.

Trotz ihrer Vorsichtsmassnahmen erkrankten während ihrer Zeit als Leiterin des Orchesters mindestens drei Mädchen der Kapelle und starben an Seuchen, die von Ungeziefer übertragen wurden.

Es hiess, dass Alma, im Namen der Musik, von der SS in Gestalt der ehrgeizigen und bewundernden Maria Mandel fast alles bekommen konnte. Wiewohl sich Alma vor dieser stets fügsam und respektvoll zeigte, wagte sie doch auch, Forderungen zu stellen. Ihr eiserner Wille konnte im Musikblock zur Geissel werden, doch selbst ihre Gegner mussten anerkennen, dass Alma Wunder bewirkte.

Als der Winter 1943/44 näherrückte und die Tage dunkler wurden, bat Alma für den Musikblock um einen Eisenofen – und erhielt ihn auch: ein seltenes Privileg in Birkenau. Schlauerweise hatte sie insistiert, die Instrumente bräuchten eine konstante Temperatur,

um nicht ständig nachgestimmt werden zu müssen. Als es besonders kalt war, gelang es ihr, ihre Streichinstrumentalistinnen vom Marschmusik-Aussendienst freustellen zu lassen: weil, wie Helena sich an den Wortlaut erinnerte, die Kälte und Feuchtigkeit die Saiten wie «Vorhangstoff reißen» lassen würden. Gleicherweise wurde ihr Ersuchen positiv beschieden, vom täglich zweimaligen Zählappell dispensiert zu werden – eine einzigartige Freistellung, begründet damit, dass die Musikerinnen mehr Probenzeit bräuchten, um ihren Spielplan einzuhalten. Statt sich täglich stundenlang vor dem Block aufreihen zu müssen, wurden die Orchestermitglieder morgens und abends im Musikblock abgezählt.

Anita wies auf die Verblüffung unter den Lagerinsassen hin, wenn Alma sich bei der SS durchsetzte. «Sie verlangte von uns absoluten und totalen Respekt, und allem Anschein nach bei allen Auftritten ebenso von der SS. Ich bin mir sicher, dass ich recht habe, wenn ich sage, dass sie eine einzigartige Stellung einnahm.»

Bei Konzerten trug die Kapelle eine spezielle Uniform: dunkelblaue Röcke, weiße Blusen und Jacken aus graublau gestreiftem Gefängnisstoff. Auf dem Kopf trugen die Frauen hellblaue Kopftücher.

Was man ihnen ebenfalls gestattete, war Duschen im Lager-Badehaus, «Sauna» genannt, im Gegensatz zum üblichen Gruppen-Duschen alle 14 Tage für nur ein paar Sekunden. Alma duschte in der Sauna mit den übrigen Block-Insassen. «Sie war eine von uns», betont Flora, auch wenn andere Alma als distanziert charakterisierten. Die Mädchen versuchten, sich selbst mit den feindseligsten Sauna-Wärterinnen anzufreunden, die dafür bekannt waren, dass sie gewöhnliche Häftlinge ausnutzten.

Die meisten Lagerinsassen warteten mindestens zwei Wochen auf die Gelegenheit, sich zu waschen, wie Dr. Lingens-Reiner in *Prisoners of Fear* schrieb. Indessen startete die SS eine strikte Kampagne für Sauberkeit und bestrafte Häftlinge, die sich «gehen liessen». Weil dafür nur verunreinigtes Wasser zur Verfügung stand, vermieden es die Häftlinge, Duschwasser in den Mund zu bekommen. Sie waren gezwungen, zum Tee kochen oder Waschen mit jedem Tropfen sauberen Wassers sparsam umzugehen und Tauschhandel zu treiben, um an ein Seifenstückchen zu gelangen.

Dr. Lingens-Reiner beschrieb ihr erstes Gespräch mit einer Kalfaktorin in der Sauna:

«Wie oft dürfen wir herkommen und ein Bad nehmen?» fragte ich. «Einmal – wenn du entlassen wirst», antwortete sie. «Und wann waschen wir uns?» fragte ich, schon etwas weniger selbstsicher. Sie zuckte mit den Achseln: «Das ist Glückssache.»²

316
Der Musik-
Block

18. Kapitel

Eugenia Marchiewicz, die Birkenau als gewöhnliche nichtjüdische Insassin erlebte, schilderte eine andere beklemmende Begegnung in der Sauna. Eine kostbare Zwiebel und eine Kartoffel, die sie sich aus ihrem Lebensmittelpäckchen von daheim aufgespart hatte (nur Nichtjuden durften je hoffen, Päckchen, die man ihnen schickte, tatsächlich zu bekommen), tauschte sie mit einer Kalfaktorin gegen eine Dusche ein. «Auch ein Seifenstückchen hatte ich. Ich machte den Fehler, der Sauna-Frau die Kartoffel und die Zwiebel zu geben, bevor sie einwilligte, mich duschen zu lassen. Sie gab mir weniger als zehn Sekunden Wasser und sagte mir dann, ich solle verschwinden oder sie würde mich melden.» Die Sauna-Wärterin behielt die Kartoffel, die Zwiebel – und die Seife.

Die Tage im Musikblock waren lang und immer gleich. Jeden Morgen wurden die Frauen eine Stunde vor Morgengrauen geweckt. Ein Kommando aus der Baracke trug Notenständer und Stühle zu einem erhöhten Plateau auf einem Erdhügel beim Lagertor. Nach ihrer Rückkehr stellten sich alle Frauen im Block in Fünferreihen auf zum obligatorischen Zählappell, der von Nazi-Blockführerinnen vorgenommen wurde (oft von der berüchtigten Margot Drechsler mit ihrer Adjutantin Irma Grese). Danach gab es etwas zu trinken. Anita entsann sich: Es war «schwer zu identifizieren, was es war, aber es war wenigstens lauwarm. Man ass, was vom vorigen Abend aufzusparen einem gelungen war.»

Vor Sonnenaufgang verliess die Kapelle die Baracke und marschierte in Fünferreihen los. Jeden Morgen sahen sie ausgemergelte Leiber tödlich verkralmt in den Elektrozäunen hängen wie Wäsche an der Leine: Insassen, die den Freitod einem weiteren Lebenstag im Lager vorgezogen hatten. Alma schritt vor der Kapelle her auf dem Schlackenweg zu ihrer Plattform am Tor, 300 Meter vom Musikblock entfernt. Den Weg säumten weitere Baracken, vor denen Arbeitskommandos in strenger Ordnung angetreten waren. Nach dem langen Zählappell machten sich Arbeiterkolonnen auf den Weg aus dem Lager, angetrieben von SS-Wärtern, Kapos und Hunden. Nach dem morgendlichen Mu-

sikmachen und dem Marsch zurück in den Musikblock kehrte ein Trüppchen zum Tor zurück, um die Notenständer und Stühle einzusammeln.

In ihrer Baracke studierten die Frauen neue Arrangements ein und feilten am alten Repertoire: mindestens zehn Stunden täglich. Ein Kommando «Essenfassen» ging mittags zur Lagerküche und kehrte, beladen mit schweren Kesseln, zurück, aus denen das Essen geschöpft wurde. Es bestand aus dünner Suppe: Wasser mit Runkelrüben oder weissen Rüben mit Bröckchen von Kartoffeln hie und da. Anita entsann sich: Die «grösste Sorge war, dass die Suppe ordentlich umgerührt wurde, bevor sie ausgeteilt wurde, damit man eine faire Chance bekam, wenigstens ein bisschen Kartoffel zu ergattern.»

317

Im Verlauf des Winters 1943/44 wurden der rigorose Dienstplan und die ständige Anspannung für einige Musikerinnen zu viel: Sie bekamen Schwindelanfälle und kollabierten vor Erschöpfung. Alma überredete die SS, ihren Mädchen eine kurze Ruhepause nach dem Mittagessen zu gestatten. «Wir gingen dann zu Bett und schliefen», erinnerte sich Zofia. Auch dies war in Birkenau ein unerhörtes Privileg.

Nach der Pause nahm die Kapelle ihre Proben wieder auf. Abends stellte dann ein Arbeitstrupp wieder Notenständer und Stühle auf die Plattform am Tor, und das Orchester marschierte an seinen Platz, um die heimkehrenden Arbeitskolonnen zu «begrüssen». Zofia erläuterte: «Noch mehr Märsche – die eigentlich hätten Tedeums sein sollen. Alma zwar stand mit dem Rücken zu dieser Prozession, wir Spielerinnen jedoch wurden, in unserer einzigartig strategischen Position, Zeugen von so allerhand.» Häufig schleppten die Kolonnen der Häftlinge Tote mit oder trugen Arbeiter, die so geschwächt oder so zusammengeknüppelt waren, dass ihre Kameraden sie stützen mussten.

Wurden Häftlinge mit «Schätzen» erwischt, die sie organisiert hatten, mussten sie in die Knie gehen und ihre Beute aufessen. Sowohl Anita wie Zofia entsannen sich einer Frau, die gezwungen wurde, eine ganze Schachtel Zigaretten aufzuessen. Nach diesem täglichen Leidensschauspiel marschierte die Kapelle ins Lager zurück und reihte sich zum Abendappell auf.

Zofia beschrieb das Abendessen:

Wir bekamen unsere Rationen, die aus einem Stück Brot bestanden – etwas Margarine oder einer Scheibe Blutwurst oder Marmelade. Ich bin mir sicher, dass wir dank Almas Interventionen zu unsern Gunsten manchmal eine Extra-Portion Brot und Margarine erhielten.

Wir waren besser dran als die Leute in den andern Blocks. Unser Brot wurde in unserm Block geschnitten und verteilt, so dass diejenigen, die das Brot schnitten, nicht mit kleineren Portionen schummeln konnten. Brot war der kostbarste Besitz im Lager; es war die Lagerwährung. Mit Brot konnte man praktisch alles organisieren.

Zippy bestätigte diesen hohen Wert des Brotes:

318

Der Musik-Block

18. Kapitel

In Auschwitz hätte nicht einmal eine ganze Handvoll Diamanten jemanden vom sofortigen Tod retten können – oder, wenn man sie überhaupt ins Lager hätte mitnehmen können, vom Tod durch Hunger, Erschöpfung oder Krankheit. Brot war weitaus wertvoller.

Für Brot konnte man in Auschwitz alles haben: Unterwäsche, Nachthemden, warme Kleidung, Zahnbürsten, Seife, Besteck, Konserven, alles war im «Kanada-Block» erhältlich (der so hiess, weil Kanada als reiches Land galt). Hier wurden die Besitztümer, die von den Neuankömmlingen und den Toten beschlagnahmt worden waren, für den Transport ins Reich aussortiert oder zur Lagerversorgung neu verteilt. Tauschhandel oder «Organisieren» im «Kanada-Block» wurde zur Lager-Institution bis zu dem Grade, dass die «Alteingesessenen» die exakten Preise der erhältlichen Waren in Brotportionen kannten.³

In Anitas Worten: «Wer in «Kanada» arbeitete, gehörte zur Upper Class des Lagers, mit Zugang zu all dem, was seinen Preis kostete – und dieser Preis war Brot.» Anita organisierte sich aus dem Kanada-Block einen warmen Angorapullover, den sie bis Ende des Krieges behielt. (Heute befindet sich dieser vollkommen zerschlissene Pullover in der Dauerausstellung des Londoner Imperial War Museum.)

Nur wenn die Orchesterfrauen «Pakete» oder Extragaben aus Kanada bekamen, war die Lagerkost etwas reichlicher. Erstere waren Päckchen, die ans Lager für Internierte geschickt worden waren und sich dort für die Privilegierten stapelten. Jüdische Häftlinge bekamen keine Pakete – von besonderen Anlässen abgesehen: wenn Päckchen an die Kapelle gelangten als ein Gunsterweis ihrer Obersturbannführerin Mandel.

Hélène Scheps erinnerte sich an eine solche Zuteilung vom 7. Januar 1944:

Manchmal bekam jeder von uns zur Belohnung für ein Konzert ein Paket. Es war ausserordentlich; ich war an dem Tag gerade 17 geworden. [...] In dem Paket war ein Apfel, und den wollte ich einer Freundin schenken. Ich ging zu ihrem Block; sie war nicht mehr da.

Alma beantragte ein Klavier, das sie auch bekam und das ihr erlaubte, ihre Orchesterbearbeitungen auf einem Tasteninstrument zu überprüfen. Sie verwendete das Klavier auch zum Üben mit einzelnen Musikerinnen. Szymon Laks, ihr Kollege, der die Birkenauer Männerkapelle leitete, beschrieb die Entwicklung des Frauenorchesters:

319

Später kamen nach und nach neue Instrumente hinzu, hauptsächlich Mandolinen, Gitarren, einige wenige Geigen, Violoncelli, ein paar Sängerinnen und dann sogar ein Klavier, dessen Mangel ich am Anfang meiner Karriere als «Arrangeur» spürbar empfand, als ich nur anhand einer gelieferten Melodie auswendig instrumentieren und komponieren musste.⁴

Alma wurde sogar ein Pult gezimmert, an dem sie die langwierigen Orchesterproben leitete. Während dieser Proben grupperte sie die Musikerinnen so um sich herum, dass sie in der Mitte stand und jedes Instrument deutlich hören konnte. Ihre Vorgehensweise war formell und autoritär; sie hatte einen ausgeprägten Sinn für ihre Rechte und den Respekt, den man einem Orchesterleiter schuldete. Trat sie aus der Tür ihres Zimmers, erwartete sie, dass die Kapelle bereitstand und mit dem Üben begann. Mit traditionellem Klopfen des Taktstocks ans Pult gab sie das Zeichen zum Probenbeginn.

In Birkenau hatte Almas berühmter Name wenig Glanz; hier konnte sie ihre Position nur durch Musizieren und respektvollen Gehorsam vor den SS-Befehlshabern sichern. Dennoch war ihr Los besser als das der meisten anderen. Wie andere Kapos bekam sie «Diät», zu der eine Extra-Ration Brot und Getreide in gekochter Milch mit Zucker gehörten. Ihre Mahlzeiten nahm sie privat in ihrem Zimmer zu sich; Regina, ihre persönliche Assistentin, trug ihr auf. Zeugen schildern sie als adretter und passender gekleidet als gewöhnliche Häftlinge – manche haben sie sogar «elegant» genannt –, ein weiteres Privileg, das ihre Rolle als Kapo mit sich brachte. Als einziger im Block wurde ihr genehmigt, im Zimmer spätabends noch ein Licht brennen zu haben. Sehr oft arbeitete sie noch, während das übrige Lager schon im Schlaf lag.

Flora hatte noch nie in einem Orchester gespielt. Alma schalt sie bisweilen dumm, weil sie

nicht kapierte. Flora erinnerte sich, dass sie einmal einen Einsatz verpatzte, und Alma zischte: «Wenn wir nicht gut spielen, kommen wir ins Gas. Also spiel, Flora!» Sylvia merkte später dazu an:

Alma wusste genau: Wenn das Orchester gut ist, bleiben wir am Leben. Ist das Orchester schlecht und erfüllt nicht die ihm zugeordnete Aufgabe – d.h. es ist nutzlos für die Deutschen, dann gibt es eben kein Orchester mehr und die jüdischen Musiker brauchen nicht mehr weiterzuleben.⁵

320
Der Musik-
Block

18. Kapitel

Zur Aufrechterhaltung der Disziplin und um ihre Musikerinnen zu äussersten Anstrengungen anzutreiben, griff Alma bisweilen zu Drohungen, wiewohl die Lagerrealität draussen vor der Tür des Musikblocks die Orchesterfrauen schon zur Genüge zum Gehorsam anhielt.

Andererseits vertraute Alma Flora an, dass sie Mittel habe, ihre furchtbare Lage zu erleichtern, wenn es zu jenem irreversiblen Augenblick käme, und dass sie diese teilen würde.

«Stellen Sie sich vor», sagte Flora, «wie beruhigend es für eine Achtzehnjährige war, zu erfahren, dass Alma das Gift, das sie sich hatte behalten können, teilen würde. Sie sagte, sie bewahre es auf für den Fall, dass ihr jemals der Tod aus den Händen der Nazis bevorstünde. Ich wusste nicht, wie es möglich war, es ins Lager zu schmuggeln. Sie versprach mir immer, [ich bräuchte] vor der Gaskammer keine Angst zu haben.»

Tatsächlich mag man sich fragen, wie es Alma gelungen war, jene Zyankali-Kapsel, die ihr die Staerckes gegeben hatten, von Holland über Dijon und Drancy durch Block io und die Aufnahme-prozedur in Birkenau zu schmuggeln. Andere Freunde im Lager berichteten, Alma habe ihnen Ähnliches angeboten. Vielleicht war die Giftkapsel aber auch nur ein Mythos, den sie zur Abwehr von Verzweiflung gebrauchte. Etliche vermuteten, Alma habe die Suizid-Pille schon vor längerem, nämlich in Drancy, tatsächlich eingenommen, diesen Versuch, ihrem Leben ein Ende zu machen, jedoch überlebt.

Elie Wiesel, dessen Erinnerungen an Auschwitz 1958 unter dem Titel *Die Nacht* erschienen, sprach von dem unablässigen Angriff auf das Ich, den das Lagerleben mit sich brachte.

Die Sinne waren abgestumpft, alles versank im Nebel. Man klammerte sich an nichts mehr. Der Selbsterhaltungs- und Selbstverteidigungstrieb, die Eigenliebe – alles war verschwunden.⁶

Ausserhalb des Musikblocks reichte die Lebenserwartung der Häftlinge von ein paar Wochen bis zu ein paar Monaten. Nie durften Häftlinge dem SS-Personal in die Augen schauen; der Kopf musste immer gesenkt sein. Häftlinge hatten in Habachtstellung zu stehen und die Kopfbedeckung abzunehmen, wenn sie von der SS angedet wurden, SS-Leute, die Arbeitskommandos im Freien bewachten, waren angehalten, das Gewehr schussbereit zu tragen. Seit jenem Vorfall, bei dem ein Häftling sich einen Revolver geschnappt und einen Wärter erschossen hatte, war der SS befohlen, stets drei Meter Distanz zu den Häftlingen zu halten: was hiess, dass jeder Gefangene, der näher als drei Meter kam, sich dem Risiko aussetzte, erschossen zu werden. Zum menschenunwürdigen Status des Häftlings gesellte sich der Preis, den Hunger, Schlafentzug, Zwangsarbeit und völliger Mangel an Sanitärhygiene forderten. Die Gefangenen waren übermüdet und abgestumpft, angeekelt von ihren Daseinsbedingungen, krank vor Sehnsucht nach daheim, nach Freunden und Familie.

321

Dr. Lingens-Reiner glaubte, dass es eine spezifische Persönlichkeit brauchte, um die Initiation zu überstehen, die den bei seiner Ankunft in Auschwitz sich so allein fühlenden Häftling vor die Frage an sich und seine Mithäftlinge stellte: «Wirst *du* frieren, oder werde *ich* frieren? Wirst *du* riskieren, krank zu werden, oder *ich*? Wirst *du* überleben oder *ich*?» Mit dem Leben weiterzumachen verlangte einen gewaltigen Egoismus, sofern sich nicht Gefährten fanden, die halfen. «Kaum ein Tag ging vorbei, an dem das eigene Überleben nicht auf des Messers Schneide stand.»⁷

Für die grosse Mehrheit war Überleben alles, was zählte. Anita etwa sagte, Alma sei «wohl die eindrucksvollste Inkarnation dieses Lebenswillens» gewesen.⁸ Viktor E. Frankl, ein Überlebender von Auschwitz, der 1997 starb, schrieb in seinen Memoiren... *trotzdem Ja zum Leben sagen*, dass wir im Lager «nichts mehr besitzen ausser unsere buchstäblich *nackte Existenz*. [...] Die Wirklichkeit wird abgeblendet. Alles Trachten und damit auch das gesamte Gefühlsleben konzentriert sich auf eine einzige Aufgabe: die pure Lebenserhaltung – die eigene und die gegenseitige!»⁹

Auch Fania Fenelon schrieb über den Preis, den das Weitermachen im Leben forderte: «Um überleben zu können, werde ich nicht nur, wie die Ungarn sagen, über mein Herz gehen, sondern auf ihm herumtrampeln, es zertreten müssen.»¹⁰

Zippy beschrieb die Hysterie im Lagerbüro, wenn die Listen der zum Tod Selektierten bekannt wurden. «Wie konnte man einen Namen streichen, wenn ein anderer seine Stelle einnehmen musste, damit die Zahlen stimmten?»

Der Winter, den Alma im Musikblock verbrachte, war einer der schlimmsten, die Auschwitz erlebte. Zu einem bestimmten Zeitpunkt standen, wie Dr. Lingens-Reiner sich erinnerte, nurmehr 15 Ärztinnen in physisch tauglicher Verfassung für etwa 7'000 schwerkranke Patientinnen zur Verfügung. Medikamente waren verzweifelt knapp; Verbandsmaterial bestand nur aus Papierfetzen.

Im Revier fand von August 1943 bis Februar 1944 mindestens alle vier Wochen eine Selektion statt. Eugenia Marchiewicz, nach einer Typhusattacke im Krankenblock, sah, als sie das Bewusstsein wiedererlangte, eine Ratte an ihrem Fleisch nagen. Von dem Leichnam, der neben ihr lag, hatte diese bereits einen Zeh abgefressen.

Diejenigen, die den Typhus überlebten, litten in der Phase der Rekonvaleszenz unter kräftezehrender Mattigkeit und Heisshunger. Lingens-Reiner erinnerte sich, wie sie, nach ihrem eigenen Kampf mit der Krankheit, weinte vor Verlangen nach etwas zu essen, als sie auf eine Brotzuteilung wartete.

Am 3. September 1943 wurden in Birkenau 100 Frauen selektiert und noch am selben Tag vergast. Um der Korruption beim SS-Personal einen Riegel vorzuschieben, erliess das Lagerkommando einen Befehl, der den Mannschaften verbot, Güter, die von jüdischen Häftlingen ins Lager gebracht wurden, anzunehmen oder zu verkaufen.

Noch ein weiterer Transport mit Häftlingen aus Drancy traf am 4. September ein; 338 Männer und Frauen gelangten ins Lager, die übrigen wurden vergast.

Dr. Lingens-Reiner: «Diejenigen, die versäumten, sich eine Nische zu schaffen, waren todgeweiht, mochte auch ausserordentliche Energie oder Härte das Ende hinauszögern. Eine Gefangene, die sich eine privilegierte Position erstritten hatte, musste sie ver-

teidigen: mit Effizienz, Vitalität, eisernem Willen und – Glück.»¹¹ Wer über spezielle Qualifikationen verfügte – Ärzte, Krankenschwestern, Ingenieure, Techniker, Schneider, Friseure, Zahnärzte, Schuster, Künstler, Musiker – hatte die beste Chance, bei den Nazis als nützlich zu gelten.

In ihrer Studie *Values and Violence in Auschwitz* (1979) präsentierte Anna Pawelczynska eine soziologische Analyse der Vorteile, die es mit sich brachte, im Lager einer besonderen Häftlingsgruppe anzugehören. So boten Lagerorganisationen mit spezieller Funktion nicht nur einen gewissen Schutz vor der Gaskammer, relativ gute Arbeitsbedingungen und Extra-Essensportionen – Häftlinge, die zu einer besonderen Einheit gehörten, waren auch besser in der Lage, sich ein Gefühl für menschliche Würde zu bewahren. Wie Anita kommentierte, nachdem sie dem Orchester beigetreten war, hatte sie «keinen Namen mehr, aber man konnte sich auf mich «beziehen». Ich war «die Cellistin» und nicht ganz in der grauen, namenlosen und unidentifizierbaren Menschenmasse zerschmolzen.»¹²

Als einige ihrer Musikerinnen mit Typhus zu kämpfen hatten, warnte Alma das Krankenrevier, jede einzelne sei für das Orchester enorm wichtig, und erhöhte damit ihre Überlebenschancen. Margot Vètrovcová schrieb, Alma habe «jede Gelegenheit genutzt», einem erkrankten Orchestermitglied zu helfen. Dem stimmte die Polin Helena zu, die sich an Almas Bemühungen um sie während einer Typhusepidemie erinnerte, die ihren Höhepunkt im November 1943 hatte: «Alma setzte sich speziell für mich ein, und ich verdanke es ihrem Ersuchen, dass ich die Bretterkoje im Revier mit nur einer weiteren Person zu teilen brauchte. [...] Alma nahm die ganze Kapelle, unbekümmert um Nationalität oder Glaubensbekenntnis, in ihre Obhut.»

Esther Loewy Bejarano, eine deutsche Blockflötistin, Gitarristin und Akkordeonistin, die schon vor Almas Ankunft im Orchester spielte, entsann sich, dass sie noch im selben Herbst schwer an Typhus erkrankte. Nur die Intervention SS-Oberscharführers Otto Moll, eines Befürworters der Kapelle, rettete sie vor dem Gas.¹³

Violette erinnerte sich, dass sie, gerade erst aus dem Revier gekommen, als der Typhus die Runde gemacht hatte, zu schwach war, um mit der Kapelle auf ihrem Marsch zum Tor Schritt halten zu können. Als sie sich hinterdrein schleppte, hielt SS-Mann Franz Hössler Violette an und liess Alma kommen, von der er zu wissen verlangte, was

für eine *Muselmanin*¹⁴ dieses Mädchen sei. Als solche bezeichnet zu werden hätte für Violette bedeuten können, in Block 25 und dann in die Gaskammer geschickt zu werden. Violette rechnete es Alma als Verdienst an, dass sie ihr in diesem Moment zum zweiten Mal das Leben rettete:

324
Der Musik-
Block

18. Kapitel

Alma antwortete wahrheitsgemäß: ich hätte Typhus gehabt und sei noch schwach auf den Beinen. Doch dann log sie für mich auch: «Dies ist eine meiner besten Geigerinnen.» Hössler erwiderte: «Na schön. Dann will ich mal sehen, dass sie die nächsten drei Wochen Diät [Extra-Rationen] kriegt, damit sie wieder auf den Damm kommt.» Ich war beim besten Willen nicht mal eine gute Geigerin.

Violette hat nie die Schläge vergessen können, die sie damals von Czajkowska bekam. Nach dem Typhus war ihr eine schwere Blasenschwäche geblieben, so dass sie sich eines Nachts aus dem Block stehlen musste, um in den Schnee zu urinieren. Als Czajkowska am nächsten Morgen die Spuren im Schnee sah und herausbekam, dass Violette die Übeltäterin gewesen, verabreichte sie dem kränkenden Mädchen eine Tracht Prügel.

Der Lager-Widerstand lauschte heimlich den Radio-Nachrichten von den deutschen Niederlagen in Italien seit der alliierten Invasion Siziliens von Mitte Juli, von den verheerenden Luftangriffen bei Tage auf Rom und vom Sturz Benito Mussolinis. Am 3. September 1943 hatten die neuen Herrscher Italiens mit den Westmächten einen Waffenstillstand unterzeichnet.

Ein Tag, dessen jeder in Birkenau sich entsinnen sollte, war der 9. September 1943, als 5'007 Juden aus dem «Vorzeige-Familienlager» Theresienstadt (Terezin in der Tschechoslowakei) eintrafen. Im Widerspruch zur fundamentalen Lager-Regel wurden die Neuankömmlinge nach dem Eintreffen nicht in Quarantäne gesperrt. Auf beispiellose Art wurde ganzen Familien gestattet, gemeinsam (wenn auch in Quartieren, die nach Geschlechtern getrennt waren) im sogenannten «Familienlager» zu hausen, ihren eigenen Kindergarten und eine Schule für die 285 Kinder des Transportes einzurichten und sogar eigene Theater- und Musikaufführungen zu veranstalten. Man rasierte ihnen

nicht das Haar; sie durften Nahrungsmittelpäckchen bekommen und wurden nicht hinausgeschickt zur Arbeit.

Zu den Helden dieser Familiengemeinschaft zählte der achtundzwanzigjährige Fredy Hirsch, ein deutscher Jude, der 1938 nach Prag geflohen war, nur um in Theresienstadt interniert zu werden. Hirsch befand sich unter den Neuankömmlingen in Birkenau, wo er seine Arbeit mit den Lagerkindern fortsetzte, indem er Erziehungs- und Kulturprogramme trotz des Mangels an Lehrmaterial aufrecht hielt. Gerüchte über dieses mysteriöse «Familienlager» machten die Runde: es stehe unter dem Schutz des Internationalen Roten Kreuzes oder es sei ein Vorzeige-Lager für hochrangige Besucher, ein Potemkinsches Dorf, das zur Tarnung der wahren Aktivitäten des Vernichtungslagers da sei.

325

Für Alma war das Familienlager von besonderem Interesse, da sie sicher war, dort eines Tages Häftlinge wiedererkennen zu können. Das Lager, eine Sektion von Bn, war vom übrigen Auschwitz-Birkenau strikt geschieden. Es war unweit des Musikblocks errichtet worden, an der Strasse, die zu den Krematorien 11 und 111 führte; nach dem Bau der Eisenbahn trennten die Gleise es von der Baracke der Frauen und der Strasse. Alma beobachtete das Lager oft und forschte in den Gesichtern, nach einigen Berichten fand sie sogar eine Gelegenheit, es zu besuchen. Sie hatte ja während ihrer fünfjährigen Ehe mit Přihoda in der Tschechoslowakei gelebt und auf ihren Konzerttourneen häufig Prag besucht. Der tschechische Geiger Otakar Sevcík war einer ihrer Lehrer gewesen. Zu denen, die sie in Theresienstadt wählte, zählten holländische Freunde wie die Röders oder James H. Simon (ihr Begleiter am Flügel 1941) oder ihr Onkel Eduard Rosé.¹⁵

Ein am 25. September 1943 vom Auschwitz-Kommandanten Höss erlassener Befehl riet Häftlingen, am 28. September keine Küchenabfälle zu essen, da an diesem Tag im ganzen Lager Rattengift ausgelegt werden würde. Danuta Czech wies daraufhin, dass der Befehl nur zu deutlich zeigt, dass das Lagerkommando über die Verzweiflung der Häftlinge im Bilde war, die auf der Jagd nach Essensresten Hundezwinger, Schweineställe und Müllhaufen absuchten.

Die SS suchte vom 16. bis 29. September den Lager-Widerstand zu brechen, indem sie Verdächtige festnahm und später exekutierte. Die monatlichen Sterbeziffern besagten, dass

im September 1871 Frauen umgekommen waren, davon 1181 durch Vergasung.¹⁶ Der Experimentierblock verzeichnete am i. Oktober 395 weibliche Häftlinge und 67 Häftlingspflegerinnen, elf männliche Neugeborene, die im Vormonat im Frauenlager zur Welt gekommen, wurden als Neuankömmlinge im Männerlager registriert, die Füße tätowiert mit Häftlingsnummern.¹⁷ Fürs erste durften sie aber im Frauenlagerbleiben.¹⁸

Ende Oktober 1943 traf aus Bergen-Belsen ein Transport von 1800 polnischen Juden ein. Sie hatten Pässe gehabt, die eine Ausreise in lateinamerikanische Staaten erlaubten. Man hatte ihnen in Bergen-Belsen gesagt, sie würden in das Lager Bergau bei Dresden gebracht, doch dann sahen sie sich in Auschwitz ankommen. Am Krematorium 11 ergriff eine Frau einen Revolver von einem SS-Mann, erschoss Oberscharführer Schillinger und verwundete SS-Scharführer Emmerich. Andere wutentbrannte Frauen attackierten die SS mit blossen Händen. Alle Ankömmlinge wurden erschossen oder in die Gaskammern getrieben.

Am nächsten Tag schossen zur Vergeltung SS-Wärter von ihren Wachttürmen herunter und überzogen das Lager mit Maschinengewehrfeuer. Nach Auschwitzer Dokumenten wurden dabei 13 Insassen getötet, vier schwer verletzt und 42 weitere verwundet. Der Musikblock stand unmittelbar unter einem der Wachttürme, die ihren tödlichen Geschosshagel versprühten.

Die vorausgehende Woche hatte die Ankunft der ersten Transporte aus Italien gesehen, das nun, nach Mussolinis Sturz, den Deutschen als feindliche Nation galt. Die neuesten Ankömmlinge aus Westerbork – von den 1'007 Deportierten wurden 490 vergast – brachten die Nachricht mit, dass die protestantischen Juden Hollands, zu denen sich Alma vor über einem Jahr hatte zählen lassen wollen, nach Bergen-Belsen geschickt worden seien.¹⁹

Ein Transport aus Drancy, der vierte seit Almas Transport Nr. 57, traf am 30. Oktober 1943 ein. Aus den von Serge Klarsfeld gesammelten Dokumenten ging hervor, dass von den 1'000 Deportierten 613 vergast wurden.

Danuta Czech berichtete, dass im Oktober im Frauenlager Birkenau 2'274 Personen umgekommen waren. Von diesen wurden 1'545 vergast.²⁰

20. Flucht in die Perfektion

Alles kann man dem Menschen im Konzentrationslager nehmen, nur nicht: die letzte menschliche Freiheit, sich zu den gegebenen Verhältnissen so oder so einzustellen.

Und es gab ein «So oder so»!

VIKTOR E. FRANKL¹

327

Almas Leitung der Frauenkapelle war eine kleine musikalische Revolution. Selbst die leichte Musik, die das Orchester schon vor ihrer Ankunft gespielt hatte, klang nun, unter ihrer Führung, besser. Das Ensemble wurde jetzt erst eigentlich musikalisch, und sein Repertoire erweiterte sich, um nun auch klassische Stücke aufzunehmen. Flora, die Akkordeonistin, bemerkte viele Jahre später nicht ohne Stolz: «Nie kann ich den *Kaiserwalzer* vergessen, in dem ich zweimal ein Solo hatte.»

Hélène Scheps, Konzertmeisterin der Kapelle (ein Posten, den sie sich später mit Helena teilte), bezeugte Almas Hingabe:

Alma, mit der grossen Begabung ihrer Künstlerfamilie, war für mich eine Virtuosa mit tiefem musikalischem Einfühlungsvermögen. [...] Es war ein erschütterndes Erlebnis, Almas Sehnsucht zu sehen, aus uns ein richtiges Orchester zu machen. Sie war Musikerin durch und durch. Nicht so, wie man's lernen kann, auch nicht so, wie man's studieren kann. Nein, es war ihr eingeboren, angeboren. [...] Musik war für sie das Schönste und Wichtigste. Sie arbeitete mit einer an Verzweiflung grenzenden Entschlossenheit daran, aus uns ein annehmbar klingendes Ensemble zu machen – mit einem besonderen Klang, wie ich ihn in anderen Orchestern nie wieder gefunden habe.

Als wir sie eines Tages zu den Zigeunerweisen von Sarasate begleiteten, lobte sie uns hinterher: wir hätten gut gespielt. Das war eine Belohnung von hohem Wert für uns. Wir waren Kameradinnen!

Meine Arbeit mit Alma war sehr angenehm, weil ich ihre Intentionen verstand, und ich denke, Alma war dankbar für diese Empfänglichkeit und mein Wirken am ersten Pult.

Lob von Alma war so denkwürdig wie ihr Tadel. Fanny entsann sich:

Eines Tages spielte Alma, mit dem Rücken zu uns, Montis Czardas auf der Geige. Am Schluss drehte sie sich um und sagte, wir hätten sie besser begleitet als einst ihre Kapelle in Holland!²

Doch Zofia sagte, das Orchester habe Almas Erwartungen häufig nicht entsprochen:

328
Flucht in die
Perfektion

19. Kapitel

Alma wollte, dass die Kapelle sehr gut sei. Sie wollte unbedingt, dass die Kapelle gut spielt. Bei Proben war sie oft unzufrieden. Doch wenn ein Konzert gelungen war, sparte sie nicht mit Anerkennung. Almas Massstäbe waren höher als die der SS. Deshalb etablierte sie sich als die Autorität. Lob von der SS bedeutete uns nichts, Lob von Alma alles. Sie war ein ganz ungewöhnliches Wesen. Sie wusste das. Sie spürte das und lebte es. Ihr Ziel war ein anderes, höheres als das der SS in Birkenau.

Anita erinnerte sich, dass Almas grösstes Lob lautete, die Kapelle habe gut genug gespielt, um vor ihrem Vater bestehen zu können. «Sie sprach oft von ihm und sagte wiederholt, als wär's eine Vorahnung, dass wir, sollte jemand von uns überleben, ihn aufsuchen und ihm von uns erzählen sollten.»

In einem BBC-Interview von 1996 wurde Anita gebeten, die musikalische Qualität der Kapelle zu beurteilen. Sie zögerte zunächst, suchte nach passenden Worten; dann sagte sie: «Wie gut sie war, ist für mich im Rückblick schwer zu sagen. Sie war nicht so schlecht, wie sie eigentlich hätte sein müssen, wenn man bedenkt, dass kaum jemand von uns eine ausgebildete Musikerin war; doch Alma Rosé, was Alma Rosé betrifft – sie war die Dirigentin, ja – sie hatte so enorm hohe Massstäbe.»

Befragt, ob sie glaube, dass Alma «vielleicht davon ausging, dass hierin die Rettung von ihnen allen lag», erwiderte Anita: «Ich glaube nicht, dass es Furcht war, was sie motivierte – Furcht vor der SS: dass, wenn wir nicht gut spielen, sie uns in die Gaskammer schicken. Ich glaube nicht. Es war irgendwie eine Flucht – Flucht ins perfekte Musizieren... klingt total lächerlich im Zusammenhang.³

Margita Schwalbová – eine jüdische Medizinstudentin, deportiert aus Bratislava, später Almas geliebte Dr. Manzi – glaubte ebenfalls, dass Alma Musik als Fluchtmittel gebrauchte. Ohne diese, sagte Dr. Manzi, wäre sie wie ein Vogel gewesen, der seine blu-

tigen Schwingen gegen das Gitter seines Käfigs schlägt. Musik befähigte sie, sich aufzuschwingen und «eingehüllt gleichwie vom Tuch der Nacht» Birkenau hinter sich zu lassen.⁴

Die Standards, die das Orchester erreichte, waren unter den gegebenen Umständen ausserordentlich. Anita:

Ich glaube, ich habe recht, wenn ich sage, dass es nur eine Handvoll Musikerinnen unter uns gab: Hélène, die die Kapelle leitete, Lotte Kröner, die Flöte spielte, Helena, Geigerin, mich (am Cello) und Fania Fénelon, die einzige voll ausgebildete Musikerin. Alma hatte aus der Kapelle eine Lagerinstitution von beträchtlichem Rang gemacht, lange bevor Fania als Sängerin dazukam [Januar 1944]. Einen grösseren Beitrag jedoch stiftete Fania mit ihren Orchestrierungen, sowohl aus ihrem erstaunlichen Gedächtnis wie anhand der Noten, die Alma von der SS bezog.

329

Anita vergass nie den Abend, an dem das Orchester zum erstenmal Beethovens *Pathétique-Sonate* spielte, die Fania aus dem Gedächtnis für drei Violinen und Cello arrangiert hatte:

Fania war einige Jahre älter als die meisten von uns. Sie hatte ein phänomenales musikalisches Gedächtnis, und ich werde niemals vergessen, wie wir eines Abends «Kammermusik» in Auschwitz machten. Sie schrieb Beethovens *Pathétique-Sonate* aus dem Gedächtnis auf, arrangiert als Streichquartett, und wir spielten das Stück zu unserem eigenen Vergnügen. Ein Kammermusikabend in Auschwitz! Damit hoben wir uns im wahrsten Sinne des Wortes über das Inferno, in dem wir lebten, in Sphären hinaus, die nicht von den Erniedrigungen einer Existenz im Konzentrationslager berührt werden konnten.⁵

In ihrer besten Zeit hatte die Kapelle ein grosses und reichhaltiges Repertoire, das Märsche, Foxtrotts, Wiener Walzer, Opern- und Operettenstücke, Volksmusik, Zigeunerlieder, Schlager, «Deutschen Jazz» und Adaptionen von Orchestermusik einschloss. In Auschwitz ein solches Repertoire zu meistern war fast ein Wunder.

Hélène Scheps sagte 42 Jahre später:

Alma rettete uns das Leben, weil sie verstand, aus uns ein Orchester zu machen. Wenn Alma nicht gewesen wäre, wären wir jetzt nicht hier. [...] Alma verstand so viel von Musik und wusste so gut, was jeder von uns leisten konnte, dass sie bitten konnte, dies oder das so und

so zu spielen, um eine bestimmte Passage gut hinzukriegen. Es war nicht schwer für sie, eine Trompetenpassage einigen Geigen zu übertragen und ihnen zu sagen, wie sie das spielen sollten.

Hélène pries Almas Einfallsreichtum und die Fähigkeit, ihre Ideen verständlich zu machen und mitzuteilen: «Die Strauss-Walzer wurden von Alma herrlich interpretiert. Den Rhythmus des Walzers erklärte sie, indem sie ihn mit dem Auf und Ab eines hüpfenden Balles verglich. Die Sängerinnen wurden dem Repertoire eingepasst, je nach ihrer Stimmlage, weil Alma falsche oder forcierte Töne nicht ertragen konnte.»

Die Polin Ewa Stojowska, eine Sänger-Schauspielerin, die der Kapelle im November 1943 beitrug, war frappiert, wie kreativ Alma mit Opernmelodien umging und wie sie die Sängerinnen in Stimmlagen trainierte, die traditionellerweise Männern vorbehalten waren. Mit kräftiger Stimme übernahm Ewa die Tenorpartien in Opernquartetten, die Alma arrangiert hatte (z.B. im populären Quartett aus *Rigoletto*, das gewöhnlich von zwei Männern und zwei Frauen gesungen wird). Ewa, die ausserdem Kopistin und Notenwart der Kapelle war, sagte, Almas Fleiss im Produzieren oder Arrangieren von Musik habe eine Sammlung ergeben, die sich zuletzt auf stolze 200 Stücke summierte.⁶

Kein vollständiges Verzeichnis des Repertoires der Frauenkapelle ist bis dato auf uns gekommen. Doch verschiedene Überlebende – Helena, Anita, Violette und Fania zumal – haben zu einer wenigstens partiellen Liste beigetragen. Violette berichtete von etwa 20 Militärmärschen, einschliesslich derer von Berlioz und Schubert, dazu Märsche von Sousa und Suppe. Es gab Mozarts *Kleine Nachtmusik* und den ersten Satz des A-Dur-Violinkonzerts KV 219, *Ungarische Tänze* von Brahms, Bachs *Chaconne* aus der zweiten Solo-Partita, Beethovens *Pathétique*, Schuberts *Ständchen* und ein Schubert-Potpourri namens *Fliederzeit*, Schumanns *Träumerei* aus den *Kinderszenen*, Alabieffs *Nachtigall*, Leoncavallos *Mattinata* und Johann Strauss' *Geschichten aus dem Wienerwald* und *An der schönen blauen Donau*.

Opernmelodien und -ensembles stammten aus: *Der Barbier von Sevilla*, *Carmen*, *Cavalleria rusticana*, *Madame Butterfly*, *Rigoletto*, *Tosca* und *Lakmé* (die «Glöckchen-Arie»). Arien und Potpourris entstammten einem halben Dutzend Wiener Operetten,

darunter *Die Lustige Witwe*, *Land des Lächelns*, *Der Zigeunerbaron* und *Im Weissen Rössl am Wolfgangsee*. Stücke von Dvořák schlossen Ausschnitte der Symphonie *Aus der Neuen Welt* ein.

Das Ensemble spielte Rossini- und Suppe-Ouvertüren und Sarasates *Zigeunerweisen* mit Alma als Solistin. *Zwölf Minuten mit Peter Kreuder* – jazzähnliche Musik, die der SS nicht ganz geheuer war – kam direkt aus dem *Walzermädeln*-Repertoire wie auch *Wien, Wien, nur du allein* von Siczzyński. Zu den Schlagern zählten *Unter den Roten Laternen von Sankt Pauli*, *Wenn der weisse Flieder wieder blüht*, Lieder von Zarah Leander und Marika Röck, die *Lach-Polka* und, natürlich, *Lili Marleen*. Die Lieder der *Leichten Brigade* und der *Wolgaschiffen* waren unverwüstliche Favoriten.⁷

331

Die Orchestrierung für das unausgewogene Instrumentarium der Frauenkapelle war eine ständige Herausforderung. Fania schrieb, dass sie bei der Aufbereitung eines Arrangements des ersten Satzes von Beethovens fünfter Symphonie (Erkennungsmelodie der BBC und des Radios *Freies Frankreich*, jedoch ein Stück, das, nach Anita, die Kapelle nie gespielt hat) die ersten drei Achtel des Hauptmotivs *g-g-g-es* den Mandolinen gab und die Geigen dann zur Akzentuierung des Auftakts erst auf dem *es* einsetzen liess.

Gewiss erinnerte sich Alma an das, was ihr Vater erklärt hatte, als sie vor über zehn Jahren ihren Plan verkündete, die *Wiener Walzermädeln* zu gründen. Sie brauche sich ihres Projektes nicht zu schämen, hatte Arnold gesagt, so lange sie nur der Musik Redlichkeit widerfahren lasse, indem sie sie möglichst vollendet spiele.

In Musik in Auschwitz beschreibt Szymon Laks das Frauenorchester:

Die spezifische Besetzung des Frauenensembles gibt ihm eine sanfte, zarte und empfindsame Eigenart, ohne die Straffheit, die unser Orchester dank seiner Blasinstrumente, besonders seiner Blechbläser, kennzeichnet. Bei den meisten Musikern, auch bei mir, trifft diese «verweichte» Musik auf Verachtung, was die Kommandanten beider Lager jedoch nicht daran hinderte, eine ernste, loyale Rivalität auf den musikalischen Plan zu rufen. Jeder lobt die Vorzüge seiner «eigenen» Lagerkapelle in den Himmel. Es kommt dadurch sogar zu einer Art Kulturaustausch: Einen Sonntag geben wir ein Konzert im Frauenlager, den anderen spielt ihre Kapelle bei uns.⁸

Von seiner Kollegin sagt er:

Die Dirigentin des Ensembles ist die ausgezeichnete Geigerin Alma Rosé, die besonders in Mitteleuropa bekannt ist. Sie ist die Tochter von Arnold Rosé, dem Begründer und ersten Geiger des auf der ganzen Welt berühmten «Rosé-Quartetts». Man erzählte mir, sie sei eine gute Kollegin und habe wiederholt den Vorgesetzten die Stirn geboten, wenn es um Leben oder Gesundheit ihrer Kameradinnen ging. Sie hat viele vor dem Tod errettet, doch erkrankte sie am Ende selbst an Typhus, der brutal das Band ihres kurzen Lebens zerriss.⁹

Fania merkte an: «Alma war unersetzlich, zumal das Männerorchester in Auschwitz ein echtes Symphonieorchester mit ausgezeichneten, virtuosen Berufsspielern war, während wir nur Alma als alleinige Berufsspielerin hatten.»¹⁰

Wenn das Wetter es erlaubte, spielte die Kapelle unter Alma zweimal wöchentlich für die Patienten des Reviers. Für diese Darbietungen postierte das Orchester seine Notenständer und Stühle auf einer grasbewachsenen Fläche vor dem Krankenblock. Die Häftlingsärzte nannten diese Konzerte «Schallwellentherapie». Dr. Lingens-Reiner: «Mit den leichten Wiener Melodien der Lupi-Leopoldi-Bühnenshows versuchten wir uns vorzustellen, wir wären in einem Sommerkurort. Manchmal schafften wir es sogar, zu lachen und Scherze zu machen.»¹¹ War das Wetter schlecht, spielte die Kapelle im Revier.

Maria Mos-Wdowik schrieb über diese Revier-Konzerte:

Sie waren Ereignisse in unserm Lagerleben, und man kam nicht umhin, tief gerührt zu sein und diese Erfahrung dann auch wieder zu vergessen, weil sie etwas wie ein kleines Stück Freiheit war. Was schlimmer war, war dann die Rückkehr in die traurige Realität des Lagers.

Mindestens einmal geschah es, dass auf dem Höhepunkt der Typhusepidemie im November/Dezember 1943 die Kapelle nachmittags für Patienten im Revier spielte, die man bereits am folgenden Tag nicht mehr dort antraf – sie waren vergast worden.

Kitty Felix Hart, eine Gefangene im Lager, für die die Frauenkapelle Teil der «Grossen Lüge» in Auschwitz war, bestätigte diesen Bericht. Eines Tages, im Verlauf einer Bestrafungsaktion, als grausiger Euphemismus «Sport» genannt, zwang man sie, stundenlang mit ausgestreckten Armen in der Hocke zu knien, wobei jede Hand einen Stein halten musste. In der Ferne sah und hörte sie die Kapelle vor dem Revier für die Patien-

tinnen spielen. Kitty sagte: «Am nächsten Tag wurden all diese Patientinnen in die Gaskammer geschickt.»¹²

Das Orchester richtete auch Sonntagskonzerte für den halben freien Tag aus. Für viele Häftlinge waren diese die einzige Erinnerung daran, dass ausserhalb des Lagers noch eine bessere Welt existierte. Zuerst fanden die Sonntagskonzerte auf dem Platz vor dem Musikblock statt, doch im Spätherbst 1943 machte die SS dieser Praxis ein Ende. Alma liess sich nicht abschrecken und überredete die Lagerkommandanten, das Orchester die Räumlichkeiten der Sauna als Saal für Sonntagskonzerte nutzen zu lassen.

333

Almas Freundin Dr. Manzi (Margita Schwalbová) beschrieb diese Sonntagskonzerte. Manchmal zogen sie sich über zwei oder drei Stunden hin, während eine stille Menge, die keinen Platz mehr gefunden, draussen vor dem Gebäude stand und sich mühte, etwas von der Musik zu erlauschen.

1'000, vielleicht auch mehr Häftlinge strömten schon einige Stunden vor Beginn in die Sauna, und während des Konzerts herrschte hier eine Stille wie in einer Kirche. Es waren die feierlichsten Momente im Lager. Das Programm: Puccini, Verdi, Chopin, Tschaikowsky, Dvořák, Strauss, aber auch Operettenarien und Lieder. Die Art, wie Alma dirigierte, vertiefte sich. Ihr ganzes Wesen legte sie in jeden Ton hinein. Sie sah nicht, was um sie herum geschah: Schlaflose Nächte, spannungsgeladene Tage, ihr ganzes Leben durchflutete sie in der Trance der Musik, ihrer Musik.¹³

Besucht wurden die Sonntagskonzerte von SS-Personal und privilegierten Häftlingen, insbesondere den Kapos, Blockowas und anderen Funktionshäftlingen. Gewöhnliche Häftlinge drängten sich in den Raum am Ende des Badehauses und standen dort während der Darbietung. Die einzelnen Stücke des Programms begannen und endeten ohne viel Aufhebens; Applaus gab es nicht.

In grossen Konzerten spielte Alma oft ein Solo. Zeuginnen beschreiben sie als grossgewachsen, dunkelhaarig, abgemagert, mit Konzentration spielend, den Kopf schräg geneigt. Eine Insassin entsann sich ihrer «weit aufgerissenen Augen, in denen ferne Bilder sich spiegelten.»

Gelegentlich ging Alma mit einer Gruppe von Frauen aus dem Orchester zu einem Geburtstagsfest in einem Block oder einem Treffen in der Sauna zur Feier eines besonderen Er-

eignisses, und sie machten dort Musik. Solche Konzerte waren nicht häufig, trugen aber zu Almas Reputation bei jenen Funktionshäftlingen bei, die ein Sonderkonzert befehlen und auf diese Weise ihre eigene Position im Lager verbessern konnten.

In lichterem Stimmungen gab Alma bisweilen Mithäftlingen ein Impromptu-Ständchen. Alicia Rehl, eine Überlebende von Birkenau, erinnerte sich, dass an ihrem Geburtstag Alma draussen vor ihrem Stubenfenster innehielt und «Hoch soll sie leben!» spielte.¹⁴

Ihre vielleicht bewegendsten Solo-Darbietungen fanden in den Mauern des Musikblocks statt. Wenn Alma den Orchesterfrauen für ein gutes Konzert danken oder lediglich beim Entspannen helfen wollte, spielte sie für sie.

Jahre später, in Krakau, entsann sich Ewa der Privatkonzerte Almas: «Es gab Abende, da Alma für uns spielte – nur für uns. Sie war phantastisch.»¹⁵ In Brüssel sagte Hélène Scheps, 43 Jahre später, in Erinnerung an die Freude jener intimen Konzerte: «Wenn Itzhak Perlman spielt, erinnert mich das an Alma.»

Der Musikblock wurde zum Treffpunkt für jene Häftlinge, die sich frei im Lager bewegen durften: das Personal des Lagerbüros, des Reviers und «Kanadas»; Dolmetscherinnen, Läuferinnen, Küchenpersonal. Auch die Musikliebhaber unter der SS nahmen die Gewohnheit an, «mal reinzuschauen».

Zofia, die sich wegen ihrer nachdenklichen Art den Spitznamen «Die Philosophin» erwarb, sagte, die SS sei oft zum Musikhören nach Feierabend gekommen, «und nachdem sie uns zugehört hatten, sahen sie ein bisschen menschlicher aus.» Wann immer Leute von der SS auf der Schwelle standen – manchmal, nachdem sie längere Selektionen durchgeführt hatten –, standen Alma und die Orchestermitglieder stramm. Ohne Vorwarnung konnte jederzeit ein Offizier den Raum betreten, «Genug geübt für heute!» sagen und Musik befehlen. Alma kam jeder Aufforderung respektvoll nach, und die Kapelle gehorchte bis zur buchstäblichen Erschöpfung.

Margot bestätigte, der Musikblock sei zu einem besonderen Zufluchtsort für SS-Offiziere geworden, einem Platz zur Entspannung und Unterhaltung. «Unversehens konnte eine SS-Frau um Chopin bitten – zuhören – und beim Hinausgehen jemandem einen Tritt verpassen. Kommandant Höss bat um eine Arie aus *Butterfly* – und ging dann raus zu einer Selektion.»

Welche Empfindungen konnten sich Alma, Anita und die Frauen im Musikblock er-

lauben, als der SS-Arzt Dr. Mengele Anita bat, für ihn Schumanns *Träumerei* zu spielen? Dies war der Mann, der auf der Rampe stehen und dabei Melodien aus *La Traviata* pfeifen konnte, während er, mit der anderen Hand nach links oder rechts weisend, über Leben und Tod von Hunderten entschied an einem einzigen Nachmittag.¹⁶

1996 stellte ein BBC-Interviewer Anita die unverblünte Frage: «Was haben Sie gefühlt, wenn Sie für solche Leute spielten?»

«Ich glaube nicht, dass wir uns den Luxus erlaubten, irgendetwas zu fühlen», erwiderte Anita. «Sie wussten, was diese Leute taten?» fragte der Interviewer. «Natürlich wussten wir, was sie taten», sagte Anita. «Aber was war die Alternative?»¹⁷

Fania teilte diese Auffassung, sie sagte, die grosse Hoffnung der Orchesterfrauen sei es gewesen, lebendig zu entkommen. «Was kann man anderes tun als gehorchen, um zu überleben?»¹⁸

Sylvia erinnerte sich, wie Birkenaus notorisch grausame SS-Aufseherin Irma Grese und SS-Mann Franz Hössler in den Musikblock kamen mit ihren Hunden. Maria Mandel schaute regelmässig herein und fand diese Intermezzi erholsam. Sylvia: «Kam sie, um Musik zu hören, dann war sie ein musikliebendes menschliches Wesen; doch wenn sie sich umdrehte und ins Lager zurückging, wurde sie wieder zur hohen SS-Kommandantin, die keineswegs nett und gut und ganz gewiss keine ‚anmutige Dame‘ war.»¹⁹

Offenbar mochte Mandel die Arie «Un bei di» aus *Madame Butterfly*. Mit eben dieser Arie erwarb sich Eva Steiner Adam einen Platz im Musikblock, eine Sängerin aus Siebenbürgen, die man zufällig entdeckte.²⁰

Ein Protégé der Mandel zu sein brachte Herausforderungen wie Privilegien mit sich. Fanny entsann sich ihrer Furcht, als eines Tages die Mandel zur Baracke kam und von Alma verlangte, die *Zigeunerweisen* von Sarasate zu spielen. «Sie sagte, sie habe das Stück gerade im Radio gehört und wolle mal vergleichen. Wir spielten wie die Engel. Die Deutsche [tatsächlich war Mandel Österreicherin] sagte danach zu einer ängstlich-gespannten Alma, die Kapelle habe das Stück besser gebracht, als sie es im Rundfunk gehört. Uns fiel ein Stein vom Herzen.»

Es war kein Geheimnis im Lager, dass die Unterstützung der SS für das Überleben der Orchestermitglieder das A und O war. Manche Lagerhäftlinge sprachen aber auch

verächtlich von den Musikerinnen als den «SS-Schosshündchen» oder, schlimmer noch, spuckten sie, wie einige Überlebende sagten, im Vorbeigehen an. (Andere Überlebende widersprachen solchen Behauptungen vehement. «Niemand spuckte uns an», beharrte Anita.)

Szymon Laks schrieb über die Rolle der Musik im Konzentrationslager:

336
Flucht in die
Perfektion

19. Kapitel

Ich persönlich glaube, dass die Musik einfach ein Bestandteil des Lagerlebens war und dass sie den Neuankömmling betäubte, wie ihn alles betäubte, womit er in den ersten Tagen im Lager in Berührung kam und woran er sich im Laufe der Zeit schrittweise «gewöhnte» – bis zu dem Augenblick der vollkommenen Akklimatisierung und Abgestumpftheit. Die Musik hielt den Geist, oder besser den Körper, aufrecht, aber nur bei den Musikern, denn die brauchten nicht zu schwerer Arbeit auszurücken und konnten sich besser ernähren.²¹

Adam Kopyciński, der Leiter des Orchesters in Auschwitz 1, sah die Sache so:

Dank ihrer Macht und Suggestionskraft stärkte die Musik bei den zuhörenden Häftlingen das, was das Wichtigste ist: ihre wahre Natur. Vielleicht strebten deswegen viele intuitiv nach Schaffung eines gewissen Kultes für diese grösste aller Künste, die gerade unter den Lagerbedingungen Arznei für die kranke Psyche des Gefangenen sein sollte und sicher dieses Ziel auch erreichte.²²

Charakteristisch für die Eindrücke mancher Häftlinge vom Orchester sind die in einem oftmals poetischen Stil abgefassten Erinnerungen von Charlotte Delbo unter dem Titel *Keine von uns wird zurückkehren*. Für sie war, in dieser Umgebung und Situation, Musik ein Greuel. Das liest sich so:

Sie spielten morgens, wenn die Kolonnen ausmarschierten. Wenn wir vorbeizogen, mussten wir im Gleichschritt gehen. Danach spielten sie Wiener Walzer. Walzer, die man anderswo, in einem fernen, ausradierten Leben gehört hatte. Sie hier zu hören war unerträglich. Sie sitzen auf ihren Hockern und spielen. Seht die Finger der Cellistin nicht an und nicht ihre Augen, wenn sie spielt, ihr könntet es nicht ertragen. Seht die Bewegungen der Frau nicht an, die dirigiert. Sie parodiert die, die sie einst in dem grossen Wiener Café war, als sie eine Damenkapelle leitete, damals, und man sieht ihr an, dass sie daran denkt, was sie früher war. Alle tragen dunkelblaue Faltenröcke, eine helle Bluse und ein lavendelblaues Tuch auf dem Kopf.

So sind sie angezogen, um den anderen den Takt anzugeben, die in die Sümpfe in den Kleidern marschieren, in denen sie schlafen, anders werden die Kleider nie trocken.²³

Laks zitierte eine besonders verbitterte Beschreibung der Kapelle (von Romana Duraczowa):

Diese Püppchen, alle in marineblauen Kleidern mit schneeweissen Kragen – da sitzen sie auf bequemen Stühlchen. Diese Musik soll uns anfeuern, soll uns mobilisieren wie das Signal einer kampflustigen Trompete, das sogar krepierende Gäule während der Schlacht wieder hochreisst.²⁴

337

Manche SS-Leute – unter ihnen Lagerkommandantin Margot Drechsler und SS-Hauptscharführer Anton Taube – verhehlten nicht, dass sie gegen die Kapelle waren. Sie hielten deren Mitglieder für faul und hätten sie gern, nach dem Beispiel des Birkenauer Männerorchesters, neben ihren Musikpflichten einem Schwerarbeitskommando zugewiesen.

Zippy mit ihrer unüblichen Bewegungsfreiheit und ihrem weitreichenden Durchblick bemerkte die Differenz zwischen männlichen und weiblichen Häftlingen insofern, als «die Männer im SS-Personal Verwirrung stiften wollten, während die Frauen wollten, dass die SS still und zufrieden bliebe. So kam es dahin, dass das Frauenlager tatsächlich unkomplizierter zu führen war.» In ihrem kollektiven Gehorsam, wenn auch in wenig anderem sonst, waren die Orchesterfrauen fest vereint. Wie Alma wiederholt zu Hilde sagte, würde die Kapelle «gemeinsam überleben oder gemeinsam sterben. Einen Mittelweg gibt es nicht.»

Violette beobachtete, dass Alma in ihren Beziehungen zur SS nie devot war. «Ganz im Gegenteil. Sie war korrekt in ihrem Verhalten, aber mit vollkommener Würde in gewissenhaftem Streben nach Perfektion, das im Dienst an der Musik ihr alles bestimmender Lebensinhalt war.»

Flora war überzeugt, dass Alma die Nazis hasste. «Für die SS war Alma eine Göttin – eine Göttin, die sie hasste.» Zofia entsann sich eines SS-Mannes, der komponierte und seine Violin-Kompositionen Alma zur Prüfung vorlegte. «Alma spielte sie, machte aber ein paar Fehler, weil die Notierung undeutlich war. Sie schlug vor, er solle einige Änderungen vornehmen, und er akzeptierte ihren Rat.»

Dr. Schwalbovâ war verblüfft von Almas Courage im Umgang mit den Nazis. Bei einem Sonntagskonzert, erinnerte sie sich, begannen einige SS-Frauen im Publikum zu lachen und zu fluchen. Alma liess abbrechen. «Es schlug wie der Blitz ein, als Alma tief Atem holte und sagte: ‚Also, so kann ich nicht spielen.‘» Die Störungen hörten auf; das Orchester spielte weiter.

Sylvia erinnerte sich im Rundfunkgespräch in Kol Israel an den grausamen Humor eines Besuchers im Musikblock: «Der Verantwortliche für das Krematorium kam einmal zu uns, und ich entsinne mich, dass wir ihn fragten, was unser Spiel denn für einen Sinn habe. Darauf erwiderte er – wenn wir dahin kommen werden, wird er uns als Belohnung eine besonders gute Portion Gas geben.» Auf die Frage nach diesem Galgenhumor erwiderte sie: «Einer der Gründe für unser Überleben ist der, dass es eine solche Art Humor gegeben hat. Denn zum Lachen bestand wahrhaftig kein Anlass. Es war anders, es gehörte zum Alltag dort. Wir sahen die brennenden Krematorien und die todegeweihten Menschen, und gleichzeitig mussten wir musizieren, um zu existieren, den Versuch des Überlebens zu machen – aber das alles ist natürlich weit entfernt von natürlichem Lachen. Wir möchten nicht missverstanden werden, als ob wir Spass am Leben oder dem Musizieren gehabt hätten. Das ist es nicht. Ich glaube, wir waren irgendwie nicht zurechnungsfähig. Man hatte die Wahl: Entweder das Geschehen ringsum zu vergessen, den einen Tag zu leben oder die ganze Zeit daran denken und wahnsinnig werden. Und so kam es, dass diejenigen, die das nicht konnten, sich in das elektrisierte Gitter warfen.»²⁵

Seltsamerweise, wie Zippy sagte, «konnten wir über den Tod, unsern ständigen Gefährten, lachen – nicht aber übers Essen, unsern grössten Mangel.»

Hilde, im Block für ihre nüchterne Klarsicht bekannt, konnte sich nicht entsinnen, in Birkenau je gelacht zu haben. «Vielleicht konnten’s andere, weil sie noch jung waren», meinte sie. «Wir hatten das Joch zu tragen. Erst nach der Befreiung versuchten wir, uns die Jugend zurückzuholen, die im Lager verlorengegangen war – die Deutschen haben uns die Lebensfreude und das Lachen genommen.»²⁶

Sylvia wies darauf hin, dass sie «hie und da über Kleinigkeiten lachten. Aber es gibt einen Unterschied zwischen Lachen und Lebensfreude.»²⁷

Alma und die Orchesterfrauen wurden Zeugen, wie Arbeitshäftlinge die Bahn-Nebengleise bauten, die zu den Krematorien11 und in führten. Neue Gleise wurden vom

Auschwitz Bahnhof durch die Tore von Birkenau bis zur Mitte des Lagers gelegt: in Vorbereitung auf die Massentransporte des Frühjahrs 1944, als Tausende ungarischer Juden ins Lager eingeliefert wurden, um in den Gaskammern umzukommen. Nur 50 Meter entfernt konnten die Musikerinnen die Prozessionen der Verdammten sehen, die da zwischen dem Männerlager und ihrem eigenen, von der Musikbaracke nur durch einen einzigen Stacheldrahtzaun getrennt, ihrem Tod entgegenmarschierten oder -gefahren wurden.

In einem seltenen Augenblick, Herbst 1943, zeigte Alma, was sie im Innersten empfand, als sie und Zofia der Transporte auf dem Weg zur Gaskammer ansichtig wurden und der Wind die Schreie der Frauen von Block 25 herübertrug. «Es ist ganz, ganz fürchterlich», sagte Alma. «Warum machen die Deutschen so was? Ich möchte nicht auf die Weise sterben.»

Zofia schilderte, was sich zutrug: «Es herrschte Blocksperre, und wir hatten uns hinter den Block verzogen, auf die Schattenseite. Ich merkte, dass Alma von Grauen erfüllt war. Jeder war das, aber praktisch keiner gab es zu.» Was Alma ängstigte, war, dass sie womöglich eines Tages jemanden, den sie kannte, zur Vergasung selektiert und zu den Krematorien getrieben sähe. In so einem Fall, sagte Alma zu Zofia, könne sie für nichts garantieren.

Das Bild von den Lastwagen, auf denen nackte Frauen sich drängten, die zur Vergasung selektiert worden waren, suchte auch Dr. Lingens-Reiner immer wieder heim. In Erinnerung an die Revier-Konzerte kommentierte sie später: «Dass wir unverwandt Musik machten oder zuhörten, dass wir nie den Leuten auf den LKWS zuriefen: ‚Springt runter! – Lauft! – Wehrt euch!‘, ist etwas, das ich bis heute nicht verstehen kann. Wie konnten wir nur so gelassen bleiben?»

Die an ein Wunder grenzende Verbesserung des Klangs, nachdem Alma die Leitung der Kapelle übernommen, setzte so manche Geschichte über die jüdische Kapo in die Welt. Es gab Berichte von harschen Strafen für die, die falsche Noten spielten, angefangen von Beleidigungen bis zu Schlägen mit dem Taktstock.

Wahr ist, dass im Block strenge Massstäbe galten. Alma wachte fanatisch über persönliche Sauberkeit, auch wenn den Orchesterfrauen wenig zur Verfügung stand, diese zu erzielen. Schuhe mussten täglich gesäubert werden, und beim «Bettenbauen» musste jeder Knick und jede Falte mit einem Regelmass wie im Spital erfolgen. Almas bissige

Kommentare und ihre autoritäre Herangehensweise führten dazu, dass einige Mädchen sie sogar hassten, obwohl sie auf ihre Protektion angewiesen waren und ihr eigenes Schicksal mit dem Almas unauflöslich verschränkt wussten. Selbst solche, die gegen Almas Herrschaft wild verschworen waren, versicherten später, dass die strikte Lebensordnung im Musikblock den Orchesterfrauen ein überaus wichtiges Gefühl von Sicherheit vermittelte.²⁸

Unter Alma waren die Notenschreiberinnen nicht minder beschäftigt als die Musikerinnen. Erstere saßen an einem langen Tisch an einer Seite des Musikraums und schrieben in einem Gewirr von Papiere Orchestrstimmen aus. Für Alma waren Fehler beim Kopieren noch weniger verzeihlich als falsche Noten beim Spielen, so dass ihre Beziehung zu ihren Kopistinnen besonders heikel war. Auf Akkuratess bedacht selbst in dieser Umgebung, hasste Alma unsaubere, chaotische Menschen, die mit sich selbst und ihrer Arbeit schlampig umgingen. Ausserdem wollte sie nicht das kostbare Notenpapier verschwendet sehen, dessen Notenlinien von den Frauen im Lagerbüro von Hand gezo-gen worden waren.

Kein Zweifel, Almas Methoden waren manchmal harsch. Anita gab zu bedenken, dass keiner, der nicht mit der Kapelle im Musikblock gehaust habe, Almas Verhalten verstehen könne. Zippy pflichtete bei, dass für Aussenstehende das Leben der Häftlinge nicht nachvollziehbar bleiben müsse. «Liebe und Hass wohnten in Auschwitz Seite an Seite», sagte sie, «und es gab nur eine dünne Scheidegrenze zwischen Liebe, die Aufopferung bedeutete, und Hass, der vom Überlebensdrang diktiert wurde.»

Dr. Lingens-Reiner sagte, da sie sich des Kampfes entsann, der zum Überleben im Lager nötig war, mit allumfassender Generosität: «Es gab nichts, das ich einem jüdischen Häftling in Auschwitz nicht verziehen hätte.»

In ihren Erinnerungen an Alma sprach Anita im selben Atemzug von Perfektionismus und Strenge:

Aus der Kapelle sollte ein Orchester werden mit einem Niveau, für das nur das Allerbeste annehmbar war, nämlich der Standard, mit dem Alma aufgewachsen war. Dies bedeutete, dass Alma nahezu allen Note um Note einpauken musste, und sie warf sich in diese Arbeit mit einer Hingabe und einem Eifer, der unter den gegebenen Umständen absurd schien. [...] Alma war unerbittlich streng. Sie bestrafte uns, wenn wir falschspielten. Ich selbst musste eine Wo-

che lang auf meinen Knien den Block aufwischen, weil ich schlecht gespielt hatte. Ich war gerade aus dem Kranken-Revier zurückgekommen, wo ich wie durch ein Wunder den Flecktyphus überlebt hatte. [...] Nach einiger Zeit [...] wurde ich entlassen und kam in den Orchester-Block zurück. Ich hörte schlecht, sah schlecht und spielte schlecht. Falsche Noten waren nicht erlaubt, also wurde ich bestraft und musste den Fussboden wischen. Ich würde lügen, wenn ich sagte, dass ich Alma damals geliebt hätte, ich war wütend, ich habe sie dafür gehasst. Aber, so merkwürdig es auch klingen mag, heute, nach all den Jahren, die seither vergangen sind, habe ich nichts als Bewunderung für Almas Haltung. Ich bin mir nicht darüber im Klaren, ob Alma mit ihrer Härte irgendwelche Absichten verfolgt hat oder ob sie rein instinktiv handelte. Eines aber weiss ich: Mit der eisernen Disziplin, die sie uns aufzwang, gelang es ihr, uns von dem abzulenken, was um uns im Lager geschah – von den rauchenden Schornsteinen und dem Elend des Lageralltags zu einem «f», das hätte ein «fis» sein sollen. Vielleicht war dies für sie selbst die einzige Möglichkeit, nicht den Verstand zu verlieren. Sie zog uns alle in den Bann ihres Wahns, aus dem Repertoire, das wir spielten, etwas Perfektes zu machen – und gerade damit half sie uns, dass auch wir nicht den Verstand verloren.

Hilde hatte eine ähnliche Konfrontation mit Alma, als sie nach einer qualvollen Typhuserkrankung aus dem Revier zurückkam. Bei aller Freundschaft wollte Alma nicht auf sie hören. «Damals konnte ich weder sehen noch hören. Alma wollte mir die Orchestrierung eines Werkes übergeben, und es fiel mir schwer, ihr zu erklären, dass ich einfach nichts höre.»²⁹ Dennoch bewunderte Hilde Alma vorbehaltlos. Über den Zionismus hatte sie «lange Debatten mit ihr. Sie wollte mich beeinflussen, nach dem Kriege mit ihr nach England zu gehen, wo ihr Vater lebte; aber ich erklärte ihr, dass ich meinen Weg nicht ändern würde. Wir hatten ernste Auseinandersetzungen.»³⁰

Wie Hélène Scheps es formuliert, waren die Frauen des Musikblocks «auf einem anderen Planeten, obzwar im Lager. Alma liess mich bisweilen unsere Inhaftierung, unsere verzweifelte Situation vergessen.»

Zofia sagte einmal: «Ich glaube, uns war nicht wirklich bewusst, was da vor sich ging. Sonst hätten wir uns umbringen müssen.»

Rachela stimmte zu:

Soscha, die Polin, hat das einmal sehr schön definiert. Sie sagte: Ich glaube, wir wurden uns gar nicht bewusst, was hier eigentlich vorgeht, denn sonst müssten wir alle Selbstmord begehen. Dies alles mitanzusehen und zu ertragen wäre einem logisch denkenden Menschen ganz unmöglich. Wir sahen die Männer im Schnee vorübergehen, im Schnee und ohne Schuhe bei der Kälte und wie sie die Bretter [Holzpantinen, die im Schnee nutzlos waren da sie es unmöglich machten, das Schrittempo zu halten, das die Aufseher verlangten] über ihre Köpfe warfen; wir standen dabei und weinten und mussten trotzdem [...] musizieren.³¹

Die Musikblock-Überlebenden Rachela, Sylvia und Hilde blieben frappiert von der starken Motivation Almas und den Errungenschaften der Kapelle. «Und es war doch so schön», sagte Rachela im Kol-Israel-Rundfunk, «so schön haben wir gespielt!»³²

Auch Hélène Scheps erinnerte sich des Klangs, den Alma herausarbeitete, als «unvergleichlich schön.»

Alma war kein Engel, bezeugte Anita, aber sie war eine der wenigen Kapos, die die nötige Autorität besaß, Häftlinge retten zu können, und diese auch wiederholt einsetzte. Alma wusste nur zu gut, dass andere Funktionshäftlinge, Büttel der SS, ihre Macht missbrauchten. Sich selbst rechnete sie einer anderen Kategorie zu.

«Alma sagte, ihre Funktion als Kapo im Musikblock sei besser, als eine Kapo zu sein, die Mädchen umbringt und ihnen das Essen stiehlt», erinnerte sich Margot. Obwohl im Lager die Rede ging, sie «lebe wie eine Fürstin», versicherte Regina, die ihr das Zimmer wartete und dessen Grundriss noch Jahre später skizzieren konnte, dass Alma spartanisch eingerichtet gewesen sei. Sie lebte bescheiden, mit schlichtem Mobiliar; die Exzesse anderer Häftlinge, die über ihre Blocks das Kommando führten, erlaubte sie sich nicht.

Hélène Scheps, die der Orchesterleiterin überaus zugetan war, wird nie den Tag vergessen, an dem sie Almas Zorn erregte. Die Kapelle spielte gerade am Lagertor, als eine Gruppe belgischer Frauen vorbeimarschierte. Hélène sagt:

Eine Frau erkannte mich und rief mir zu: «Bist du das, Hélène?» Ich brach in Tränen aus. Alma war wütend. Als wir zum Musikblock zurückkamen, weinte ich immer noch. Sie ohrfeigte mich, um mich zu beruhigen, und sagte mir, ich dürfe niemals mehr die Nerven verlie-

ren. The show must go on! Ich verlor nie mehr die Beherrschung. Ich habe Alma nie deswegen gegrollt, denn ich verstand die Lektion.

Wie kann man meine Gefühle analysieren? Aus Selbstverteidigung ging ich ganz in der Rolle auf, die ich in dem «Ghetto» spielte, das die Kapelle war. Das Krematorium stand 100 Meter entfernt. Vor unserem Block sprühte der elektrische Stacheldrahtzaun bei Nacht Funken. In der Nacht gingen die Selektierten in ihren Tod, mit Gesang, Psalmodien oder Gebeten. Es war grauenvoll.

343

Die junge Yvette war ebenfalls besonders empfindsam, und auch sie brach eines Tages, als die Kapelle am Tor spielte, unter Tränen zusammen. Hélène entsann sich, dass «dann der Befehl kam – offiziell in Kraft gesetzt von Mandel –, dass niemand weinen dürfe.»

Kitty Felix Hart erinnerte sich, dass die Mitglieder der Kapelle oft müde und blass ausschauten, als wären sie geschlagen worden. Andere Zeuginnen, einschliesslich Eugenia Marchiewicz, nahmen keine solchen Zeichen von Misshandlung wahr. Berichte von schrecklichem Aussehen seien kein Wunder, sagen Orchester-Überlebende. Nur zu oft waren sie erschöpft bis zum Umfallen, litten Hunger und Schmerzen, und ihre Nerven waren bis zum Zerreißen angespannt im Wissen darum, dass ihr Überleben am seidenen Faden ihres nächsten Auftritts hing.

Helena sagte, es wundere sie nicht, dass die Orchesterfrauen, selbst in ihrer besseren Kleidung, ausgelaugt wirkten. Auch wenn ihnen die physische Bürde der Schwerarbeitskommandos erspart blieb, standen sie doch unter enormer Belastung. Sie gehörten zu denen, die im Lager Tag für Tag als erste aufstehen mussten. Ihre Pflichten endeten, nach einem ganzen langen Arbeitstag, erst spät am Abend. Helena ergänzte:

Ich erinnere mich nicht, dass Alma die Frauen je geschlagen hätte. Sie bestrafte sie auf andere Weise. Sie befahl ihnen zum Beispiel, den Barackenboden zu schrubben. Oder sie befahl ihnen, die schweren [50-Liter-] Suppenkessel aus der Küche zu holen – eine Arbeit, die gewöhnlich die Frauen vom Stubendienst machen mussten. Die schlimmste Strafe war die Verbannung aus dem Musikraum, selbst nur für kurze Zeit – und alles was damit zusammenhing –, denn von da war es nur noch ein Schritt bis zum regelrechten Hinausgeschicktwerden ins Lager.

Violette erinnerte sich, dass Alma ein Mädchen für eine Woche vom Betreten des Musikraums ausschloss.

Sylvia reagierte kaum auf Almas Ausbrüche:

Ich entsinne mich, wie Alma einmal einen Wutanfall bekam – wegen eines falschen Tones; ich lächelte vor mich hin, weil mir das Ganze unlogisch erschien, denn schliesslich blies ich ja nur eine kleine Blockflöte. [...] Es ist der Lebenswille des Menschen, und nur wer dort war, kann ermessen, wie es möglich war, wieviel ein Mensch ertragen kann und wie stark trotz allem sein Lebenswille ist – das weiss nur der, der zum Tode verurteilt ist.³³

344
Flucht in die
Perfektion

19. Kapitel

Im Gegensatz hierzu fürchtete Violette die Orchesterleiterin und gab sich alle Mühe, ihrer Rage auszuweichen. Eines Morgens vor einem Konzert bekleckerte sie sich die weisse Bluse mit «Lager-Kaffee». Bei dem Konzert hatte sie einen Auftritt als Sängerin und wollte «nicht als Schwein beschimpft werden.» Um den Fleck vor Alma zu verbergen, bedeckte sie ihn mit den Händen. Doch Alma war wütend über die unerlaubte Gebärde und schrie sie an: «Übernimmst du jetzt hier die Regie?»³⁴

Geschichten von Almas Temperamentsausbrüchen sind in die Legende der Birkenauer Frauenkapelle eingegangen. Alma soll den Musikerinnen Ohrfeigen gegeben haben; ihnen den Taktstock auf die Finger geschlagen haben; sie «Blöde Gans!» oder «Sch-eisskopf!» genannt haben. Im normalen Leben, im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte, hätte sie niemanden je so genannt. Doch es ist unverkennbar, dass sie in Birkenau so manchen Kampf mit ihrer eigenen anspruchsvollen Persönlichkeit verlor und bisweilen in den brutalen Jargon der gewöhnlichen Kapo fiel. Helena gab zu: «Manchmal, auf Proben, warf Alma, wenn sie müde war, ihren Taktstock nach einer Musikerin, die gepatzt hatte, und fauchte ‚Du blöde Kuh!‘» Doch Helena fand Almas Entgleisungen verzeihlich und setzte hinzu: «Die Lageratmosphäre war bestenfalls ständig bedrohlich, und selbst im Schutz des Musikblocks herrschte Stress.»

Aber auch wenn die Selbstkontrolle sie im Stich liess, blieb Alma ihrer Rolle als Beschützerin der Orchesterfrauen treu und mass niemandem je die ultimative Strafe zu: Rauswurf aus dem Musikblock. Zofia entsann sich eines Vorfalls zu Beginn von Almas Dirigentenamt. Bei einer Probe spielten drei Mädchen, die unmittelbar hinter dem ersten

Geigenpult sassen, wiederholt falsche Töne. Alma, die von Minute zu Minute frustrierter wurde, beschuldigte sie der Unaufmerksamkeit und befahl ihnen, den Boden zu wischen. Eine von ihnen, die nichtjüdische Polin Jadwiga (Wisla) Zatorska, hatte sich bemüht, ihrer Geigenkollegin Violette beizuspringen, und fand nun diese Vorwürfe ungerecht.

Wisla weigerte sich, die Strafe hinzunehmen. Alma, die Widerspruch nicht duldete, bestand darauf. Zuletzt dekretierte sie, Wisla müsse die Strafe entweder akzeptieren oder den Musikblock verlassen. Wisla, die überzeugt blieb, ihr sei Unrecht geschehen, stellte sich schon darauf ein, draussen im Lager ihr letztes Stündlein zu erleben.

Zofia schaltete sich ein, indem sie Alma Wislas rebellische Haltung zu erklären suchte: Drei von Wislas Brüdern – Stanislaw, Tedeusz und Jozef – waren 1941 von der Gestapo inhaftiert und nach Auschwitz gebracht worden, wo zwei von ihnen binnen Kurzem starben. Jozef wurde exekutiert.³⁵

Deshalb widersetzte sich Wisla der ganzen Welt. Alma, bewegt von der Geschichte, lenkte ein, Wisla blieb im Musikblock und überlebte.

Anitas Respekt für die Orchesterleiterin blieb auch nach vielen Monaten im Musikblock ungebrochen. In Anitas Worten:

Angespornt von ihres Vaters Erwartungen, rettete Alma das Orchester. Es war ein Halt, eine Stütze, so real wie das äusserste Bedürfnis der Häftlinge nach Zusammengehörigkeit, so real wie zwei Schwestern, von denen die eine die andere, kranke stützt, damit sie nicht beim Zählappell in Ohnmacht fällt. Sie machte aus unserem Job etwas beinahe Spirituelles. Sie mochte vor den Nazis genauso viel Angst gehabt haben wie wir, aber sie bestrafte uns nie aus Angst.

Im Rückblick auf ihre Mühen und Kämpfe betonte Zippy, wie stolz Alma allmählich auf die Kapelle wurde:

Sie war dabei, etwas zu erreichen, das sie im normalen Leben nie hätte erreichen können. Was ihr gelang, war eine Schöpfung aus dem Nichts. Almas Genie konnte eine Gruppe Amateure auf ein Niveau heben, auf dem sie annehmbar spielen konnten. Für Alma wurde das der Triumph ihrer Karriere. Sie selbst hätte es nie für möglich gehalten. Sie erreichte auch etwas, das kein anderer ihr bekannter Dirigent je in Angriff genommen hätte. Mir sagte sie, sie könne nie wieder zu ihren Ursprüngen zurück. Jene Wiener Gesellschaft, in der sie aufgewachsen, sei

völlig zerstört. In Birkenau erschaffe sie etwas, auf das sie stolz sein könne. Eine Handvoll Leute hassten sie, aber es gibt viel mehr, die sie damals liebten und heute noch lieben. Manche konnten nie verstehen, dass es nur eine einzige Leiterin für das Orchester geben konnte.

Sollte sie tatsächlich jemanden geschlagen haben, und ich erinnere mich nicht, dass sie dies je getan, wäre das in Auschwitz ein Klacks gewesen. Dort konnte man ganz leicht die Nerven verlieren. Im normalen Leben verliert man ja auch die Nerven. Oft schlägt eine liebende Mutter ein Kind. Das war nicht ihre Art – zu schlagen. Ausserdem bestünde ein fundamentaler Unterschied zwischen Alma, die ein Mädchen in der Kapelle schlug, und einem von der SS oder einem brutalen Kapo, der einen Lagerinsassen schlug. Ich selbst wurde im Lager von meiner besten Freundin geschlagen. Ich war wütend, ja, aber ich konnte ihr danach nicht lange böse sein.

Ich erinnere mich an Zeiten, da Alma auf französisch ein besonders unbeholfenes Mädchen anzuschreien pflegte, das andauernd patzte. Doch Alma warf sie nie aus dem Block – was ihr Todesurteil gewesen wäre, denn ich weiss, dass dieses Mädchen anderswo in Birkenau nie hätte überleben können.

Auch für Violette war Almas Verhalten schwierig, aber nachvollziehbar:

Ich glaube ganz ehrlich, dass Alma die Situation nicht richtig einschätzte. Nichts zählte – nur, ob wir gut oder schlecht spielten. Es mutete übertrieben an und ziemlich abstossend. Im Namen der Kunst teilte sie zwei oder drei Ohrfeigen aus oder warf einer Musikerin den Taktstock an den Kopf.

Wie kann ich nur erklären, dass wir, wenn uns bestimmte Exzesse abtüssen, dennoch den grössten Respekt vor ihr hatten und in gewisser Weise ihr Benehmen verstehen konnten?

Wenn es darum ging, die SS um eine besondere Gunst zu bitten, hielt Alma sich zurück. Violette entsann sich, dass die Mandel einst zu Alma sagte: «Wenn du Brot brauchst, sag mir Bescheid, und ich lasse was zuteilen.» Violette fuhr fort: «Einige Tage später wandten wir uns an Alma, um sie an Mandels Angebot zu erinnern. Sie erwiderte trocken: ‚Beim letzten Konzert [einer Veranstaltung für Insassen] habt ihr gespielt wie die Säue. Zur Strafe werde ich kein Brot anfordern.‘»

Den Orchestermädchen kam das unverhältnismässig streng vor. Als Kapo erhielt Alma Extra-Rationen, so dass ihr eigener Hunger nicht so gross war wie der der anderen.

Diejenigen, die Alma am nächsten standen, beurteilen ihre Ablehnung von SS-Gunstbe-
weisen als Bemühung, sich Würde und Fassung zu bewahren und die Orchesterfrauen zu den
gleichen Tugenden zu inspirieren. Sie war entschlossen, Programm und Qualität der Musik
des Ensembles zu verbessern, und sah ihre Methoden als notwendig an. Ohne strenge Diszi-
plin, so glaubte sie, wären alle Frauen dem Untergang geweiht. Darüber hinaus hatte sie das
Gefühl, sie allein wisse, wie weit sie beim Umgang mit Mandel und den anderen SS-Offizieren
gehen könne.

Nicht nur Flora baute auf Almas Fähigkeit, mit der SS zu kommunizieren. Als Flora eines
Tages vor dem Musikblock stand und ein Stück auf ihrem Akkordeon übte, kam SS-Kom-
mandant Kramer und unterbrach sie. «Das ist Judenmusik!» herrschte er sie an. «Zur Rech-
fertigung», sagte Flora, «behauptete ich, ich wisse nicht, wer das komponiert habe. Damit er
mich nicht schlagen würde. Hätte er sich deswegen an Alma gewandt – sie hätte schon mit
ihm umzugehen gewusst.»

Eugenia Marchiewicz, wiewohl ohne Verbindung zum Musikblock, bekam den diffamie-
renden Tratsch im Lager mit. Sie hatte das Gefühl, Almas Haltung zu verstehen, und wusste:
Denunziation war ein Teil des Birkenauer Lebens wie Sterben und Tod. Eugenia zufolge
«wollte Alma gar nicht zuviel aus dem Orchester machen, damit man es nicht denunzierte.»
Wenn jemand einen guten Posten hatte, gab es immer andere, die nur darauf warteten, ihn zu
übernehmen. Eugenia hörte von Almas anspruchsvoller Art, ihrem Appell an die Musikerin-
nen, härter zu arbeiten und auf ein immer höheres Niveau zu gelangen. Es war Almas anschei-
nend unbegrenzte Energie, die die anderen anstachelte, glaubte Eugenia – nicht die Androhung
von Schlägen oder andere Druckmittel.

Wiewohl sich widerstreitende Erinnerungen und Deutungen der Orchester-Überlebenden
nie ganz werden klären lassen: Gewiss ist, dass die zwei Dinge, die Alma mit ihrer üblichen
Intensität anpackte – zum einen Musik auf hohem Niveau, zum anderen das Überleben der
Orchesterfrauen –, in ihrem Bewusstsein deckungsgleich waren. Mit der Bürde ihrer Stellung
akzeptierte sie auch deren Privilegien. Im ganzen Lager war sie als die starke und einzigartige
Leiterin der Kapelle anerkannt bis hin zu dem Grade, dass Lagergerüchte jedes bisschen
Klatsch und Tratsch über den Musikblock mit dem Etikett «wegen Alma» versahen. Waren
die Musikerinnen hungrig, war es

«wegen Alma»; schauten sie traurig drein, dann «wegen Alma»; sahen sie aus, als hätte man sie geschlagen, dann «wegen Alma». Und wenn die Kapelle Privilegien erhielt, von denen andere nur träumen konnten, dann war das ebenfalls «wegen Alma».

Auf dem Höhepunkt ihrer Karriere im English Chamber Orchestra 40 Jahre später gab Anita folgende Einschätzung Almas: «Alma Rosé war im wahrsten Sinne des Wortes die Leiterin unseres ‚Orchesters‘. [...] Sie wurde bedingungslos respektiert – von uns und allem Anschein nach auch von der ss. Sie nahm eine einzigartige Position ein.»³⁶

Gabriele Knapp kam auf der Grundlage von Kontakten mit sieben Orchester-Überlebenden und Untersuchungen der bestehenden Literatur zu einer ähnlichen Schlussfolgerung. In ihrer Studie *Das Frauenorchester in Auschwitz: Musikalische Zwangsarbeit und ihre Bewältigung* schrieb sie: «In den Augen von Mitgefangenen war sie [Alma] eine ausgesprochen charismatische Persönlichkeit, die mit ganzer Seele Künstlerin war.»³⁷

Unterdessen, im Herbst 1943, hatte Almas Vater Arnold in London einen vollen Konzertterminkalender und gab sich grösste Mühe, zu glauben, seine Tochter sei in Holland wohlauf. Er hatte nichts mehr von ihr gehört seit jener kryptischen Nachricht, die sie am Vorabend ihrer Flucht schrieb und in der es lediglich hiess: «Justi's Tochter hat geheiratet.»

Am 2. September 1943 beteiligte sich Arnold an einer für Österreich bestimmten BBC-Sendung mit einer Aufführung der Beethoven-Violinromanze in F-Dur für seine Wiener Landsleute. Im gleichen Monat erfuhr er, dass es Carl Flesch, Almas getreuem Freund in Holland, gelungen war, sich in die Schweiz durchzuschlagen.³⁸ Am 14. September schrieb Arnold an Alfred: «Mein Befinden ist befriedigend, und wäre ich ganz beruhigt, wenn ich von A ein Wort zu hören bekäme. [...] Auch meine Gedanken beschäftigen sich mit der nächsten Zukunft, und ich hoffe, recht bald von A Nachricht zu bekommen, um zu erfahren, wie sie sich das vorstellt. In ihrem letzten Brief teilte sie mir wörtlich mit, dass Justis Tochter geheiratet hat und ich ohne Sorge sein soll. Mehr habe ich nicht erfahren.» Am 26. September schreibt Arnold wieder an seinen Sohn: «Von A nichts – auf meine Red Cross [Rote-Kreuz-Botschaft] keine Antwort.»

Arnolds 80. Geburtstag am 24. Oktober 1943 wurde unter den österreichischen Emigranten in London als grosses Ereignis gefeiert. Stolz und bewegt berichtet Rosé seinem Sohn in einem Brief vom 30. Oktober:

Am 24. gaben Fühse [Hans und Stella Fuchs] einen grossen Empfang bei uns, circa 50 Personen, ein üppiges Büffet & Musik. Claire Born sang entzückend An die Musik, hierauf spielten wir Volkshymne & Variationen, dann sang Angel Land, die Volksliedersängerin, einige köstlich vorgetragene Lieder, auch jiddische voll Humor, und zum Schluss noch 2 Sätze aus Dvořák's Niggerquartett. Ein Nachmittag, der viel von sich reden gemacht hat. Geschenke, Cigaretten en masse, Briefe u Telegramme regneten nur so ins Haus. Auch Bruno [Walter] (New York), dann aus Cleveland: [Hugo] Burghauser, Marcel Dick, [...] [Felix] Eyle, Trude Goldner, [Serge] Koussevitsky, Lotte Lehmann, [Erich] Leinsdorf, [Erica] Morini, [Eugene] Ormandy, Fritz Reiner, Rudolf Ringwell, [Artur] Rodzinski, Rudolf Serkin. Noch aus New York von Toscanini, Walter, Lehmann und Friends.

Am 27. veranstaltete The Anglo-Austrian Music Society presents The Austrian Musicians Group a concert arranged to celebrate the EIGHTIETH BIRTHDAY OF PROFESSOR ROSÉ (grosse Plakate).

Total ausverkaufter Saal und unaufhörliche Ovationen. Wir spielten Haydn b, Beethf ' & mit der sehr angesehenen Myra Hess das Brahms h Trio, welches ich mit Brahms am 22. Febr. 1890 im Bösendorfersaal aus dem Manuscript gespielt. Eine Ehrengabe wurde mir am Podium überreicht & auch sonst erhielt ich Geld.

2nd Nov. Nun kann ich fortsetzen. Briefe & Telegramme kommen noch nach. Times, Daily Telegraph & andere News haben Artikel gebracht. Wurde sehr commentiert. Nach dem Concert fand im Savoy Hotel ein supper mir zu Ehren statt, gegeben von Anglo-Austrian Music Society, am 29th ein lunch mit Frankenstein als Präsident, der einen langen toast auf mich hielt. Sehr ehrend und herzlich. Ich fühle mich mit Fühse so zu Hause, und der Gedanke, dass Alma versorgt ist, lässt trübe Tage kaum aufkommen.

Zwei Tage nach ihres Vaters Geburtstag erlebte Alma ihren 100. Tag im Lager Birkenau. Mehr als io 000 Frauen waren seit ihrem Eintreffen im Juli ins Lager eingewiesen worden. Viele Zehntausende waren in allen Ecken des nazi-okkupierten Europa eingefangen und zu ihrem sofortigen Tod in Auschwitz abgeliefert worden.

Am 13. Dezember 1943 berichtete Arnold Alfred über das gute Fortkommen von Ernst und Wolfgang Rosé in Amerika und fügte traurig hinzu: «Von und über [ihren] Vater [Eduard Rosé] keinerlei Nachrichten, sowie ich über Alma nichts höre. [...] Wie ist es mit Deinem Komponieren? Übst Du etwas Klavier? Nimm doch die Beethoven Klaviersonaten durch, man kommt in eine bessere Welt!»

21. Die Orchesterfrauen

Die Bande, die die Überlebenden zusammenhalten, sind fester als alle Blutsbande.

ENA WEISS HRONSKY¹

351

Überlebenstaktiken waren in Birkenau so vielgestaltig wie der menschliche Geist selbst. Die junge Margot Anzenbacher (später Margot Vètrovcová) hielt sich nur mittels der Phantasie aufrecht, sie sei eine Sportreporterin, die einen Wettkampf auf Leben und Tod beobachte. Sie müsse alles nur im Gedächtnis behalten und darüber berichten.

Margot schrieb über eine Begebenheit: als berittene SS-Leute auf ein Arbeitskommando Jagd machten. Sie und andere Mädchen flüchteten sich ins Wasser. Margot duckte sich unter einen Baumzweig und hielt die Nase über Wasser, so dass sie noch atmen konnte. «Ich sagte zu mir: ‚Denk daran, du bist eine Sportreporterin. ‘ Reporterin zu spielen half mir in vielen Lagen. Es gab mir Kraft. In ganz heissem Sonnenlicht zum Beispiel, durstig, schmutzig, angewidert von den Schlägen eines SS-Manns, sagte ich mir, wieviel Glück ich doch hätte, noch arbeiten zu können. Dabei träumte ich dauernd davon, in einem sauberen Zimmer zu schlafen oder saubere Unterwäsche zu haben.»

Auch Alma lebte ihre Phantasie: Wann immer es ging, handelte sie, als befände sie sich anderswo. In den Musikraum schritt sie aus ihrer schlichten Zelle im Stil eines Bühnenauftritts. Den Taktstock in der Hand, gebieterisch am Pult kommandierend, widmete sie sich der vorliegenden musikalischen Aufgabe so würde- und hingebungsvoll, als herrsche sie über ein Symphonieorchester. Grete Glas-Larsson, ihre Wiener Freundin im Revier, glaubte, dass Alma sich nicht wirklich eingestand, wo sie war. Sie entsann sich eines unvermittelten Ausbruchs Almas mit den Worten: «Ich kann's nicht glauben! Ich kann hier nicht bleiben!»²

Die wenigen Freundinnen, denen Blicke hinter Almas Fassade erlaubt wurden, sagen, ihre wirkliche Lage habe sie nur in den unheilvollsten Situationen zur Kenntnis genommen. Dann verflüchtigte sich ihre entrückte Haltung, und dann pflegte sie zu seufzen: «Wenn wir nicht gut spielen, werden wir ins Gas gehen.»

Freundschaften – das Versprechen, zusammenzuhalten bis zum Tod – trugen eben-

falls dazu bei, die Frauen des Musikblocks zu stärken. Innige Bündnisse bildeten sich neben Rivalitäten und bitterem Misstrauen. In Anitas Worten: Leben in der engen Gemeinschaft des Musikblocks «erzeugte in gleichem Masse Hass wie die wärmste Kameradschaft und Freundschaft.»

Als Fanny sich Typhus zuzog, waren ihre Freundinnen aufs Schmerzlichste besorgt. Wie durch ein Wunder genas sie. Hélène Scheeps entsann sich ihrer Rückkehr in den Musikblock: «Schrecklich – ihr Gesicht wie eine dreieckige Maske, ihre grossen braunen Augen nur noch Löcher. Sie war so glücklich, wieder bei uns zu sein.» Alma, die gehört hatte, Fannys Mutter sei an Typhus gestorben, «bat zwei von uns, die Nachricht Fanny beizubringen. Das taten wir ganz behutsam. Wir sind eine verschworene Gemeinschaft, mehr als Schwestern es je sind.»

Freundschaftsgruppen schlossen sich zusammen je nach gemeinsamer Sprache und Nationalität. Derart bildeten sich besondere Loyalitäten: unter den Französischsprachigen aus Belgien und Frankreich, unter Russen, Deutschsprachigen, Tschechen, Polen sowie den Städtern und Multilingualen. Gemeinsamer kultureller Hintergrund trug ebenfalls dazu bei, Allianzen zu stiften. Zippy zufolge bildeten sich unter den Frauen kleine insulare Zellen heraus: «Zwischen Gruppen von je zwei bis drei Mädchen konnte etwas wie eine Glaswand stehen.» Diese Separierungen gaben Anlass zu Gezänk, das Alma nicht ertragen konnte. Wenn der Druck, der auf dem Musikblock lastete, bei den Mädchen zu Szenen führte, zog sie sich in ihr Privatzimmer zurück.

Viele Orchesterfrauen – und andere im ganzen Lager – entwickelten mit der Zeit einen so totalen Glauben an Alma, dass sie überzeugt waren, die Kapelle könne ohne sie nicht überleben. Einige, einschliesslich Lily Assael und Fania Fénelon, verziehen ihr dennoch nie gewisse Hochnäsigkeiten und ihr Bestehen auf «deutscher» Disziplin. Sie hatten das Gefühl, Alma zolle ihren Musikerinnen nicht die Anerkennung, die diese verdienen, und waren immer auf dem Sprung, sie daran zu gemahnen, dass, wie Lily sich ausdrückte, «sie auf uns genau so angewiesen war wie wir auf sie.»³

Die tiefste Kluft im Frauenorchester aber war diejenige, die Juden von Nichtjuden trennte. Fania schrieb, dass sich «arisches Öl mit jüdischem Wasser nicht mischte», selbst am Kopistinentisch nicht. Die Beziehungen zwischen polnischen und jüdischen Mädchen waren besonders kompliziert, wie die nichtjüdische Polin Helena Dunicz-

Niwińska in Entgegnung auf Vorhaltungen schrieb, die von Fania und anderen gemacht wurden: «Das ist ein weites Feld. [...] Die Haltung des ganz überwiegenden Teils der Häftlinge – Deutsche, Griechen, Franzosen, polnische Juden und polnische «Arier» – war gesittet und kultiviert. Trotz der Sprachbarrieren wurden in jener polyglotten Gruppe enge Bande geknüpft.»

Helena hegte schon seit langer Zeit Verehrung für die Orchesterleiterin. Als junge Violinstudentin hatte sie 1929 hingerissen im Publikum gesessen, als Alma auf ihrer ersten Polen-Tournee auftrat. Als Helena 14 Jahre später, 1943, nach Auschwitz-Birkenau geschickt wurde, sah sie es als ein Wunder an, ihrer Heldin aus Kindertagen im Lager wieder zu begegnen und sogar unter Almas Leitung zu musizieren. Und doch erinnert sich Helena, nur zweimal mit Alma gesprochen zu haben: einmal bei ihrer Aufnahme ins Orchester und ein zweites Mal, als sie Alma bat, ihr die Arbeit im Musikblock zu erleichtern, damit sie sich von einer Krankheit erholen könne. Helena: «Tatsächlich war in unserem Kommando für Gespräche nicht viel Zeit. Alma war lieber allein und schloss sich in ihrem Zimmer ein. Ausserdem war mir immer unbehaglich, wenn ich vor einer ‚Autorität‘ stand.»

Im Wesentlichen handelte es sich um zwei getrennte Gruppen im Musikblock, die sich sowohl durch ihre Stellung im Lager wie durch Sprache, Religion und Nationalität unterschieden. Unterm Nazi-Edikt hatten die jüdischen Häftlinge keine Zukunft, während Nichtjuden auf eventuelle Freilassung hoffen durften. Diese Differenz war in Auschwitz eine grundlegende, und jüdische Häftlinge fanden sich auf der untersten Stufe der Rangordnung. Nicht nur Dr. Lingens-Reiner hat bezeugt, dass Nichtjuden im Krankenrevier Ärzte dafür kritisierten, dass sie jüdischen Patienten wertvolle Medizin gaben. «Wieso behandeln Sie die Juden?» fragten jene dann tadelnd. «Die sterben doch sowieso bald.» Jüdische Frauen wurden überall in den nazi-okkupierten Territorien so schlimm behandelt, dass die meisten schon «seelisch erloschen waren, bevor sie am Lagertor standen.»

Die konstante Bedrohung der jüdischen Frauen schweisste sie zusammen. Als Alma und Czajkowska darauf bestanden, dass die Musikerinnen allmorgendlich aufs Akkurateste ihre Betten «bauen» sollten, und die jüngste in der Kapelle, Yvette, sich damit schwertat, machte die ältere Flötistin, Frau Kröner, eine deutsche Jüdin, das Bett für sie. Wie Sylvia sagte, halfen

sich die jüdischen Mädchen auch dadurch, dass sie ihr Essen teilten. Als sie nach ihrer Typhuserkrankung rekonvaleszent war und von verzehrendem Hunger gepeinigt wurde, «gab Hilde mir», wie sie sagte, «ihre Essensportion, und so konnte ich durchhalten. So half eine der anderen.»⁴ Die Abschirmung der Kapelle, zum Teil bedingt durch Almas rigorosen Dienstplan, festigte Bindungen und akzentuierte gleichzeitig Trennlinien zwischen den Frauen.

Anita entsann sich der wenigen polnischen Mädchen, die mit den jüdischen Frauen kommunizierten:

Natürlich ging es nicht immer harmonisch bei uns zu. Dazu waren wir viel zu unterschiedlich, schon allein der Nationalität und Sprache nach. Juden und «Arier», alle im gleichen Block [...] da musste es einfach Reibungen geben. Die nichtjüdischen Polen zum Beispiel erhielten manchmal Pakete mit Lebensmitteln von ihren Familien. Sie hielten sich als Gruppe abseits. Man kann sich vorstellen, wie der Anblick, mehr noch der Geruch von Essen auf uns wirkte. Warum sollten sie auch ihre Pakete mit uns teilen? Das war nicht zu erwarten.⁵

Stellvertretend für die polnische Fraktion berichtete Zofia, eine Nichtjüdin:

Wenn es darum ging, sich «organisiertes» Essen zuzubereiten, hatten im Block Juden am Herd den Vortritt. Czajkowska pflegte zu sagen: «Begreif doch, die kriegen keine Päckchen von zu Hause. Die haben doch nur den Lagerfrass.» Natürlich stimmt es, dass die jüdischen Mädchen in Birkenau gegenüber den nichtjüdischen im Nachteil waren. Für die meisten von denen war niemand daheim geblieben, der Päckchen hätte schicken können.

Die seltenen Esspakete stifteten Zwist im Musikblock. Diese wertvollen Päckchen teilen oder nicht teilen, das war hier die Frage. Helena, unverblümt:

Was das Teilen der Päckchen betrifft, so kriegten einige der polnischen Mädchen von ihren Familien gar keine, und darum teilte man die Päckchen mit Landsleuten oder irgendwelchen Angehörigen oder Freunden – manchmal sogar mit solchen aus anderen Blocks, an die man sich aus früheren Gefängnisaufenthalten erinnerte. Doch muss ich leider sagen, dass manche Frauen tatsächlich mit niemandem teilten.

Als Ergebnis ihrer Lagererfahrung blieb das schlichte Geräusch einer in stockendem Ei stochernden Gabel für Fanny traumatisch: Erinnerungen weckend, die kaum auszuhalten waren. Viele Jahre später entsann sich Fanny:

Jedesmal, wenn ich das Geräusch höre, bringt es mich zurück nach Birkenau, zu jener Zeit, da ich mich vom Typhus erholte. Da wir, selbst im Musikblock, fast immer von Hunger gequält waren, bemächtigte sich der unbezähmbarste Hunger dann einer Person, wenn sie Typhus hinter sich hatte. Jedenfalls sah ich, wie Danka sich Rührei machte. Ich bat sie, mir etwas abzugeben, und wär's nur ein Bissen. Sie schlug es mir ab.

355

Yvette vermutete, dass Danka, wie viele polnische Mädchen, Kontakte zu anderen Bereichen des Lagers unterhielt. «Sie konnte sich das Ei sogar über irgendeine Freundin in der Küche organisiert haben.»

Geschichten von polnischer Verachtung für das Elend der Juden in Birkenau haben den Zorn selbst so sanftmütiger Frauen wie Helena Dunicz-Niwinska und Zofia Cykowiak erregt. Solche aus dem Kontext gerissenen Erzählungen – wie sie nachdrücklich sagten – taugten nicht zur Illustration des polnischen Antisemitismus. Sofern es um das schreckliche Schicksal der Juden in ihrem Land gehe, hätten einige dieser Geschichten «die Polen und nicht die Deutschen zur Partei der Schuldigen gemacht», sagte Helena. Indessen «gab es Leute aus vielen Nationen im Lager, die gleichermassen Polen wie Juden denunzierten. Wir [Polen] kämpften nicht gegen Juden.»

Zweifellos spiegelte sich der weitverbreitete Antisemitismus in Polen vor und während des Krieges in den oftmals gestörten Beziehungen zwischen Juden und polnischen Nichtjuden im Musikblock wider. Für Zofia jedoch milderte das höhere kulturelle Niveau der Frauen in der Kapelle jedwede Bitterkeit zwischen den Gruppen, denn «wir spielten nicht für die SS, sondern zu unserm eigenen Wohl.» Sylvia schloss, dass letzten Endes die Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Frauen von der individuellen Persönlichkeit jeder einzelnen abhingen. Fanny betonte die Unterstützung, die die Orchesterfrauen einander boten: «Ich denke, wir alle trugen ein bisschen zum Überleben jeder anderen bei.»

Almas Loyalität galt der Kapelle als ganzer. Zwischen Juden und Nichtjuden unterschied sie nicht so sehr wie zwischen guten und schlechten Musikerinnen, und sie war immer zur

Stelle, wenn es darum ging, ihre Orchesterfrauen zu schützen.

Bei der Verteidigung der jüdischen Orchestermitglieder hatte Alma ihre erste grössere Konfrontation mit einem höheren Dienstgrad von der ss. Eine Aufseherin beschuldigte sie der Bevorzugung jüdischer Mädchen. Dr. Schwalbova erinnerte sich daran, wie emotional dieser Zusammenstoss verlief:

356
Die Orchesterfrauen
20. Kapitel

«Warum hast du unlängst eine polnische Geigerin abgelehnt?» brüllt die Oberaufseherin. «Sie war unmusikalisch und spielte nicht gut.» «Du lügst – es war keine Jüdin! Jetzt wirst du sie aber in die Kapelle aufnehmen!» «Zu Befehl», antwortet Alma.⁶

Alma schluchzte, als sie von der Erniedrigung erzählte. Durch ihre Tränen, die zu vergiessen sie sich im Musikblock eigentlich nicht gestattete, zeigte sich Dr. Schwalbová, «dass sie jetzt wusste, dass es im Lager Elemente gab, die ihr ihre Musik streitig machten, dieses einzige, kostbarste Refugium, das ihr geblieben war. Eine Kriegserklärung der Zwietracht an die Eintracht.»

Almas Dilemma vertiefte sich nach dieser Konfrontation. Sie hatte die Qualität der Kapelle auszubauen, um den Nazis zu gefallen, und sie und Mandel waren sich darin einig gewesen, dass sie bei der Wahl jüdischer Insassinnen freie Hand haben sollte. Und zugleich musste sie, auf Befehl, auf eine Balance zwischen jüdischen und nichtjüdischen Musikerinnen achten. Obwohl die jüdischen Frauen zu ihren besten Interpretinnen zählten, wagte sie nicht, diese grösser herauszustellen als die Polinnen, da sie wusste, was die jüdischen Insassinnen erwartete, wenn das Orchester aufgelöst würde. Trotz ihrer vergleichsweise hohen Stellung im Lager blieb sie der ss, die über jedes Musikstück und jeden Musiker bestimmen konnte, auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Unter den jüdischen Musikerinnen, vereint in ihrer extrem prekären Situation, gab es Verständigungsprobleme. Lily und Yvette z.B. sprachen Griechisch, Französisch und Englisch (und lernten im Lager noch Deutsch). Dies trennte sie von den Juden Mittel- und Osteuropas, die nur die Sprachen ihrer jeweiligen Heimatländer sprachen. Alma, die zu den gebildetsten Häftlingen zählte, sprach perfekt Französisch und Englisch, dazu noch etwas Holländisch und Tschechisch.

Hilde kennzeichnete 1981 im Radio Kol Israel die unterschiedlichen Gruppen im

Musikblock nach anderen Kriterien: «Es gab Atheisten, Kommunisten, Fromme, Zionisten. Die Russen wollten nach Russland zurück. Die Polen wünschten sich ein für ewig unabhängiges Polen. Jeder lebte mit seiner eigenen Weltanschauung und war überzeugt, dass nur er allein recht habe.»⁷ Trotz der Verschiedenheit innerhalb der Gruppe bewahrte sie einen bemerkenswerten Zusammenhalt.

Im Hinblick auf Alma sagte Hilde: «Sie hatte keine jüdische Erziehung erhalten, leugnete jedoch ihr Judentum nicht ab. Sie stammte aus einem typischen assimilierten Hause.»⁸

357

Sylvia entsann sich keiner ernstlichen Differenzen unter den jüdischen Mädchen, von denen viele ihre religiösen Bräuche weiter zu pflegen trachteten. Sie, ihre Schwester Karla und Ruth Bassin (eine junge jüdische Musikerin aus Breslau, die in der Kapelle Pikkoloflöte spielte) hatten den 19. April 1943 in einem überfüllten Güterwaggon auf der Fahrt nach Auschwitz verbracht: Es war Pessach. Während der Zug über die Schienen rollte, versuchten sie nach besten Kräften, einen Seder-Abend zu arrangieren.

Rachela erinnerte sich: «Irgend jemand hatte eine Bibel [im Lager], und Karla las daraus am Schabbath vor – auf hebräisch.» Hilde fügte hinzu: «Auch bemühten wir uns, der Feiertage zu gedenken. Aus einem Brett, das wir aus einem Bett entfernten, machten wir uns einen Chanuka-Leuchter. Was uns noch das Durchhalten erleichterte, war ein Schachspiel, das wir ebenfalls aus einem solchen Brett anfertigten. Wir verzichteten auf etwas Brot und machten daraus Schachfiguren. Stundenlang konnten wir spielen, um den Verstand zu schärfen.»⁹

Die jüdischen Festtage provozierten bisweilen die Nazis zu besonders grausamen Massnahmen. Insbesondere erinnerten sich die jüdischen Orchestermitglieder an die Tage vorJom-Kippur 1943. Am 8. Oktober führten SS-Ärzte sowohl im Männer- wie im Frauenlager von Birkenau Selektionen durch und schickten mehrere Tausend jüdische Männer und Frauen in die Gaskammern.¹⁰

Von einem Kol-Israel-Interviewer befragt, ob sich Insassen in Auschwitz der Religion um der Tröstung willen zuwandten, sagte Sylvia:

Heute gibt es in der Tat Menschen, die damals Atheisten waren und fromm wurden. Ihr Argument lautet: Wenn wir gerettet wurden, ist es ein Zeichen, dass es einen Gott gibt. Ich hingegen

behaupte: Wenn es einen Gott gibt – wie konnte er dann mitansehen, dass 5'000 Kinder in einer Grube verbrannt wurden, weil für sie kein Gas mehr da war, wie konnte es dann überhaupt so etwas geben wie das Vernichtungslager Auschwitz?¹¹

Die gleichen Zweifel sollten viele andere heimsuchen. In *Die Nacht* schrieb Eli Wiesel:

358
Die Orchesterfrauen
20. Kapitel

Nie werde ich diese Nacht vergessen, die erste Nacht im Lager, die aus meinem Leben eine siebenmal verriegelte lange Nacht gemacht hat. Nie werde ich diesen Rauch vergessen. Nie werde ich die kleinen Gesichter der Kinder vergessen, deren Körper vor meinen Augen als Spiralen zum blauen Himmel aufstiegen. Nie werde ich die Flammen vergessen, die meinen Glauben für immer verzehrten. Nie werde ich das nächtliche Schweigen vergessen, das mich in alle Ewigkeit um die Lust am Leben gebracht hat. Nie werde ich die Augenblicke vergessen, die meinen Gott und meine Seele mordeten und meine Träume, die das Antlitz der Wüste annahmen. Nie werde ich das vergessen, und wenn ich dazu verurteilt wäre, so lange wie Gott zu leben. Nie.¹²

Aus dem jüdischen Philosophen Martin Buber – er selber ein Flüchtling aus Nazi-Deutschland – sprach das Echo auf die Qual der Lagerinsassen, wenn er vom Holocaust als dem «Verschwinden Gottes» sprach.

Die polnische Christin Eugenia Marchewicz sagte: «Manche von uns hatten Angst zu beten. Ich war nicht stark genug, dem Gedanken standzuhalten, dass Gott womöglich mich gehört habe, mir aber nicht zu Hilfe komme.»

Dr. Manzi schrieb über eine Selektion Mengeles im Dezember 1943, nach der Hunderte jüdischer Frauen in Block 25 geworfen wurden. Dem Wahnsinn nahe, nackt, ohne Essen und Trinken und von Leichen umgeben, wurden die Frauen dort gehalten, bis sich herausstellte, dass die Selektion ohne vorherige Bewilligung aus Berlin vorgenommen worden war. Man entliess sie dann, nur um sie aufs Neue zu selektieren, nachdem der offizielle Befehl eingegangen war. Diejenigen, die davonrannten, um dem Transport zu entkommen, wurden zu Tode geknüpelt oder erschossen.

Mitte Dezember trafen weitere 5008 Männer, Frauen und Kinder aus Theresienstadt ein, die den Überlebenden aus dem September-Transport zugewiesen wurden, welche das Birkenauer Familienlager besiedelt hatten.¹³

Die vorweihnachtliche Geschäftigkeit der Transporte und Vergasungen verringerte

sich nach dem 20. Dezember. An jenem Tag wurden 504 Deportierte eines Judentransports aus Drancy vergast. Am gleichen Tag wurden Männer aus den Quarantäneblocks im Birkenauer Männerlager einem langen Zählappell im Schneesturm ausgesetzt. Die Männer in der ersten Reihe, zu schwach, um bei Wind und Schnee in Habacht-Stellung zu verharren, wurden geschlagen. Einem Häftling wurde in den Arm geschossen, und vier Männer wurden mit Lungentzündung ins Revier gebracht.¹⁴

Weihnachten 1943 war der einzige Tag des Jahres, an dem es morgens wie abends keinen Zählappell gab. Alma hatte sich grösste Mühe mit der Einstudierung eines Weihnachtskonzerts gegeben. An der Aufführung in der Sauna nahmen Kinder aus dem jüdischen Familienlager teil, das über einige Dutzend eigener musikalischer Ensembles verfügte. Jene sangen ein Potpourri traditioneller deutscher Weihnachtslieder.

Unterbrochen wurde das Konzert von einer der in Birkenau verhasstesten und gefürchteten Frauen, «Puffmutti» Musskeller, einer Bayerin, Blockälteste der Sauna. Damals befand sie sich wegen eines Vergehens gerade in einem Strafkommando. Sie war früher Prostituierte und nun bekannt für ihr rohes und bösartiges Verhalten. Da sie andere dazu aufforderte, sie mit «Mutti» anzureden, hatte ihr das den Lager-Namen «Puffmutti» eingetragen. Musskeller, die sich beachtlich aufs Jodeln verstand, hatte schon häufig darum ersucht, in die Kapelle aufgenommen zu werden, was Alma ignoriert hatte.

Seweryna Szmaglewska beschrieb, was sich zutrug:

In der Menge der Frauen, aufgereizt von der Abwesenheit der SS-Männer, von der Musik und von ihrem eigenen Drang nach Vergessen, werden für eine Sekunde die Gestalten [des Strafkommandos] sichtbar mit rotem Kreis auf dem Rücken. Musskeller ist auch da; sie ist noch nicht begnadigt worden.

Das Orchester wird von Alma Rosé geleitet, einer brillanten Dirigentin, die hinter sich weit grössere Erfolge hat als Birkenau. Das Ensemble der Künstlerinnen, die aus ganz Europa sich zusammenfanden, beginnt mit einer traurigen Weise, einer so schwermütigen Melodie, dass bei ihren ersten Akkorden ein Zauberbann auf die Menge fällt, die so dichtgedrängt steht, dass ihre Schultern sich berühren. Musskeller in ihrem grauen Kleid mit der roten Markierung löst sich aus der Menge, kommt hinauf und stellt sich neben die Leiterin. Sie [Musskeller] ist welk geworden in den vergangenen Monaten und hat ihre Selbstsicherheit eingebüsst. Mit blut-

unterlaufenen Augen blickt sie zum Gesicht der Leiterin auf und wiegt sich zur Musik. Die Leiterin nickt, und Musskeller wirft mit ekstatischem Lächeln den Kopf zurück, breitet die Arme aus und hebt an zu singen. Ihr Gesang ist der Inbegriff des Verlangens. Es scheint, als sprengte die Macht der Einsamkeit, die die Sängerin den einfachen Worten unterlegt, die Wände: Wien, Wien, nur du allein ... Der Gesang ist allzu schneidend. Das ist kein Gesang. Es ist der Aufschrei eines Individuums, das sich gegen die Verformung seiner Seele wehrt. Die Kapelle spürt die Leidenschaft des Gesangs. Ihr Spiel wird zu einem Schrei der Verzweiflung, entrissen dem Innersten ihrer Instrumente und der Tiefe ihrer Herzen. Der Dschungel des Sehns, in der Regel vom Häftling achtsam gemieden, tut sich plötzlich auf und beginnt zu singen in vieler Kehlen Schall.¹⁵

Es gibt zahlreiche Berichte vom Spiel der Kapelle bei der Ankunft der Züge in Auschwitz-Birkenau und zu anderen Gelegenheiten, «wenn irgendetwas Schreckliches im Gange war.»¹⁶ Die Auskünfte der Überlebenden des Orchesters sind, was diese scheussliche Legende betrifft, gespalten. Etliche sagen, dass sie zu keiner Zeit unter Almas Leitung, weder an der Rampe noch sonstwo, bei Selektionen spielten, da bei Selektionen immer Blocksperrre herrschte.

Die Schlagzeugin Helga Schiessel immerhin sagt im Protokoll einer beeideten Erklärung, die im Auschwitz-Museum aufbewahrt wird, dass sie zur Ankunft von Transporten spielte.

Helena erinnerte sich an eine Nacht nach einer Selektion, als ein betrunkenen SS-Trupp eine Gruppe Musikerinnen aufrief, in einem Wachthaus nahe der Rampe zu spielen, an der Strasse, die Birkenau B1 a von B1 b trennte. Ein Grüppchen von Frauen aus dem Orchester spielte nach dieser Selektion. Helena ist nicht sicher, ob sich dies während Almas Zeit als Leiterin zutrug.

Wie widersprüchlich die Details auch sind – Margot schrieb 1979, sie vergässe nie den Morgen, an dem der Musikblock aufgefordert wurde, ein paar Sängerinnen abzustellen, die an der Rampe singen sollten. In Margots Worten: «Es war so, dass Alma ein paar Sängerinnen auswählen musste, die *Ave Maria* singen sollten.» Von den Orchester-Überlebenden entsann sich jedoch niemand, dass dieses Lied zum Repertoire gehört hätte.

Meldungen, dass eine Kapelle bei der Ankunft von Transporten spielte, konnten meh-

rere Ursprünge haben. Ein Zug mochte eingetroffen sein, als das Orchester gerade für die aus- oder einrückenden Arbeitskommandos spielte. In diesem Fall blieb der Zug allerdings so lange versiegelt, bis die Häftlingskommandos ausser Sichtweite waren. Ausserdem können Ankömmlinge durch die Bretterwände des Musikblocks hindurch gehört haben, wie die Kapelle übte, und der Block stand nur 50 Meter entfernt von dem Zaun, der das Lager von der Rampe trennte.

Liana Millu, eine Auschwitz-Überlebende, erinnerte sich, wie Mengele für die Gaskammern selektierte, als ihr heimkehrendes Arbeitskommando dem Tor entgegenmarschierte. Schon von Ferne konnte sie «den deutschen Arzt sehen, wie er im Eingang stand, neben einigen Offizieren. [...] Er hielt Notizblock und Bleistift in der Hand und beobachtete die Frauen, die vor ihm entlangdefilierten. Bisweilen rief er eine zurück, wenn sie ihm entkräftet schien. Herna [seine slowakische Sekretärin] las die eintätowierte Nummer vom linken Arm ab und schrieb sie auf ein Blatt. Eine Reihe um die andere ging voran, die Ausgesonderten verschwanden in einer Gruppe, die allmählich anwuchs. [...] Jetzt war unser Grüppchen an der Reihe und setzte sich im Rhythmus der fröhlichen Musik in Bewegung.»¹⁷ Der musikalische Hintergrund, wenn Arbeiter bei ihrer Rückkehr auf diese Art als minderwertig ausgesondert wurden, mochte zu der irri- gen Erinnerung an ein Spielen der Kapelle bei Selektionen beigetragen haben.

Tatsächlich trat, worauf Zippy hinwies, bei Selektionen im Lager Blocksperrung in Kraft. Alle Häftlinge, einschliesslich der Orchesterfrauen, hatten sich in ihre Baracken zu begeben und dort zu bleiben, bis der Prozess abgeschlossen war. Auf jeden Fall waren die Eisenbahngleise, die zu den Krematorien 11 und in führten, erst Ende April oder Anfang Mai 1944 fertig, und Almas Zeit als Dirigentin endete abrupt mit ihrem Tod am 5. April.

22. Frau Alma

Verliert nicht euren Glauben an die Schönheit, die Tiefe, die Ewigkeit des Lebens.

Auch ich blute und vertraue! MARGITA SCHWALBOVÁ¹

363

Es war eine Seltenheit, dass die SS jemanden mit dem respektvollen Wort «Frau» anredete, doch Alma hiess im Orchester wie unter den Nazi-Offizieren, die sie unterstützten, «Frau Alma», und als solche kannten sie ihre Bewunderer im Lager. Sowohl Mandel wie Hössler redeten sie mit «Frau Alma» an, wie Helena und andere bezeugt haben. Die mächtige Katya Singer vom Lagerbüro war als «Frau Singer» bekannt, und Else Schmidt, Kapo der Bekleidungskammer, als «Frau Schmidt». Doch die Verwendung von Almas Vornamen in Verbindung mit dem respektvollen «Frau» war ein einzigartiges Ehrenzeichen. Obwohl sie als jüdische Gefangene ausgewiesen war, wurde sie so mächtig wie nur irgendeine von Birkenaus «Königinnen» (wie die Kapos im Frauenlager hiessen).

Viele Überlebende haben berichtet, dass es in Auschwitz-Birkenau gefährlich war, sich zu exponieren. In jeder Gruppe war es das Beste, sich um die Mitte der Formation zu scharen, geschützt vor den Tritten und Prügeln der Wächter. Die Aufmerksamkeit der SS auf sich zu ziehen konnte Schläge oder gar den Tod bedeuten.

In solcher Umgebung bedeutete die Aufmerksamkeit, die Alma auf sich zog, ein hohes Risiko. Es waren ihre geistige Unabhängigkeit und ihr Reservoir an Stolz und Hoffnung, die es ihr erlaubten zu handeln, wo andere zauderten.

Jegliche Gunsterweise, die Alma aus Respekt gewährt wurden, drückten sich in Lebensverbesserungen für alle Häftlinge des Musikblocks aus. Und dennoch war da etwas Skandalöses in Almas offenkundig unkomplizierten Beziehungen zur SS. Wie Dr. Manzi (Margita Schwalbová) schrieb, wurde Alma im Lager-Klatsch oft geschmäht. Ihre Mithäftlinge «redeten zunächst nur still über sie; später begannen sie sie zu verleumden.»

Zofia sagte, das Lager sei überrascht gewesen, als sich herumsprach, man habe Alma in Mandels Büro gesehen: im normalen Gespräch mit der SS-Kommandantin wie zwischen zwei freien Personen. Zeugin dieser verblüf-

fenden Szene war niemand anders als die belgische Jüdin Mala Zimetbaum, eine schöne junge Frau und begabte Dolmetscherin, die im Lager als Läuferin arbeitete. Mala war eine Informationsquelle, auf die man sich verliess. Sie besuchte den Musikblock häufig und zählte zu denen, denen Alma sich anvertraute.²

Malas Bericht von Almas Tête-à-tête mit Mandel war absolut verlässlich. Helena sagt:

364

Frau Alma

21. Kapitel

Ich weiss von Mala und anderen in der Schreibstube, dass es vorkam, dass Alma zur Blockführerstube ausserhalb unseres Lagers zitiert wurde und dass Alma dort mit Mandel redete und sich dabei sogar setzen durfte. So sassen sie da und plauderten. In der Geschichte des Lagers hatte es so was noch nie gegeben. Das ist nicht zu glauben! Unglaublich!

Später, als diese Geschichte zurück nach Holland gelangte, nahm sie Züge eines Mythos an. In einem Bericht, verfasst für Almas einstigen Gastgeber und Ima van Essos künftigen Schwager Ed Spanjaard in Utrecht, erklärte Ima:

Ich war Pflegerin in Block 10 im Lager Auschwitz. Ungefähr August 1943 traf dort Alma Rosé als Patientin ein. Weil ich sie kannte, habe ich erreicht, dass sie vorspielen durfte (Geige) für Aufseherin und Lagerälteste. Diese hat sie ins Frauenlager Birkenau übersiedeln lassen, wo sie Dirigentin des Frauenorchesters wurde, aus wenigen jüdischen und meist nicht-jüdischen Mitgliedern zusammengestellt. Nebst ihrer grossen Begabung war auch ihre Mischehe hieran beteiligt. Ausserdem war sie als Mischling eingeschrieben. Dadurch hat sie bestimmt eine aussergewöhnliche, relativ gesprochen, ideale Stellung gehabt. Sie hatte ein Schlafzimmer für sich alleine, sehr wahrscheinlich auch ein Studierzimmer, prima Essen, gute Kleidung. Keine Lagerarbeit, nur die Leitung des Orchesters und für sich studieren. Öfters ist sie auch allein aufgetreten für die Lagerinsassen, aber auch für ss, zum Beispiel zu Weihnachten. Sie war auch ein paar Mal bei der Lagerleitung zu Hause eingeladen.³

Ima hatte, nachdem sie aus dem Experimentierblock ins Stammlager gekommen war, keinen Kontakt mehr zu Alma gesucht, und ihre Angaben zeigen, dass sie von Almas späterer Erfahrung in Birkenau nicht viel wusste.

Wahr ist, dass die SS-Unterstützer der Kapelle spezielle Sorge um Almas Wohl zeigten. Mandel versicherte ihr wiederholt, sie sei sicher, dass sie in Birkenau die letzte sei,

die in die Gaskammer geschickt würde. Doch diese Beschwichtigungen wogen nicht viel, denn wie Alma ihren Freundinnen sagte, konnte sie keinem Nazi trauen.

Dr. Manzi (Margita Schwalbova), die junge slowakische Ärztin im Lagerrevier, wurde Almas engste Freundin. Anderswo hätten sich ihre Lebenswege nie gekreuzt, doch in Birkenau hatten sie viel gemeinsam. Beide Frauen, Alma mit 37 und Dr. Manzi mit 26 Jahren, hatten vor ihrer Deportation nach Auschwitz schon etwas von der Welt gesehen. Als Frühankömmling in Auschwitz wurde Dr. Manzi die niedrige Nummer 2'675 eintätowiert. Obwohl sie als Jüdin vom Abschluss ihres Studiums ausgeschlossen wurde, verfügte sie über extensive medizinische Kenntnisse; Alma sah, wie viele andere, Dr. Manzi als ihre Privatärztin an. Indem sie Klugheit mit einem generösen Herzen verband, war Dr. Manzi mit der Zeit so geschickt, dass sie für leidende Häftlinge rare Medikamente oder wenigstens eine Suppe organisieren konnte. Wie Alma war sie eine jener seltenen Persönlichkeiten, die Mit-Häftlingen helfen konnte, ohne sich dabei den Zorn der SS zuzuziehen. Manchmal, nachdem sie Häftlingen Trost und Fürsorge gespendet, hatte sie zusehen müssen, wie ebendiese niedergeknüppelt, von einem SS-Hund zu Boden gerissen, im Schnellverfahren erschossen oder in die Gaskammer geschickt wurden.

Dr. Manzi war es auch, der Alma die ganze Tiefe ihrer Enttäuschungen in der Liebe enthüllte. Dreimal sei sie verraten worden, sagte sie. Sie glaube inzwischen, dass Váša Prihoda sich 1935 von ihr wegen ihres jüdischen Status, wie er nach den Nürnberger Rassengesetzen definiert war, habe scheiden lassen. Heini habe sie 1940 verlassen, als ihr Kampf als jüdische Emigrantin und der bevorstehende Krieg sein Auskommen bedrohten. Leonard habe ihr seine Liebe gestanden, aber sich nicht zum Versprechen jener Ehe durchgerungen, die sie hätte retten können. Ihre Einsamkeit sei sehr tief gewesen, sagte Dr. Manzi. Im Rückblick habe Alma das Gefühl gehabt, nur ihre Familie habe sie um ihrer selbst willen geliebt und dass es die Trennung von ihrem Vater und ihrem Bruder sei, unter der sie beständig leide. Ihr Traum sei es, mit Arnold wieder Quartett zu spielen; Kammermusik, finde sie jetzt, sei die befriedigendste aller musikalischen Gattungen. Für Dr. Manzi sandte Almas Geige immer die gleiche Botschaft aus: «Auch ich blute und vertraue.»

Wenn sie mit ihrer Freundin Erinnerungen durchging, kam Alma wieder

und wieder auf das Wien ihrer Kindheit zurück. Wie sehnte sie sich danach, noch einmal die Sommerfrischen der Familie an jenen blauen österreichischen Seen zu durchleben!

41 Jahre später, in Bratislava, sprach Dr. Manzi von jener Alma, die sie schliesslich so ins Herz geschlossen hatte. Plötzlich verstummte sie, und in ihrem Gesicht stand, dass ihre Gefühle sie zu überwältigen drohten. Sie griff in ihre Geldbörse und zog einen Plastikumschlag heraus, in dem eine Karte steckte. Es war eine Weihnachtskarte, auf der zwei Mädchen im Kostüm abgebildet waren, die vor einem geschmückten Baum tanzten. «Frohe Weihnacht» stand auf der Vorderseite. Auf die Rückseite hatte Alma mit ihrer resoluten, charakteristischen Schrift geschrieben: «Liebe Manzi/Wünscht Dir von Herzen / Deine Alma / Weihnacht 1943»

Diese sorgsam gehegte Ikone ist Dr. Manzis einziges greifbares Erinnerungsstück aus Birkenau. Janina Tollik, eine polnische Gefangene aus Tarnow, hatte die Karte speziell für Alma gemalt. Auch Janina suchte Harmonie in ihrer Kunst, um dem zu entrinnen, was Dr. Manzi «die fürchterliche Dissonanz der umgebenden Realität» nannte.⁴

Almas Freundin Hilde verglich die Orchesterleiterin mit einer Sabra, einem kaktusähnlichen Gewächs aus Israel mit einer erfrischend süssen Frucht: «Alma [...] war an der Oberfläche hart und stark wie eine Königin, im Innern aber ganz anders; aussen Stacheln und innen weiche, süsse und saftig-lindernde Frucht.»

Hilde erklärte: «Alma kam einem stur und pedantisch vor. Aber ich hatte Gelegenheit, sie etwas näher kennenzulernen. Sie war eine sehr empfindsame Frau. Sie liebte Gedichte und romantische Bücher. Es gab einen erheblichen Unterschied zwischen ihrem äusseren Verhalten und ihrem wahren Ich.»

Hilde, die Chefkopianistin im Musikblock, hatte ähnliche Interessen wie Alma, zu denen ihre Liebe zu Büchern zählte. Im Block betrachtete Alma sie als eine Art Managerin und war mit Hilde vertraulicher als mit irgendwem sonst – von Regina, ihrer persönlichen Assistentin, abgesehen. Hilde war es irgendwie gelungen, im Lager ein Exemplar von Goethes *Faust* und ein Buch mit Rilke-Gedichten zu behalten. Diese zwei Bücher waren heilige Schriften für sie und Alma, und die beiden nahmen bei ihnen ein ums andere Mal Zuflucht.

Alma unterhielt Freundinnen oft mit Erzählungen von ihren Begegnungen mit der literarischen Elite Deutschlands und Österreichs: Franz Werfel, Jakob Wassermann, Thomas Mann. Grete Glas-Larsson, die Revierkrankenschwester, erinnerte sich, dass sie und Alma schier endlos sich erzählen konnten von Wiener Schriftstellern und dem reichen künstlerischen Leben der Stadt, an dem sie beide teilgenommen hatten. Alma genoss es auch, Englisch sprechen zu können. Rosa Felix, Kitty Felix Harts Mutter, die mit Kitty im «Kanada-Block» arbeitete, freundete sich mit Alma an. Rosa war in Polen Englischlehrerin gewesen und gab Häftlingen im Block Englischunterricht. Wie Kitty sich erinnerte, «hatte sie Spass daran, mit Alma ihr Englisch aufzufrischen.»

In dem Masse, in dem Almas Reputation wuchs, wurde sie von den Extremen Birkenaus eingeholt. Einerseits repräsentierte sie für die gebildeten Häftlinge das, was an Schönheit in der Welt geblieben war. Andererseits sah eine ruchlose Lager-Elite sie als prestigeträchtige Attraktion an ihren «Höfen» an (wie man damals sagte). Alma hatte vor langem schon unter Beweis gestellt, wie willkürlich sie bei der Wahl ihrer Gefährtinnen sein konnte, und die Allianzen, die sie im Lager bildete, waren da keine Ausnahme.

Einigen Kapo-Kolleginnen verband sie sich – andere liess sie abblitzen: ein Affront, der nicht leicht verziehen wurde.

Oft war Alma «am Hofe» von Frau Schmidt⁵, Kapo der Bekleidungskammer, politische Gefangene und Sudetendeutsche, von der es hiess, sie habe bei Eduard Benes gearbeitet, der neben Thomas Masaryk als Gründer der Tschechoslowakei galt. Schmidt beaufsichtigte eine grosse Arbeitsgruppe, zu der polnische Köchinnen gehörten, die im Ruf standen, das beste Essen im Lager zu bereiten.

Da das neue Jahr 1944 seinen Anfang nahm, ohne dass die Trostlosigkeit des vergangenen sich zum Besseren wendete, wurden Almas Abwehrstrategien müde. Ihr Haar ergraute rapide. Sie suchte es zu verbergen, da sie wusste, dass es bei den Autoritäten ihre Position schwächte. «Graues Haar war eine Seltenheit in Auschwitz», sagt Zippy.

Freundinnen wie Dr. Manzi machten sich über die Eskalation von Almas ohnehin fiebrigen Aktivitäten Sorgen. Sie schwankte zwischen tiefer Depressivität und fast hysterischen Ausbrüchen von Energie, was ihr den Schlaf raubte. Zofia entsann sich, dass Alma ganze Nächte durcharbeitete. Jedermal,

wenn sie ein Ziel erreicht hatte, setzte sie sich eine neue Aufgabe. Jede Hürde, die sie überwand, brachte weitere schlaflose Nächte, mehr Bedürfnis nach Perfektionierung der Kapelle und Erweiterung ihrer Bedeutung im Lager. Mit jeder neuen Forderung, die sie an sich stellte, kamen mehr körperliche und seelische Anspannung, mehr Einsamkeit.

Dr. Manzi meinte, sie konnte förmlich sehen, wie das Lager Almas Lebensgeister auffrass. Wie Anna Pawelczynska in *Ivalue and Violence in Auschwitz* schrieb: «Die Insassin, die alles recht zu machen suchte, pflegte schliesslich von dem System, das ,schneller, schneller verlangte, aufgezehrt zu werden, während Rückzug die Insassin schwächer an Geist und körperlicher Energie zu machen drohte.» «Frau Alma», die ihr Äusserstes gab, verliessen die Kräfte.⁶

Alma und Hilde arbeiteten zusammen an der Transkription eines Liedes von reiner Sehnsucht. Sie begannen mit einer populären Melodie auf der Grundlage von Chopins Étude E-Dur op. 10/3. Heute ist das Lied nur noch selten zu hören, obwohl die Musik von unvergänglichem Zauber ist, sowohl in der originalen Klavierfassung als auch mit ihren diversen Liedstrophen. Eingespielt wurde sie unter den Titeln *Tristesse* und *So Deep in the Night* von Tino Rossi, Richard Tauber, John McCormack, Bidu Sayao, Paul Robeson und dem amerikanischen Schlagersänger Jo Stafford. In den 30er Jahren wurde eine deutsche Fassung mit einem Text von Ernst Marischka zum Schlager unter dem Titel «In mir klingt ein Lied».⁷ Almas Version, von Hilde in Israel aufbewahrt in Almas eigener Handschrift, beliess den Marischka-Titel, verwendete aber einen abweichenden Text:

In mir klingt ein Lied,
ein schönes Lied,
und durch die Seele
mir Erinnern zieht.
Mein Herz war still.
Nun erklingen wieder zarte Töne,
ruft in mir alles auf.

Leben war fern,
Und Wünsche fremd.
Mein Herz! Wie ruhig warst du, lange Zeit.
Doch nun kam nah
All mein Glück und mein Verlangen,
Tiefstes Sehnen, schlaflos Bangen.
Alles, alles lebt jetzt wieder auf.

369

Ich will doch nur
Frieden für mein Herz,
Ruhe will ich nur,
nicht denken wieder (mehr)
An ein schönes Lied.

Aus den Tagen ihrer *Wiener Walzermädeln* erinnerte sich Alma wahrscheinlich der originalen französischen Worte von F. Litvinne, veröffentlicht 1930 und möglicherweise gesungen von Yvette Guilbert (die mit Almas Ensemble auf der Bühne gestanden hatte), desgleichen der deutschen Version von 1934 mit Marischkas Text. Die französischen Verse von *Tristesse* sind von ähnlicher Schwermut.

In jeder Sprache und jeder Version ist das Lied ein bitterer Klagegesang. In Auschwitz wurde es auf deutsch zu den Worten gesungen, an die Alma sich erinnerte. Die SS beschwerte sich über seine Traurigkeit und verbot es, sofern nicht Änderungen vorgenommen würden, was Alma ablehnte. Seitdem wurde es nur noch gesungen und gespielt, wenn kein SS-Personal oder mutmassliche Spitzel zugegen waren. Für Überlebende bleibt es eine Erinnerung ans Lager, die sie verfolgt: ein Lied, das seiner Auslöschung selbst durch die allmächtige SS trotzte. Ruth Bassin, für die das Lied gleichbedeutend mit Erinnerungen an Alma war, hörte sich nahezu täglich *In mir klingt ein Lied* singen.⁸

Im Januar 1944 lockerten sich die Spannungen im Lager für kurze Zeit. Die Deutschen wurden unter Druck gesetzt von den Alliierten, deren Bomber industrielle Ziele tief im Herzen Deutschlands ins Visier nahmen. In ihrem dringenden Bedarf nach Arbeitskräften, die die Arbeiter und Soldaten ersetzen sollten, die zur Ost- und Westfront einberufen waren, kündigten Lagerbehörden an, Juden könnten sich ebenfalls besondere

Prämien von «Lagerwährung» verdienen, wenn sie ausserordentlich gute Arbeit leisteten. Auf diese Weise könnten auch sie von einem «Bonus-Plan» profitieren, der bereits im November für nichtjüdische Arbeiter in Kraft gesetzt worden war. Alma und die jüdischen Musikerinnen durchschauten die neue Milde der Nazis rasch genug, als sie die Details des von Kommandant Arthur Liebehenschel ausgegebenen Befehls vom 7. Januar 1944 erfuhren: Jüdische Frauen sollten der harten Arbeit ausserhalb des Lagers zugewiesen werden und nichtjüdische Frauen den Kommandos im Lager, wo sie vor den Unbilden des Winters eher geschützt waren. Wie auch immer – der «Bonus-Plan» verschwand rasch wieder in der Schublade.

Gegen Mitte des Monats nahmen die Transporte und Vergasungen wieder zu. Der Widerstand berichtete, dass in den ersten beiden Wochen 1944 2'661 Frauen im Frauenlager umkamen; 700 von ihnen wurden vergast. Nunmehr waren 27'000 Frauen in Birkenau inhaftiert, ein Anstieg von 10'000 gegenüber November.

Fania Fénelon kam am 22. Januar 1944 nach Birkenau, in einem Transport aus Drancy, der 1'155 Juden umfasste, von denen 864 vergast wurden. Fania und die Sängerin Claire gehörten zu einer Gruppe von 55 Frauen, die ins Lager eingewiesen wurden. Es war der zweite Transport aus Drancy binnen zweier Tage.⁹

Am 27. Januar kamen 391 Männer, 435 Frauen und 122 Kinder aus Westerbork in Holland. Von den insgesamt 948 Personen wurden 689 vergast.¹⁰ Am gleichen Tag befahl SS-Untersturmführer Hartenburger jüdischen Häftlingen, an Angehörige und Freunde in den Ghettos der von den Deutschen besetzten Gebiete zu schreiben, Gerüchte über Misshandlungen von Juden in Auschwitz trafen nicht zu.

Die kritischen Engpässe in Deutschlands Rüstungsindustrie führten zu einem Befehl (vom 22. Februar), die Zählpelle einzuschränken, die Anzahl der Arbeitsstunden am Tage zu erhöhen und Nachtarbeit einzuführen. Birkenau hatte nunmehr 24'637 Insassinnen, und die Totalbelegung von Auschwitz und den umliegenden Lagern belief sich auf 73'669 Personen.¹¹

Am 29. Februar 1944 stattete Adolf Eichmann Birkenau einen Besuch ab,¹² um sich im jüdischen Familienlager umzuschauen und Arrangements für die Ankunft von 500'000 ungarischen Juden zu besprechen, deren Deportation

und Ermordung für Mai vorgesehen war. Die Eisenbahn war zwar noch im Bau, würde aber rechtzeitig fertiggestellt werden, um ihren Zweck zu erfüllen. Dr. Manzi zufolge zerstörten die Ereignisse im Zusammenhang mit Eichmanns Visite Almas ohnehin fragiles Gleichgewicht vollkommen.

Hier hatte nun Mandel Gelegenheit, ihre Frauenkapelle vorzuführen, und ein Eichmann-Besuch im Musikblock wurde angesetzt. Alma durfte die Existenz des Orchesters nicht dadurch gefährden, dass sie ihm erlaubte, vor dem leitenden Henker des Dritten Reichs schlecht zu spielen. So begann eine hektische Aktivität.

Eichmann tauchte flüchtig im Musikblock auf, blieb nur ein paar Minuten. Offenkundig war er mit der Präsentation der Kapelle nicht unzufrieden. Zofia sagte, bald danach, «vielleicht Anfang März», an einem schönen Frühlingstag, habe man den Musikerinnen eine Extra-Ration «Lager-Kaffee» gegönnt sowie, überraschender noch, einen Spaziergang ausserhalb des Lagers unter Bewachung eines einzelnen SS-Manns. Das unerhörte Privileg eines Spaziergangs draussen hinter dem Stacheldrahtzaun, wenn auch unter bewaffneter Bewachung, blieb eine der tiefsten Erinnerungen der Musikblock-Überlebenden. Helena und Zofia glaubten, dieser Nachgeschmack einstiger und Vorgesmack künftiger Freiheit sei das Ergebnis gewesen von Almas Gesprächen mit Mandel und ihren nachdrücklichen Verweisen auf die Leiden der jungen Musikerinnen.

Ihrem Glück kaum trauend und an den ungläubigen Mienen der Häftlinge vorüber, gingen die Orchesterfrauen durchs Lagertor in die freie Natur. Dort erblickten sie, was wiederzusehen sie kaum mehr erhofft hatten: Wiesengrund und Bäche, freie Menschen, Tiere und Blumen. Kurz durften sie lachen und erfahren, dass der Winter vergangen war. Nach Zeugnis vieler Orchesterfrauen war Almas Kommando, bei allen Schrecken der Gefangenschaft in Birkenau, das Beste im Lager.

Der Zweck der Eichmannschen Visite vom Februar 1944 im Familienlager war nicht unmittelbar klar. Danuta Czech und andere haben einige Details überliefert. Bei seiner Inspektion sprach Eichmann mit Häftlingen, wobei er in einem Falle auch Miriam Edelstein anlog, die Frau eines Gemeindeältesten des Theresienstädter Ghettos, Jakob Edelstein, der die jüdische Gemeinde geleitet hatte, dabei aber weiter den Anordnungen der SS unterworfen gewesen war. Ihr Gatte sei in Deutschland wohlauf, versicherte Eich-

mann Frau Edelstein, während Edelstein de facto schon im vergangenen Dezember mit der zweiten Gruppe von Ankömmlingen aus Theresienstadt nach Auschwitz deportiert und dort in den Strafbunker in Block 11 des Stammlagers gesteckt worden war.¹³

Am 1. März 1944 sprach sich im Lager wie ein Lauffeuer herum, dass man die fast 4'000 überlebenden Häftlinge, die im September '43 aus Theresienstadt transferiert worden waren, in ein neues Lager, Heydebreck, umsiedeln werde. Am 4. März, dem Vortag des Beginns verheerender Bombenangriffe auf Berlin bei Tage durch die Amerikaner, wurden jenen «Umsiedlern» Postkarten ausgehändigt. Während der Organisierung des neuen Lagers, sagte man den Insassen, würden sie eine Zeitlang nicht schreiben können; deshalb sollten sie ihre Postkarten auf den 25., 26. oder 27. März vordatieren.

Am 6. März belauschte Katya Singer im Lagerbüro ein SS-Telephongespräch mit Berlin. Es war offenkundig, dass die Insassen des Familienlagers zur «Sonderbehandlung» vorgesehen waren: d.h., alle sollten liquidiert werden, angefangen bei den September-Deportierten. So klärte sich schliesslich Eichmanns Besuch im Lager auf.

Die Nachricht verbreitete sich in Windeseile. Eine Gruppe Häftlinge sprach davon, die Baracken niederzubrennen, die die tschechischen Familien seit September bewohnten; und der Lager-Widerstand hielt geheime Sitzungen ab auf der Suche nach Hilfe für die Menschen des «Familienlagers» – doch alle Pläne wurden am Ende fallengelassen.

Am folgenden Tag wurde das Lager gegenüber vom Musikblock auf der anderen Seite der Geleise geräumt und seine Insassen en masse in die Quarantäneblocks des Birkenauer Männerlagers getrieben. Am 8. März 1944 nahm sich der Jugendführer Fredy Hirsch das Leben, um nicht widerstandslos mit ansehen zu müssen, wie Frauen und Kinder ermordet wurden.

Die Atmosphäre Birkenaus war hochgradig geladen, als am Abend des nämlichen Tages, am 8. März, Blocksperrre angeordnet wurde. Die Lagerstrassen von den Männer-Quarantäneblocks zu den Krematorien wurden von bewaffneter SS mit Maschinengewehren gesäumt. Die ganze Nacht hindurch wurden die 3'791 jüdischen Männer, Frauen und Kinder des September-Transports, die die Entbehrungen Theresienstadts und des Auschwitzer Familienlagers überlebt hatten, schichtweise per Lastwagen zu den Gaskammern gebracht und getötet. 35 blieben verschont – davon elf Zwillings-

paare, die Mengele für medizinische Experimente brauchte, und 13 Ärzte und Krankenschwestern, die zur Arbeit anderswo im Lager eingesetzt wurden. Der Versand der Postkarten begann, wie geplant, am 25. März.

Für eine Weile lebten die Dezember-Deportierten im Familienlager weiter, bis auch sie, mit Deportierten aus Theresienstadt in neun weiteren Transporten, dazu bestimmt wurden, in Auschwitz zu sterben. Von den späteren Transporten wurden nur etwa zehn Prozent zur Arbeit selektiert und nicht sofort vergast. Nach einer zweiten Massenvergasung im Juli 1944 hörte das Familienlager auf zu existieren. Bis Kriegsende waren annähernd 90'000 Häftlinge aus Theresienstadt nach Auschwitz deportiert worden, von denen etwa 3'000 überlebten.¹⁴ Von den beinahe 7'000 Kindern unter 15, die das Theresienstädter Ghetto durchleiden mussten, wurden 6'300 im Osten ermordet.¹⁵

Im März 1944 wurden die Akten der Politischen Abteilung die mit «s B» für «Sonderbehandlung» oder «GU» für «Gesondert untergebracht» gekennzeichnet waren, nach Birkenau geschafft und verbrannt, um alle Spuren zu verwischen.

«Im Krematorium [1V] tritt eine junge Frau aus der Mitte der Verurteilten vor und sagt, zu den SS-Männern gewandt, dass alle hier Anwesenden sich klar darüber seien, dass sie gleich in den berühmten Auschwitzer Gaskammern sterben und im Krematorium verbrannt werden würden, aber dass die Zeiten, in denen diese Verbrechen im geheimen begangen würden, vorbei seien. Heute wisse die ganze Welt, was in Auschwitz vor sich gehe, und für jeden, der hier ermordet werde, würden die Deutschen bezahlen müssen. Zum Schluss sagt sie, dass sie von dieser Welt in der Überzeugung scheidet, dass das Ende dieser Verbrechen nicht mehr weit sei. Beim Betreten des Krematoriums singen die Verurteilten ‚Noch ist Polen nicht verloren‘ und ‚Auf die Barrikaden‘.»¹⁶

22. Almas Tod

Nein, Alma konnte man nicht fesseln, sie glich mit den Schwingen ihrer Gefühle dem Flug eines Vogels und mit ihrem Denken einem naiven Kind. Sie glaubte immer daran, dass sie das Lager überleben würde.

MARGITA SCHWALBOVÁ¹

Sonntag, den 2. April 1944 dirigierte und spielte Alma in einem Nachmittagskonzert. Es gab Lob von allen Seiten, und Alma sagte den Orchesterfrauen, sie sei stolz auf ihre Leistung.

Später am Tage wurde Alma zum SS-Büro gerufen. In bester Stimmung kehrte sie zum Musikblock zurück. Sowohl Regina wie Fania sagten, Alma habe ihnen begeistert anvertraut, dass sie aus dem Lager entlassen werde, um auswärts zu musizieren. Laut Fania sagte sie, sie werde für die «Soldaten der Wehrmacht» spielen – nach Regina sollte sie im Opernhaus von Katowice (Kattowitz) spielen «und nicht für deutsche Truppen».

Fania schrieb, sie habe Bestürzung und Abscheu gegenüber Almas Bereitschaft geäußert, zur Unterhaltung deutscher Soldaten zu spielen, «Werkzeug des Nazismus, des Rassenhas-ses.»² Alma gab angeblich zurück, dass zumindest Frau Schmidt, eine wahre Freundin, sich über ihr Glück freue. Viele Überlebende der Kapelle haben Fantias Bericht in Zweifel gezogen, denn, wie Zofia Cykowiak mitteilte: «Fania und Alma standen nicht auf so vertrautem Fusse. [...] Tatsächlich waren, ihrer musikalischen Begabung zum Trotz, Fantias rastloser Ehrgeiz und ihre Pläne oft überkreuz mit Alma. Kein Zweifel, Alma achtete Fania um ihrer musikalischen Professionalität wegen, aber als Vertraute kann ich sie mir nicht vorstellen.»

Die Frauen in der Schreibstube, eine Belegschaft von 35 (gemäss der Lagerbüro-Überlebenden Zippy, Wanda Marossányi und Anna Polarczyk-Schiller),³ blieben überzeugt, dass solch eine Häftlingsentlassung unmöglich gewesen wäre. «Die Gestapo hätte das nie zugelassen», sagte Zippy. Zahlreiche Versuche, die hochangesehene Büroleiterin Katya Singer zu entlassen, wurden abgelehnt. Wanda fügte hinzu, dass Alma selbst dann, wenn sie ausserhalb des Lagers hätte spielen dürfen, weiterhin administrativ zum Lager «gehört» hätte.

Am Abend verliess Alma den Musikblock, um in der «Bekleidungskammer» einer Geburts-

tagsfeier für Frau Schmidt beizuwohnen. Von den folgenden Ereignissen liegen etliche Versionen vor.

Rachela bezeugte: «Ich sah Alma von jenem Abendessen heimkehren. Im Vorbeigehen bat sie Regina, ihr zu folgen. Einige Minuten später kam Regina zurück und bat Flora, das holländische Mädchen, das mit Hilde und Regina und Dr. Manzi zu denen gehörte, die Alma am nächsten standen, hineinzugehen. Flora ging hinein, und als sie wieder rauskam, sagte sie uns, Alma gehe es sehr schlecht.» Regina sagte, Czajkowska habe sie dann aus Almas Zimmer gewiesen.

Im Sommer 1946, als die Erinnerungen noch frisch waren, erzählte Flora ihrer Landsmännin Marije Staercke von den letzten Tagen Almas. Marije Staercke berichtete in einem Brief an Alfred Rosé vom 29. August:

Alma war bei einer Party bei Frau Schmidt (Aufseherin der Bekleidungskammer) gewesen und fühlte sich krank, als sie nach dem Imbiss nach Hause kam. Sie klagte darüber, dass sie schreckliche Kopfschmerzen habe und ihr schwindelig sei, und sie fragte sich, ob sie etwas Unrechtes gegessen habe oder ob etwas mit ihren Drinks nicht in Ordnung gewesen sei. Nach sehr kurzer Zeit bekam sie starken Schüttelfrost und musste sich mehrmals übergeben. Zu diesem Zeitpunkt hatten dieses Mädchen [Flora] und einige andere Alma in ihrem Zimmer zu Bett gebracht und riefen nach einem Arzt, da sie sehr hohes Fieber bekam und delirierte. Immer wieder sagte sie: «Die Russen kommen, uns zu befreien, die Russen kommen!» Etwas, das sie sehr oft gesagt hatte, wenn sie mit ihren Freundinnen über die Zukunft gesprochen hatte, da sie beinahe ganz sicher gewesen war, dass sie auf diese Weise gerettet werden würden.⁴

Fania schrieb in ihrem Buch, Regina habe sie geweckt und ihr gesagt, Alma sei übel und wolle sie sehen. Fania war seit dem vorausgegangenen Nachmittag wegen Almas Begeisterung für das SS-Angebot nicht gut auf diese zu sprechen und ärgerte sich, aus dem Bett gescheucht zu werden. Sie betrat Almas Kämmerchen.

Alma hatte erbrochen. Sie fasste sich an den Kopf und hatte Brustschmerzen. Kaum imstande, sich verständlich zu machen, sagte sie, sie komme womöglich doch nicht aus dem Lager heraus.⁵

Anita bezweifelte, dass Fania gerufen wurde: «Wenn Alma jemanden hätte rufen lassen, wäre es nicht Fania gewesen.»⁶

Mandel wurde geholt und kam mit einem SS-Arzt. Er untersuchte Alma und forderte Krankenträger an, die Alma auf einer Tragbahre ins Revier bringen sollten. Auf besondere Anordnung Mandels sollte die Orchesterleiterin ein Privatzimmer und ein komplett bezogenes Bett bekommen. Das einzige Zimmer, das diesen Anweisungen entsprach, war das der Blockältesten Orli Reichert, die ihr Zimmer sofort räumte.⁷ Es war erstaunlich, dass einer Gefangenen, die als Jüdin ins Lager gekommen war, solche Aufmerksamkeit zuteil wurde im Krankenblock 4.

Ausserhalb des Reviers machten wilde Gerüchte die Runde. Margita Schwalbová vernahm, man habe Alma ins Revier gebracht. Nach dem nächtlichen Zählappell lief sie zu ihrer Freundin ans Bett. Alma hatte blaue Flecke und 39,4° Fieber.⁸

Dr. Manzis Fragen galten zuerst dem Abendessen bei Frau Schmidt. Zuerst sagte Alma, sie habe nichts Ungewöhnliches zu sich genommen. Auf beharrliches Fragen gab sie zu, auf Druck von anderen auf dem Fest (zu denen einige SS-Leute zählten) etwas Wodka getrunken zu haben. Dr. Manzi schalt Alma, die ihr einmal gesagt hatte, sie verträge keinen Alkohol.

Im Übrigen war der Alkohol im Lager fast immer Methylalkohol. Die Ärzte gaben Anordnung, Alma den Magen auszupumpen. Das berichtete auch Marije Staercke in ihrem Brief an Alfred Rosé:

[...] Ich habe mit dem Mädchen telefoniert, das sie dort gepflegt hat. Sie ist auch Holländerin und lebt jetzt in Amsterdam. Dieses Mädchen erzählte mir, dass man ihr im Hospital den Magen ausgepumpt habe, weil man zunächst dachte, es bestünde die Möglichkeit einer Vergiftung.⁹

Nach Deutung Zippys und ihres Gatten Dr. Tichauer wussten sowohl Alma wie Frau Schmidt, zu ihrer Zeit schon erfahrene Kz-Bewohner, viel zu gut Bescheid im Lager, um zum arglosen Opfer gepanschten Alkohols bzw. tödlichen Methylalkohols zu werden. Schmidt hatte seit den Anfangstagen von Auschwitz überlebt, und Alma war schon seit fast neun Monaten im Lager, was deutlich mehr war als die durchschnittliche Lebenserwartung von Lagerinsassen, gleich ob Juden oder Nichtjuden. Diese vorsichtigen und beherrschten Frauen hätten keinen Drink angenommen ohne Wissen um seine Herkunft und was genau er enthielt.

Gegen Mittag des folgenden Tages – Montag, 3. April 1944 – war Almas Fieber geschwunden und ihre Temperatur unter normal gesunken. Die Medizinerinnen des Reviers, unter Leitung der jüdisch-slowakischen Ärztin Ena Weiss (später Dr. Ena Weiss Hronsky)¹⁰ äusserten den Verdacht auf Enzephalitis und notierten Symptome einer Hirnhautentzündung. Sechs oder sieben inhaftierte Ärztinnen einschliesslich Medizinalassistentinnen widmeten sich Almas Pflege. Dr. Manzi hielt weiterhin Wache und meldete eine wachsende Zahl von Blutergüssen.

Lager-Autoritäten sorgten sich, Almas Leiden könnte den Ausbruch einer neuen Epidemie ankündigen, die das Häftlingsarbeitspotential schwächen und eine Gesundheitsbedrohung für die SS selbst darstellen würde.

Überdies würde das erneute Auftreten einer Seuche strikte Massnahmen erfordern, um die Gesundheitsbehörden in Krakau und Auschwitz zufriedenzustellen.

Als am Montag Alma weder beim Aus- noch beim Einmarsch der Insassen auf ihrem gewohnten Posten war, löste dies eine Kette von Spekulationen aus. Am späten Abend schon jagten sich die widersprüchlichsten Meldungen im ganzen Lager.

Das Rätsel vertiefte sich noch, als durchsickerte, Frau Schmidt aus der Bekleidungskammer sei verschwunden. Tatsächlich war sie in einen anderen Bereich des Reviers, mit ähnlichen Symptomen wie Alma, eingewiesen worden. Hatte das Geburtstagsessen beide Frauen vergiftet? Man munkelte, andere Gäste der Feier seien ebenfalls erkrankt. Da die «Bekleidungskammer-Küche» Essen lieferte, das aus SS-Vorräten organisiert war, war dies für die SS umso bedrohlicher.

Dr. Manzi blieb ihr zur Seite, hielt Almas Hände. «Alma, bald wirst du wieder gesund sein, du musst um deiner Musik willen gesund werden!» bat sie eindringlich.¹¹ Alma konnte nicht reden, schien aber Dr. Manzis Gegenwart als Trost zu empfinden.

Das Aufsehen, das Almas Erkrankung erregte, kann an der Tatsache ermessen werden, dass am folgenden Tag, dem 4. April 1944, SS-Arzt Josef Mengele zur Konsultation von Almas Fall kam. Mengele tauchte sonst im Revier des Frauenlagers nur auf, wenn die SS-Ärzte Werner Rohde oder Hans Wilhelm König ihn um Rat baten.

Almas dunkle Augen blickten nun starr geradeaus, als wäre sie paralysiert; die Lider

bewegten sich nicht, und ihr kurzsichtiges Blinzeln war verschwunden. Sie glitt von einer Bewusstlosigkeit in die nächste. Mengele ordnete eine Lumbalpunktion an. Dr. Manzi, die bei der Prozedur assistierte, bemerkte, dass Almas Rückenmarksflüssigkeit klar war, was darauf hinzudeuten schien, dass sie keine Meningitis hatte. Mengele selbst unterschrieb das Formular, das um eine Laboranalyse von Almas Rückenmarksflüssigkeit einschliesslich Tests auf Meningitis und Pneumonie ersuchte.¹²

Über die zunächst vermutete Todesursache informierte Marije Staercke Alfred Rosé in ihrem Brief von 1946 und versuchte, ihn zu trösten:

379

Die wahrscheinliche Diagnose war wohl Streptokokken-Meningitis, da sie ihr Mengen von Ibazol gaben und auch ein Herz-Stimulanz. Sie waren nicht sicher, ob es etwas Ansteckendes sei, es war im Gespräch, dass man die ganzen Krankenbaracken ausräuchern müsse nach ihrem Tode, und tatsächlich wurde ihre Bettwäsche verbrannt. Das Mädchen, das sie pflegte, sagte, dass sie eine Genickstarre hatte, was zu der Diagnose passt – und dass in diesem Falle alles für sie getan wurde.¹³

Dr. Tichauer, der sein Wissen über die medizinischen Gepflogenheiten in Auschwitz aus erster Hand hatte, fragte sich, ob Mengeles Ersuchen um Labortests womöglich eine Anordnung war, irgendeine Standarddiagnose anzugeben ohne Rücksicht auf die Fakten. Es war allgemein bekannt, dass die Totenscheine aus den Nazilagern sich nach einer vorgeschriebenen Liste von Krankheiten richteten, um die wahren Gründe für den Tod eines Häftlings zu verschleiern. Wie Dr. Lingens-Reiner bezeugte: «Das Revier-Büro hatte fünf Modell-Meldungen, die als Todesursache Pneumonie, akutes Herzversagen, allgemeine Körperschwäche, Grippe oder Darmkrankheit angaben. Die Formulierung lautete stets: «Patient/in erkrankte an ... Trotz sorgfältiger Pflege und angemessener Behandlung mit Medikamenten verschied er/sie am ... [Datum].» Diese Praxis war so zur Routine geworden, dass es dem Laborpersonal einigen Mut abverlangt hätte, Befunde zu erstellen, die von den Standardergebnissen abwichen.

Auch hier blieben die Fakten im Zwielficht. Wenn Mengele argwöhnte, Alma habe Meningitis, widerlegte der Laborbefund seinen Verdacht: Die Analyse der Rückenmarksflüssigkeit erbrachte nichts Ungewöhnliches. Almas Leukozyten-Zahl war hoch, aber Bakterien konnten

nicht nachgewiesen werden. Tests auf andere Infektionen erbrachten nur den Vermerk «steril». Doch Almas Reflexe waren erloschen. Es war der 4. April 1944, ein Datum, das die Orchesterfrauen nie vergessen würden.

Dr. Manzi blieb bis in die Nacht bei Alma, hielt ihr die Hand und suchte sie mit Fragen bei Bewusstsein zu halten. Sie schrieb: «Wo irrtest du umher, Alma, in dieser Nacht, in welcher Ferne suchtest du deine Reinheit, welchen Weg schlugst du ein zu deiner Harmonie?»¹⁴ Nur noch flüchtig lösten Dr. Manzis Worte eine Reaktion aus.

Die Nacht über nahmen Almas Krämpfe zu. Die Ärzte arbeiteten fieberhaft, aber vergeblich. Am Mittwoch, dem 5. April 1944, vor Morgengrauen, hörte ihr Herz auf zu schlagen.

Tränenüberströmt floh Dr. Manzi aus dem Revier. Gewöhnt an den Tod im Frauenrevier, konnte sie dennoch nicht fassen, dass Alma für immer fortgegangen sein sollte.

Grete Glas-Larsson, Almas Wiener Freundin im Revier, ging an ihr Totenbett, hielt den leblosen Körper und weinte. Grete war in Hochachtung vor dem Namen Rosé aufgewachsen. Als Alma starb, gelobte Grete, dass jene nicht «einfach irgendeine Tote» werden solle, nackt und wie Klatferholz der Leichenkarre harrend, die sie zum Krematorium bringen würde. «Das ist doch Alma Rosé!» weinte sie. «Die darf nicht nackt daliegen wie die andern Häftlinge. Man muss sie doch zudecken!»

Maria Mandel, die Alma durchaus zugetan war, trauerte unverhohlen. Am Tage ihres Todes kam Mandel in den Musikblock und verkündete, die Orchesterfrauen dürften das Revier besuchen, um von ihrer Leiterin Abschied zu nehmen. Diese Geste war in Birkenau ohne Präzedenz. Fania schrieb, alle Orchestermitglieder seien hingegangen, auch wenn de facto Hilde nicht mitkam.

Zu ihrer Überraschung fanden sie in Block 4 Almas Leichnam auf ein weisses Tuch gelegt, auf einer Art Katafalk, der, draussen vor dem Untersuchungszimmer, aus zwei Stühlen gebildet worden war; man hatte Alma angekleidet und im Tode respektvoll aufgebettet. Alle Orchester-Überlebenden waren sich einig, dass Fénelons Version der Ereignisse nach Almas Tod und die Todesszene im Film *Playing for Time* (der auf Fania Fénelons Buch beruht) den Realitäten von Birkenau hohnspricht.¹⁵ Der Film zeigte in kitschiger Manier, wie Mengele Alma ihre Geige auf die Brust bettet.

Etliche SS-Leute defilierten an Almas Bahre vorbei, um ihr Achtung zu erweisen,

sagte Zofia; doch manche Orchesterfrauen hatten das Gefühl, jene kämen eher, um ihre Neugier zu befriedigen, als um zu trauern.

Ima van Esso erklärte im November 1945: «Nach ihrem Tode ist sie aufgebahrt gewesen mit Kränzen und Kerzen. Ich kann sagen, dass diese merkwürdige Ehre nie vorher oder seitdem einem andern im Lager zuteilgeworden ist.»¹⁶ Dass ein Kranz oder anderes Grün vor Almas Leichnam abgelegt wurde, bestritt Zippy. Sie sagte, dass selbst dies in Auschwitz schwierig gewesen wäre, da der Boden zwischen staubigem Sand, lehmigem Morast und froststarrer Einöde wechselte. Ewa, Sängerin und Notenwart, erinnerte sich, einige der Mädchen hätten ein paar Halme von erstem Frühlingsgrün nahe den Barackenwänden wo sonst niemand hintrat, finden können. Damit ehrten die Angehörigen der Kapelle ihre Leiterin. Für jede von ihnen hatte sie etwas anderes bedeutet. Für viele hatte sie eine Zuflucht errichtet vor dem Terror und die Hoffnung auf Überleben genährt.

Regina schrieb: Almas Tod «war ein grosser Schock für mich, nachdem ich schon meine ganze Familie in Auschwitz verloren hatte.»

Hilde, allein im Musikblock, suchte Trost in Almas Zimmer. Dort fand sie ein Notizbuch, eine gehegte Reliquie, die sie in Israel bis heute aufbewahrt. Auf seinen Seiten finden sich, neben anderen Notizen, der Name von Leonard Jongkees und die verbotenen Verse zur Chopin-Étude in E-Dur, «In mir klingt ein Lied». In Tränen und aus einer Art Trotz sang Hilde die klagenden Worte: Almas Lied vom ewigen Sehnen.

Zumindest anfangs wurde Almas Leichnam im Revier einzigartig behandelt. Zofia bemerkte dazu, niemand habe sich entsinnen können, dass die Leiche eines Insassen je mit solchem Respekt behandelt worden sei: «Alma angekleidet, die Hände auf der Brust gefaltet!» Zofia erklärte überdies (und andere haben es wiederholt), dass auf Befehl von Kommandant Hössler Almas Leichnam separat zum Krematorium gebracht und verbrannt werden sollte, statt zusammen mit den Toten vom Tage auf einen Leichenwagen geladen und einer Masseneinäscherung übergeben zu werden.

Zippy berichtete es anders. Wie sie sagte, ging Almas Leichnam nicht direkt bzw. separat zum Krematorium. Wegen der Probleme für die öffentliche Gesundheit, die ihre Krankheit und ihr Tod aufwarfen, liess die SS ihre sterblichen Überreste ins Stammlager zu einer Autopsie bringen. Am Tag nach ihrem Tod wurden Gewebeproben aus Hirn

und Darm entnommen; dann wurde ihr Leichnam zum Revier zurückgebracht, «dem Alma jetzt verwaltungsmässig zugehörte.» Mit eigenen Augen, sagte Zippy, habe sie Almas Leichnam draussen vor dem Revier auf dem Totenkarren gesehen. «Sie war nackt. Ihre Augen waren eingesunken. Ihr Abdomen war infolge der Autopsie mit groben Stichen vernäht.»

Für diese Berichte, dass nach dem Abschiednehmen im Revier eine Obduktion vorgenommen worden sei, haben Forschungen weder in Auschwitz noch in den Archiven der Krakauer Jagiellonski-Universität offizielle Belege finden können.¹⁷ Doch zumindest drei mündliche Berichte über eine Autopsie haben überlebt. Einer kommt von Ima van Esso Spanjaard, die nach dem Krieg in Holland von Ed Spanjaard befragt wurde.¹⁸

Dr. Tichauer sah Almas Fall im Licht der pedantischen Autopsiepolitik der SS. Wenn jemand ausserhalb der approbierten «Forschungs-Programme» auf dem op-Tisch starb, pflegte eine Autopsie angeordnet zu werden. Aber Alma war nicht «unterm Messer» gestorben. Wäre sie ermordet worden, hätten die Behörden dies zu verifizieren getrachtet: Aber auch dies war ja nicht der Fall.

Dr. Tichauer argwöhnt, dass die SS ihren eigenen Anteil an Almas Fall vertuschen wollte. Wenn epidemische Meningitis oder verdorbenes Essen zu vermuten waren, dann ging der Tod SS und Zivilbehörden ebenso an wie die Häftlinge. Die Symptome von Meningitis und Nahrungsmittelvergiftung seien ähnlich, sagte Dr. Tichauer, da beide das zentrale Nervensystem angreifen. Nachdem sich Almas Rückenmarksflüssigkeit als klar erwiesen hatte, war das einzige Mittel zur Feststellung der Todesursache ein Labortest des Essens, das sie zu sich genommen, und eine Untersuchung ihres Hirngewebes.

Dr. Władysław Fejkiel, ein Arzt, der 1944 in Block 20 des Stammlagers tätig war, glaubte nicht, dass eine Leichenöffnung vorgenommen wurde. Die Lagerbüro-Überlebende Wanda Marossány, die das Faktum einer Autopsie zu bestätigen suchte, kontaktierte Dr. Fejkiel 1985.¹⁹ Wäre Almas Leichnam in Block 20 gewesen, dann, so sagte er, hätten er und viele andere davon gewusst, da sich die Nachricht sofort verbreitet hätte. Der Arzt erläuterte, dass eine so detaillierte Autopsie nur im Stammlager hätte gemacht werden können, da die Gerätschaften in Birkenaus Revier hierfür viel zu primitiv gewesen seien.

Die Plötzlichkeit von Almas Tod löste eine ganze Phalanx z.T. aberwitziger Theorien

aus. Man vermutete Typhus, obwohl das Lager offiziell als typhusfrei galt. Man munkelte von Gift. Eine Geschichte porträtierte Frau Schmidt als Mitverschwörerin in einem SS-Komplott, sich Mandels Liebling zu entledigen. Die Orchestermusikerin Lily Assael spekulierte, die ersten Ungarn, die Ende März nach Auschwitz gekommen waren, hätten vergifteten Wein mit ins Lager gebracht, im Wissen darum, dass die SS sich ihre Habe aneignen werde.

Dr. Lingens-Reiner erwähnte noch eine weitere Spekulation: dass «Puffmutti» Musskeller in ihrem Groll auf Alma die Orchesterleiterin an die SS denunzierte, die dann ihren Tod befahl. Dr. Lingens-Reiner indes bezeichnete diese Verschwörungstheorien als «blödsinnig»: «Hätte die SS Alma loswerden wollen, hätte sie ihr lediglich – unter irgendeinem Vorwand – sagen müssen, sie solle sich bei der Kapo der Strafkompagnie melden, die sie mit irgendeinem der vielen vorhandenen Tötungsmittel hätte umbringen können. Sie wäre dann einfach verschwunden.»

Dr. Manzi entsann sich, wie hoffnungslos Alma nach der Ermordung der fast 4'000 Insassen des Familienlagers gewesen war, und sagte, dass von jenem Moment an Alma keinen Lebenswillen mehr gehabt habe. Danach habe sie oft vom Trost des Freitods gesprochen. Wenn auf Freiheit nicht zu hoffen sei, wie sie zu sagen pflegte, sei Suizid das Mittel, der SS die Suppe zu versalzen. Viele konnten sich kaum vorstellen, dass diese aufrechte Frau sich einem Schicksal beugen würde, das sie nicht selbst in der Hand hielt.

Am Ende wies alles darauf hin, dass Botulismus die Ursache von Almas Tod war: eine Theorie, die zu erhärten es über 40 Jahre brauchte. Botulismus-Erreger produzieren ein Neurotoxin, das Hirn und Nervensystem affiziert – was den Anfangsverdacht der Ärzte erklären würde, dass Alma an Enzephalitis oder Meningitis litt, einer Entzündung der Hirnhaut oder des Rückenmarks.

Dr. Lingens-Reiner, Dr. Tichauer und andere Auschwitz-Überlebende mit medizinischen Kenntnissen glaubten, dass Botulismuserreger sich in verdorbenem Essen aus allen erdenklichen Quellen befunden haben könnten, einschliesslich der Blutwurst in der regulären Lagerverpflegung sowie in irgendwelchem verdorbenem Essen, das auf Frau Schmidts Party verzehrt wurde. Frau Schmidt hatte in der Tat eine Delikatess-Konserve aufgetragen, die Alma besonders mochte. Manche sagen, es sei Fisch gewesen, andere,

wie Dr. Lingens-Reiner, eine besondere Wurstsorte, die Alma angeboten wurde. Frau Schmidt nahm nur ein paar Bissen zu sich, aber Alma ass eine grössere Portion.

Wie einige Überlebende sagten, hielt die ss ihre eigenen Untersuchungen ab, sobald im Gemunkel nach Almas Tod von «gepanschem Alkohol» die Rede war, der aus dem Lager offiziell verbannt war. Ein SS-Arzt, der in Auschwitz-Birkenau Autopsien vornahm, Hans Münch aus München, kommentierte Almas Tod in einem vier Jahrzehnte später geschriebenen, persönlichen Brief. Die alternativen Diagnosen Flecktyphus, Meningitis und Lebensmittelvergiftung abwägend, schrieb er:

Man darf annehmen, dass Madame Rosé in besseren Verhältnissen lebte als ein normaler Häftling. Als privilegierte Person hatte sie Zugang zu besserer Verpflegung, zumal aus «Kanada», und dazu gehörten auch die heissbegehrten Nahrungsmittel-Konserven (die immer ein potentieller Nährboden für Botulismus-Erreger sind).²⁰

Dr. Jaab Spanjaard aus Holland, dessen Vermählung mit Ima van Esso nach der Befreiung der Nazi-Lager seine vielfachen Bande mit Alma komplettierte, hielt über etliche Jahre an der Typhus-Theorie fest, stimmte aber schliesslich zu, dass Botulismus die wahrscheinlichste Ursache von Almas Tod sei.²¹

Genesung vom Botulismus ist langwierig, verursacht oft anhaltende Probleme mit Augen und Gehör und verlangt monatelange medizinische Rehabilitation. Tatsächlich waren Frau Schmidt und mehrere Gäste ihrer Geburtstagsfeier über etliche Wochen nach Almas Tod ernstlich krank.

Als der Film *Playing for Time* im Fernsehen gezeigt wurde, sah sich Helen («Zippy») Tichauer veranlasst, in Leserbriefen an die *Jewish Week* und den *American Examiner* gegen den Film zu protestieren, der die sudetendeutsche Gefangene Schmidt als SS-Frau und das Orchester als Lumpenkapelle geschildert sowie weitere Fakten dramatisch verfälscht hatte. Wie Zippy betonte, war «Frau Schmidt eine politische Gefangene, nicht eine SS-Frau. Sie nahm dasselbe zu sich, was Alma Rosé vergiftet hat, und wurde ebenso krank wie Alma, sprach aber auf die Akutbehandlung besser an.»

Frau Schmidt überlebte Birkenau. Eine andere Überlebende gestand, sie habe kurz nach dem Krieg Frau Schmidt in einem Prager Restaurant erkannt.

Die Überlebende habe ihre einstige Kapo ins Vestibül gebeten und sie dort mit einem Faustschlag begrüsst. «Ich sagte ihr, dies sei zur Vergeltung für die Schmähungen und Schläge, die ich von ihr in Birkenau empfangen habe.»

Eugenia Marchiewicz erinnerte sich, wie sich die Nachricht von Almas Ableben in Windeiseile im Frauenlager verbreitete. «Als Alma starb, sagten manche, es tue ihnen leid, dass sie tot sei; manche sagten, es tue ihnen leid, dass ‚nicht ich es bin, die tot ist‘.» Selbst Esther Loewy Bejarano, ein Orchestermitglied, das schon vor etlichen Monaten nach Ravensbrück verlegt worden war, hörte von Almas Sterben und den verschiedenen Versionen ihres Todes.

War dies nun das Ende der Kapelle, mit deren Aufbau sich Czajkowska und Alma solche Mühe gegeben hatten? Was würde nun aus den Musikerinnen werden?

Eines Tages besuchte SS-Lagerkommandant Kramer den Block und kündigte ohne viel Federlesens an, dass Sonya Winogradowa, eine ukrainische Pianistin, die neue Orchesterleiterin sei.

Flora beschrieb im Rückblick noch einmal Almas Bedeutung für die Orchestermitglieder:

Nach Almas Tod waren wir nicht so gut dran. Sie hatte so viele Leute vor der Gaskammer bewahrt, indem sie ihnen bei uns Arbeit gab und sie für unverzichtbar erklärte, selbst dann, wenn sie nicht bei uns im Musikblock lebten. Alma hatte immer wieder um bessere Verhältnisse für uns gekämpft auf jede mögliche Weise und dabei immer Erfolg gehabt.

Sonya war ausserstande, Almas musikalische Disziplin und die Qualität ihres Musizierens aufrecht zu halten. Die Sonntagskonzerte wurden eingestellt, die Kapelle spielte nur noch Märsche für die ein- oder ausrückenden Arbeitskolonnen. Die einstige Gefangene Guiliana Tedeschi schilderte die neue Dirigentin als «russische Blondine, die Rhythmus und Taktschlag übersetzte in hysterische Gebärden.»²² Was zum Unbehagen der Musikerinnen beitrug, war, dass die SS die Autorität der Dirigentin beschnitt und die Frauen zu «nützlicher Arbeit» befahl, zu welcher, neben ihren Orchesterpflichten, von jetzt an «Stricken und Nähen» gehörte.

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten an der Küste der Normandie. Mitte Juli endeten die Deportationen nach Auschwitz, nachdem noch 438'000 Juden in nur zwei Monaten ins Lager

(= 7'300 pro Tag 24/7)

geschickt worden waren. Im Sommer und Herbst 1944, während die Alliierten im Westen vorrückten und sowjetische Truppen im Osten gegen Auschwitz und die Ostsee vormarschierten, begannen die Deutschen, überlebende jüdische Insassen in KZs zu verlegen, die auf deutschem Reichsgebiet lagen.

Ende Oktober 1944 wurden die jüdischen Orchester-Frauen im Viehwagen nach Bergen-Belsen verbracht, während das nichtjüdische Personal des Musikblocks ins Stammlager transferiert wurde. De facto hörte damit die Kapelle auf zu existieren, obwohl die SS versuchte, ein Musikensemble aus den Musikerinnen zu rekrutieren, die im Stammlager blieben.

Auf Befehl von Berlin stellten die Gaskammern im November 1944 ihre Arbeit ein, und die Deutschen begannen, die Werkzeuge dieser «Errungenschaft» des Dritten Reichs zu demontieren, indem sie die Krematorien abrisen und jeden Beweis für Vergasungen zu verschleiern suchten.

Anfang Januar 1945 waren noch 65'000 Häftlinge im Lager. Mitte des Monats wurden etwa 58'000 von ihnen auf Todesmärschen nach Westen getrieben. Am 27. Januar, als vier Divisionen der Roten Armee das Lager befreiten, betrug die Anzahl der Häftlinge nur mehr 7'000: Eingekerkerte, die von ihren Kerkermeistern verlassen worden waren, viele von ihnen im Sterben liegend. Nach späteren sowjetischen Berichten fanden die Befreier in sechs der ursprünglich 35 «Kanada-Lagerhäuser» (den Inhalt der übrigen 29 hatten die Deutschen verbrannt) über eine Million Mäntel, Kleider und Anzüge, gewaltige Haufen von Schuhen, Kochgerätschaften, Brillen und anderen Gütern und sieben Tonnen Menschenhaar, das für deutsche Matratzen- und Teppichfabriken bestimmt gewesen war.

In Bergen-Belsen trachteten die jüdischen Orchesterfrauen zusammenzubleiben. Auszehrung und Krankheit kam über sie. Die Flötenspielerin Lotte Kröner, die Älteste in der Kapelle, erlag dem Typhus. Fania und andere erkrankten aufs Schwerste. Anita Lasker-Wallfisch schrieb: «Auschwitz war ein Lager, in dem man Menschen systematisch ermordete. In Belsen kreperte man einfach.»²³

In dieser unbeschreiblichen Hölle erlangte SS-Mann Josef Kramer – Kommandant seit Dezember 1944 – den Ruf als «Bestie von Belsen».²⁴ Eines Nachmittags begegnete Flora dem einstigen Protektor der Birkenauer Frauenkapelle:

Ich stand auf einer Lagerstrasse – nichts zu essen – gar nichts. Ein SS-Mann sagte zu mir: «Was machst du da?» Es war der Kommandant aus Birkenau, Josef Kramer. Er erkannte mich wieder. «Hören Sie, noch drei Tage, dann bin ich tot.» Dann sagte er: «Ich schaff dir Arbeit, du bist ja schon in Birkenau durch die Hölle gegangen. Ich schmeiss hier jemanden raus und geb' dir die Arbeit.» [...] Ein paar Tage später liess er mich rufen. «Achtung!» Ich stand stramm. «Mein Gott! Himmel! Was habe ich getan?» Draussen vorm Block stand eine Frau. Sie sagte mir, die nächsten paar Wochen über würde ich mich um Kramers Kinder kümmern müssen. Kramer wollte, dass ich ein Trio bilde. Er gab mir ein Akkordeon, gab Lily Mathé eine Geige und bat Eva [Steiner] zu singen.

387

So profitierte ein Frauen-Trio selbst nach Almas Tod noch von der Reputation der Kapelle. Indem sie für Kramer, seine Familie und deren Gäste spielten, vermochten Lily, Flora und Eva sich zu retten, während die Stapel ausgemergelter Leichen im ganzen Lager höher und höher sich häuften.²⁵

Am 15. April 1945 befreiten alliierte Truppen Bergen-Belsen. Flora entsann sich des britischen Soldaten, der, einem Gnadenengel gleich, vor ihr Gestalt annahm und ihr eine Tasse Tee anbot. «Vorsicht», sagte er. «Immer erst die Milch in die Tasse – und dann den Tee dazu.»

Die Welt draussen hat es nie vermocht, die Tiefe der Verzweiflung zu ermessen, die die Orchesterfrauen durchschritten, noch die Grösse ihres einzigartig glücklichen Geschicks. Almas wegen wurden sie nicht aus der Liste der Lebenden radiert; sie hatte sie beschützt vor dem Äussersten an Erniedrigung, das andere Häftlinge zu erdulden hatten. Die meisten Orchesterfrauen überlebten und setzten ihr Leben als freie Menschen fort, während Millionen andere in Auschwitz umgekommen waren.

Tragischerweise zählte die Orchesterleiterin zu denjenigen, die ums Leben kamen. Bis heute, sagte Flora, sei nicht ein Tag verstrichen, an dem sie nicht Almas gedacht und ihr gedankt habe.

23. Nachklang und Wiederhall

*dralle, die wir durch tausend und abertausend glückliche Zufälle oder Gotteswunder –
wie immer man es nennen will –
mit dem Leben davongekommen sind, wir wissen es und können es ruhig sagen:
die Besten sind nicht zurückgekommen.*

VIKTOR E. VRANKL ¹

389

Am 2. April 1944, dem Tage, da Alma zum letzten Mal die Kapelle in Birkenau dirigierte, trat in London der 80jährige Arnold Rosé in einer Benefizveranstaltung für das Rote Kreuz im Three Wise Monkeys Club auf. Der Club residierte im einstigen Haus des Malers James Abbott McNeill Whistler, das einen prächtigen Ausblick auf die Themse bot. Am 17. April 1944, zwölf Tage nach Almas Tod, gab das Rosé-Quartett sein 14. Mittagskonzert in der National Gallery, dem 200 Zuhörer beiwohnten. Am 12. Juni 1944, sechs Tage nach der Landung der Alliierten in der Normandie, traf der ehrwürdige Rosé mit der Sopranistin Winifred Brown, dem Organisten H. Schaechter und dem Cellisten P. A. Wayne zu einem Benefizkonzert in der St. Michael's Church von Blackheath zusammen, in einer Serie von Recitals für die Witwen-und-Waisen-Gesellschaft der Church of England. Schaechters Gattin war die Tochter eines Onkels von Gustav Mahler.

Von Alma hatte Arnold seit über einem Jahr nichts mehr gehört. Seine letzten sieben Rot-Kreuz-Botschaften waren unbeantwortet geblieben. Im Haus, in dem er seit August 1943 als Familienmitglied von Hans und Stella Fuchs wohnte, gab es ein Zimmer für Alma – wenn sie zurückkäme. An Alfred hatte er im September 1943 geschrieben: «Mein Befinden ist befriedigend, und wäre ich ganz beruhigt, wenn ich von A. ein Wort zu hören bekäme.»²

Arnold war in Kontakt geblieben mit Franz Werfel und Alma Mahler-Werfel in Kalifornien, sowie mit seiner Nichte Anna Mahler und ihrem Gatten Anatole Fistoulari in London. Anna freute sich über die Geburt ihrer Tochter Marina; die andere Tochter Annas namens Alma, aus der Ehe mit dem Wiener Verleger Paul Zsolnay, war als Säugling bei ihrem Vater in Wien

geblieben und lebte während der Emigrationszeit mit ihm in London.³ Werfels Buch *Das Lied von Bernadette* sollte bald verfilmt werden, und Arnold war begeistert.

Nach wie vor spielte Arnold jeden Morgen zwei Stunden lang Geige und verbrachte die Zeit ansonsten mit Proben, mit Lektüre und mit Ausruhen. Samstags freute er sich am gemeinsamen Mittagessen und Musizieren mit den Wiener Freunden Mathilde Freud (der Tochter Sigmund Freuds) und ihrem Gatten Robert Hollitscher.⁴ Seine Freude an gutem Essen war zwar kaum geschwunden, doch Probleme mit der Gallenblase erzwangen eine strikte Diät, und Arnold hatte 25 Pfund abgenommen. Sein Arzt sagte schlicht, sein Herz sei müde geworden, nachdem «es so lang gearbeitet hat».⁵

Anfang Juli 1944 explodierte eine Vi-Bombe (von den Engländern wegen ihres eigentümlichen Anflugeräuschs «buzz bomb» genannt) dicht beim Fuchsschen Hause in Blackheath. Arnold berichtete Alfred:

Am 6. July, 4 a.m. zerschmetterte ein V1 ganz nahe ein Haus, und das blast traf auch unser Haus. Fenster in tausend Splitter, die Rahmen herausgerissen, meine Schreibmaschine ans andere Ende des Zimmers geschleudert, ganz verbogen, Stella im Bett unter Schutt vergraben, leichte Verletzung, Hans auch leicht verletzt – ich bekam durch eine auf mich geschleuderte Tür, die aus den Angeln gerissen war, einen Schlag auf den Hinterkopf, eine faustgrosse Beule [...] und eine Hautabschürfung über der linken Schläfe. Hans wusch die Wunde und verband mich. Keine weiteren Folgen. Das Haus hat nur wenige Fenster, da mit Glasfenstereinsätzen noch gezögert wird in Erwartung weiterer Überfälle. Aber in wenigen Wochen wird alles in Ordnung sein. Gegen andere Häuser sind wir mit einem blauen Aug' davongekommen.⁶

Im August 1944 war Arnold hinlänglich wohllauf, um seine Freunde Moriz und Anna Tischler in Ashtead zu besuchen, wo er so manchen musikalischen Abend mit Dr. Tischler und gleich ihm aus Österreich vertriebenen Musikern verbrachte. Der Sohn der Tischlers, Peter, zu jener Zeit Soldat, erinnerte sich an Arnolds vornehmes Auftreten bei seinen längeren Besuchen:

In den Sommern vor dem Krieg pflegte unsere Familie in Salzburg zu weilen. Eines Morgens sah ich Bruno Walter beim Frühstück mit Rosé im Café Bazar. Ihm war ich nie persönlich begegnet, und es war wirklich sehr aufregend, eines Tages auf Urlaub heimzukommen und

ihn im Haus meiner Eltern wohnen zu sehen. Die meisten Berühmtheiten, denen ich begegnet bin, haben mich enttäuscht, wenn ich erfuhr, dass sie auch nur Menschen sind, die über Alltägliches reden wie etwa, wie wenig man ihnen zahlt, oder unanständige Geschichten erzählen.

Rosé war da ganz anders; er heischte Respekt, selbst im intimen Rahmen unseres Hauses in Ashted, Surrey. Es kann nicht leicht für ihn gewesen sein, von der Wohltätigkeit anderer zu leben, aber er machte keine Konzessionen und benahm sich nicht eigentlich wie ein Gast bei uns daheim. Da gab's bei uns hinter der Eingangstür ein altes Fass, in dem man Spazierstöcke und Regenschirme abstellte. Als ich nach Hause kam in Militäruniform und mein Maschinengewehr da hineinstellte, sah das Rosé. Da sagte er zu mir: «Stell das weg. Ich mag diese Dinge nicht sehen !»⁷

Von «Wohltätigkeit» war in Arnolds Briefen an Alfred nicht die Rede. Am 6. September 1944, als die alliierte Offensive an der europäischen Westküste an Stosskraft gewann, schrieb Arnold: «Um mich sollst Du Dich nicht sorgen. Fuchs u. Tischler sind mir wahre Freunde.» Und im gleichen Brief: «Ich hoffe, um Weihnacht mit A zu sein, und warte geduldig auf Nachricht.»

Obwohl seine Finger allmählich an Gelenkigkeit verloren, trat Arnold mit Friedrich Buxbaum und Franz Osborn am 26. November in einem Benefiz-Triokonzert für den österreichischen Kinderhort vor 350 Gästen in der Queen Mary Hall auf. Am Abend zuvor hatte er an Alfred geschrieben, er sei auf eine «fabelhafte Modulation» in einer Komposition gestossen.

Musik und Almas Heimkehr – das beschäftigte Arnold Rosé, als die Deutschen im Dezember 1944 und Januar 1945 ihren letzten Grosseinsatz mit der «Ardennen-Offensive» verloren. Die Russen befreiten im Januar 1945 Auschwitz-Birkenau.

Im Februar 1945 betrauerte Arnold den Tod Elsa Walters, Brunos Gattin seit mehr als 40 Jahren. Im März erfuhr er mit Entsetzen, dass sein geliebtes Wiener Operngebäude nach vier Zufallstreffern amerikanischer Bomben ausgebrannt war. Die ss, auf ihrer Flucht vor dem Vormarsch der Russen, hatte den Stephansdom mit Granaten beschossen; auch dieser war schwer beschädigt, als die Russen am 13. April 1945 Wien einnahmen.

Holland wurde im Mai 1945 befreit, und am 1. Juni schrieb Arnold freudig an die Staerckes in Utrecht, um sich nach Alma zu erkundigen. Fast gleichzeitig telegraphierte Alfred aus Cincinnati an die Staerckes.

Marije antwortete am 22. Juni 1945 mit einem Telegramm an Alfred. Alma sei im Lager Birkenau gestorben. Ein Brief werde folgen. («Regret Alma van Leeuwen Boomkamp Rosé reported died Camp Birkenau Oberschlesien Germany letter full particulars following – Staercke vd Houwen»)⁸

392

**Nachklang
und
Widerhall**

Kapitel 23

Am selben Tag schickte Marije einen Brief an Alfred, in dem sie schrieb, was sie über Almas Tod wusste oder nur mutmasste, wobei sie Wahrheiten mit jenen Halbwahrheiten mischte, die in der Nachkriegskonfusion in Umlauf waren.

Sie schrieb:

Die letzte Nachricht, die wir von Alma erhielten, war vom Frühjahr '44: eine Postkarte, auf der stand, sie sei wohlauf – natürlich! –, und auf der sie sich nach ihrem Mann erkundigte. [...] Von da an ist die einzige Nachricht, die wir haben, von diesem Doktor, der im gleichen Lager war. Es scheint, dass er bei seiner Ankunft [...] für das Hospital dieses Lagers Birkenau verpflichtet wurde. Dort fand er seine eigene Frau, die als Pflegerin arbeitete. Sie erzählte ihm von Alma, die zu dieser Zeit in dem Hospital war und von den Deutschen als Versuchskaninchen für medizinische Experimente benutzt wurde. Der Doktor und seine Frau diskutierten die Möglichkeit, eine Geige für sie zu beschaffen, damit sie wieder spielen und so diesem anderen Schicksal entgehen könne. So geschah es, und eine Zeitlang funktionierte das sehr gut. Sie konnte im Lager ein eigenes kleines Orchester aufbauen und spielte da viel. Nach einer Weile dachten sich die Deutschen etwas ziemlich Bestialisches aus und befahlen ihr zu spielen, wenn andere Häftlinge gehenkt wurden. Wie jener Arzt sagt, starb sie zu dieser Zeit, so plötzlich, dass eine Autopsie angeordnet wurde, die er vorzunehmen hatte. Eine direkte Todesursache konnte er nicht finden. Wir wissen jedoch, dass sie, als sie Holland verliess, eine kleine Menge eines sehr tödlichen Giftes bei sich hatte; so raffiniert versiegelt, dass es möglicherweise immer noch in ihrem Besitz gewesen sein könnte. Dieses ruft beinahe den sofortigen Tod hervor – in höchstens 30 Sekunden nach Einnahme, nahezu schmerzlos und nur als Atemlähmung zu spüren. Wir, mein Mann und ich, nehmen an, dass es das ist, dessen sie sich bedient hat. Marije berichtete, drei Monate nach ihrer Flucht aus Holland sei für Alma ein Brief von den deutschen Behörden gekommen, der sie anwies, sich in Westerbork zu melden. Sie schrieb:

Uns war völlig klar, dass sie, wäre sie nicht schon vor drei Monaten gegangen, spätestens jetzt hätte verschwinden bzw. untertauchen müssen. Die Ironie der Sache ist freilich die, dass der

SD, obwohl jener Befehl weder befolgt noch beantwortet wurde, nie zu uns gekommen ist, um Alma zu suchen oder abzuholen, d.h., dass sie nie Scherereien bekommen hätte. Hätten wir dies alles vorher gewusst, hätte sie genauso gut ruhig bei uns bleiben können und wäre nie abgeholt worden. Doch dieses Risiko einzugehen, hätten wir uns nie getraut.

Nachdem ich diesen Brief an Sie beendet habe, werde ich auch einen Brief Ihres Vaters beantworten – ich werde ihm das gleiche berichten, aber die Stelle über sie als Gegenstand medizinischer Versuche auslassen, da ich denke, er muss das nicht wissen, da es unnötig schmerzlich für ihn wäre. Ich werde versuchen, die Leute, mit denen er in Kontakt kommen könnte, wegen dieser Sache in der gleichen Weise zu instruieren, da ich sicher bin, dass auch Sie ihm das Wissen dieser schrecklichen Details ersparen möchten.⁹

393

Arnold schrieb am 5. Juli, von Marije Staercke inzwischen informiert, offenbar ohne von ihrem Brief an Alfred zu wissen, erschüttert:

Mein geliebter Sohn,

[...] Am 1. Juni habe nach Utrecht geschrieben. Und am 26. die entsetzliche Nachricht erhalten, dass unsere Alma bereits vor circa 2½ Jahren im Camp Birkenau (Oberschlesien) Gift genommen hat. Ich schicke den Brief mit, muss ihn aber wiederhaben. Aus dem wirst Du alles erfahren. Ich erwarte mit Ungeduld jeden Morgen die Post – aber sie bringt nichts. Mein schwacher Trost ist, dass das Martyrium ein Ende für sie hat.

Ich umarme Dich innigst Dein V.

Bruno Walter sandte einen tröstenden Brief an Alfred, datiert vom 17. Juli 1945:

Mein lieber Alfi!

Soeben trifft Dein Brief ein, der Lotte und mir die entsetzliche Nachricht vom Tode der armen Alma bringt. Ich habe oft an sie gedacht und mich um ihr Ergehen gesorgt und habe eigentlich gewagt zu hoffen, dass es ihr wie manchen anderen gelungen sein möchte, mit Hilfe guter wohlgesinnter Menschen unterzutauchen und sich vor dem Zugriff der Bestien zu verbergen bis zum Ende des Krieges. Dein Brief enthüllt uns nun die grausame Wahrheit, und ich kann Dir nicht sagen, wie tief sie uns erschüttert. Wir haben sie doch gekannt seit dem Augenblick, da sie zur Welt kam, haben ihre Entwicklung miterlebt, an ihrem wie an Euer allem Schicksal teilgenommen und müssen nun erfahren, dass auch

sie ein Opfer dieser Mörder geworden ist, wenn auch nicht durch Gewalttat, so doch als indirekte Folge einer solchen. Lieber Alfi, auch mir ist eine Tochter, auch Lotte ist eine Schwester durch einen grausamen Tod entrissen worden – schreibe Deinem Vater, meinem lieben alten Freund, wie innig wir mit ihm fühlen, und sei Du mit Deiner lieben Frau versichert, wie tief wir Euren Schmerz teilen. Mit meinen wärmsten Grüßen bin ich Dein alter Bruno Walter

Alma Mahler, von Bruno Walter informiert, schrieb zwei Tage später:

Ich habe sie sehr, sehr liebgehabt – sie war mir oft wie mein eigenes Kind. Uns allen ist ein höchst wertvoller Mensch gestorben. Und wenn wir jetzt auch lange nichts direkt von ihr erfuhren, wussten wir sie doch in der Welt und waren glücklich darüber. Franz Werfel und ich senden unser tiefstes Beileid Dir und Deiner lieben Frau.¹⁰

Rudolf Bing sprach für so manchen einstigen Wiener, der der Rosé-Familie nahegestanden, als er an Alfred schrieb:

Almas Tragödie [...] erschütterte mich zutiefst – Du weisst, wie gern ich sie hatte, und in London habe ich, bevor sie auf den Kontinent abreiste, viel von ihr gesehen. Von allen Tragödien [...] ist diese eine der schlimmsten. Der Verlust dieser mir so lieben Freundin hat mich aufs Fürchterlichste aufgebracht.

Von Zeit zu Zeit traf ich Deinen Vater und bewunderte den Mut, mit dem er die Traurigkeit dieser letzten Jahre ertrug. Er war immer froh, wenn er über Dich sprechen konnte und den Erfolg, den Du erreicht hast. Schreibe mir doch ein wenig genauer darüber, was Du machst. [...] Nett war's, wenn wir uns einmal wiedersähen und über die glücklichen Zeiten vor tausend Jahren in der Pyrker gasse plaudern könnten.¹¹

Alfred und Maria hatten schon vor längerem über die Möglichkeit nachgedacht, dass Alma nicht zurückkäme, und wär's nur ihrer Verehelichung wegen.

Anfang März 1944 schrieb Alfred, der gerade die amerikanische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, heimlich an Stella Fuchs, indem er einen Freund bat, seinen Brief aus einer anderen Stadt abzuschicken, damit Arnold seine Handschrift auf dem Umschlag nicht erkannte. Er wolle darüber reden, wie es wäre, seinen Vater nach Amerika zu holen, schrieb er, sofern ihn die Umsiedlung nicht zu sehr aus dem Geleise würfe:

Uns ist klar, dass – um ganz offen zu sein –, wenn er nicht in naher Zukunft kommt, wir ihn vielleicht nie mehr wiedersehen werden – aber auf der anderen Seite wollen lieber wir ein Opfer bringen, als ihn dazu bringen, uns ein Opfer zu bringen. Glauben Sie, dass er eine weitere Verpflanzung ertragen kann? Diese Fragen liegen schwer auf meiner Seele, weil ich das Richtige tun will, das meinen Vater wirklich glücklich macht.¹²

Stella antwortete im April 1945, der alte Musiker sei die meiste Zeit in guter körperlicher und geistiger Verfassung, würde aber bestimmt keine Umsiedlung nach Amerika erwägen, solange er nicht Bescheid wisse über Almas Schicksal. Sie fürchte, dass es ihn, wenn er, aufs Neue heimatlos, genötigt sei, seine Freunde und seine Musik aufzugeben, zugrunde richten werde.¹³

So verblieb die Angelegenheit bis Juli 1945, als Dr. Fuchs an Alfred über Arnolds Zukunft schrieb. Fuchs, ein 70 Jahre alter Zahnarzt, wollte die Verantwortung für seinen Freund, dessen Gesundheit nachliess, allmählich abgeben. In seinen Worten:

Nun, da am traurigen Schicksal der armen Alma nicht mehr zu rütteln ist, müssen wir, die wir die Katastrophe überlebt haben, zu einem Entschluss kommen, wie es mit Ihrem Vater weitergehen soll. [...] Wie Sie wissen, ist er in allen Alltagsdingen so hilflos wie ein Kind, und dazu kommen noch seine gänzliche Unfähigkeit, ein einziges Wort Englisch zu sprechen, und sein zunehmendes Alter. [...] Es sollte keine plötzliche Entscheidung von heute auf morgen sein, sondern eher eine grundsätzliche Regelung der Angelegenheit.¹⁴

Da wieder Friede einzog in Europa, kehrten viele Flüchtlinge, zumindest vorübergehend, in ihre Heimatländer zurück. Maria Schmutzers Bruder Johannes – im Krieg Offizier und Übersetzer in der Britischen Armee – besuchte seine Mutter und Schwester, Alice und Susanne Schmutzer in Wien. Beide hatten die Nazi-Okkupation überlebt.¹⁵

Bis dahin hatte sich Arnold zu einer Rückkehr in sein geliebtes Wien nicht entschliessen können. Er hatte ein Angebot für die Stradivari bekommen. Wenn er seine Violine verkaufte, würden seine Finanzen gesichert sein; allerdings hasste er den Gedanken, sich von ihr zu trennen.

Am Tag, da Alfred von Almas Tod erfuhr, begann er Anstalten zu machen, seinen Vater nach Amerika zu holen. An das Ehepaar Fuchs schrieb er: «Wir alle beteten und hofften auf

den Augenblick, da Alma in der Lage wäre, heimzukommen und mit Vater ein neues Leben zu beginnen. [...] Ich bin absolut dagegen, dass er nach Wien zurückgeht, in eine Stadt, die zu 70 Prozent zerstört ist und für ihn nur mit schmerzlichen Erinnerungen belastet wäre. Sein Platz ist jetzt bei seinem Sohn!»¹⁶ Im Juli 1945 erhielten Arnold und Alfred Briefe von Marie Anne Tellegen aus Utrecht. Sie schrieb an Alfred, Almas Geige und weitere persönliche Habseligkeiten seien noch in ihrer Obhut.¹⁷ Im Oktober schrieb sie an Arnold, dass sie einen zuverlässigen Boten für Almas Violine suchen wolle, um sie zu Arnold nach London zu bringen, und fragte, was mit Almas Schmuck, einer Perlenkette und einer Armbanduhr, die sie einer Freundin in Drancy anvertraut hatte, geschehen solle. Der Brief bestätigte, dass Tellegen 1943 fest damit gerechnet hatte, dass Alma aus Drancy freikäme. Ihr eigener Schmerz über Almas Schicksal spricht aus diesem Brief.¹⁸ Arnold bezog Trost aus dem Wissen, dass Alma in Holland so treue und enge Freunde gefunden.

Das Geheimnis, das sich um Almas Tod rankte, wurde von verschiedenen gedruckten Berichten noch vertieft. Im Oktober 1945 zitierte das *Musical America* einen Bericht in der *Austro-American Tribune*, wonach sie im KZ Selbstmord begangen habe. Es wurde berichtet, sie sei in Holland von der Gestapo verhaftet worden und habe das Frauenorchester in Auschwitz organisiert.

Alfred trug diese Geschichte von Almas Freitod weiter, als er dem *Zeitspiegel* vom 10. November 1945 folgenden Bericht sandte:

Sie wurde lange von Freunden verborgen und versuchte mit ihrer Hilfe eine Flucht, kam dabei bis nach Dijon in Frankreich, wurde dort aber von der Gestapo verhaftet und in ein französisches Konzentrationslager gebracht. Von dort kam sie schliesslich in das berühmte Lager nach Birkenau, ein Aussenlager von Auschwitz. Dort stellte Alma Rosé aus den Lagerinsassen ein kleines Orchester zusammen, das dazu dienen sollte, die Gefangenen geistig und seelisch aufrecht zu erhalten. Eines Tages aber befahl ihr der Lagerkommandant, bei der Hinrichtung für Mitgefangene zu spielen. Das war für Alma Rosé unerträglich. Sie nahm Gift, das sie für solche Fälle immer bei sich getragen hatte, und starb als aufrechte Künstlerin, noch im Tode protestierend gegen die nazistische Barbarei.

Zufällig brachte am 28. September 1945 die in New York erscheinende deutschsprachige jüdische Zeitschrift *Aufbau* einen Bericht über Almas Freitod, dem bald eine poetische Version ihrer Tragödie von Günther Anders folgte. Anders' Gedicht mit dem Titel «Nachruf» schildert, wie Alma ihre Geige zerbricht und sich in ihrem Zimmer erhängt, nachdem dem Orchester befohlen wurde, bei Exekutionen zu spielen. Alfred zumal glaubte dieser Schilderung von Almas Suizid nicht und legte direkt beim Dichter Protest ein. Der «Nachruf» lautet wie folgt:

397

Wir schreiben es auf, weil sonst
schon morgen kein Mensch uns mehr glauben wird.

Das verwöhnte Mädchen aus ruhmreichem Hause hat
zwischen den Baracken des Lagers hin und her rennend,
aus den Toten von übermorgen
eine kleine Kapelle zusammengestellt.
Mit «Sommernachtstraum» und «Kleiner Nachtmusik» hat sie
den Verzweifelten und auf Aufschub Lebenden
Tränen der Erleichterung verschafft;
und den Wettläufern mit dem Tode ihr
Wissen, dass es doch lohnt, befestigt.
Wo sie selbst hingehörte, geht uns nichts an.
Was sie getan hat, rechnet.
Aber da es
keine Freundlichkeit gibt, die
in Niedertracht zu verwandeln,
den Niederträchtigen nicht reizte, hat
der Kommandant das Mädchen zu sich bestellt.
«Ihre Aufgabe ist die grösste, die je einem Künstler zufiel» sagt er.
«Vielleicht» antwortet sie.
«Sie werden Musik machen» sagt er. «Das tue ich» antwortet sie.
«Sie werden von heute ab zu einer anderen Zeit Musik machen» sagt er.
«Jawohl» antwortet sie.
Nur schwer bringt die Niedertracht über die Lippen, was sie unschwer tut.
«Währenddessen» sagt er noch einmal. Da begreift sie.

Sie begreift, obwohl keines Menschen Herz gemacht ist, solches zu begreifen.
Sie begreift, obwohl sie kaum erst gelernt hat, solches zu begreifen.
Sie begreift und bleibt stehen.
Und flüstert sie auch, so flüstert sie doch deutlich:
«Sie meinen also Hinrichtung mit Musik.»
«Wie leicht Sie das aussprechen» sagt er.

**398 Nach-
klang und
Widerhall**

23. Kapitel

Sie aber soll aufrecht hinausgegangen sein. Sie habe ihren Freunden
jedes Wort mitgeteilt, flüsternd, aber deutlich. Und ihnen

nichts zu verändern, eingeprägt.
Die Überlebenden bürgen für die Wahrheit.
Dann habe sie ruhig, und als sei jeder Schritt festgelegt, das Notwendige getan:
ihre Geige an einem
Eisenhaken der Baracke zerschlagen; und am nächsten Morgen
selbst sich erhängt. Ehre sei ihrem Namen. Sie hiess
Alma Rosé.¹⁹

Nach der Veröffentlichung des Gedichts ging eine ganze Lawine von Zweifeln und Anfragen
auf Anders hernieder. Bei Alfred entschuldigte er sich vier Monate später dafür, dass er der
Rosé-Familie zusätzliches Ungemach gebracht:

Ich war sehr bestürzt, als ich Ihren Brief las: Nichts hatte mir beim Schreiben des «Nachrufes»
ferner gelegen, als Verwandte der Toten in erneute Erregung zu versetzen. – Ich beeile mich, Ihnen
zu versichern, dass ich keinerlei eigene Information über das tragische Ereignis hatte. Die Beschrei-
bung ist, um es ohne Umschweife zu sagen, reine Erfindung gewesen. Wenn ich Ihnen und Ihrer
Familie durch diese «poetische Lizenz» schlimme Stunden oder Tage bereitet haben sollte, so würde
mich das sehr schmerzen. – Der Aufbau war meine einzige Quelle gewesen.

Bitte glauben Sie mir, dass diese «poetische Lizenz» nicht unverantwortlich war: Es ist meine Ab-
sicht bei Gedichten wie dem «Nachruf», Dinge der Vergessenheit zu entreissen, die allzu rasch
vergessen oder verdrängt werden könnten. Irgendwelche bloss literarische Präsentationen oder Ab-
sichten verbinde ich nicht mit diesen Gedichten: nur die der Mahnung und der Warnung.

Es ist erleichternd zu wissen, dass Ihre Frau Schwester ein Mittel bei sich trug, das sie rasch und

schmerzlos aus der furchtbaren Situation befreite. Bitte erlauben Sie mir als Fremdem, Ihnen mein Beileid auszudrücken.²⁰

Marie Anne Tellegen, seinerzeit Direktorin im Kabinett von Königin Juliana in Den Haag, schrieb der Chefredaktion des *Aufbau*, die vielen Menschen, die an Almas Schicksal interessiert seien, hätten ein Recht darauf, zu erfahren, woher Anders seine Information bezogen habe. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass sie eine Antwort bekommen hätte.²¹

399

Krankheit zwang Arnold, zwei Konzerte abzusagen. Er berichtete, er habe seine Geige zum letzten Mal am 2. Oktober 1945 gespielt. Schliesslich habe er die Mysel verkauft; nach Musikmachen stehe ihm nicht mehr der Sinn, und der Ertrag aus dem Verkauf würde eine Umsiedlung nach Wien oder in die USA finanzieren.²² In Vorbereitung auf einen Umzug begann er sich von Familienpapieren zu trennen, etwa Briefen an Alma von Váša Přihoda und Heini Salzer und vielen Photos von Almas *mener Walzermädeln*. Als Almas Diamantring – das protzige Geschenk von Přihoda – aus Holland eintraf, gab er ihn Stella Fuchs mit der Bitte, ihn unverzüglich zu verkaufen. Er wolle mit Almas «Pech-Ring» nichts mehr zu tun haben.

Anfang Dezember berichtete Arnold bekümmert über eine Notiz im *Zeltspiegel* vom 26. November. In der Rubrik «Wer sucht wen» wurde sein Wiener-Philharmoniker-Kollege Julius Stwertka genannt. Arnold vermutete, «dass er verschickt wurde» (in ein Konzentrationslager).²³

Gesundheitlich ging es ihm nun etwas besser. Kurz vor Weihnachten, am 20. Dezember 1945, schrieb Arnold traurig an Alfred: «Habe seit 3 Monaten strenge Diät wegen meiner Galle beobachten müssen, doch bessert sich mein Befinden Tag für Tag. Die Untätigkeit ist für mich besonders schwer zu ertragen, der ich doch früher den ganzen Tag mit Arbeit erfüllt hatte. Na, mein Leben ist ja abgeschlossen, u. ich habe nichts mehr zu tun.»²⁴

Almas dringender Bitte an die Orchesterfrauen folgend, besuchte Anita Lasker-Wallfisch den alten Musiker in London, um ihm von der einzigartigen Leistung seiner Tochter zu erzählen. Nach Almas Tod, bezeugte sie, habe sich das Niveau der Kapelle verschlechtert: «Alma war ganz einfach das Orchester.»²⁵ Wie viele andere Auschwitz-Überlebende sprach Anita nicht gern von dem, was die Orchestermädchen durchmachen mussten. Einem Interviewer sagte sie:

Das KZ ist ein sehr schwieriges Thema. Wenn Leute etwas wissen wollen, sage ich ihnen immer: Stellt mir Fragen. Ich kann sie beantworten, aber nur so allgemein daherzureden ist unmöglich. Entweder braucht es Stunden, wenn man ins Detail gehen will, oder man bekommt den Eindruck, dass die Leute von einem denken, man lüge oder übertreibe. So fremd ist das für die Erfahrung anderer Leute oder für ihre Vorstellungskraft. Das KZ ist im Grunde inkommunikabel.²⁶

400

Nachklang und Widerhall

23. Kapitel

Indes stimmte Anita entschieden mit der Aussage Elie Wiesels (aus *A Jew Today*, 1978) überein, dass «sich nicht zu erinnern gleichbedeutend» sei mit «Komplizenschaft mit dem Feind».

In dem 1997 erschienenen Buch *Ihr sollt die Wahrheit erben* machte Anita beredt deutlich, wie ihr Leben von der Tatsache geprägt wurde, «in Deutschland als Jude zu leben». Ihr Bericht über Leben und Persönlichkeiten der Kapelle ist das vollständigste und detaillierteste Zeugnis einer Überlebenden, das bislang erschienen ist, und unverzichtbar für jeden, der an der Wahrheit über die Frauenkapelle von Birkenau interessiert ist.

Auch Ed Spanjaard stattete Arnold in Blackheath einen Besuch ab. Spanjaard pries Arnolds «geistige Kraft und Courage» im Angesicht seines schweren Verlustes.

Alice Schmutzer schrieb an Alfred und Maria, die Nachrichten von Almas Tod hätten in Wien helle Empörung ausgelöst. Am 31. Dezember 1945 schoss die Zeitung *Der Montag* eine Breitseite auf Almas früheren Gatten ab, der den Krieg in Prag überwintert hatte. Unter der Schlagzeile «Protest gegen Váša Přihoda» beschuldigte ihn der Artikel, sich der Rassenpolitik des «braunen Regimes» gebeugt und Alma den Nazis preisgegeben zu haben, um die eigene Karriere zu sichern. «Alma Rosé starb in Auschwitz, und Váša Přihoda rechnet mit der Vergesslichkeit der Menschen. Er rechnet falsch, denn Wien hat nicht die geringste Lust, soviel Charakterlosigkeit einfach zur Kenntnis zu nehmen. Wir glauben, dass schon die Konzertveranstalter Váša Přihoda die Peinlichkeit abnehmen werden, die Meinung Wiens über seine Schädigkeit genauer kennenzulernen. Sie sei daher hier klar ausgedrückt: Wir wollen Herrn Přihoda in Wien weder hören noch sehen.»²⁷

Přihodas Biographen sagen mit Recht, dass Attacken auf Váša seitens der Auslandspresse so rüde waren, dass sie Zurückweisung beanspruchen dürfen. Přihoda war 1935 zur Zeit seiner Scheidung auf dem Gipfel seiner künstlerischen Kraft und brauchte um

seine Karriere nicht zu bangen. Ein Biograph weist nachdrücklich daraufhin, dass Přihoda die Scheidung schon sechs Monate vor dem Inkrafttreten der Nürnberger Rassengesetze einreichte. Vášas Unterstützer gaben Alma die Schuld an ihrem Geschick, indem sie sagten, ihr «rastloses Blut» (Worte, aus denen die Nazi-Propaganda nachhallt) habe ihr die fatale Rückkehr nach Holland 1939 eingegeben, nachdem sie in England bereits in Sicherheit gewesen war.

Přihoda protestierte scharf gegen die Anklage, er habe Almas Tod verschuldet, in einem Schreiben an die Organisation Artistique Internationale Paris vom 29. Mai 1946:

401

Meine Ehe mit Frau Alma Rosé wurde schon vor dem Jahr 1933, und zwar durch gerichtlichen Akt, getrennt. Die endgültige Scheidung wurde entsprechend den tschechischen Gesetzen 18 Monate später im Jahre 1934 ausgesprochen. [Hier irrte Přihoda: Die Ehe wurde am 9. März 1935 in Prag geschieden.] Zu dieser Zeit gab es in unserem Land noch keine Rassengesetze. Es ist daher nichts als böswillige Erfindung, unsere aus rein persönlichen Gründen erfolgte Scheidung mit solchen Gesetzen in Zusammenhang bringen zu wollen, und es ist absurd zu behaupten, dass ich mich hätte scheiden lassen, «um mir die Gunst des Naziregimes zu erhalten».²⁸

Zwischen 1937 und 1942 hatte Přihoda ein Kammerensemble geleitet, zu dem der Cellist Paul Grümmer und der Pianist Friedrich Wührer zählten. Sein letztes Konzert im Krieg gab er in Prag fünf Tage vor Almas Tod in Birkenau. 1946 heiratete er zum dritten Mal. Kurz nach Kriegsende klassifizierte ihn der tschechische Künstlerverband als «politisch zuverlässig»; später aber bekam er Schwierigkeiten mit dem tschechischen Regime infolge der schon erwähnten Kriegspropaganda-Tour, die er mit Künstlerkollegen und Journalisten durch Deutschland und Holland gemacht hatte.

Am 1. April 1946 ging Přihoda zum ersten Mal nach Kriegsende wieder auf Tournee, zu Beginn im einstigen Nazi-Marionettenstaat Slowakei, wo man den Juden brutal zugesetzt hatte. Als er in Kosice ankam, seiner ersten Station, begrüßten ihn wütende Demonstranten. Vor dem Krieg hatten Almas *Wiener Walzermädeln* häufig in dem Gebiet gespielt, und Přihoda sah sich nun einer Menge gegenüber, die sich Almas gut erinnerte.

Als Přihoda und Michal Karin, sein Begleiter, auf die Bühne kamen, sprang eine Frau aus

dem Publikum aufs Podium und führte in Almas Namen einen Protest aus Pfiffen und Buhrufen an. Diese Feindseligkeit liess Přihoda erleichen. Karin und er zogen sich hinter die Bühne zurück, bis die Ordnung wiederhergestellt und die Rädelsführerin der Proteste hinausgeworfen war. Karin erinnerte sich, dass der Vorfall Přihoda zwang, noch am gleichen Abend die Stadt zu verlassen – in einem Cadillac aus seiner Sammlung.

Als sie nach Bratislava kamen, wurde Přihodas teurer Wagen sofort erkannt. Später erhielt er Ovationen für einen seiner stupendesten Auftritte. Přihoda hatte im Voraus wissen lassen, er hoffe, Anny Kux Poláková zu sehen und mit ihr zu sprechen. Die loyale Anny erwiderte, sie wünsche ihn nicht zu sehen, würde aber, als Geigerin bei den Slowakischen Philharmonikern, sein Konzert besuchen. Váša scherte sich nicht um diese Erwiderung, sondern suchte sie auf, um mit ihr über Alma zu reden.

Im «Römerbad» in Badenweiler, dem Hotel ihrer Familie, wo sich Vaca und Alma zum ersten Mal begegnet waren, erinnerte sich Elisabeth Joner Fellmann des ersten Nachkriegsauftritts Přihodas anlässlich einer Reihe von Hotelkonzerten berühmter Künstler. Sie erkundigte sich bei ihm nach Alma. «Plötzlich brach der grosse Geiger in Tränen aus. Schluchzend sagte er, ihr Schicksal sei so fürchterlich, und so fürchterliche Dinge seien in den Lagern geschehen.»²⁹

Seine erste Frankreich-Tournee unternahm Přihoda im Mai 1946. Nach seiner Rückkehr in die Tschechoslowakei wurde er denunziert, und ein Verfahren gegen ihn wurde angesetzt, das im Oktober beginnen sollte. Danach durfte er nicht mehr in der Tschechoslowakei konzertieren und bekam für Auslandsreisen nur noch temporäre Ausreisegenehmigungen.

Verbittert darüber, dass ihm kein tschechischer Pass gewährt und er aus seiner Prager Wohnung vertrieben wurde (die, wie es hiess, der Familie eines Antifaschisten und politischen Gefangenen gehörte), siedelte Přihoda nach Rapallo/Italien um; seine Familie folgte ihm 1947 nach. Kurz darauf unternahm er eine Tournee durch den Mittleren Osten (mit 50 Konzerten), wobei er sich eines Passes bediente, den ihm die türkische Regierung ausgestellt hatte. Erschöpft von der Tournee, litt er zum ersten Mal an Schmerzen in der Brust.

1949 begann der Impresario Sol Hurok Verhandlungen mit dem Ziel, Přihoda nach Nordamerika zu holen. Die Korrespondenz über die Tournee würde zwischen Martin

Feinstein im Büro Hurok und Albert Morini geführt, einem New Yorker Konzertmanager, der zufällig der Bruder von Almas Freundin Erica Morini war.³⁰ Feinstein schrieb am 3. Februar, Přihoda sei vom Ehrengericht des tschechischen Musikerverbandes vernommen worden, das geurteilt habe, «im Hinblick auf die Loyalität zum tschechischen Staat» sei «gegen diesen Künstler nichts einzuwenden gewesen». Zehn Tage später entgegnete Morini brüsk:

Vergangenen September hatte ich ein Arbeitsessen mit einem Vertreter des tschechischen Konsulats, der mir sagte, Váša Přihoda stehe auf der schwarzen Liste und dürfe in die Tschechoslowakei nicht mehr einreisen. Ich freue mich, dass gegen Mr. Přihoda auf Nachfrage keine Einwände vorliegen, wie aus Ihrem Schreiben hervorgeht. Seien Sie jedoch informiert, dass ich keine Zeit habe, mit Mr. Přihoda zu reden, und an ihm definitiv kein Interesse habe.

403

Auch die Morinis hatten Alma nicht vergessen.

Feinstein liess nicht locker, und im Februar und März 1949 unternahm Přihoda eine Amerika-Tournee unterm Hurok-Banner. Nach einer Anzahl erfolgreicher Konzerte, schreibt sein tschechischer Biograph, war Přihoda so aufgebracht über die Veröffentlichung einer Story über die Proteste in Almas Namen in Kosice, dass er die Tournee abbrach.

Sowohl Přihoda wie Erica Morini traten im März 1949 in New York auf. Am 10. März liess sich Přihoda in New Yorks Town Hall hören. Der Musikkritiker der *New York Times* lobte seine brillante Virtuosität; ansonsten waren die Kritiken weniger enthusiastisch als jene, die 1920 sein Debüt in der Carnegie Hall begrüsst hatten, als damals frenetische Rufe nach Zugaben das Management veranlasst hatten, das Licht abzuschalten, so dass er seine letzte Zugabe im Dunkeln spielte.

Am folgenden Tag, dem 11. März 1949, kam Erica Morini aufs Podium der Carnegie Hall mit Beethovens Violinkonzert; Bruno Walter dirigierte das New York Philharmonie Orchestra in einem Beethoven-Zyklus. Morinis Interpretation empfing den Ritterschlag der *New York Times*. Zwar behauptete Přihoda in Mitteleuropa seine Reputation, doch unter Almas engsten Gefährten war Morini die Geigenvirtuosin, die sich dauerhaften internationalen Ruhm erwarb. Der Musikautor Harold C. Schonberg schrieb später, Morini sei eine «perfekte Instrumentalis-

tin, die den romantischen Stil ins Klassische überführte, so kontrolliert und elegant war er. Bei aller technischen Finesse gab es nicht den geringsten Anflug von Vulgarität. Bei Morini kam die Musik an erster Stelle, und erst dann das Ego.»

Přihoda mit seinem kolossalen Ego und seiner unverblühten Art machte überall Schlagzeilen. Nach New York kam er auf dem Höhepunkt der Kontroverse um die Auftritte des deutschen Pianisten Walter Gieseking. Als er New York im Zug Richtung Westen verliess, hörte er im Speisewagen die Passagiere flüstern, die seinen Geigenkasten neben ihm gesehen hatten. Als er den Namen Gieseking hörte, erhob sich Přihoda und rief durch den Waggon: «Gieseking spielt Klavier. Přihoda spielt Violine. Gieseking ist Deutscher. Přihoda ist Tscheche. Hier steht nicht Gieseking. Hier steht Přihoda!»³¹

In der Nachkriegszeit waren Studenten der Wiener Staatsakademie überrascht, wie oft bei ihren Professoren die Namen Alma Rosé und Váša Přihoda fielen. Der aus Neuseeland gebürtige Bratschist Ralph Aldrich, der jetzt in Kanada lebt, erinnerte sich, wie ein Professor aufgebracht mit der Faust auf den Flügel schlug in Erinnerung daran, dass er Přihoda 1938 beknielt habe, doch wenigstens zu versuchen, Alma zu helfen.³²

1949, fünf Jahre nach Almas Tod, schrieb eine Geigenfachzeitschrift über Přihoda: «Seine Heimat ist nunmehr Rapallo, der berühmte Winterferienort an der italienischen Riviera, 30 Kilometer östlich von Genua, wo er und seine Gattin, eine Tochter des berühmten Arnold Rosé, mit zwei Kindern residieren.» Im öffentlichen Bewusstsein blieben die Namen Přihoda und Rosé unauflöslich verschränkt.

In den 50er Jahren liess sich Přihoda in Österreich nieder, wo er an der Wiener Staatsakademie unterrichtete und weiter Konzerte gab. Die Tschechen versöhnten sich schliesslich mit dem berühmten Sohn ihres Landes und liessen ihn wieder in der Tschechoslowakei auftreten. Bei seiner Rückkehr nach Prag am 30. Mai 1956 zum Festival «Prager Frühling» versammelten sich auf den Strassen Massen, die ihm zujubelten, und ehe er noch im Smetana-Saal eine einzige Note gespielt hatte, wurde ihm dort eine dreissigminütige Ovation dargebracht. So überwältigend war der Empfang, dass Přihoda zitternd vor aufgewühltem Gefühl das Podium verlassen musste, bis er sich wieder gefasst hatte, um dann ein atemberaubendes Konzert zu geben, das vom Rundfunk übertragen wurde.

Im Juli 1960, einen Monat vor seinem 60. Geburtstag, starb Přihoda in Wien an Herzversagen. 40 Jahre nach Almas Tod sagte ein Angehöriger seiner Familie, der anonym bleiben wollte, loyal: «Neben künstlerischen Erfolgen hielt das Leben diesem noblen Charakter auch viel Kummer und Bitternis bereit. Dass er am Tod Almas schuldig gewesen sein sollte, und dies acht oder zehn Jahre nach seiner Scheidung, ist eine unbeweisbare Hypothese.»

Anfang Februar 1946 entschloss sich Arnold Rosé, nicht nach Wien zurückzukehren. In einem Brief vom 2. Februar berichtete er Alfred, dass man ihm in Österreich die Pension wieder bewilligt habe und die Wiener Philharmoniker ihn wieder als Konzertmeister einzustellen wünschten:

Du kannst Dir vorstellen, wie sprachlos ich war, als ich den Brief las. Diese Genugtuung, diese Anerkennung, diese Ehrung! Nun ist eine wichtige Frage, ob die Pension im Inland genossen werden soll, ob sie auch für den im Ausland Lebenden ausgefolgt wird?

Die Konzertmeisterstelle lehne ich ab, da ich mich nicht mehr kräftig dafür fühle. Almas Tod hat mein Herz sehr angegriffen, sehr geschwächt. Dazu die 4 Monate währende Gallenerkrankung hat mich sehr entkräftet. Jedenfalls muss ich die Sache lange überschlafen, überlegen.³³

Am 7. Februar 1946 erlitt Rosé einen schweren Herzanfall. Am 11. Februar 1946 schrieb Marije Staercke wieder aus Holland, wobei sie Alfred und Maria für Päckchen dankte, die sie ihrer Familie gesandt hatten, und Almas Martyrium in Frankreich schilderte. Sie berichtete, Alma sei in der Lage gewesen, mit einiger Regelmässigkeit ihren holländischen Freunden zu schreiben und den Empfang jedes Päckchens zu bestätigen, das sie in Drancy bekam, sei's über offizielle Kanäle, sei's über die «Organisation». Marije schrieb: «Ich weiss von Leuten, die Ihre Schwester in Drancy erlebten, dass sie ein Fels an Mut und Stärke gewesen ist und vielen anderen eine grosse Hilfe. Auch ihre Briefe an uns waren voll Schwung und Mut und unerschütterlicher Hoffnung. Wenigstens hielt sie im Sinken die Fahne hoch – und ging nicht, wie wir zunächst glauben mussten, in Verzweiflung unter.»³⁴

Und Marije fügte hinzu, was sie persönlich von dem Anders-Gedicht hielt: «Eine Elegie [...] zwar zur Gänze poetische Fiktion, aber doch auch ein Tribut an den wundervollen Eindruck, den Alma auf Leute gemacht haben muss, die sie nur flüchtig kannten.»³⁵

Weitere Nachrichten aus Wien gelangten an Arnold Rosé über den betagten Buxbaum, der auf seinen Reisen regelmässig in London Station machte, um ihn zu besuchen. Willi Silberstein, ein Wiener Verwandter Arnolds, war beim Versuch, über die Grenze zu fliehen, erschossen worden; der Wiener Violinist Viktor Robitsek, seine Frau und der Tiroler Oboist Max Starkmann waren in Polen in Lagern umgekommen. Rosés Nachfolger, Konzertmeister Franz Mairecker, war pensioniert worden. Rosé erwähnte 65 ehemalige Nazis, die noch im Orchester tätig waren, und meinte zugunsten seiner geliebten Philharmoniker, dass sie «bleiben sollen, da sonst das Orchester zu bestehen aufhört. Ich bin froh, dass ich meinen Beruf beendet habe. *Genug!*»³⁶ An Alfred schrieb er: «Was vor mir steht, ist – nichts. Keine Hoffnung. [...] Nur der Mensch wächst nicht mehr.»

Am 16. April 1946 telegraphierte Dr. Fuchs an Alfred, sein Vater habe sich der botaftsärztlichen Untersuchung für die Einwanderung in die USA unterzogen. Zwei Wochen später kehrte Leila Pirani aus Kanada nach England zurück und telegraphierte an Alfred: «KINGSLEY UND ICH PROFESSOR GESEHEN stop ZUSTAND SCHLIMMER ALS WIR DACHTEN stop SEHR SCHWACH stop RATEN DRINGENDST VON REISE AB stop».³⁷

Am 16. Mai 1946 war Arnold schon so schwach, dass er kaum mehr schreiben konnte: «Bin immer zu Hause, kann nichts tun, nicht geigen – nichts. Einfach – fertig.»³⁸ Vier Wochen später fand er noch die Kraft, zu berichten, dass Toscanini kommenden Monat in London auftreten werde für neun Konzerte und dass Leo Slezak in Deutschland gestorben sei.³⁹ Seinen letzten Brief schrieb Arnold am 21. Juli 1946:

Habe nach Ontario einmal geschrieben; macht mir sehr viel Mühe. Bin immer unter Digitalis-Injektion, sehr kraftlos, doch keine Schmerzen. [...] Mein Visum habe ich nun – nur Geduld. Mit Leila habe ich alles besprochen. Auch meinen letzten Willen habe ich beim Notar in Ordnung gebracht. [...] Stella erhält von Schwester Mitteilung von grossen Entbehrungen – da leben wir hier im Paradies.⁴⁰

Im August wurde die aus Deutschland gebürtige Sopranistin Elisabeth Schumann, die 1938 aus Österreich nach London emigriert war, wieder zu einem Auftritt nach Wien eingeladen. Um sich Klarheit über ihre Gefühle zu verschaffen, besuchte sie ihren alten Freund Arnold Rosé. Ihr Sohn, Gerd Puritz, schrieb über dieses Treffen:

Es war der 6. August, als Elisabeth von Central London hinausfuhr nach Blackheath, um den alten, kranken [Arnold] zu besuchen. [...] Wie schlimm er aussah! Von seinem wundervollen Bart und seinem weissen Haarschopf war kaum noch etwas übriggeblieben. Wien: nur noch der schwächste Gedächtnisfunke blitzte da in seinen Augen auf. Sein Bruder Eduard vor allem ging ihm durch den Sinn: Wo er wohl sei? Ob er noch am Leben sei? Oder vielleicht auch gestorben, wie [...]? Den Namen konnte er nicht aussprechen, aber Elisabeth wusste natürlich, wen er meinte: Alma, seine Tochter. Jene wunderschöne, begabte, junge Geigerin, in die [ihr Sohn] sich vor 25 Jahren in Bad Ischl verliebt, war in einem Konzentrationslager umgekommen.⁴¹

Am Sonntag, dem 25. August 1946, starb Arnold Rosé friedlich im Schlaf.⁴² Nach einem Gedenkgottesdienst, an dem ein paar Freunde teilnahmen, wurde sein Leichnam eingeäschert und vorübergehend in England bestattet. Fünf Jahre später wurde seine Urne nach Wien gebracht, um neben Justine in Grinzing beigesetzt zu werden.

Nachrufe aus London und New York gingen über den Äther. «Londoner's Diary» im *Daily Telegraph* brachte Arnolds Tod mit der Erinnerung daran, dass während der deutschen Luftangriffe der alte Löwe seine Stradivari in den Luftschutzkeller mitgenommen und dort die Leute mit seinem Spiel aufgemuntert habe. Der musikalischen Welt wurde bewusst, dass Arnold Rosé über seine Lehrer das letzte lebende Bindeglied zu Beethoven gewesen war. Im Januar 1947 hielt Bruno Walter bei einem Gedenkkonzert in der Chelsea Town Hall eine Rede auf seinen dahingegangenen Freund.

Mitte Juni 1946 meldete Marije Staercke an Alfred, ein holländischer Anwalt habe eine Überlebende der Kapelle ausfindig gemacht, die Akkordeonspielerin Flora, welche bezeuge, dass Alma nicht Selbstmord begangen habe. Zwei Monate später schrieb Marije, sie habe Flora kennengelernt und ihr Zeugnis sei glaubwürdig.

Im Zuge der wachsenden zivilen Mobilität blieb die Musikwelt in Auseinandersetzungen über Künstler verstrickt, die für die Nazis tätig gewesen waren. Als Bruno Walter 1946 mit den Wiener Philharmonikern in den östlichen Staaten der USA gastierte, besuchte Alfred Rosé das Konzert. Danach ging er zu «Onkel Bruno» ins Künstlerzimmer, um dem Dirigenten seine Missbilligung zum Ausdruck zu bringen.

«Man muss aber verzeihen», sagte Walter zu Alfred. «Ich kann nicht verzeihen», sagte Alfred. Für ihn heilten die Wunden nie.

Der Fagottist Hugo Burghauser, der 19 Jahre Präsident der Wiener Philharmoniker gewesen war, schilderte eine Szene aus dem Jahr 1947, als die Philharmoniker zu einem Gastspiel in London eingeladen waren.

In dem wilden Disput, der sich im Unterhaus über die Einladung an ein Orchester entspann, das aus jeder anderen Hauptstadt Europas verbannt war, erhob sich Premierminister Clement Attlee, um sich den Einwänden seiner Kritiker zu stellen, und sagte: «Auf unser Ersuchen ist uns gesagt worden, dass Bruno Walter und Rudolf Bing die Persönlichkeiten seien, die dieses Konzert verantworten. Da sie beide Flüchtlinge aus Hitlers Drittem Reich sind, sehen wir keine besseren Repräsentanten als diese zwei Herren.»⁴³ Als die Wiener Philharmoniker in London erschienen, kehrte Friedrich Buxbaum, begierig, wieder unter dem geliebten Walter musizieren zu dürfen, ins Orchester zurück. Zur ersten Probe begrüßte man ihn wieder an seinem ersten Pult der Celli im Orchester. Nach dem gemeinsamen Stimmen – erinnert sich Burghauser – stand Buxbaum auf: «Liebe Freunde», begann er, «ich bin so glücklich, dass ich wieder bei euch sein darf. Ich hab’ euch stimmen hören. Es klang wunderbar rein. Ganz judenrein.»⁴⁴ Die Antwort, sagt Burghauser, war «eisiges Schweigen».

1976 erschien in Frankreich Fania Fenelons Buch *Sursis pour l’Orchestre*; englische und deutsche Übersetzungen folgten bald nach unter dem Titel *Playing for Time* bzw. *Das Mädchenorchester in Auschwitz*. Sofort nach seinem Erscheinen wurde das Buch von zahlreichen Überlebenden und ihren Familien in Ost- und Westeuropa scharf kritisiert: Für eine zweite Auflage wurde es revidiert, einige historische Ungenauigkeiten korrigiert, doch die Kontroverse liess nicht nach. Dass Bücher über die Schrecken der Nazi-Zeit eine heisse Debatte auslösen, ist nicht ungewöhnlich – doch die Reaktionen auf Fantias Buch waren extrem. Anita sprach für viele Überlebende, als sie schrieb: «Es ist unverständlich, dass ein anderes Orchestermittglied, Fania Fénelon, in ihren Memoiren, der Vorlage für Arthur Millers Film, ein so falsches Bild von dem Orchester gegeben hat.»⁴⁵

Helena Dunicz-Niwinska schrieb aus Polen, Fantias Buch solle eher als Roman denn als Augenzeugenbericht gelesen werden: Eine Meinung, der sich Hélène Scheps, Zofia und andere anschlossen. Fania selbst sagte, das Buch sei nicht als «Dokumentarbericht» intendiert gewesen. Violette nannte das Buch in einem Interview 1992 einfach «Mist».⁴⁶

Fénelons Buch lag dann einem Drehbuch zugrunde, das Arthur Miller für den Csss-Film *Playing for Time* (1980) schrieb, in dem Vanessa Redgrave die Rolle der Fania und Jane Alexander diejenige Almas übernahm. (Fania, eine kleine, zierliche Person, protestierte gegen die Besetzung mit Redgrave, da ihr der Typ der Schauspielerin ebenso missfiel wie deren Engagement für die Sache der Palästinenser – obwohl ihr eigenes Buch die zionistischen Ansichten einiger Orchesterkolleginnen herabsetzt.) Innerhalb weniger Jahre wurden für Millionen rund um die Welt Alma Rosé und ihre Kz-Kapelle ein Begriff.

Als Jane Alexander die Rolle der Orchesterleiterin übernahm, machte sie sich daran, alles, was sie konnte, über die historische Alma in Erfahrung zu bringen. Für ihre Darstellung bekam sie einen Emmy als beste Schauspielerin einer Nebenrolle in einem TV-Film. Da ihre Hauptquelle jedoch Fantias Erzählung war, war ihr Porträt Almas verzerrt. Als der Film im britischen Fernsehen gezeigt wurde, protestierte Anita in der *Sunday Times*:

Im Film erscheint Fania Fénelon als die moralische Instanz, die tapfer den Nazis widerstand und die Mitglieder der Kapelle zusammenhielt, während die Dirigentin, Alma Rosé, als schwache Frau geschildert wird, die aus Furcht vor den Nazis dem Orchester eine grausame Disziplin aufzwang und total abhängig davon war, Fénelons Anerkennung zu gewinnen. Gerade so war es nicht! Fania war nett und talentiert, aber nicht so kraftvoll wie Alma, die uns half zu überleben. Diese war die Schlüsselfigur: eine Frau von immenser Stärke und Würde, die jedem Respekt abverlangte.⁴⁷

Die Schilderungen in Fantias Buch haben viele Überlebende als wüste Erfindungen schockiert. In der Beschreibung der Reaktion der Orchesterfrauen auf einen Besuch Mengeles z.B. schreibt Fania: «Sie bringen mit Spucke am Finger ihre Wimpern zum Glänzen, beißen sich auf die Lippen, um sie zu röten, blähen ihre Wangen rund, ziehen und zupfen Rock und Bluse zurecht [...] werden wieder frisch und fraulich unter den Blicken dieses Mannes.»⁴⁸ Solche Kommentare seien absurd und eine Beleidigung der Orchestermitglieder. Fantias Ressentiment gegen gewisse polnische Häftlinge, Tschechen, Slowaken, Deutsche und andere Deutschsprachige verleiht ihren Memoiren ein spezifisches Kolorit. Kränkungen verursachend, die bis

heute nicht verheilt sind, beschrieb sie ihre Mithäftlinge zum Beispiel als «Berg von einer Frau», als «fette Kuh», als «Miststück ohne menschliche Züge». Vielleicht doch wissend, dass ihre Behauptungen unhaltbar waren, gab sie einigen Orchestermusikerinnen andere Namen, um sie zu «schützen». Diese allzu durchsichtigen Pseudonyme verwirren Fakten und Fiktion noch obendrein.

Vor allem aber hat fast jede Überlebende der Kapelle Fantias Portrait Almas als einer kalten, herrschstüchtigen Person zurückgewiesen.

Zu den schlimmsten Verdrehungen von Almas wahrer Haltung zählt Fantias Schilderung ihrer Beinahe-Hysterie, als die Kapelle das Programm einstudierte für die Birkenau-Visite des Reichsführers der ss, Heinrich Himmler.⁴⁹ De facto hat Himmler Birkenau zuletzt am 17.-18. Juli 1942 besucht, als das Lager eine riesige Baustelle war und die weiblichen Häftlinge noch im Stammlager untergebracht waren.⁵⁰ Der offiziell ranghöchste SS-Besucher in Auschwitz-Birkenau zur Zeit von Almas bzw. Fantias Internierung im Lager war Adolf Eichmann, der im Februar 1944 dem Birkenauer Familienlager einen Besuch abstattete und auch den Musikblock kurz inspizierte (vgl. Kap. 21).

Der Disput darüber, ob Alma wirklich ihre Freilassung versprochen wurde – die Chance, als «Emissarin» Birkenaus ausserhalb des Lagers zur Truppenunterhaltung zu musizieren –, lässt sich so viele Jahre post festum schwerlich mehr schlichten. Fantias Behauptung ist vorstellbar, aber unwahrscheinlich, sagen zahlreiche glaubhafte Zeuginnen. So oder so war Almas Schicksal im Lager besiegelt. Zum letzten Mal leitete sie die Birkenauer Frauenkapelle am 2. April 1944, sie starb ein paar Tage später, am 5. April 1944.

Letztes Photo von Alma auf dem
Balkon der Staerckes, 1942



Wer hätte sich träumen lassen, dass Almas Stimme, in Gestalt ihrer Geige, in einem der grossen Opernhäuser der Welt weiter zu hören sein würde? In der Wirrnis von Krankheit und Alter versäumte es Arnold, jemals die ganze Geschichte von jenem Tage zu erzählen, da Almas Guadagnini von 1757 ihm ausgehändigt wurde. Die wahrscheinlichste von mehreren Versionen lautete: dass Marie Anne Tellegen sie Arnold über das Rote Kreuz zukommen liess; so zumindest hatte er es seinem Quartett-Kollegen, dem Geiger Max Jekel, berichtet.¹ Gestützt wird die Geschichte durch das Zeugnis Leonard Jongkees': er habe das Instrument seinem Mentor und ärztlichen Kollegen Dr. J.J. Groen anvertraut, einem Mitglied des Quartetts, das in Utrecht von Alma angeführt wurde. Als öffentlich bekannt wurde, dass Alma nicht zurückkäme, reichte Dr. Groen das Instrument an Marie Anne Tellegen weiter, Almas Nachlassverwalterin. Der Konzertmeister der Utrechter Symphoniker, J.J. Oellers, hatte Groen inständig gebeten, nach Mitteln und Wegen zu fahnden, die Geige in Holland zu behalten zwecks Wiederauffüllung des ausgeplünderten Kunstschatzes des Landes. Tellegen jedoch bestand darauf, die Geige an Arnold zurückzugeben. Binnen Kurzem verkaufte Arnold das Instrument an einen wohlhabenden Hotelier, von dem nur der Nachname Gough bekannt ist. Dieser hatte in England bei Arnold Violinunterricht genossen.

1947, im Sommer nach Arnolds Tod, kam Felix Eyle zu einem Besuch seiner Schwiegereltern Dr. und Mrs. Moriz Tischler nach England. Zu dieser Zeit waren die Tischlers von Ashtead nach Wimbledon übersiedelt. Im Verlauf von Arnolds Exil war Dr. Tischler ein enger Freund und musikalischer Partner geworden. Eyle seinerseits war den Rosés kein Unbekannter gewesen: 1920/21 waren er und Alma Studienkollegen am Wiener Staatskonservatorium gewesen, und auch bei Arnold hatte Eyle studiert. Nach seiner Übersiedlung in die USA 1928 reiste Eyle immer wieder mal nach Wien und hatte dabei nie einen Besuch in der Pyrkergrasse versäumt.

Eines Samstagmorgens in Wimbledon, während Eyle gerade in seine tägliche Arbeit vertieft war, klingelte das Telephon, und seine Schwiegermutter nahm den Anruf entgegen. Am Apparat war Stella Fuchs. Eyle:

414

Epilog

Mrs. Fuchs sagte meiner Schwiegermutter Anna Tischler, Mr. Gough habe das Geigenspielen an den Nagel gehängt. Almas Geige, so habe er gesagt, sei ein zu bedeutendes Instrument für einen Amateur wie ihn. Mrs. Fuchs habe er gebeten, die Geige zu verkaufen und alles Geld zu behalten, das über jenen Ankaufspreis von £ 700 hinaus übrigbleibe, den er Professor Rosé zahlte.

Das berühmte Geigengeschäft der Hill Family, sagte Mrs. Fuchs, habe sich geweigert, sie zu verkaufen, da keine Expertisen beilägen. Der einzige Echtheitsnachweis sei das Versicherungszertifikat. Mrs. Fuchs war zwar eine begeisterte Musikliebhaberin, kannte sich aber mit Violinen und ihrem Wert nicht bzw. kaum aus und wusste nicht, an wen sie sich wenden sollte. Alles, was sie wusste, war, dass eine Geige, die die Rosés gespielt hatten, wertvoll sein musste. Also rief sie Mrs. Tischler um Rat an. «Ihr Schwiegersohn ist doch Geiger; könnten Sie ihm schreiben oder von der Sache erzählen?»

Ich kannte das Instrument. Ich wusste, dass Professor Rosé es auf einer seiner Konzertreisen [1924] gekauft hatte. Es war ein phänomenales Instrument, das obendrein phantastisch schön anzuschauen war.

Ich fuhr zu Mrs. Fuchs. Die Violine war das Kleinod, mit dem ich gerechnet hatte. Ich spielte sie, und ihr Ton war wie erwartet. Ich machte eine Anzahlung und kam überein, den Rest später zu zahlen nach Absprache mit meiner US-Bank. Damals spielte ich eine Andreas Guarnierus, brauchte aber ein Instrument mit ganz grossem Ton, weil ich in Kürze dem Orchester der Met beitreten wollte?

Als Eyles Schwager Peter Terry (ehern. Peter Tischler) nach Abschluss seines Studiums in Cambridge in die USA kam, brachte er das Instrument mit. Eyle: «Ich liess etwas reparieren und ein paar Sachen dransetzen, die der Geige fehlten, und gab eine neue Expertise in Auftrag. Was ich dafür zahlte, ist unerheblich, aber jetzt in den 80ern ist sie gut und gern über 100'000 Dollar wert. Der Klang ist so himmlisch, so grossartig und kraftvoll, dass es einem durch und durch geht.»

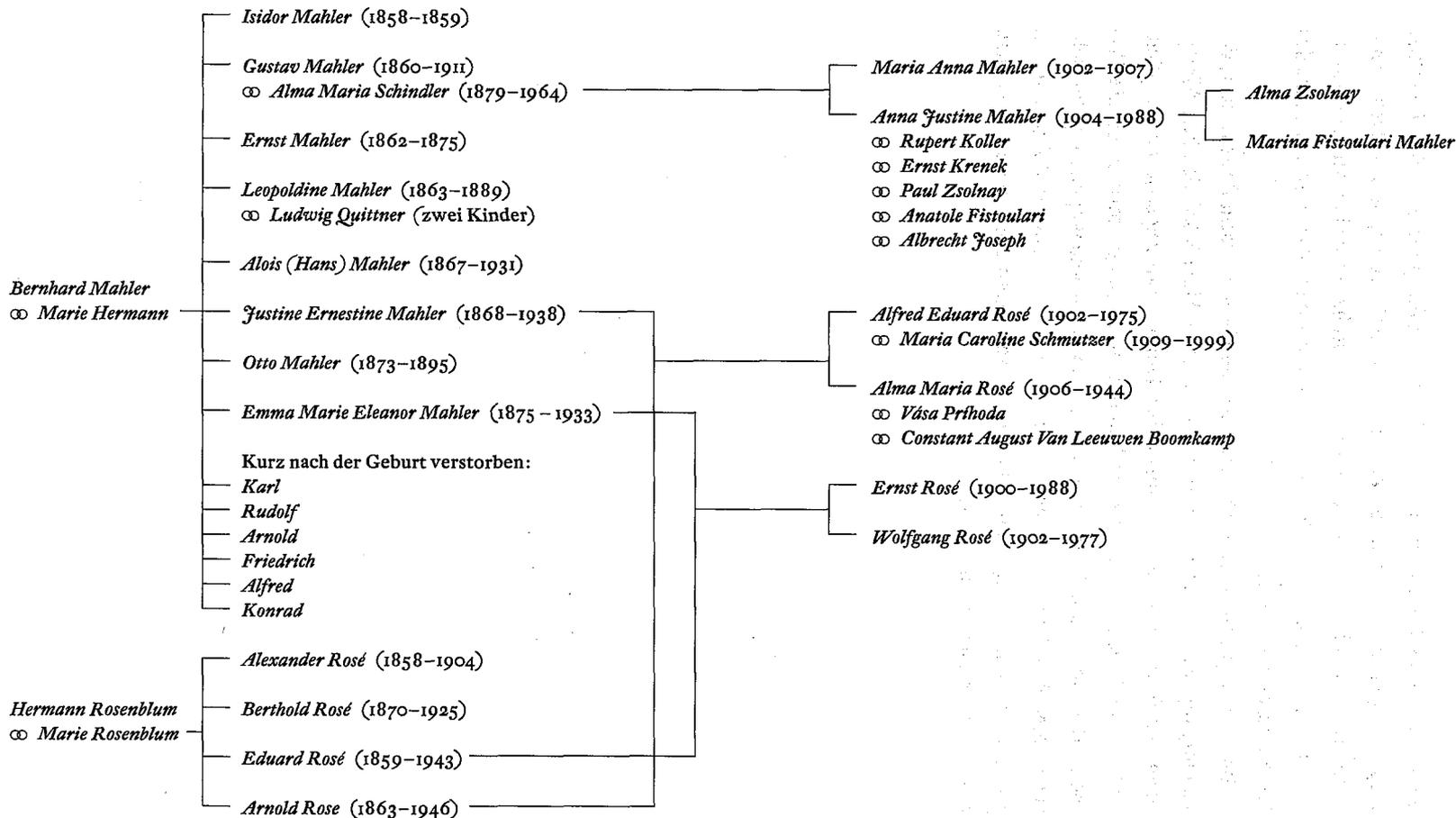
Eyle taufte das Instrument «Die Alma Guadagnini». In seinen Händen ertönten ihre Saiten unter der Generaldirektion Sir Rudolf Bings, der das Instrument in Wien viele Male gehört hatte. Und wie der Zufall so spielte, wirkte der einstige Präsident der Wie-

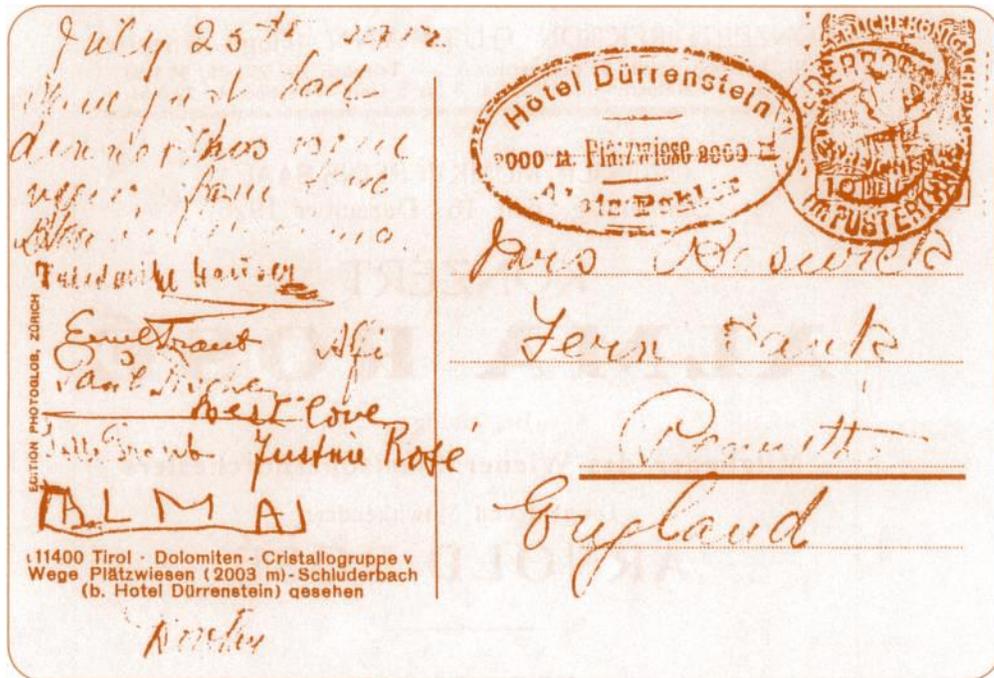
ner Philharmoniker, der Fagottist Hugo Burghauser, zur gleichen Zeit in der Holzbläsergruppe des Orchesters.

Eyle glaubte viele Jahre lang, das Instrument habe sich bei Alma in Auschwitz befunden. Man sagte ihm sogar, es sei in einem «Garderobenraum» des Lagers gefunden worden.

Im Jahr 1969 benannte der Wiener Gemeinderatsausschuss für Kultur, Erziehung und Schulverwaltung eine Strasse nach Alma Rosé als einer Märtyrerin des Nazi-Regimes. Die formellen Dokumente registrieren lediglich, dass sie eine Geigerin sei, die zwischen 1940 und 1945 gestorben sei; die Tatsache, dass sie als Inhaftierte und Dirigentin der Frauenkapelle im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau starb, wird nicht öffentlich dokumentiert. Der Strassenname erlangte am 3. Dezember 1969 Geltung, auf den Tag genau einen Monat nach ihrem 63. Geburtstag.

Stammbaum der Familie Mahler-Rosé





Almas Unterschrift auf einer Postkarte vom Juli 1912 aus Tirol an die Mutter von Dory Beswick (später Dory Hetherington)

KONZERTDIREKTION GUTMANN (Hugo Knepler)
 III., Lothringerstraße 20 (Konzerthaus). — Telephon Nr. 96-1-79, 96-1-80
 Kassa: I., Kärntnering 3 (10 bis 1, 3 bis 5 Uhr). Telephon Nr. 72-0-54.

GROSSER MUSIKVEREINS-SAAL
 Donnerstag, den 16. Dezember 1926

KONZERT
ALMA ROSÉ

Begleitung:

Mitglieder des Wiener Staatsopernorchesters

Dirigent und Mitwirkender:

ARNOLD ROSÉ

PROGRAMM:

- Beethoven Romanze F-dur.
 Bach Konzert D-moll für zwei Violinen
 und Orchester.
 Vivace.
 Largo ma non tanto.
 Allegro. .
 Alma Rosé — Arnold Rosé.
 Tschaikowsky . . Violinkonzert D-dur op. 35.
 Allegro moderato.
 Canzonetta.
 Allegro vivacissimo.

Franz Schubert zum Gedächtnis

ODEON

Sonntag, den 11. November 1928, abends 7¹/₂ Uhr

III. KONZERT

Einziger Kammermusikabend

Rosé-Quartett

Arnold Rosé / P. Fischer / Anton Ruzitska / Anton Walter

unter Mitwirkung:

Alfred Rosé (Klavier)**Ludwig Jäger** (Kontrabaß)

Franz Schubert:

1. Streichquartett d-moll „Der Tod und das Mädchen“ op. posth.
Allegro / Andante con moto / Scherzo. Allegro molto / Presto
2. Quintett A-dur op. 114 für Klavier, Violine, Bratsche, Cello, Kontrabaß „Forellenquintett“
Allegro vivace / Andante / Scherzo, Presto / Andantino mit Variationen, / Finale. Allegro giusto

Konzertfödel: Bithner aus dem Magazin J. Reißmann, Wittelsbacherplatz 2.

ODEON

Samstag, den 10. November 1928, abends 7¹/₂ Uhr

Violin-Konzert

Váša Pňihoda

Am Flügel: **Charles Cerné**

- | | |
|---|--------------------|
| 1. Sonate A-dur | Cesar Frank |
| Allegretto ben moderato — Allegro — Recitativo fantasia — Allegretto poco mosso | |
| 2. La Folia | Corelli |
| 3. Violin-Konzert D-dur | Paganini |
| 4. Serenade melancholique | Tschaikowsky |
| La Capricieuse | Elgar |
| Chant d'automne | Tschaikowsky-Cerné |
| Walzer aus Rosenkavalier | R. Strauß-Pňihoda |
| Jota Navarra | Sarasate |



AUGUST FÖRSTER-KONZERT-FLÜGEL LÖBAU Sa.-GEORGSWALDE

Vertretung:

Otto Bauer, Maximilianstrasse 5

Karten v. 9—1 u. 3—½ 6 b. d. Vorverkaufsstellen: Bauer, Halbreiter, Schmid u. Aml. Bayer. Reisebüro

Programme für Konzerte des Rosé-Quartetts und Váša Pňihodas im
November 1928 im Münchner Odeon

Alma Prihoda-Rosé



die berühmte Wiener Geigerin

spielt

am Sonntag, 8. November 1931

vorm. 11 Uhr

im

Stadttheater

Am Flügel: OTTO A. GRAEF

Eintrittskarten zu Mark 2.00, 1.30, 0.90, 0.60 im Vorverkauf bei
Frig. Weidlich, Hapağ und an der Theaterkasse.

Konzertankündigung für Alma Rosés Sonntagsmatinée in Regensburg im November 1931

Wien, am 10. Nov 1936

Mein geliebter Vater!

Es gibt im Leben einige ganz wenige Momente, in denen Umwelt und Umstände versinken, die fest stehen bleibt und man wirklich nach innen lauschen kann, ohne sich selbst als erbeschwerte Substanz zu spüren. — So ein geistlich unbegrenzter Augenblick ist ein Musizieren mit Dir. —

Das Musik gewordene All, das zum eigenen Gefühl wird, wandelt seine bestimmten Bahnen, und das ist das Erhebende mit Verzaubernde, was im Leben sonst so selten sich ereignet, dass Vorausgespürtes und innerlich Erwartetes in Musik ausgedrückt bei Dir wirklich so erscheint, wie man es gar nicht deutlich zu erhoffen gewagt hat. Und das Bewusstsein des absolut Richtigen und vom Schöpfer so Erfüllten wird dann selbstverständlich. —

für die erhebende Freude, heute Abend nach langer Zeit an dieser Feier mit teilhaftig sein zu können, danke ich Dir innigst.

Dein Alf.



Zeitungsausschnitt vom Mai 1939, der die Ankunft der Rosés in England vermeldet

2903-



Het Nederlandsche Roode Kruis

29 JUNI 1940 No. 320
Het Roode Kruis

423

Formulier, na invulling, in te zenden aan het CORRESPONDENTIE-BUREAU van het Nederlandsche Roode Kruis, Carel van Bylandt-laan 10, Den Haag.

VERZOEK

door tussenkomst van het Duitsche Roode Kruis aan het Internationale Comité van het Roode Kruis te Genève om inlichtingen.

ANTRAG

durch das Deutsche Rote Kreuz an das Internationale Komitee vom Roten Kreuz in Genf auf Nachrichtenvermittlung

1. Afzender PRIHODA-ROSE ALMA
Absender (naam, voornaam en adres)
(Name, Taufname und Adresse)

DEN HAAG, KILFHOEKLAAN 37

Verzoekt aan

Bittet an

2. Geadresseerde ROSE ARNOLD
Empfänger (naam, voornaam en adres)
(Name, Taufname und Adresse)

LONDON W.9, WARWICK AVE, 7A, WARRINGTON

het volgende mede te deelen: GARDENS

folgendes zu übermitteln:

(ten hoogste 25 woorden uitsluitend persoonlijke en familieaangelegenheden betreffende)
(Höchstzahl 25 Worte nur persönliche und Familieangelegenheiten betreffend)

VERSORGT BEI KONZERTDAME
WIEDERENGAGEMENTS,

KÖNNTEST ZU FUCHS ÜBERSIEDELN? KANN PLESCH, HIRSCH
GELD VORSTRECKEN?? - LISL NOCH DA?

EINZIGER GEDANKE DICH BALD GESUND
WIEDERZUSEHEN! LIEBEVOLLSTE KÜSSE

Handteekening
Unterschrift

3. Geadresseerde antwoordt aan ommezijde

- Empfänger antwortet umseitig

1213 * - 6. JAN 1941

Alma Prihoda-Rose

Über das niederländische Rote Kreuz verschickte Nachricht, Juni 1940;

Rückseite auf Seite 424

- 214

4. Antwoord van geadresseerde

Antwort des Empfängers

(ten hoogste 25 woorden uitsluitend persoonlijke en familieaangelegenheden betreffende)

(Höchstzahl 25 Worte nur persönliche und Familieangelegenheiten betreffend)

bei Dr. NATHAN 43 Valley road, WELWYN GARDEN CITY
H E R T S
keine Geldsorgen Arturo hilft durch Frau Nathan
fond zum 77 ~~Werk~~ flat gekündigt

Innigst

Handteekening

Unterschrift

Arnold Rose

LUCHT-POSTDIENST

Dit papier weegt met bijbehoorend omslag 5 gr.

Utrecht 20. November/41

425

Mein liebes Liebes Alfred - Vor Allem alles alles Liebe
 und gute und many happy returns of the day for den 11.
 November! Ich werde wenn überhaupt möglich noch mehr an
 dich denken. - Ich habe seit 1. November nichts von dir gehört
 und bin bei jeder Post so fruchtbar erträuschl. Mit dem ist
 die Briefe an Vati mit Freude habe ich kleine Postabfertigung machen,
 das du sie erhalten und das was noch September! Ich bitte dich
 inständigst wieder einmal - schreibe mir doch regelmäßig jede
 14 Tage und wenn du escht von mir hörst. denn das ist doch
 das Einzige was man noch hat - Briefe. Heute nacht habe ich
 geträumt das ich in New-York war - und ich war so glücklich.
 - Hast du mir auch so glücklich das Vati nicht mehr zu Hause
 ist? Hast du neueste Nachrichten von Alice? - Wenn ich nicht
 die Musik hätte würde ich nicht weiter - aber das ist mein
 Glück. Montag spiele ich das erste Mal die Chaconne von
 Vivaldi die Vata immer gespielt hat. Es ist ein herrliches Stück.
 - Wir sind alle mit dem Kragen nicht in Ordnung - bin neugierig
 wie lang das so bleiben wird. - Wann glaubst du es für uns
 ein Wiedersehen geben? Dieses nicht leben kann man

8543

Der letzte Brief von Alma Rosé an ihren Bruder Alfred vom 20. November 1941;
 Rückseite auf Seite 426

doch wie wie mehr nachholen. - Wenn ich nun wirklich die
 es Vati fehlt - ich habe schon so lange nicht von ihm gehört
 - Hoffentlich höre ich im nächsten Brief von Sie auch was
 wie können meine Gedanken zurück ist. - Ich grüße jetzt oft
 treuherzig - da denke ich oft wie wir das miteinander sitzen
 haben. - Hoffentlich kann heute nicht viel von mir schreiben
 - wie das ich schließlich auf Nachrichten warte.

Alles Liebe an Maria - dich meine ich von
 jungen Herzen in Liebe

Heine

Heine

P.S. Denkst du an Sie so daran schreiben
 aber - - es ist keine Wunder nicht?



16231

AMERICAN RED CROSS

Washington, D. C.

Form 1616
Rev. Oct. 1940Comité International de la Croix-Rouge 1 83
Palais du Conseil Général, GENEVE (Suisse)

INQUIRER — DEMANDEUR — ANFRAGESTELLER

Name — Nom — Name RoseChristian name — Prénom — Vorname Alfred E.Street — Rue — Strasse 3580 Washington AvenueCity — Localité — Ortschaft CincinnatiState — Province — Provinz OhioMessage to be transmitted — Message à transmettre — Mitteilung
(not more than 25 words, family news of strictly personal character.)
(25 mots au maximum, nouvelles de caractère strictement personnel et
familial.) (nicht über 25 Worte nur persönliche familiennachrichten.)Father and we perfectly alright. Fatherglad to receive your news, plays frequently.Maria and I very busy. Hoping you alright.Very affectionately yours,AlfredRECEIVED
FEB 21 1942
HEADQUARTERS
INQUIRY & INFORMATIONChapter Cinti. & Hamilton County Inquiry Date 2-2-42

ADDRESSEE — DESTINATAIRE — EMPFÄNGER

Nationality: CzechoslovakianName Rose (Nom—Name) BIRTH—NAISSANCE—GEBURTChristian name Alma (Prénom—Vorname) Place Nov. 3, 1906
and Date Vienna (Lieu et Date—Ort und Datum)Street Jan. V. Scorel street 20 (Rue—Strasse) Name Arnold Rose
of father) (Nom du père—Name des Vaters)Locality Utrecht (Localité—Ortschaft) Relationship to inquirer sister
(Parenté au demandeur—Verwandschaft mit Anfragesteller)Province _____ (Province—Provinz) Country Netherlands (Pays—Land)Reply on the reverse side
Write very legiblyRéponse au verso
Ecrire très lisiblementAntwort umseitig
Bitte deutlich schreiben

28. JUL 1942

Rot-Kreuz-Telegramm, das Alma im September 1942 an Alfred schickte

Ich danke Euch
 für eure Lieben -
 was haben wir zusammen
 erlebt - das vergißt man
 nie - dadurch auch nicht
 Eme Alice

1941 - 1942
 August - Dezember

Die Notiz, die Alma für die Staerckes zurückließ, als sie am 14. Dezember 1942 aus Holland floh

901	Felila	Jacques	19.1.34	Kind	2021
902	Telia	Salomon	2.7.95	ohne	2075
903	Tepebek	Albert	14.1.28	Felsarbeiter	2052
904	Teperok	Herzsel	1898	Schneider	2051
905	Terres	Gentil	8.1.05	ohne	2078
906	Tarres	Michel	15.5.99	Arbeiter	2077
907	Tragara	Chaskiel	19.5.21	Heizungsmeiseur	2058
908	Tregor	Odetta	9.3.15	Medistin	2095
909	Treuillet	Lydia	8.12.17	ohne	2059
910	Tuchmann	Abraham	4.11.23	Ledararbeiter	2085
911	Uhry	Yvonne	25.2.03	Sekretärin	2109
912	Unger	Joseph	3.4.98	Schneider	2112
913	Unikowski	Michel	20.12.92	Markthaendl.	2138
914	Usan	Joseph	1908	Orthopäde	2151
915	Van Gelderen	Ikarus	11.11.19	Student	2351
916	Vanleeuwen	Obna	8.11.06	Geigenspieler	2135
917	Van Lee	Adrienne	30.8.76	ohne	2125
918	Vidal	Cebette	6.5.27	Kind	2148
919	Vidal	Nedjma	2.6.87	ohne	2148
920	Vidal	Fresper	5.1.87	Postbeamter	2145
921	Vidal	Rachel	18.1.25	Kind	2147
922	Vieyra	Bernard	11.8.20	Juwelier	2135
923	Vieyra	Jacques	2.2.19	Steinfasser	2136
924	Villard	Liba	25.10.95	ohne	2137
925	Viner	David	15.12.99	Schneider	2152

Auszug aus der Liste für den »Judentransport« am 18. Juli 1943 von Drancy nach Auschwitz.

Alma Rosé ist hier fälschlich als »Vanleeuwen, Obna« aufgeführt

Hyg.-bakt. Unters.-Stelle
 der Waffen-/, Südost

APR. 11
 Auschwitz OS., am 4. IV. 1944

287/32
 17578/VII/43 7.4

Anliegend wird übersandt:

Material: *Liquor cerebrospinalis* entnommen am 4. IV. 1944
 zu untersuchen auf *Meningokokken* in *Pneumokokken*

Name, Vorname: *Alma Rose*

Dienstgrad, Einheit: *50381*

Klinische Diagnose: *Meningitis*

Anschrift der einsendenden Dienststelle: *H. K. B. Zirkmann*

Bemerkungen:

Mengele
 (Stempel, Unterschrift)

Auftrag an das »SS Hygiene Institut« für eine Laboranalyse von Almas Rückenmarksflüssigkeit, unterschrieben von Josef Mengele.

Eine Einladung zu einem Abendessen im Jahr 1963 war die Geburtsstunde des vorliegenden Buches. Professor Alfred Rosé von der Musik-Fakultät der University of Western Ontario in London/cAN, plante mit seiner Gattin Maria Caroline eine Reise nach Wien. Beide waren dort geboren und aufgewachsen. Und Alfred setzte nun ein Testament auf. Auf Empfehlung des Renaissance-Forschers und Gelehrten Wallace Ferguson bat er mich, im Fall seines Ablebens gemeinsam mit seiner Witwe die Nachlassverwaltung zu übernehmen. Als Musikkritiker mit Interesse an Zeitgeschichte und als langjähriger persönlicher Freund nahm ich den Auftrag gern an.

Meine Frau Jean und ich kannten die Rosés seit ihrem Eintreffen an der Universität 1946. In Österreich, wo Alfred vor dem Einmarsch der Nazis 1938 ein vielversprechender junger Dirigent und Komponist gewesen war, galt er einst als Protégé von Richard Strauss an der Wiener Oper. Sein Onkel Gustav Mahler war international berühmt und sein Vater, Arnold Rosé, über viele Jahre der hochgeschätzte Konzertmeister der Wiener Philharmoniker und Primarius des von ihm gegründeten Streichquartetts gewesen. Alfred hatte eine Schwester, Alma, von der er nur selten sprach – man fragte lieber nicht, warum. Doch zu den Schätzen aus der Alten Welt, die dem Heim der Rosés in der Cheapside Street den Scherznamen Little Vienna gaben, gehörten eine Photographie von Alma mit ihrem Ehemann Váša Přihoda, dem tschechischen Violinvirtuosen, und ein berückend schönes Bild, das sie beim Spielen auf der Geige zeigte. Beide hingen in Alfreds Arbeitszimmer und gemahnten täglich an eine verheerende Tragödie in seinem Leben.

Ein Zufallserlebnis in den 70er Jahren, kurz vor Alfreds Tod, rührte neue Erinnerungen an Alma auf. Eines Samstags, als er und Maria auf einem Markt einkaufen gingen, lehnte sich eine Frau, die seinen Namen aufgeschnappt hatte, über einen Gemüsekarren und fragte: «Sind Sie verwandt mit der Alma Rosé, die in

Auschwitz die Geige gespielt hat?» Alfred starrte ungläubig. «Ja», sagte er. «Alma Rosé war meine Schwester. Sie leitete die Frauenkapelle.»

«Ihre Schwester hat vielen jüdischen Mädchen das Leben gerettet», sagte sie.

Die Frau auf dem Markt war eine von drei jüdisch-slowakischen Schwestern, die einander geholfen hatten, das Vernichtungslager zu überleben. Almas und ihres Orchesters gedachten sie mit Dankbarkeit – unter jenen brutalen Umständen, sagten sie, sei jedes Konzert eine Oase der Hoffnung gewesen. Sie entsannen sich auch des Todes von Alma im Jahr 1944 und der Gerüchte, die durchs Lager schwirrten, als die Orchesterleiterin plötzlich verschwunden war.

Alfred hat sich nie von dem Schock über den Tod seiner Schwester erholt; schweigend ertrug er den Schmerz über mehr denn drei Jahrzehnte. 1975, in seinen letzten Wochen, erinnerte er sich wieder und wieder an den Trost, den die Worte der Slowakin bedeuteten: «Ihre Schwester hat vielen jüdischen Mädchen das Leben gerettet.» Zwei Tage vor seinem Tod sprach er noch einmal von Alma. Er habe erfahren, sagte er, dass sie «viele gerettet hat». In späteren Jahren sollten etliche Orchester-Überlebende dies mit bewegten Worten bestätigen.

Von seinem Vater Arnold Rosé, der den Krieg in England überlebte, hatte Alfred einen Schatz von Mahler- und Rosé-Memorabilia geerbt, der nun zu seinem Nachlass gehörte. Ein ganzer Banktresor, dazu alle Ecken und Winkel des Rosé-Heims waren voll mit handschriftlich signierten Bildern von Gustav Mahler, Bruno Walter, Johannes Brahms, Johann Strauss d.J., Richard Strauss, Verdi, Toscanini und anderen Leitsternen der Musikwelt; mit persönlichen Briefen von Künstlern und Musikern, mit Gemälden und Radierungen; kostbaren Konzertprogrammen, Dokumenten, Autogrammbüchern und Photoalben; losen Zeitungsausschnitten in Mappen, annähernd chronologisch geordnet; Familien-Memorabilia wie etwa Geschenke an Arnold von Kaiser Franz Joseph, Locken von Mahlers

Haar und Mahler-Kritzeleien auf Hofopernpapier; exquisite Kissenbezüge aus Almas handgewebter Aussteuer.

Was tun mit diesem gewaltigen, so ungemein persönlichen Archiv? Alfred hatte ausdrücklich gewünscht, dass die Sammlung in Kanada bleiben solle, wo Maria und er seit 30 Jahren lebten. Maria entschied, das Archiv der Musikbibliothek der University of Western Ontario zu stiften. Es sollte im Gustav-Mahler-Alfred-Rosé-Raum aufbewahrt werden als Quellenarchiv für Wissenschaftler und zum Gedenken an die Familie. Im Verlauf des langwierigen Verhandlungs-, Transferierungs- und Katalogisierungsverfahrens hatte ich unbeschränkten Zugang zu dem, was heute als Mahler-Rosé Collection bekannt ist. Sofern keine andere Quelle explizit genannt wird, befinden sich alle Briefe, Dokumente, Photos etc. aus dem vorliegenden Buch in dieser hervorragenden Sammlung.

Im Herbst nach Alfreds Tod stattete der französische Forscher Henry-Louis de La Grange Maria einen Kondolenzbesuch ab. In den Jahren zuvor, als de La Grange am ersten Band seiner monumentalen Mahler-Biographie arbeitete, hatte Alfred ihn mit jenem Familienarchiv bekannt gemacht. Später waren die Rosés in de La Granges Villa auf Korsika zu Gast gewesen. Diesmal präsentierte de La Grange Maria ein Exemplar eines neuerschienenen Memoirenwerks, *Sursis pour Torchestre* (auf deutsch *Das Mädchenorchester in Auschwitz*) von Fania Fénelon, einer Sängerin der Auschwitz-Birkenauer Lagerkapelle. Er habe Madame Fénelon für den Rundfunk interviewt, setzte er hinzu, und habe Grund, an der Verlässlichkeit des Buches zu zweifeln.

Anita Lasker-Wallfisch, Cellistin im Lagerorchester und später eine angesehene Musikerin in England, protestierte öffentlich gegen die «Phantasien» in Fénelons Buch. Einspruch erhoben sie und andere Mitglieder des Auschwitz-Birkenauer Orchesters vor allem gegen das harsche Portrait von Alma Rosé. Fénelons Darstellung inspirierte Maria, die Hinterlassenschaft Alfreds nach Spuren der wirklichen Alma zu durchsuchen. Ich beteiligte mich an dieser Spurenlese, die sogleich belohnt wurde: In einer Kellerecke fanden wir einen Lederkoffer, beschriftet mit «Philharmoniker» und übersät mit Aufklebern von Europas grossen Hotels, bis zum Rand gefüllt mit Papieren. Der erste Umschlag, den wir öffneten, enthielt 17 Briefe von Alma an Alfred und Maria aus Wien und aus dem von den Nazis besetzten Holland, dazu Briefe von Arnold.

Wir begannen zu lesen, und so begegnete ich der Frau, die viele Jahre meines Lebens in Beschlag nehmen sollte. Am Ende entdeckten wir von Alma mehr als 60 Briefe.

Die Frau, die aus dieser Korrespondenz hervortrat, war emanzipiert und willensstark, empfindsam, stolz, schlagfertig, stimmungslabil, kultiviert, Familie und Freunden leidenschaftlich zugetan und kompromisslos im Verfolgen musikalischer Ideale. Vater Rosé hatte erklärt, Alma sei «von Mahlers Geist besessen», und so schien es tatsächlich zu sein. Ich war bezaubert und fasziniert.

So begann eine zweiundzwanzigjährige Reise, die zur Veröffentlichung des vorliegenden Buches führte. Diese Nachforschungen bekamen schliesslich eine eigene Dynamik: als verlange Almas Geschichte geradezu danach, erzählt zu werden. Mal fiel ein Schriftstück just dann zu Boden, wenn es gebraucht wurde – mal schlug sich ein Buch zu einer sachdienlichen Passage von selber auf – mal beantwortete eine Zufallsbegegnung im Zug oder Restaurant oder der Brief eines Fremden eine dringliche Frage oder wies einer Entdeckung die Richtung. Koinzidenzen noch und noch!

Freunde und Freundesfreunde halfen bei den vielen Dutzend Interviews, die das Herzstück dieses Buches bilden. In Amsterdam ebneten Louis und Lotte Meijer, alte Freunde der Rosés, den Weg für Forschungen in Holland; in Polen war es Helena Dunicz-Niwinska, eine Geigerin in der Lagerkapelle, die sich im Museum von Auschwitz nach Alma erkundigt hatte, meine Adresse erhielt und sogleich schriftlich ihre Hilfe anbot. In der Folge stellte sie wesentliche Kontakte zu Orchester-Überlebenden in Osteuropa her. Ein Zettel, ausgehängt beim Gathering of Survivors in Tel Aviv und Jerusalem 1987, hatte einen Brief zur Folge, der mich an Helen Tichauer verwies, eine Orchester- und Lagerbüro-Überlebende aus New York, und an ihren Gatten, den mittlerweile verstorbenen Wissenschaftler und einstigen Auschwitz-Insassen Erwin Tichauer. Die Tichauers nahmen in der Folge alle meine Forschungen unter ihre Fittiche; ihre Hilfe war für mich von unschätzbarem Wert.

Über die Jahre brachten Kontakte in Österreich, Kanada, den USA, in Belgien, Holland, Grossbritannien, Frankreich, der Schweiz und der Tschechoslowakei, in Polen, Australien und Israel Material zutage, das leicht hätte verschwinden können, aber durch irgendeine geheimnisvolle Macht erhalten blieb und genau zum richtigen Zeitpunkt sich der Auswertung darbot.

Zu den vielen Menschen, die dabei halfen, Lücken in Almas Geschichte zu füllen, gehören Terence C. Bacon, William Bush, Gladys Davis, Premysl «Tom» Dolezal, Andrea Galland, Pietronella C. Gerritse, Hana Gregorova, Arthur Hudson, Jean Lassner, Alice und Philip Linden, Luba Pavlovicova-Bakova, Scott St. John und seine Mutter Shari mit Schwester Lara, Hanna Spencer, Christian J.F. Stuhldreher, Guy van de Bon, Corinne Vandervelden, Jonkheer Jan Herman van Rooijen, Jonkheer van Sminia, Joy und Ernest Weiss und Gerhard Wünsch.

Für Forschungsassistenzen danke ich besonders Lisa Philpott und ihren Kollegen von der Musikbibliothek der University of Western Ontario. Alan Noon, der Medienspezialist der Universität, fotografierte Dutzende von Dokumenten und machte die Repros für die Illustrationen dieses Buches. Auch das Personal am YIVO Center for Jewish Research in New York und im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands in Wien gewährte wertvolle Unterstützung.

Besonderer Dank muss an Herta Blaukopf von der Internationalen Gustav-Mahler-Gesellschaft in Wien gehen, an das Medical Research Team der Universität von Western Ontario sowie an das Personal des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau für ihren generösen Beistand. Die Mahler-Forscher Kurt Blaukopf (gestorben 1999) und Gilbert Kaplan waren wertvolle Ratgeber. Auch Kazimierz Smoleh, Direktor des Staatlichen – Museums Auschwitz-Birkenau von 1955 bis 1990, und Louis de Jong, ehemaliger Direktor des Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation), waren mir eine grosse Hilfe.

Leider ist es mir schlichtweg unmöglich, alle Einzelpersonen namentlich zu nennen, die zu dieser Biographie Wichtiges beigetragen haben – meine Dankeschuld ist schier erdrückend.

Ein Stipendium des Social Sciences and Humanities Research Council of Canada erlaubte mir, Almas Weg von Wien nach Auschwitz über 17 Grossstädte zu verfolgen. Auf drei weiteren Forschungsreisen in Europa habe ich die einstige Familienwohnung der Rosés in Wien besucht, traf auf Freunde und Bekannte aus Almas verschiedenen Lebensabschnitten und stand erschüttert auf dem Terrain von Auschwitz-Birkenau.

Alles weitere ist das Verdienst meiner Mit-Autorin und Lektorin Karen Kirtley.

Die ganze lange Zeit hindurch, da ich mit dieser Geschichte beschäftigt war, sind der grösste Trost und der grösste Beistand von meiner Frau und unseren drei Kindern gekommen, die es zuliessen, dass Alma an unserm Leben nicht nur teilnahm, sondern es vielleicht, bisweilen auch dominierte. Ich danke euch: Jean, Mary, Sara, Scott.

Richard Newman
London/can

1997 erschien im Weidle Verlag Anita Lasker-Wallfischs Buch *Ihr sollt die Wahrheit erben*. Durch Anita Lasker-Wallfisch, die in den 90er Jahren mehrmals von Richard Newman für seine Biographie über Alma Rosé interviewt worden war und mit ihm korrespondierte, kam der Kontakt zwischen Verlag und Autor zustande.

Anita Lasker-Wallfisch sah alle Auschwitz und das Orchester betreffenden Kapitel sorgfältig durch und machte, mit Einverständnis des Autors, zahlreiche Vorschläge für Überarbeitungen, Korrekturen und Kürzungen. Immer wieder sprach sie auch mit anderen Überlebenden des Orchesters, um einzelne Punkte zu verifizieren. So ist eine gewisse Abweichung der deutschen von der amerikanischen Ausgabe zu erklären. Darüber hinaus wurden, besonders in den ersten Kapiteln, Informationen, die für amerikanische Leser interessant, für das deutschsprachige Publikum jedoch überflüssig sind, gestrichen.

Im Interesse grösstmöglicher Authentizität enthält das Buch neben Photographien auch 33 Briefe von Alma Rosé, die sie bis November 1941 aus dem besetzten Holland an ihren Bruder Alfred in Cincinnati geschrieben hat. Diese Briefe befinden sich in der Mahler-Rosé Collection der Music Library der University of Western Ontario/can. Das gesamte benutzte Briefmaterial (zumeist Seanns der Handschriften) wurde vom Autor und der Mahler-Rosé Collection für die deutsche Ausgabe zur Verfügung gestellt. Hierfür ist besonders der Archivleiterin Lisa Philpott zu danken. Die Briefe wurden transkribiert und häufig ausführlicher zitiert als in der amerikanischen Ausgabe, um Alma Rosé möglichst oft selbst sprechen zu lassen. Für die Briefe von Arnold Rosé, die sich ebenfalls in der Mahler-Rosé Collection befinden, gilt dasselbe. Auch hierbei fand mehr Material Eingang in die deutsche Publikation als in die amerikanische Ausgabe.

Bis auf die Briefe von Heini Salzer, die sich im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie in Amsterdam befinden, liegen die weitaus meisten zitierten

Briefe (auch die Briefe von Gustav und Justine Mahler sowie diejenigen von Bruno Walter) in der Mahler-Rosé Collection. Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden dem heutigen Gebrauch behutsam angepasst, um den Lesefluss nicht zu stören.

Die Bibliographie nennt, wo es deutsche Übersetzungen der benutzten Literatur gibt, stets diese und führt der Vollständigkeit halber auch einige weitere deutschsprachige Titel zum Thema auf.

Für die kritische Durchsicht der deutschen Übersetzung danke ich Anita Lasker-Wallfisch, Ruth Merkle, Rosemarie Paus-Daniel, Angelika Singer und Stefan Weidle.

Barbara Weidle, Dezember 2002

Alphabetische Liste der Orchestermitglieder nach Vornamen

436

Die folgende Liste ist das Ergebnis von langjährigen Nachforschungen in Form von Interviews und Briefwechseln mit Überlebenden in Israel, England, Belgien, Frankreich, Holland, Australien, Deutschland, Polen, der ehemaligen Tschechoslowakei und den Vereinigten Staaten. (Anfragen an die ehemalige Sowjetunion, um die vollständigen Namen von mehreren russischen und ukrainischen Mitgliedern des Frauenorchesters herauszufinden, schlugen fehl.) Die Aufzeichnung bleibt unvollständig. Weitere Informationen werden erfasst und in zukünftige Ausgaben dieses Buches eingearbeitet werden.

Die Liste enthält die Namen der Mitglieder des Orchesters während seines gesamten Bestehens, von seiner Gründung im April 1943 an bis zur Evakuierung der jüdischen Musikerinnen nach Bergen-Belsen im Oktober 1944. Mädchennamen stehen vor Ehenamen, ausser bei den Orchestermitgliedern, die eine Schreibweise mit Bindestrich bevorzugt haben. Pseudonyme, die Fénelon und Knapp verwendet haben, dürfen nicht mit den tatsächlichen, hier aufgelisteten Namen verwechselt werden.

Name	National.	Funktion	Mitgliedschaft von	bis	Gestorben
Ala (Alla) Gres	UdSSR	Klavier, Kopistin	12/1943	10/1944	
Alma Rosé	A	Dirigentin, Geige und Klavier	8/1943	4/1944	1944
Anita Lasker-Wallfisch	D	Cello	10/1943	10/1944	
Claire	F	Gesang	1/1944	10/1944	nach 1945
Danuta Kollakowa	PL	Schlagzeug, Klavier, Kopistin	4/1943	10/1944	
Doris	D	Gesang	8/1943	11/1943	1943
Else Felstein	B	Geige, Kopistin	5/1943	10/1944	1964
Emmy	CH	Gesang	9/1943	10/1944	
Esther Loewy Bejarano	D	Flöte, Gitarre, Akkordeon	5/1943	10/1943	
Eva Steiner Adam	RO	Gesang, Kopistin	5/1944	10/1944	
Ewa Stojowska	P	Gesang, Notenwart, Kopistin	11/1943	10/1944	1996
Fania Felelon	F	Gesang, Orchestriererin	1/1944	10/1944	1983
Fanny Kornblum Birkenwald	B	Mandoline, Gesang	5/1943	10/1944	1992
Flora Schrij ver Jacobs	NL	Akkordeon	8/1943	10/1944	
Founia(Funja)	P	Küchenchefin	5/1944	10/1944	
Helen «Zippy» Spitzer Tichauer	CSSR	Mandoline	4/1943	10/1944	
Helena Dunicz-Niwinska	PL	Geige, Konzertmeisterin	10/1943	10/1944	
Hélène Rounder	F	Geige	9/1943	10/1944	nach 1980
Hélène Scheps	B	Geige, Konzertmeisterin	8/1943	10/1944	
Helga Schiessel	D	Schlagzeug	8/1943	10/1944	nach 1945
Henryka Czaplá	PL	Geige	6/1943	9/1943	
Henryka Gaizka	PL	Geige	5/1943	8/1943	
Hilde Grünbaum Zimche	D	Geige, Kopistin	5/1943	10/1944	
Ibi	H	Geige		10/1944	
Irena Lagowska	PL	Geige	7/1943	10/1944	nach 1945
Irena Walaszczyk Wachowicz	PL	Mandoline	4/1943	10/1944	1985
Jadwiga Zatorska	PL	Geige	4/1943	10/1944	1981
Julie Stroumsa Menache	GR	Geige	9/1943	10/1944	1987
Karla Wagenberg Hyman (Schwester von Sylvia)	D	Block- und Piccoloflöte	4/1943	10/1944	
Kazimiera Malys Kowalczyk	PL	Mandoline, Kopistin	6/1943	10/1944	
LilyAssael (Schwester von Yvette)	GR	Akkordeon, Kopistin	5/1943	10/1944	1989
Lily Mathé	H	Geige	5/1944	10/1944	1993
Lotte «Tante» Kröner (Schwester von Maria)	D	Flöte	7/1943	10/1944	1945
Lotte Berran	A	Geige	5/1944	10/1944	nach 1980
Lotte Lebedova	CSSR	Gitarre, Gesang	7/1943	10/1944	nach 1960
Margot Anzenbacher Větrovcová	CSSR	Gitarre, Kopistin, Dolmetscherin	8/1943	10/1944	
Maria	UdSSR	Blockälteste	1/1944	10/1944	
Maria Bielicka	PL	Gesang	5/1944	10/1944	nach 1945
Maria Kröner (Schwester von Lotte)	D	Geige	7/1943	8/1943	1943
Maria Langenfeld- Hnydowa	PL	Geige	5/1943	10/1944	
Maria Mos-Wdowik	PL	Mandoline, Kopistin	4/1943	10/1944	1994
Masza (Masha) Pietkowski	PL	Mandoline	6/1943	12/1943	

Name	National.	Funktion	Mitgliedschaft von	bis	Gest.
Olga	UdSSR	Mandoline	6/1943	10/1944	
Pronia (Bronia)	UdSSR	Gitarre	5/1943	10/1944	
Rachela Olevsky Zelmanowitz	PL	Mandoline	6/1943	10/1944	1989
Regina (Rivka) Kupferberg Bacia	PL	Kopistin, Blockarbeiterin	8/1943	10/1944	
Ruth Bassin	D	Piccoloflöte	4/1943	10/1944	1989
Sonya Winogradowa	UdSSR	Klavier, Dirigentin, Kapo	12/1943	10/1944	
Stefania Baruch	PL	Gitarre, Mandoline	4/1943	10/1944	nach 1945
(Frau) Steiner	RO	Geige, Küchenhelferin	3/1944	10/1944	
(Mutter von Eva)					
Sylvia Wagenberg (Sulamith Khalef) (Schwester von Karla)	D	Blockflöte	3/1943	10/1944	
Szura	UdSSR	Gitarre	5/1943	10/1944	
Violette Jacquet Silberstein	F	Geige, Gesang	9/1943	10/1944	
Yvette Assael Lennon (Schwester von Lily Assael)	GR	Kontrabass	5/1943	10/1944	
Zofia Cykowiak	PL	Geige, Kopistin	5/1943	10/1944	
Zofia Czajkowska	PL	Dirigentin/Kapo, Blockälteste	4/1943	10/1944	1978

<i>Dirigentinnen</i>	<i>Gitarre</i>	<i>Klavier (nur bei Proben) Korrepetition</i>
Zofia Czajkowska (4/1943-8/1943)	Esther Loewy Bejarano	Ala Gres
Alma Rosé (8/1943-4/1944)	Pronia	Alma Rosé
Sonya Winogradowa (4/1944-10/1944)	Lotte Lebedová	Danuta Kollakowa
	Stefania Baruch	Sonya Winogradowa
	Margot Anzenbacher	
	Větrovcová	
	Szura	<i>Sängerinnen</i>
<i>Geige</i>	<i>Cello</i>	Claire
Alma Rosé	Anita Lasker-Wallfisch	Fania Fénelon
Jadwiga Zatorska	Maria Kröner	Dorys
Elsa Feistein		Fanny Kornblum
Hilde Grünbaum Zimche	<i>Kontrabass</i>	Birkenwald
Julie Stroumsa Menache	Yvette Assael Lennon	Emmy
Helena Dunicz-Niwinska		Lotte Lebedová
LilyMathé	<i>Flöte</i>	Eva Steiner Adam
Hélène Rounder	Lotte Kröner	Maria Bielicka
Lotte Berran		Ewa Stojowska
Hélène Scheps	<i>Block- und Piccoloflöte</i>	Violette Jacquet Silberstein
Maria Langenfeld-Hnydowa	Esther Loewy Bejarano	
Henryka Czaplá	Ruth Bassin	<i>Kopistinnen</i>
(Frau) Steiner	Karla Wagenberg Hyman	Ala Gres
Henryka Gaizka	Sylvia Wagenberg Khalef	Lily Assael
Violette Jacquet Silberstein		Danuta Kollakowa
Irena Lagowska	<i>Akkordeon</i>	Margot Anzenbacher
Zofia Cykowiak	Esther Loewy Bejarano	Větrovcová
	Lily Assael	Else Feistein
<i>Mandoline</i>	Flora Schrijver Jacobs	Maria Mos-Wdowik
Fanny Kornblum		Eva Steiner Adam
Birkenwald	<i>Schlagzeug</i>	Regina (Rivka) Kupferberg
Masha Pietkovski	Danuta Kollakowa	Bacia
Helen «Zippy»	Helga Schiessel	Ewa Stojowska
Spitzer Tichauer		Hilde Grünbaum Zimche
Olga		Sonya Winogradowa
Irena Walaszczyk		Kazimiera Malys
Wachowicz		Kowalczyk
Rachela Olevsky		Zofia Cykowiak
Zelmanowitz		
Kazimiera Malys		
Kowalczyk		
Stefania Baruch		
Maria Mos-Wdowik		

- Eva Steiner Adam* München, 1985
Kurt Herbert Adler San Francisco, 1985
Ralph Aldrich London/CAN, 1990
Willy Amtmann Ottawa/cAN, 1980 (Telefoninterview)
Lily Assael New York, 1981 (Telefoninterview und Korrespondenz)
Anita Ast Wien, 1985
Regina (Rivka) Kupferberg Bacia 1985-95 (Korrespondenz)
Theo Bakker Den Haag, 1985
Antonia Bakker-Boelen Den Haag, 1985
Carl Bamberger New York, 1984 (Telefoninterview)
Esther Loewy Bejarano Hamburg, 1985 (Telefoninterview)
Sir Rudolf Bing New York, 1983
Fanny Kornblum Birkenwald Brüssel, 1986
Magda Hellinger Blau Australien, 1983 (Korrespondenz)
Sir Adrian Boulton England, 1983 (Korrespondenz)
Henry Bulawko Paris, 1985 (Telefoninterview)
Hugo Burghauser New York, 1984
Margit Pessl Cartwright Northampton/MA, 1985 (Telefoninterview und Korrespondenz)
Zofia Cykowiak Krakau, 1985
Pietronella d'Aquin Boot Den Haag, 1985
Annemarie de Boer-Röntgen Amsterdam, 1988 – 1994 (Interview und Korrespondenz)
Helena Dunicz-Niwinska Auschwitz und Krakau, 1981-1998 (Interviews und Korrespondenz)
Ferdinand Eckhardt London/CAN, 1989
Felix Eyle Hamilton/NY, 1983-1988 (Telefoninterview und Korrespondenz)
Eleanor Farouel 1992 (Korrespondenz)
Elisabeth Joner Fellmann Badenweiler, 1982
Géza Frid Niederlande, 1984
Jean-Paul Gay Dijon, 1982-1991
Grete Glas-Larsson Wien, 1983
Alberic Bernard Guillemain Francheville, 1989
Kitty Felix Hart Birmingham, 1981
J.J. Henkemans Niederlande, 1985-1987 (Interview und Korrespondenz)
Alan Hetherington Norwich, 1985
Flora Schrijver Jacobs Amsterdam, 1983-1985
Max Jekel London, 1981 (Telefoninterview)
Leonard B. W. Jongkees Utrecht, 1978-1997 (Telefoninterviews und Korrespondenz)
Gerard Kantarjian Toronto, 1986
Michal Karin Bratislava, 1985
Rudy Karter Rio de Janeiro, 1984 (Korrespondenz)
Greta Kraus Toronto, 1995
Ota Kraus Prag, 1995
Szymon Laks Paris, 1982 (Korrespondenz)
Hermann Langbein Wien, 1981 und 1984 (Interviews und Korrespondenz)
Anita Lasker-Wallfisch London, 1979-1997 (Interviews und Korrespondenz)
Fvette Assael Lennon New Jersey, 1983
Ella Lingens-Reiner Wien, 1983
Elisabeth Marum Lunau New York, 1981
Anna Mahler Spoleto, 1983
Eugenia Marchewicz Kanada, 1981
Viktor Marischka Wien, 1987 (Korrespondenz)
Wanda Marossdnyi Krakau, 1985
«Martin» Den Haag, 1985-1986 (Interviews und Korrespondenz)
Lotte und Louis Meijer Amsterdam, 1979-1985 (Interviews und Korrespondenz)
Eugene und Eugenia Meth Staffa/CAN, 1981
Henty Meyer Cincinnati/OH, 1992 und 1995 (persönliches und telefonisches Interview)
Erica Morini New York, 1982 und 1983 (Telefoninterview von M.C. Rosé, Interview von R. Newman und Korrespondenz)
Charlotte Obermeyer-Groen Utrecht, 1985
Ftyke Oostenbrug London/cAN, 1986
Raymond Pallot Francheville, 1989 (Interview von J. Newman)
Paul Peschke Wien, 1983
Leila Doubleday Pirani London, 1977-1981 (Korrespondenz und Interview)
Anny Kux Poldkova Bratislava, 1979 und 1982 (Telefoninterview von M. C. Rosé, Korrespondenz mit G. Wuensch und Interview von R. Newman)
Billy F. Price Houston, 1982

Millie E. Prins-Marczak (Millie Spanjaard) Bilt-
hoven, 1984 (Interview von C. Vandervelden)
Alicia Rehl New Jersey, 1996 (Telefoninterview)
Halina Cjakowski Robinson London/cAN,
1980 und 1998
Eleanor Rosé London, 1976-1992
(Interviews 1977 und 1981 und Korrespondenz)
Ernest Rosé Washington DC, 1987
Maria Caroline Rosé 1972-1999 (Interviews)
Caroline Rostal Schweiz, 1986 (Telefoninterview)
Thomas Salzer Wien, 1983 und 1985
(Korrespondenz und Interview)
Hélène Scheps Brüssel, 1972-1998
(Interview und Korrespondenz)
Rutger Schoute und Frau Schoute Bilthoven, 1983
Molette Jacquet Silberstein Paris, 1981-1985
(Korrespondenz und Interviews)
Pani Sklendrovd Prag, 1983
(Interview von P. «Tom» Dolezal)
Ima van Esso Spanjaard Haarlem, 1983
Jaap Spanjaad Haarlem, 1983
Marije Staercke Amsterdam, 1983-1993
(Interview und Korrespondenz)
Ewa Stojowska Krakau, 1985
Otto Strasser Wien, 1981 und 1985
Uralter Strauss Berkeley, 1982
Manea «Dr. Manzi» Schwalbová
Bratislava, 1983 und 1985
Henry Swoboda Schweiz, 1987
(Interview von H. Spencer)
Peter Terry (vorm. *Peter Tischler*) New Jersey, 1983
(Telefoninterview, Korrespondenz)
Erwin Tichauer New York, 1988-1995 (Interview,
Telefoninterviews und Korrespondenz)
Helen «Zippy» Spitzer Tichauer New York,
1988-1999 (Interviews, Telefoninterviews
und Korrespondenz)
Ingeborg Tonneyck-Müller Amsterdam, 1983
Lisi Anders Ullman Pörschach, 1983
Carel van Leeuwen Boomkamp Amsterdam, 1983
(Telefoninterview)
Paul IPalters (vormals *Walter Buxbaum*) Wien, 1985
John Weidner CA, 1986 (Korrespondenz)
Camilla Youssef Amsterdam, 1983
(Telefoninterview)
Hilde Grünbaum Zimche 1982-1985
(Korrespondenz)

Die im Auschwitz Museum aufbewahrten Niederschriften enthalten Erinnerungen aus erster Hand von Zofia Cykowiak; Maria Mos-Wdowik; Helga Schiessel.

Die Abschrift (in deutscher Übersetzung) eines Kol Israel Interviews von 1981 enthält Zeugenaussagen von Sylvia Wagenberg Khalef; Rachela Olevsky Zelmanovitz; Hilde Grünbaum Zimche. Die Autoren und Verleger möchten die grossartige Hilfe anerkennen, die sie von Maria Rosé und dem Mahler-Rosé-Familienarchiv, das sie in der University of Western Ontario in London/cAN eingerichtet hat, erhalten haben. Die meisten der in diesem Buch abgedruckten Illustrationen gehörten, ebenso wie die zitierten Briefe und Dokumente, Maria Rosé. Sie starb in London/cAN am 3. Mai 1999.

- ADELSBERGER, LUCIE: *Auschwitz. Ein Tatsachenbericht*, Berlin 1956. Neu hrsg. von Eduard Seidler, Bonn 2001.
- ADLER, HANS GÜNTHER: *Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Tübingen 1960.
- ADLER, HANS GÜNTHER; LANGBEIN, HERMANN; LINGENS-REINER, ELLA: *Auschwitz, Zeugnisse und Berichte*, Frankfurt a. M. 1962.
- ANNAS, GEORGE J.; GRODIN, MICHAEL A.: *The Nazi Doctors and the Nuremberg Code, Human Rights and Human Experimentation*, New York 1992.
- ARENDT, HANNAH: »Der Auschwitz Prozeß«, in: Eike Geisel, Klaus Bittermann (Hg.), *Nach Auschwitz. Essays und Kommentare 1*, Berlin 1989.
- ARON, ROBERT: *Histoire de l'épuration*, Vol. 2. Des prisons clandestines aux tribunaux d'exception: septembre 1944 – juin 1949, Paris 1969.
- BAREA, ILSA: *Vienna, Legend and Reality*, London 1966.
- BAUER-LECHNER, NATALIE: *Erinnerungen an Gustav Mahler*, hrsg. von Herbert Kilian, Hamburg 1984.
- BAYNES, NORMAN H.: *The speeches of Adolf Hitler, April 1922 – August 1939*, 2 Bde. London 1942.
- BAZIN, JEAN-FRANÇOIS: *La Libération de Dijon, 11 septembre 1944*, Saint-Seine-l'Abbaye 1984.
- BEATTIE, JOHN: *Klaus Barbie. His Life and Career*, London 1984.
- BERKLEY, GEORGE E.: *Hitler's Gift. The Story of Theresienstadt*, Boston 1984.
- BING, RUDOLF: *Gala-Abend. Rückblick auf meine Jahre an der Met*, München 1982.
- *5000 Abende in der Oper*, München 1973.
- BLAUKOPF, KURT und HERTA: *Die Wiener Philharmoniker, Welt des Orchesters – Orchester der Welt*, Wien 1992.
- BLAUKOPF, KURT: *Mahler, His Life, Work and World*, London 1992.
- BOTZ, GERHARD: *Nationalsozialismus in Wien, Machtübernahme und Herrschaftssicherung 1938/39*, Buchloe 1988.
- BOWER, TOM: *Klaus Barbie*, Berlin 1984.
- BOYER, JOHN W.: *Political Radicalism in Late Imperial Vienna, Origins of the Christian Social Movement, 1848–1897*, Chicago 1995.
- BROOK-SHEPHERD, GORDON: *Der Anschluß*, Graz 1963.
- BULAWKO, HENRY: *Les jeux de la mort et de l'espoir, Auschwitz-Jaworzno*, Paris 1993.
- CANETTI, ELIAS: *Die gerettete Zunge. Geschichte einer Jugend*, München 1977.
- *Die Fackel im Ohr. Lebensgeschichte 1921–1931*, München 1980.
- *Das Augenspiel. Lebensgeschichte 1931–1937*, München 1985.
- CARROLL, BRENDAN G.: *The Last Prodigy. A Biography of Erich Wolfgang Korngold*. Portland/OR, 1997.
- CARSTEN, FRANCIS L.: *Der Aufstieg des Faschismus in Europa*, Frankfurt a. M. 1968.
- La persécution des Juifs en France et dans les autres pays de l'ouest*, Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris 1947.
- CHAMBARD, CLAUDE: *The Macquis. A History of the French Resistance Movement*, Indianapolis 1976.
- CHURCHILL, WINSTON S.: *Reden 1938–1940. Gesammelt von Randolph S. Churchill*, Zürich 1946.
- CLARY-ALDRINGEN, ALFONS: *Geschichte eines alten Österreichers*, Frankfurt a. M. 1984.
- COMBS, WILLIAM L.: *The Voice of the ss. A History of the ss Journal »Das schwarze Korps«*, New York 1986.
- CZARNECKI, JOSEPH P.: *Last Traces. The Lost Art of Auschwitz*, New York 1989.
- CZECH, DANUTA: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*, Reinbek 1989.
- »The Auschwitz Prisoner administration«, in: Yisrael Gutman, Michael Berenbaum (Ed.), *Anatomy of the Auschwitz Death Camp*, Bloomington 1994.
- CZERNIAKOW, ADAM: *Im Warschauer Getto*, München 1986.

- DABRINHAUS, ERHARD: *Klaus Barbie*, Washington 1984.
- DANK, MILTON: *The French Against the French, Collaboration and Resistance*, Philadelphia 1974.
- DAVENPORT, MARCIA: *Stärker als die Phantasie. Ein halbes Jahrhundert: Literatur, Musik und Politik zwischen New York, Berlin und Prag*, München 1969.
- DAWIDOWICZ, LUCY S.: *Der Krieg gegen die Juden, 1933-1945*, München 1979.
- DAVIDSON, EUGENE: *The Trial of the Germans. An Account of the Twentytwo Defendants Before the International Military Tribunal at Nuremberg*, New York 1966.
- DE JONG, LOUIS: *The Netherlands and Nazi Germany*, Cambridge/MA, 1990.
- DELBO, CHARLOTTE: *Trilogie, Auschwitz und danach*, Frankfurt a. M. 1993.
- DIETRICH, MARGRET (Hrsg.): *Das Burgtheater und sein Publikum*, Wien 1976.
- DOLMETSCH, CARL R.: *„Unser berühmter Gast“. Mark Twain in Wien*, Wien 1994.
- DOMARUS, MAX: *Hitler: Reden und Proklamationen 1932-1945*, Wiesbaden 1973.
- DREWNIAK, BOGUSLAW: *Das Theater im NS-Staat. Szenarium deutscher Zeitgeschichte, 1933-1945*, Düsseldorf 1983.
- DUNICZ-NIWINSKA, HELENA: *Wahrheit und Erfindung - Reflexionen bei der Lektüre des Buches „Das Mädchenorchester in Auschwitz“ von Fania Fénelon*, Manuskript, Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau
- DWORK, DEBORAH UND VAN PELT, ROBERT JAN: *Auschwitz von 1270 bis heute*, München 2000.
- ELIAS, RUTH: *Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel*, München 1988.
- FALK, RICHARD A.; KOLKO, GABRIEL; LIFTON, ROBERT JAY (Ed.): *Crimes of War, A Legal, Political-Documentary, and Psychological Inquiry into the Responsibilities of Leaders, Citizens, and Soldiers for Criminal Acts in Wars*, New York 1971.
- FEIG, KONNILYN G.: *Hitler's Death Camps. The Sanity of Madness*, New York 1981.
- FÉNELON, FANIA: *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, Frankfurt a. M. 1980.
- FISCHER, ERNST: *Erinnerungen und Reflexionen*, Hamburg 1970.
- FORD, HERBERT: *Flee the Captor*, Nashville/TN, 1966.
- FRAENKEL, JOSEF (Ed): *The Jews of Austria. Essays on Their Life, History and Destruction*, London 1967
- FRANCIS, MARK: *The Viennese Enlightenment*, London 1985.
- FRANK, ANNE: *Tagebuch*, (Fassung von O. H. Frank und M. Pressler), Frankfurt a. M. 2002.
- FRANKL, VIKTOR E.: *... trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*, München 2002 (21. Aufl.)
- FRIEDMAN, PHILIP; FRIEDMAN, ADA JUNE (Ed.): *Roads to Extinction. Essays on the Holocaust*, New York 1981.
- FUNDER, FRIEDRICH: *Vom Gestern ins Heute. Aus dem Kaiserreich in die Republik*, Wien 1953.
- GAINHAM, SARAH: *The Habsburg Twilight. Tales from Vienna*, New York 1979.
- GARLIN'SKI, JÓZEF: *Fighting Auschwitz. The Resistance Movement in the Concentration Camp*, New York 1975.
- GARTENBERG, EGON: *Vienna - Its Musical Heritage*, Pennsylvania State University Press 1968.
- GARTENBERG, EGON: *Mahler. The Man and His Music*, New York 1978.
- GAY, PETER: *Freud, Juden und andere Deutsche*, München 1989.
- GEHL, JÜRGEN: *Austria, Germany, and the Anschluss, 1931-1938*, London 1963.
- GILBERT, MARTIN: *The Holocaust. Maps and photographs*, London 1978.
- *Final Journey, The Fate of Jews in Nazi Europe*, New York 1979.
- *Auschwitz und die Alliierten*, München 1982.
- *The Holocaust, A History of the Jews of Europe During the Second World War*, New York 1986.
- *Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden, Ein Atlas*. Reinbek 1982.
- *Holocaust Journey, Travelling in Search of the Past*, New York 1997.
- GILL, ANTON: *The Journey Back to the Hell. An Oral History, Conversations with Concentration Camp Survivors*, New York 1988.
- GOLDNER, FRANZ: *Die österreichische Emigration 1938-1945*, Wien 1977.
- GRADENWITZ, PETER: *The Music of Israel. From the Biblical Era to Modern Times*, Portland/OR, 1996.
- GRAF, MAX: *Legende einer Musikstadt*, Wien 1952.
- GREGOR, JOSEPH: *Wielgeschichte des Theaters*, Zürich 1933.
- GREGOR, NEIL: *Stern und Hakenkreuz. Daimler-Benz im Dritten Reich*, Berlin 1997.
- GULICK, CHARLES A.: *Österreich. Von Habsburg zu Hitler*, Wien 1976.

- GUTMAN, YISRAEL; BERENBAUM, MICHAEL: *Anatomy of Auschwitz Death Camp*, Bloomington/WA 1994.
- HAAS, GERLINDE: *Gehorchen um zu überleben – Zum Gedenken des »Mädchenorchesters in Auschwitz« und seiner Dirigentin Alma Rosé* (Gustav Mahler Archiv Wien; ZS II 79).
- HALASZ, NICHOLAS: *Captain Dreyfus. The Story of a Mass Hysteria*, New York 1955.
- HAMANN, BRIGITTE: *Hitlers Wien, Lehrjahre eines Diktators*, München 2002 (5. Aufl.).
- HANFSTÄNGL, ERNST: *15 Jahre mit Hitler*, München 1970.
- HART, KITTY: *Aber ich lebe*, Hamburg 1963.
- *Wo die Hoffnung erfriert, Überleben in Auschwitz*, Leipzig 2002.
- HARTMANN, GEOFFREY H.: *Bitburg in Moral and Political Perspective*, Bloomington 1986.
- *Holocaust Remembrance, The Shapes of Memory*, Cambridge/MA 1994.
- HEIDEKING, JÜRGEN: *USA und deutscher Widerstand. Analysen und Operationen des amerikanischen Geheimdienstes im 2. Weltkrieg*, Tübingen 1993.
- HILBERG, RAOUL: *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Berlin 1982.
- *Täter, Opfer, Zuschauer*, Frankfurt a. M. 1997.
- HILL, MAVIS: *Auschwitz in England*, New York 1965.
- HILLESUM, ETTY: *Das denkende Herz. Die Tagebücher der ETTY Hillesum 1941–1943*, Reinbek 1998.
- *Letters from Westerbork*, New York 1986.
- HITLER, ADOLF: *Mein Kampf. Eine Abrechnung*, München 1927.
- HOFMANN, PAUL: *The Viennese. Splendor, Twilight, and Exile*, New York 1988.
- HÖSS, RUDOLF: *Kommandant in Auschwitz. Autobiographische Aufzeichnungen*, hrsg. von Martin Broszat, München 2000.
- IGGERS, WILMA ABELES: *Karl Kraus. A Viennese Critic of the Twentieth Century*, The Hague 1967.
- International Auschwitz Committee: *Nazi Medicine; Doctors, Victims and Medicine in Auschwitz*, New York 1986.
- Jewish Community Relations Council/Anti-Defamation League of Minnesota and the Dakotas; Rhoda G. Lewin (Ed.): *Witnesses to the Holocaust, an Oral History* New York 1990.
- JÜNGER, ERNST: *Strahlungen*, Tübingen 1949.
- KANN, ROBERT: *Kanzel und Katheder. Studien zur österreichischen Geistesgeschichte vom Spätbarock bis zur Frühromantik*, Wien 1962.
- KAPLAN, GILBERT: *Das Mahler Album*, Wien 1995.
- KARPAT, LUDWIG: *Jedermann seine eigene Köchin*, München 1928.
- KATER, MICHAEL H.: *Die mißbrauchte Muse. Musiker im »Dritten Reich«*, München 2000.
- KEEGAN, SUSANNE: *The Bride of the Wind. The Life of Alma Mahler – Werfel*, London 1991 und New York 1992.
- KERSHAW, JAN: *Hitler 1889–1936*, Stuttgart 1999.
- KEYSERLINGK, ROBERT H.: *Austria in World War II. An Anglo-American Dilemma*, Montreal 1988.
- KIELAR, WIESLAW: *Anus Mundi. Fünf Jahre Auschwitz*, Frankfurt a. M. 1994.
- KIESER, EGBERT: *»Unternehmen Seelöwe«, Die geplante Invasion in England 1940*, Esslingen 1987.
- KLARFELD, BEATE: *Wherever They May Be!* New York 1975.
- KLARFELD, SERGE: *Die Endlösung der Judenfrage in Frankreich. Dt. Dokumente 1941–1944*, Dokumentationszentrum für jüdische Zeitgeschichte Paris, Paris 1977. (Photokopien befinden sich im YIVO Institute for Jewish Research, New York).
- *The Holocaust and the Neo-Nazi Mythomania*, New York 1978.
- KLODZIŃSKI, STANISŁAW: *Zeitungsausschnittsammlung über Stanisław Klodziński*, Krakau (1961–1985).
- KLUSACEK, CHRISTINE; SEINER, HERBERT; STIMMER, KURT (Hrsg.): *Dokumentation zur österreichischen Zeitgeschichte 1938–1945*, Wien 1971.
- KNAPP, GABRIELE: *Das Frauenorchester in Auschwitz. Musikalische Zwangsarbeit und ihre Bewältigung*, Hamburg 1996.
- KOKOSCHKA, OSKAR: *Mein Leben*, München 1972.
- KOLNEDER, WALTER: *Das Buch der Violine; Bau, Geschichte, Spiel, Pädagogik, Komposition*, Zürich 1989.
- KRAUS, KARL: *Die letzten Tage der Menschheit. Schriften/Karl Kraus*, Teil 10, hrsg. von Ch. Wagenknecht, Frankfurt a. M. 1992.
- KŘENEK, ERNST: *Zur Sprache gebracht, Essays über Musik*, hrsg. und mit einer Einleitung vers. von Friedrich Saathen. München 1958.
- KULKA, ERICH; KRAUS OTA B.: *Die Todesfabrik Auschwitz*, Berlin 1991.
- KULKA, ERICH: *Escape from Auschwitz*, South Hadley/MA, 1986.

- 446
- LA GRANGE, HENRY-LOUIS DE: *Gustav Mahler*, vol. 1. Garden City/NY 1973.
— Vienna, *The years of challenge (1894–1904)*, vol. 2. Garden City/NY 1995.
- LAKS, SZYMON: *Musik in Auschwitz*, Düsseldorf 1998.
- LANG, BEREL: *Writing and the Holocaust*, New York 1988.
- LANGBEIN, HERMANN: *Menschen in Auschwitz*, Frankfurt und Wien 1980.
— ... nicht wie die Schafe zur Schlachtbank. *Widerstand in den nationalsozialistischen Konzentrationslagern 1938–1945*, Frankfurt a. M. 1980.
- LANGBEIN, HERMANN; KARL, ROBERT; MULKA, LUDWIG (Hg.): *Der Auschwitz-Prozess. Eine Dokumentation*, 2 Bde. Frankfurt a. M. 1995.
- LASKER-WALLFISCH, ANITA: *Ihr sollt die Wahrheit erben*, Bonn 1997 (vergriffen), jetzt: Rowohlt Taschenbuch, Reinbek 2000.
- LENNHOFF, EUGENE: *The Last Five Hours in Austria*, New York 1938.
- LEVI, ERIK: *Music in the Third Reich*, New York 1994.
- LEVI, PRIMO: *Ist das ein Mensch? Erinnerungen an Auschwitz. Die Atempause*, München, Wien 1991.
- LEWIN, RHODA G. (Ed.): *Witnesses to the Holocaust. An Oral History*, Boston/MA, 1990.
- LIFTON, ROBERT JAY: *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1996.
- LINGENS-REINER, ELLA: *Prisoners of Fear*, London 1948.
- LITTLEJOHN, DAVID: *The Patriotic Traitors. A History of Collaboration in German-Occupied Europe, 1940–1945*, London, New York 1972.
- LOEWENSTEIN, KARL: *Hitler's Germany. The Nazi Background to War*, New York 1939.
- LORANT, STEFAN: *Sieg Heil! Eine deutsche Bildgeschichte von Bismarck zu Hitler*, Frankfurt a. M. 1983.
- LUŽA, RADOMÍR V.: *Austro-German Relations in the Anschluss Era*, Princeton 1975.
- MAHLER-WERFEL, ALMA: *Gustav Mahler. Erinnerungen und Briefe*, Amsterdam 1940.
— *Tagebuch-Suiten, 1889–1902*, Beaumont, Antony und Rode-Breyman, Susanne (Hg.), Frankfurt a. M. 1997.
- MAHLER, ALMA: *Erinnerungen an Gustav Mahler. Gustav Mahler, Briefe an Alma Mahler*, hrsg. von Donald Mitchell, Frankfurt/Berlin, 1971.
- MAMLEEW, VERA: *Alma Rosé – Fragmente eines Lebens als Tochter von Arnold Rosé und Nichte von Gustav Mahler*, unveröffentlichte Diplomarbeit, Staatl. Hochschule für Musik, Karlsruhe, 1995.
- MANN, THOMAS: *Tagebücher 1918–1921*, Frankfurt a. M. 1977.
- MAREK, GEORGE R.: *The Eagles Die. Franz Joseph, Elisabeth, and Their Austria*, London 1974.
- MARRUS, MICHAEL R.: *The Holocaust in History*, Hanover/NH, 1987.
— *The Victims of the Holocaust*, Westport/CT, 1989.
- MARRUS, MICHAEL R.; PAXTON, ROBERT O.: *Vichy France and the Jews*, New York 1981.
- MAYER, ARNO: *Why Did the Heavens not Darken? The »Final Solution« in History*, New York 1988.
- MCCAGG, WILLIAM O.: *A History of Habsburg Jews, 1670–1918*, Bloomington 1989.
- MENDELSON, JOHN (Ed.): *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*. Vol. 9, *Liquidation Through Labor*, New York 1982.
- MICHALIK, KRYSZYNA: *History of KL-Auschwitz*, Smoleń, Kazimierz (Ed.), Auschwitz 1967.
- MICHEELS, LOUIS J.: *Doctor #117641, A Holocaust Memoir*, New Haven, Conn., 1989.
- MILLU, LIANA: *Rauch über Birkenau*, Frankfurt a. M. 1999.
- MITCHAM, SAMUEL W., JR.; MUELLER, GENE: *Hitler's Commanders*, Landham/MD, 1992.
- MOLDEN, FRITZ: *Fepolinsky und Waschlapski auf dem berstenden Stern. Bericht einer unruhigen Jugend*, München 1991.
- MORGAN, TED: *An Uncertain Hour, the French, the Germans, the Jews, the Klaus Barbie Trial, and the City of Lyon, 1940–1945*, New York 1990.
- MORTON, FREDERIC: *A Nervous Splendor, Vienna 1888/1889*, Boston 1979.
- MÜLLER, FILIP: *Sonderbehandlung, Drei Jahre in den Krematorien und Gaskammern von Auschwitz*, München 1979.
- MURPHY, BRENDAN: *The Butcher of Lyon. The Story of Infamous Nazi Klaus Barbie*, New York 1983.
- NAHON, MARCO: *Birkenau. The Camp of Death*, Tuscaloosa 1989.
- NEUMAN, HENDRICUS, J.: *Arthur Seyss-Inquart*, Graz 1970.
- NIELSEN, ERIKA (Ed.): *Focus on Vienna 1900. Change and Continuity in Literature, Music, Art and Intellectual History*, vol. 4, Houston German Studies, München 1982.
- NOMBERG-PRZYTYK, SARA: *Auschwitz. True Tales from a Grotesque Land*, Pfefferkorn, Eli; Hirsch, David H. (Ed.), Chapel Hill 1985.
- NYISZLI, MIKLÓS: *Im Jenseits der Menschlichkeit. Ein Gerichtsmediziner in Auschwitz*, Berlin 1992.

- OVERESCH, MANFRED: *Chronik deutscher Zeitgeschichte, Band 2: Das Dritte Reich. Daten, Bilder, Dokumente*, Düsseldorf 1982–1986.
- PAWELCZYŃSKA, ANNA: *Werte gegen Gewalt. Betrachtungen einer Soziologin über Auschwitz*, Auschwitz 2001.
- PERL, GISELA: *I Was a Doctor in Auschwitz*, New York 1979.
- PHILLIPS, RAYMOND: *Trial of Josef Kramer and Forty-Four Others (The Belsen Trial)*, London 1949.
- PIRANI, LEILA DOUBLEDAY: *Letter to My Grandchildren*, unveröffentl. Manuskript, 2 Bde. Music Library, University of Western Ontario, London/CAN.
- POSNER, GERALD L.; WARE, WOHN: *Mengele. Die Jagd auf den Todesengel*, Berlin 1998.
- POST, BERNHARD: »Eduard Rosé, Ein Musikerschicksal im Spannungsfeld zwischen europäischer Kultur und deutscher Provinz«, in: *Mainzer Zeitschrift, Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte, Festschrift für Friedrich Schütz*, Jg. 96/97, 2001/2002
- PRAWY, MARCEL: *Die Wiener Oper. Geschichte und Geschichten*, Wien 1969.
- PRESSER, JACOB: *Ashes in the Wind. The Destruction of the Dutch Jewry*, New York 1969.
- PRICE, BILLY F.: *Adolf Hitler als Maler und Zeichner, Ein Werkkatalog der Ölgemälde u. a.*, Zug 1983.
- PURITZ, GERD: *Elisabeth Schumann, A Biography*, Ed. Joy Puritz. London 1993.
- RIEFENSTAHL, LENI: *Memoiren*, Köln 1987.
- RITTNER, CAROL; ROTH, JOHN K. (Ed.): *Different Voices, Women and the Holocaust*, New York 1993.
- ROSE, LEESHA: *The Tulips are Red*, Brunswick 1978.
- Das Rosé-Quartett: Fünfzig Jahre Kammermusik in Wien*, 74seitige Broschüre, die 1933 in Wien aus Anlaß von Rosés 70. Geburtstags publiziert wurde. Royal Institute of International Affairs: »Chronology of Principal Events«, in: No. 10, 1. April to 30. Juni 1943, London 1943.
- SAERCHINGER, CÉSAR: *Artur Schnabel, A Biography*, New York 1957.
- SALZER, THOMAS F.: *Carl Ueberreuter Druck und Verlag – 100 Jahre im Besitz der Familie Salzer*, Wien 1966.
- SCHLOSS, EVA; KENT, EVELYN JULIA: *Evas Geschichte. Anne Franks Stiefschwester erzählt. Der Bericht einer Überlebenden*, München 1991.
- SCHNABEL, ARTUR: *Aus dir wird nie ein Pianist*. Hofheim 1991.
- SCHNABEL, ERNST: *Anne Frank – Spur eines Kindes, Ein Bericht*, Frankfurt 1993.
- SCHNITZLER, ARTHUR: *Jugend in Wien. Eine Autobiographie*, Frankfurt 1992.
- *Der Weg ins Freie, Roman*, Frankfurt a. M. 1992.
- SCHORSKE, CARL E.: *Wien, Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*, München 1994.
- SCHWALBOVÁ, MARGITA: *Elf Frauen, Leben in Wahrheit. Eine Ärztin berichtet aus Auschwitz-Birkenau 1942–1945*, hrsg. von Elisabeth Prégardier und Anne Mohr, Annweiler, Essen 1994.
- (d. i.) ŠVALBOVÁ, MANCA: *Vyhasnuté oci*, Bratislava 1964.
- SEDGWICK, HENRY DWIGHT: *Vienna. The Biography of a Bygone City*. Indianapolis 1939.
- SERENY, GITTA: *Albert Speer. Sein Ringen mit der Wahrheit*, München 2001.
- SHIRER, WILLIAM L.: *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, Köln, Berlin 1961.
- SLEZAK, LEO: *Mein Lebensmärchen*, München 1988.
- *Mein lieber Bub, Briefe eines besorgten Vaters*, München 1966.
- SLEZAK, MARGARETE: *Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm*, München 1964.
- SLEZAK, WALTER: *Wann geht der nächste Schwan?*, München 1964.
- SMITH, JOAN ALLAN: *Schoenberg and His Circle. A Viennese Portrait*, New York 1986.
- SMOLEŃ, KAZIMIERZ: *Auschwitz 1940–1945*, Albuquerque 1995.
- SPIEL, HILDE: *Glanz und Untergang. Wien 1866 bis 1938*, Wien 1987.
- STRASSER, OTTO: *Und dafür wird man noch bezahlt. Mein Leben mit den Wiener Philharmonikern*, München 1978.
- ŠWIEBOCKA, TERESA: *Auschwitz, A History in Photographs*, Bloomington 1993.
- SYBERBERG, HANS JÜRGEN: *Hitler, ein Film aus Deutschland*, Reinbek 1978.
- SZMAGLEWSKA, SEWERYNA: *Smoke over Birkenau*, New York 1947.
- TEDESCHI, GIULIANA: *There Is a Place on Earth. A Woman in Birkenau*, New York 1992.
- TIMMS, EDWARD: *Karl Kraus, Satiriker der Apokalypse. Leben und Werk 1874–1918. Eine Biographie*, Frankfurt a. M. 1999.
- TÖGEL, CHRISTFRIED (Hrsg.): *Die Biographien aber sollen sich plagen... Beiträge zum 140. Geburtstag von Sigmund Freud*, Österreichisches Ost- und Südosteuropa-Institut, Sofia 1996.

- TOLAND, JOHN: *Adolf Hitler*, Bergisch-Gladbach 1977.
- TROLLER, NORBERT: *Theresienstadt. Hitler's Gift to the Jews*, Chapel Hill 1991.
- UMBREIT, HANS: *Der Militärbefehlshaber in Frankreich*, Boppard 1968.
- VĚTROVCOVÁ, MARGOT: »Ctyri Roky (Four Years)«, in: *Bojovani fisme a Zvitezili (We Fought and We Won)*. Nakladateilstvi Svoboda (Ed.). Prag 1979.
- VRATISLAVSKÝ, JAN: *Vása Prhoda*, Prag, Bratislava 1970.
- VRBA, RUDOLF UND BESTIC, ALAN: *Ich kann nicht vergeben*, München 1964.
- WAGNER, DIETER UND TOMKOWITZ, GERHARD: *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Der »Anschluss« Österreichs 1938*, München 1988.
- WAISSENBERGER, ROBERT (Hg.): *Wien 1890–1920*, Wien 1984.
- WALTER, BRUNO: *Thema und Variationen. Erinnerungen und Gedanken*, Frankfurt a. M. 1988.
- WALTER, BRUNO: *Briefe, 1894–1962*, hrsg. von Lotte Walter Lindt, Frankfurt a. M. 1969.
- WEBB, ANTHONY M.: *Trial of Wolfgang Zeuss, Magnus Wochner, Emil Meier, Peter Straub, Fritz Hartjenstein, Franz Berg, Werner Rohde, Emil Bruttel, Kurt Aus dem Bruch and Harberg. The Natzweiler Trial*, London 1949.
- WEINZIERL, ERIKA: *Österreich, Zeitgeschichte in Bildern 1918–1975*, Innsbruck 1975.
- WEINZIERL, ERIKA UND SKALNIK, KURT: *Österreich: Geschichte der Ersten Republik*, Graz 1983.
- WELLERS, GEORGES: *L'étoile jaune à l'heure de Vichy*, Paris 1973.
- WERFEL, FRANZ: *Eine Auslese*, Frankfurt a. M. 1969.
- WEYERS, WOLFGANG: *Death of Medicine in Nazi Germany, Dermatology and Dermatopathology Under the Swastika*, Philadelphia 1998.
- WIESEL, ELIE: *Die Nacht. Erinnerung und Zeugnis*. Freiburg i. Br. 1998.
- WILLIAMS, ELVET: *Arbeitskommando*, London 1975.
- WILLIAMS, ERIC: *The Wooden Horse*, London 1979.
- WISTRICH, ROBERT: *Wer war wer im Dritten Reich: Ein biographisches Lexikon*, Frankfurt a. M. 1993.
- WULF, JOSEF: *Theater und Film im Dritten Reich. Eine Dokumentation*, Gütersloh 1964.
- Yad Vashem: *Studies on the European Jewish Catastrophe and Resistance*, Jerusalem.
- Yad Vashem Remembrance Authority, published irregularly beginning in 1957
- *Documents of the Holocaust, Selected Sources on the Destruction of the Jews of Germany and Austria, Poland, and the Soviet Union*, Arad, Yitzak; Gutman, Yisrael und Margalio, Abraham (Ed.), Jerusalem 1981.
- YAHIL, LENI: *The Holocaust. The Fate of the European Jewry 1932–1945*, New York 1990.
- YIVO Institute for Jewish Research: *Imposed Jewish Governing Bodies Under Nazi Rule*, YIVO Colloquium, Dez. 2–5, 1967, New York 1972.
- ZUCKERKANDL-SZEPS, BERTA: *Ich erlebte fünfzig Jahre Weltgeschichte*, Stockholm 1939.
- ZWEIG, STEFAN: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt a. M., Hamburg 1953.
- ZYWULSKA, KRZYSTYNA: *Wo vorher Birken waren: Überlebensbericht einer jungen Frau aus Auschwitz-Birkenau*, München 1979.

1. Kapitel

- 1 Pirani 1962. Eine Kopie von Leila Doubleday Piranis unveröffentlichten Memoiren mit dem Titel *Letter to my Grandchildren* liegt in der Mahler-Rosé Collection, the Gustav Mahler-Alfred Rosé Room, the Music Library, the University of Western Ontario, London/cAN, im folgenden zitiert als Mahler-Rosé Collection. Sie wurde von ihrer Tochter, Gina Alexander, und ihrem Sohn, Felix Pirani, zur Verfügung gestellt. Dieser und die folgenden Auszüge sind mit ihrer freundlichen Erlaubnis wiedergegeben.
- 2 Brief von Bruno Walter an Alfred Rosé, 17. Juli 1945, Mahler-Rosé Collection.
- 3 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*, Frankfurt a.M., Hamburg 1953, S. 23.
- 4 Max Graf, *Legende einer Musikstadt*, Wien, 1952, S. 116.
- 5 Otto Mahler, der begabte jüngste überlebende Bruder, beging 1895 im Alter von 22 Jahren Selbstmord. Alois, sieben Jahre jünger als Gustav, war weiter entfernt von der Familie und angeblich in zweifelhafte Finanzgeschäfte verwickelt. Er leitete das Büro einer Bonbon-Firma in Wien und ging dann in die Vereinigten Staaten, wo er Bäcker und Immobilienmakler wurde. Er starb 1931 in Chicago.
- 6 Ferruccio Busoni (1866-1924), deutschitalienischer Komponist und Pianist, lebte in den 1880er Jahren in Wien.
- 7 Adrian Boult, Arnold Rosé and the Vienna Philharmonie, *Music and Letters*, vol. 32, no. 33 (July 1951): 257. Boult machte diese Aussage bereits 1930 in London.
- 8 Als Flüchtling in England gründete Arnold das Ensemble wieder; so war das Rosé-Quartett über 60 Jahre aktiv. Der Geiger Albert Bachrich und der Bratschist Hugo von Steiner kamen später dazu, mit Reinhold Hummer am Cello. Die bekannteste Formation, die während der ersten zwei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts auftrat, war Rosé als erster Geiger; Paul Fischer als zweiter Geiger; Anton Ruzitska, Bratsche; und Friedrich Buxbaum, Cello. 1921 ersetzte Anton Walter Buxbaum am Cello. Später kam Buxbaum zurück, und Max Handl wurde Bratschist.
- 9 Wichtige Informationen zu Eduard Rosé liefert der Aufsatz von Bernhard Post, *Eduard Rosé, Ein Musikerschicksal int Spannungsfeld zwischen europäischer Kultur und deutscher Provinz*, in: Mainzer Zeitschrift, *Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte*, Festschrift für Friedrich Schütz, Jg. 96/97, 2001/2002, S. 417-435.
- 10 Emma Mahler-Rosé starb 1933 in Weimar. Eduard starb am 24.01.1943 im Ghetto Theresienstadt. Ernst Rosé wurde Schauspieler. Während des Zweiten Weltkriegs leitete er deutschsprachige Sendungen nach Österreich in «Voice of America». Er emigrierte 1939 in die Vereinigten Staaten und starb 1988 in Washington DC. Wolfgang, ein Schüler des österreichischen Pianisten und Komponisten Artur Schnabel, wurde ein bedeutender Pianist. Nachdem er seinem Bruder nach Nordamerika gefolgt war, wurde er Begleiter für den berühmten russischen Bass Alexander Kipnis, neben anderen Sängern und Instrumentalisten. Wolfgang starb 1977.
- 11 Zitiert nach: Bernhard Post, *Eduard Rosé*, a.a.O., S. 418.
- 12 Die Informationen von Ernst Rosé stammen aus einem Interview-Wochenende mit dem Verfasser in Washington DC 1987.
- 13 Auch wenn das vielleicht so nicht stimmt, war es eine oft wiederholte Familiengeschichte der Rosés.
- 14 Arnold Rosés zahlreiche Auszeichnungen sind in der Mahler-Rosé Collection dokumentiert.
- 15 Paul Bechert war Wiener Korrespondent für den in New York erscheinenden *Musical Courier*.
- 16 Beschrieben von Julius Korngold in seinem Vorwort zu *Das Rosé-Quartett: Fünfzig Jahre Kam-*

- mermusik in Wien (Arnold Rosé gewidmet, von Verehrern seiner Kunst)*, einer 74seitigen Broschüre, die 1933 in Wien aus Anlass von Rosés 70. Geburtstags publiziert wurde. Das Erinnerungsheftchen führt eine Anzahl von Programmen der Musiksaisons in Wien vom 22. Januar 1883 bis April 1932 auf und enthält eine zweiseitige Liste von Ur-aufführungen. Zitat S. 8 dieser Broschüre.
- 17 Die Mahler-Rosé Collection enthält zahlreiche Briefe aus dem frühen 20. Jahrhundert in denen junge Komponisten das Rosé-Quartett um Aufführungen ihrer Werke bitten.
- 18 Natalie Bauer-Lechner (1858-1921), eine Bratschistin beim Soldat-Röger-Quartett und enge Freundin Gustav Mahlers, füllte viele Notizbücher mit Berichten über Mahlers Leben und Werk. Nach seiner Eheschliessung 1902 verschwand sie aus seinem und Justines Leben. Ihre *Erinnerungen an Gustav Mahler* haben Biographen der Mahlers und der Rosés mit wertvollen Details versorgt.
- 19 Das ist die Rosé-Version der Ereignisse, wie von Alfred und Maria Rosé erinnert. Bruno Walter trug dazu in einem Brief an seine Eltern bei: «Justis Verlobung mit unserem Konzertmeister Rosé ist eine alte Geschichte; beide aber hätten auf die Vereinigung verzichtet, wenn Mahler sich nicht auch verlobt hätte [...]» Bruno Walter, *Briefe 1894-1962*, Frankfurt 1969, S. 52.
- 20 Die Sezessionsbewegung wurde im Haus von Berta Szeps-Zuckerandl gegründet. Zu den Mitgliedern gehörten die Maler Gustav Klimt, Oskar Kokoschka und Egon Schiele; die Schriftsteller Hugo von Hofmannsthal und Arthur Schnitzler; die Musiker Artur Bodanzky und Alexander von Zemlinsky; der Bühnenbildner Alfred Roller und der Musikkritiker Max Graf. Arnold Schönberg kam später dazu.
- 21 Henry-Louis De La Grange, *Gustav Mahler, The Tears of Challenge (1897-1904)*, New York, 1995, 8.462.
- 22 Bruno Walter, *Briefe 1894-1962*, a.a.O., 8.53.
- 23 In ihren Tagebüchern und Erinnerungen, die viele Jahre später veröffentlicht wurden, schrieb Alma Mahler, dass Justine gegen ihre Heirat mit Gustav war, aber Briefe in der Mahler-Rosé Collection strafen diese Aussage Lügen. In einem Brief an Justine vom 10. Dezember 1901 schien Gustav unentschieden der Ehe gegenüber und betonte nochmals seine enge Bindung an seine Schwester: «Und wie es auch ausfällt, bleiben wir beide doch verbunden für's Leben [...] Bitte Dich, schau Dir die Alma nur recht an, mit Deinen weiblichen und kühleren Augen; ich mache sehr viel von Deinem Urteil abhängig. Viele Grüsse und Küsse von Deinem Gustav». Die Mahler-Rosé Collection besitzt eine Photokopie dieses Briefes.
- 24 Das behauptet Alma Mahler in ihren *Erinnerungen an Gustav Mahler, Gustav Mahler, Briefe an Alma Mahler*, hrsg. von Donald Mitchell, Frankfurt/Berlin, 1971, S. 58. Justines offizielle Todesurkunde ausgestellt 1938, gibt für die Hochzeit der Rosés den 21. März 1902 an; das Wiener Standesamt das gleiche Datum. Auf jeden Fall heirateten beide Paare im März 1902.
- 25 Marie Gutheil-Schoder (1874-1935), eine von Gustav Mahler besonders geschätzte Sopranistin, wurde Bühnen-Regisseurin und blieb eine enge Freundin der Mahler-Rosé-Familie.
- 26 Drei von Schönbergs Briefen liegen noch in der Mahler-Rosé Collection; die übrigen werden in anderen Archiven aufbewahrt. Der Einsatz der Mahler-Rosé-Familie für Schönberg ist gut dokumentiert von den Mahler-Biographen Blaukopf, de La Grange und Gartenberg. Die Beziehungen waren so herzlich und von wechselseitiger Wertschätzung zwischen Rosé und Schönberg, dass Rosé seinen Sohn Alfred in den späten 20er und frühen 30er Jahren nach Berlin schickte, um bei Schönberg Komposition zu studieren.
- 27 Friedrich Buxbaums Sohn Walter (der den Namen Paul Walters annahm) erinnerte sich an die Berichte seines Vaters in einem Interview in Wien 1985. Walters, ein Anhänger von Albert Schweizer, starb drei Jahre später.
- 28 Als Geheimdienstoffizier der französischen Armee war Georges Picquart zwölf Jahre lang damit beschäftigt, den Namen von Alfred Dreyfus reinzuwaschen, einem jüdischen Offizier, der fälschlich angeklagt wurde, militärische Geheimnisse an die Deutschen verraten zu haben. Später war Picquart Kriegsminister unter Clemenceau. Der musikliebende Picquart besuchte das Haus der Rosés, wann immer er in Wien war. (Siehe: Berta Szeps-Zuckerandl, *Ich erlebte fünfzig Jahre Weltgeschichte*, Stockholm 1939, S. 185, und Briefe in der Mahler-Rosé Collection).

- 29 Bruno Walter beschreibt die unterstützende Rolle seiner Wiener Freunde in seiner Autobiographie *Thema und Variationen*, Frankfurt 1988, S. 203 ff.
- 30 de La Grange *Gustav Mahler, The Tears of Challenge (1897-1904)*, New York, 1995, 311.
- 31 Siehe de La Grange *Gustav Mahler, The Tears of Challenge (1897-1904)*, a.a.O., S. 6-7.
- 32 Notiz von Anton (Toni) Schittenhelm an Arnold Rosé vom 16. Mai 1906.
- 33 Entmutigung war ein wiederkehrendes Thema in Mahlers Briefen an Justine. Ende April 1892 zum Beispiel schrieb er: «Unter Ach und Weh liegen nun endlich meine neuen Partituren (5 Stück) in Reinschrift vor mir. – Jetzt werde ich wieder mit denen bei meinen Herrn Kollegen hausieren gehen. – Da sie aber noch viel eigenartiger sind als meine früheren – und ganz und gar Humor im höchsten Sinn (ein Ding, für welches nur der ungewöhnliche Teil der Menschen geschaffen ist) – so werde ich sie wieder wahrscheinlich «zu den anderen legen müssen!» – Wirklich eine erhebende Aussicht, eine Bibliothek für seine Schubladen zu schreiben.» Mahler-Rosé Collection.
- 34 Die Ereignisse um die Berufung Mahlers zum Operndirektor werden von den Mahler-Biographen Kurt Blaukopf, Henry-Louis de La Grange, Egon Gartenberg und Donald Mitchell verschieden beschrieben.
- 35 «Genien wie Beethoven, solcher sublimsten und universellsten Art, gibt es unter Millionen Menschen nur zwei, drei. Vielleicht kann man an Dichtern und Komponisten der Neuzeit nur drei: Shakespeare, Beethoven und Wagner nennen.» In: Herbert Kilian, *Gustav Mahler in den Erinnerungen von Natalie Bauer-Lechner*, Hamburg 1984, S. 26.
- 36 Gustav Mahler, *Briefe*, erweiterte und revidierte Neuausgabe von Herta Blaukopf, Wien, 1982, S. 193. Siehe auch Henry-Louis de La Grange, *Mahler*, Vol. 1, London 1974, S. 390: «Im Januar wurde Mahler mitgeteilt, dass ‚es unter den gegenwärtigen Umständen unmöglich ist, einen Juden für Wien zu engagierens»
- 37 Brief von Justine Mahler an Ernestine Löhr vom 2. Dezember 1896, Mahler-Rosé Collection.
- 38 Justine Mahler an Ernestine Löhr am 18. Februar 1897, Mahler-Rosé Collection.
- 39 de La Grange, 1974, a.a.O., S. 411 und 905.
- 40 Dieses und die folgenden Zitate von Hugo Burghauser stammen aus einem Interview 1984 in New York. Burghauser emigrierte nach dem «Anschluss» in die Vereinigten Staaten.
- 41 Bruno Walter, *Thema und Variationen*, a.a.O., S. 226.
- 42 Brigitte Hamann, *Hitlers Wien, Lehrjahre eines Diktators*, München 2002 (5. Auflage), S. 44. Wie Brigitte Hamann schrieb, war Hitler von den gemeinsam mit Mahler erarbeiteten Wagner-Inszenierungen von Alfred Roller zutiefst beeindruckt. Ebenda S. 88.
- 43 Bruno Walter bezeugte:»Nie werde ich die einzig hohe Schönheit seines Violinsolos im dritten Akt des *Tristan* vergessen, durch das ich zum ersten Mal erkannte, wie beglückend es sein konnte, wenn sich ein Individuaklang von dem warmen tutti der Geigen mit eindringlich süßler und männlicher Beredsamkeit ablöst.» Bruno Walter, *Thema und Variationen*, Frankfurt 1988, S. 208.
- 44 John Toland, *Adolf Hitler*, Bergisch-Gladbach 1977, S. 78.
- 45 Brigitte Hamann, *Hitlers Wien*, a.a.O., S. 89.
- 46 Zitiert nach: Brigitte Hamann, *Hitlers Wien*, a.a.O., S. 89f.
- 47 Zitiert nach: Brigitte Hamann, *Hitlers Wien*, a.a.O., S. 337. Das dort beginnende Kapitel «Politische Leitbilder» stellt die Vorbilder Hitlers in Wien ausführlich vor.
- 48 «Die Anziehungskraft, die Lueger auf H. ausübte, liegt eindeutig in seiner ganz speziellen Wirkung auf ein Massenpublikum. Immer wieder kam H. später auf das Beispiel Luegers zurück, wenn er sich mit Problemen der Massensuggestion oder – fanatisierung beschäftigte oder sich über den Wert politischer Propaganda verbreitete. An Luegers Beispiel erläuterte er in *Mein Kampf* den politischen Wert der ‚Gewalt der Rede‘, schrieb über ‚die Zauberkraft des gesprochenen Wortes« und – enthüllend genug – über ‚die Brandfackel des unter die Masse geschleuderten Wortes.«» Brigitte Hamann, *Hitlers Wien*, a.a.O., S. 409.
- 49 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*, a.a.O. S. 67.
- 50 Artur Schnabel, *Hus dir wird nie ein Pianist*, Hofheim, 1991, S. 45. Der österreichische Pianist Artur Schnabel (1882-1951) emigrierte 1939 in die USA und wurde Amerikaner.
- 51 ebenda.

2. Kapitel

- 1 Aus Alma Rosés Autographenbuch.
- 2 Pirani 1962.
- 3 ebenda.
- 4 Leo Slezak (1873-1946), romantischer und dramatischer Tenor, wurde von Mahler 1901 für die Wiener Oper engagiert.
- 5 Ludwig Karpath (1866-1936) publizierte ein populäres Buch mit den Lieblingsrezepten von musikalischen Berühmtheiten: Ludwig Karpath, *Jedermann seine eigene Köchin*, München 1928.
- 6 1983 waren eine Gedenkplakette am Eingang, die daran erinnerte, dass in diesem Haus früher die Wohnung von Arnold Rosé war, und ein Glashalter im Badezimmer im ersten Stock die einzigen Spuren der Rosés in der Pyrkegasse 23. Die grosse Wohnung war in zwei Wohnungen geteilt, eine Wohnung auf jedem Stockwerk, und die Wendeltreppe war verschwunden.
- 7 In seiner Autobiographie (*Gala-Abend*, München 1982, S. 73) erwähnt Rudolf Bing Justine Rosés Gastfreundschaft.
- 8 Diese und die folgenden Informationen von Otto Strasser, Archivar der Wiener Philharmoniker, stammen aus Interviews in Wien 1981 und 1985.
- 9 Artur Schnitzler, *Das erzählerische Werk*, Band 4, *Der Weg ins Freie*, Frankfurt 1978 (Fischer Taschenbuch), S.128.
- 10 Guido Adler (1855-1941), österreichischer Pionier der Musikwissenschaft, lehrte in Prag und Wien und war ein langjähriger Freund der Mahlers.
- 11 Pirani 1962
- 12 Alma Mahler-Werfel, *Erinnerungen an Gustav Mahler*, Gustav Mahler, *Briefe an Alma Mahler*, hrsg. v. Donald Mitchell, Frankfurt a.M./Berlin 1971, S. 210.
- 13 Pirani 1962. Während des Zweiten Weltkriegs als Flüchtling in England gab Arnold die Totenmaske an Anna Mahler weiter.
- 14 Dieses und folgende Zitate stammen aus einem Interview mit Anna Mahler in Spoleto, 1983.
- 15 Alma Mahler an Justine Rosé, undatiertes Brief in der Mahler-Rosé-Collection.
- 16 Alma-Mahler-Werfel, *Erinnerungen an Gustav Mahler*, Gustav Mahler, *Briefe an Alma Mahler*, a.a.O. S.62.
- 17 Oskar Kokoschka, *Mein Leben*, München 1971, S. 129.
- 18 In *The Bride of the Wind*, London 1991, zeichnet die Autorin Susanne Keegan das Liebesleben Alma Mahlers detaillierter und genauer als Alma Mahler-Werfel selbst in ihren Erinnerungen.
- 19 1984 fand Dorys Sohn, Alan Hetherington, der heute in Norwich, England, lebt, diese Postkarte und andere, die noch zitiert werden, unter den Andenken seiner Mutter.
- 20 Eleanor Rosé, die Tochter von Arnolds Bruder Alexander Rosé, blieb Alma und Alfred verbunden. In den 30er und frühen 40er Jahren lebte sie mit ihrer Tochter, die auch Eleanor hiess, in Paris. Diese wurde «Farouel» genannt, um Verwechslungen zu vermeiden. Die junge Eleanor, Künstlerin, benutzte diesen Spitznamen als Künstlernamen: Als in Grossbritannien lebende Malerin wurde sie bekannt als Eleanor Farouel. Eleanor Rosé zog später nach London, wo sie 1992 im Alter von 98 Jahren starb. Ihre Erinnerungen in diesem Buch stammen aus Interviews in London 1977 und 1981 und aus Briefen und Gesprächen zwischen 1976 und 1992.
- 21 *Der Morgen*, 12. Dezember 1927; der ungenannte Kritiker kommentierte die Wiener Premiere von Alfred Rosés Streichquartett.
- 22 Interview mit Walter Strauss, Berkeley 1982
- 23 Interview mit Anita Ast 1985 in Wien. Ast, geboren 1905, wurde die bekannte Leiterin eines eigenen Quartetts und spielte oft für RAVAG, den Wiener Rundfunk.
- 24 Telephon-Interview mit Carl Bamberger 1984 in New York. Der Autor von *The Conductor's Art* (erschienen 1965 bei McGraw Hill in New York und wieder aufgelegt 1989 bei Columbia University Press) starb 1985.
- 25 Telephon-Interview mit Willy Amtmann, dem ehemaligen Konzertmeister des Ottawa Philharmonie in Ottawa/cAN, 1980. Erica Morini (1904-1995) hatte ihr Debüt mit zwölf im Leipziger Gewandhaus mit den Berliner Philharmonikern unter Arthur Nikisch, der das Instrument für sie stimmen musste.
- 26 Telephon-Interview mit Erica Morini 1982, durchgeführt mit Hilfe von Maria Rosé. Die folgenden Erinnerungen von Erica Morini stammen aus diesem Interview, einem zweiten Interview mit Richard Newman und aus Briefen.
- 27 Siehe Kapitel 7 für Informationen über Gretl Slezaks spätere Karriere. Gretl, wahrscheinlich 1903 geboren (obwohl sie als Geburtsdatum 1907 angab), war etwas älter als ihre beiden Freundinnen.

3. Kapitel

- 1 Franz Werfel, aus dem Gedicht «*Geheimnisse*, siehe Anmerkung 16.
- 2 Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern*, a.a.O. S. 27.
- 3 ebenda.
- 4 Elias Canetti, *Die gerettete Zunge*, Frankfurt 1983, (Fischer TB), S. 107.
- 5 Canetti, *Die gerettete Zunge*, a.a.O., S. 139/140.
- 6 Canetti, *Die gerettete Zunge*, a.a.O., S. 141.
- 7 Thomas Mann, *Tagebücher, 1918-1921*, Frankfurt 1979, S. 332 u. 337.
- 8 Otakar Sevcik (1852-1934) leitete Orchester in Wien und Salzburg und unterrichtete in Wien, Prag und Kiew.
- 9 Gustav Mahler an Natalie Bauer-Lechner im November 1900; aus: *Gustav Mahler, Erinnerungen von Natalie Bauer-Lechner*, hrsg. von Herbert Kilian, Hamburg 1984, S. 176 ff.
- 10 Telephon-Interview mit Margit Pessl Cartwright, Northhampton, Massachusetts, 1985.
- 11 Interview mit Kurt Herbert Adler, San Francisco, 1985. Der gebürtige Wiener (1905-1988) hatte sein Debüt als Dirigent 1925 und war Assistent von Toscanini in Salzburg 1936. 1943 wurde er Mitglied der Oper von San Francisco, wo er künstlerischer Leiter wurde und später Intendant.
- 12 Interview mit Walter Strauss, Berkeley, 1982.
- 13 Beide Autographenbücher sind jetzt als Geschenke von Maria Rosé in Privatbesitz. Photokopien wichtiger Seiten und eine Übersicht der Einträge sind in der Mahler-Rosé Collection zugänglich.
- 14 Lotte Lehmann (1888-1976), zu den führenden lyrisch-dramatischen Sopransängerinnen ihrer Zeit gehörend, war eine treue Freundin der Rosé-Familie. Alfred Rosé bereitete sie später auf ihre Rolle als Marschallin in Richard Strauss' Oper *Der Rosenkavalier* vor.
- 15 Mahler hatte Rosé Pfitzners Werk empfohlen, und das Quartett gestaltete die Wiener Premieren mehrerer Pfitzner-Kompositionen.
- 16 «*Geheimnisse* erschien zuerst in Franz Werfels 1919 veröffentlichtem Gedichtband «*Der Gerichtstage*. Hier zitiert nach: Franz Werfel, *Eine Auslese*, Frankfurt 1969, S. 26.
- 17 Elisabeth Schumann (1888-1952), deutsche Sopranistin, traf Richard Strauss 1919 an der Wiener Oper. Als Sängerin war sie bekannt für ihre Interpretationen von Schubert- und Schumann-Liedern.
- 18 Gerd Puritz, *Elisabeth Schumann, A Biography, London 1996*, S. 126-127. Gerd war der Sohn von Elisabeth Schumanns erstem Ehemann Walter Puritz.
- 19 Dieses und die folgenden Zitate stammen aus einem Brief von Rudy Karter von 1984 aus Rio de Janeiro, in dem Karter seine Beziehung zu Alma beschrieb. Die Familie Karter verbrachte die Sommer von 1919-1924 in Mitterach am Attersee.
- 20 Pirani 1962.
- 21 Franz Schalk (1863-1931), geboren in Wien, studierte bei Bruckner am Wiener Konservatorium und war beinahe 30 Jahre an der Wiener Oper, ab 1900 als Dirigent unter Mahler, zwischen 1918 und 1924 als Co-Direktor mit Richard Strauss, dann bis 1929 als Direktor.
- 22 Puccini an Julius Korngold in einem Brief vom 1. November 1922, zitiert nach: Brendan G. Carroll, *The Last Prodigy, A Biography of Erich Wolfgang Korngold*, Portland, Oregon, 1997, S.381.
- 23 Das Flugzeug auf dem Photo wurde identifiziert mit Hilfe des Buches von John Stroud, *European Transport Aircraft Since 1910*, London 1966.
- 24 Paul Wittgenstein (1887-1961), österreichischer Pianist, war der Bruder des Philosophen Ludwig Wittgenstein und der Sohn des wohlhabenden Geschäftsmannes Karl Wittgenstein, eines engen Freundes von Brahms und eines Unterstützers Mahlers. Am 21. Oktober 1930 spielte Wittgenstein mit dem Rosé-Quartett in Wien bei der Erstaufführung von Erich Wolfgang Korngolds Suite für zwei Violinen, Cello, und Klavier für die linke Hand, op. 23. Vgl. dazu: Brendan G. Carroll, *The Last Prodigy, A Biography of Erich Wolfgang Korngold*, a.a.O., S. 211.

4. Kapitel

- 1 Gustav Mahler im Gespräch mit Bruno Walter. Zitiert nach: Bruno Walter, *Mahlers Weg, Ein Erinnerungsblatt*, in: *Der Merker März* 1912, S. 169.
- 2 Adolf Busch (1891-1952), deutscher Geiger und Komponist, gründete das Busch-Quartett. 1939 emigrierte Busch in die Vereinigten Staaten, wo er 1950 die Marlboro School of Music in Vermont aufbaute.
- 3 Unidentifizierter Zeitungsausschnitt in der Mahler-Rosé Collection.

- 4 Paul Bechert, *Musical Courier*, 13. Januar 1927.
- 5 Arnold Rosé and the Rosé String Quartett, eine Doppel-CD-Veröffentlichung von Biddulph Recordings (LAB 056-057), enthält Bachs Adagio der Sonate in G-Moll mit Arnold Rosé, das Bachsche Doppel-Violinkonzert, gespielt von Arnold und Alma Rosé, und Beethovens Streichquartette Nr. 4 in C-Moll, op. 18; Nr. 10 in Es-Dur op. 74 (Harfenquartett) und Nr. 14 in Cis-Moll, op. 131. Die siebte in einer achteiligen CD-Veröffentlichung von PODIUM, die der Musik von Váňa Pŕihoda (poL-1007-2) gewidmet ist, enthält auch das Bachsche Doppel-Violin-Konzert, gespielt von Arnold und Alma Rosé.
- 6 Joseph Hellmesberger d. Ä. (1828-1893), österreichischer Geiger und Dirigent, war Direktor des Wiener Konservatoriums. Das Mitglied einer prominenten Musikerfamilie gründete und leitete auch das Hellmesberger Quartett.
- 7 Die Kommentare von Dea Gombrich wurden zitiert von Tully Potter in: «The Last Flowering of Old Vienna», *The Strad* 105, März 1994.
- 8 Hubert Marischka (1882-1970) war mit seinem Bruder Ernst seit Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere Jahrzehnte aktiv in der Wiener Operette. Als Sänger, Schauspieler, Regisseur und Impresario wurde er beim Publikum populär. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde er als Filmemacher bekannt.
- 9 Paul Bechert, *Musical Courier*, undatiertes Zeitungsausschnitt, Mahler-Rosé Collection.
- 10 Undatiertes Zeitungsausschnitt aus dem *Musical Courier*, Mahler-Rosé Collection.
- 11 Der gebürtige Berliner Oskar Fried (1871-1941) hatte eine Reputation als Komponist und als Dirigent, der auf das Werk Gustav Mahlers spezialisiert war.
- 12 Artur Bodanzky (1877-1939), österreichischer Dirigent, assistierte Mahler 1903 an der Wiener Staatsoper und machte sich schnell einen Namen in den Konzerthallen Mitteleuropas, Englands und Amerikas, wo er 1915 debütierte. Seine spätere Karriere hatte ihren Schwerpunkt an der New Yorker Metropolitan Opera.
- 13 Interview mit Elisabeth Joner Fellmann in Badenweiler 1982.
- 14 Interview mit Elisabeth Marum Lunau, New York 1981.
- 15 Interview mit Theo Bakker, Den Haag 1985.
- 16 Eleanor Rosé erinnerte sich an Justines Haltung gegenüber Pŕihoda.
- 17 Rudolf Bing, *Gala-Abend*, München, 1982, S. 73. Über seine Tätigkeit für die Buchhandlung und Agentur Heller, wo er auch Justine Rosé häufig antraf, berichtet Bing in seinem Buch *5'000 Abende in der Oper*, München 1973, S. 16/17.
- 18 Interview mit Rudolf Bing 1983 in New York. Der 1902 in Wien geborene Bing starb 1997 in New York. Seine Wiener Kontakte führten ihn zu Managementpositionen an der Darmstädter Oper und an der Städtischen Oper (Charlottenburg) Berlin. Bing half, das Glyndebourne Festival in England und das Edinburgh Festival in Schottland zu gründen. Zwischen 1950 und 1972 war er Intendant an der Metropolitan Opera in New York.
- 19 Elias Canetti, *Die Fackel im Ohr*, München, Wien 1983, S. 231.
- 20 Felix Weingartner (1863-1942), österreichischer Dirigent und Komponist, war unter den führenden klassischen Dirigenten seiner Zeit. Er schrieb mehrere Symphonien und Opern, die in Österreich und Deutschland viel aufgeführt wurden.
- 21 Die Tournee wurde angekündigt in «Rosé-Quartet of Vienna to Appear» in *Musical Courier*, 21. Oktober 1927.
- 22 John Alden Carpenter (1876-1951), der bei dem Komponisten John Knowles Paine in Harvard studierte, schrieb Lieder, Orchestermusik und auch Kammermusik. Er ist am meisten im Gedächtnis wegen *Skyscrapers* von 1924, einer Komposition für Diaghilew.
- 23 In den letzten 75 Jahren war das Coolidge Auditorium Schauplatz von mehr als 2'000 Konzerten, darunter Aufführungen aller grossen Kammermusikensembles des 20. Jahrhunderts.
- 24 Erich Wolfgang Korngold (1897-1957), der Sohn des Wiener Musikkritikers Julius Korngold (1860-1945), war ein Wunderkind, das ein produktiver Komponist wurde. Nach 1934 arbeitete er in Hollywood, wo er mehrere herausragende Filmmusiken schrieb, darunter die Adaption einer Komposition Mendelsohns für Max Reinhardts Filmfassung des *Sommernachtstraums*, die Musik zu *Captain Blood*, *The Private Live's of Elisabeth and Essex* und *The Sea Hawk*.
- 25 Anna Mahlers Beziehung mit Ernst Křenek, die einer kurzen frühen Ehe mit Rupert Koller folgte, begann 1922 in Berlin, als Anna Kunststudentin war. Bereits im Jahr ihrer Eheschliessung 1924 verliess sie Křenek, und ging nach Rom. Křenek (1900-

- 1991), geboren in Wien, komponierte in einer Vielzahl von Genres. Im Mai 1938 wurde er als «entarteter» Künstler in der Düsseldorfer Nazi-Ausstellung «Entartete Musik» herausgestellt. Der dunkelhäutige «Jonny» aus seiner Oper *Jonny spielt auf* war auf dem Cover der Broschüre mit den Eröffnungsreden abgebildet, mit einem Judenstern. Nach dem «Anschluss» Österreichs emigrierte er in die USA.
- 26 Alban Berg (1885-1935) wurde in Wien geboren und starb auch dort. Er begann 1904 bei Schönberg zu studieren und wurde einer der Protagonisten der atonalen Musik. Sein enger Verbündeter in den frühen Jahren, Anton Webern (1883-1945), auch gebürtiger Wiener, folgte Schönbergs Beispiel rigoröser, indem er ein nicht sehr umfangreiches Werk schuf, das auf der Zwölfton-Methode basierte.
- 27 Alma Mahler war von 1915 bis 1920 mit Walter Gropius verheiratet. 1917 traf sie Franz Werfel und begann eine Affäre die 1929 zur Eheschliessung führte, kurz vor ihrem 50. Geburtstag.
- 28 Mit seiner Frau Fritzi Massary (1882-1969), einem Operettenstar, floh der Schauspieler und Komiker Max Pallenberg (1877-1934) 1933 aus Deutschland in die Schweiz. Pallenberg starb bei einem Flugzeugunglück ein Jahr später. Massary trat in London und Wien auf, bevor sie sich 1938 nach Hollywood zurückzog. Dort gehörte sie zum Kreis von Thomas Mann, Bruno Walter, Alma Mahler-Werfel und Franz Werfel.
- 29 *Neue Freie Presse* (Wien) 22.10.1928.
- 30 Das mit Bleistift und Tinte geschriebene Kochbuch mit Rezepten der Mahler-Familie, Anna Molls, Alma Mahler-Werfels, Ludwig Karpaths und anderer Vertrauter der Rosés, ist jetzt in der Mahler-Rosé Collection.
- 31 Die Mahler-Rosé Collection besitzt drei feine Kopfkissenbezüge aus Almas Aussteuer.
- 32 Die Villa Přihoda existiert nicht mehr. Informationen über Almas und Vâëas Leben in Zariby stammen in erster Linie von Maria Rosé, die als junge Braut dort zu Besuch war, und aus Interviews mit der früheren Haushälterin der Villa, Pani Sklenárová, und mit dem Schneider des jungen Přihoda. Die Interviews wurden 1983 von einem Verwandten von Přihodas zweiter Ehefrau, Premysl «Tom» Dolezal, geführt.
- 33 Gérard Kantarjian war ein junger Ägypter, den Přihoda nach dem Zweiten Weltkrieg als Schüler annahm. Seine Familie gab in Ägypten alles auf, um ihrem Sohn das Studium bei Přihoda in Rapallo zu ermöglichen. Kantarjian, der Konzertmeister des Toronto Symphony Orchestra wurde und mit dem Rembrandt-Trio spielte, teilte seine Erinnerungen an Přihoda in einem Interview 1986 mit.
- 34 Schliesslich trug Přihoda selbst eine wertvolle Kollektion von Instrumenten zusammen, einschliesslich einer Stradivari von 1710 (der «Camposelice»), die er kurz vor seinem Tod 1960 der tschechischen Regierung verkaufte. Später spielte Josef Suk das Instrument.
- 35 Pirani 1962.

5. Kapitel

- 1 Ingeborg Tonneyck-Müller, aus einem Interview in Amsterdam 1983.
- 2 Diese und die folgenden Besprechungen von Almas Auftritt im November 1931 in Regensburg sind zitiert nach undatierten Zeitungsausschnitten aus *der Allgemeinen Zeitung, Echo, Volksmacht* und einem unidentifizierten Ausschnitt, der an dritter Stelle wiedergegeben wird. Alle Ausschnitte werden in der Mahler-Rosé Collection aufbewahrt.
- 3 Severyn Bargag, *Chopin*, erschienen 1932 in Polen. Dieser und andere polnische Berichte wurden durch die Recherchen von Helena Dunicz-Niwińska in Krakau entdeckt.
- 4 Dieses und die folgenden Zitate stammen aus einem Interview mit Anny Kux Poláková in Bratislava 1979, das von Maria C. Rosé am Telefon geführt wurde; einem Brief von Anny an Gerhard Wunsch, einen Wiener Komponisten an der University of Western Ontario, datiert vom 19. Mai 1982; und einem Interview mit Richard Newman 1982.
- 5 Anfang 1932 kehrte Alfred aus Berlin nach Wien zurück, um dem Druck der Nazis zu entkommen. (Bruno Walter sollte Berlin im folgenden Jahr verlassen.)
- 6 Dieses und die folgenden Zitate von Michal Karin stammen aus einem Interview, geführt 1985 in Bratislava, Tschechien. Karin war einer von Přihodas Begleitern gewesen und ein Dirigent von beachtlichem Format.
- 7 Max Rostal (1905-1991), in Österreich (Teschen, Südschlesien) geborener Geiger und langjähriger Freund der Rosé-Familie, studierte bei Arnold

- Rosé in Wien und bei Carl Fleisch in Berlin. 1934 emigrierte Rostal nach England, wo er als Virtuose tourte und von 1944-1958 an der Londoner Guildhall School of Music & Drama Geige unterrichtete. 1957 erhielt er einen Ruf an die Musikhochschule Köln, ab 1958 leitete er gleichzeitig die Meisterklasse für Violine am Konservatorium Bern.
- 8 Telephon-Interview mit Caroline Rostal 1986 in der Schweiz.
 - 9 Dieses und folgende Zitate von Ingeborg Toneyck-Müller stammen aus einem Interview, geführt 1983 in Amsterdam.
 - 10 Dieses und die folgenden Zitate von Lisi Anderson stammen aus einem Interview von 1983 in Pörschach, Österreich.
 - 11 Die einzige noch existierende vollständige handschriftliche Fassung von *Daskiagende Lied blieb* in Alfreds Besitz bis 1960, danach verkaufte er sie an die Osborn Collection der Yale University.
 - 12 Oskar Morawetz (geb. 1917 in der Tschechoslowakei), der einer der in Kanada am häufigsten gespielten Komponisten wurde, war gezwungen, sein Studium aufzugeben, als die Nazis die Macht übernahmen. 1940 emigrierte er nach Kanada.
 - 13 *Illustrowanny Kurier Codzienny*, 3. Februar 1935.
 - 14 Dr. Apte, *Nowy Przegląd*, 7. Februar 1935.
- 6. Kapitel**
- 1 Bruno Frank, Eintragung in Almas Autographenbuch vom 15. August 1926.
 - 2 Zitiert nach Max Domarus, *Hitler: Reden und Proklamationen 1932-1945*, Wiesbaden 1973, Bd. 1, 2. Halbband, S. 537.
 - 3 William L. Shirer, *Hufstieg und Fall des Dritten Reiches*, Köln, Berlin 1961, S. 230.
 - 4 Ernst verliess Wien später wegen eines Engagements beim Jüdischen Gemeinde-Theater Köln. Solche gettoisierten Schauspiel-Truppen, die dazu dazuwären, dem kulturellen Leben einer separaten und unterworfenen jüdischen Gemeinde zu dienen, waren für eine gewisse Zeit erlaubt.
 - 5 Paul Schwarz, *Ein Weltbürger im Exil. Wanderer für die Wahrheit: Peter Gorkinsky, Chefredakteur des Argentinischen Tageblatts in Buenos Aires. Rheinischer Merkur/Christ und Welt*, Bonn, 30. August 1991.
- 6** Walter Slezak (1902-1983) wurde ein international anerkannter Schauspieler und Sänger für Bühne und Film. 1955 gewann er einen «Tony» für die männliche Hauptrolle in *Fanny*, 1957 trat er in *The Gypsy Baron* an der Metropolitan Opera auf. Aktiv in Hollywood zwischen 1941 und 1972, erschien Slezak in mehr als drei Dutzend Filmen, etwa Klassikern wie *Abbott and Costello in the Foreign Legion* (1950), *Bedtime for Bonzo* (1951), und *Treasure Island* mit Orson Welles (1972). In *Once Upon a Honeymoon* (1942) und *Lifeboat* (1944) porträtierte er Nazis. Slezak beging am 22. April 1983 Selbstmord in seinem Haus in Long Island, New York.
- 7. Kapitel**
- 1 Seneca, *De vita beata*, 4,2. Aus dem Lateinischen von Rainer Thiel.
 - 2 Dieses und die folgenden Zitate von Thomas Salzer stammen aus einem Brief von 1983 von Salzer an Richard Newman und aus einem Interview 1985 in Wien.
 - 3 Fritz Molden, *Fepolinski und Waschlapski auf dem berstenden Stern. Bericht einer unruhigen Jugend*, Wien-München-Zürich 1976, S. 48/49.
 - 4 Wolfgang Wendel, Begleitheft zur CD *Meister des Bogens, Váâa Pñihoda, Arnold Rosé, Alma Rosé*, POL-1007-2, o. S.
 - 5 Zitiert in: *Musical Courier*, 1. Mai 1938.
 - 6 Graf, *Legende einer Musikstadt*, a.a.O., S. 292 ff.
 - 7 Nach dem Zweiten Weltkrieg blieb Strauss mit seinem eigenen materiellen Wohlergehen beschäftigt. Reinhard G. Pauly, der sich bei Kriegsende in Salzburg aufhielt, als Strauss in Berchtesgaden war, erinnerte sich, dass ein US-Sergeant geschickt wurde, ihn zu interviewen. Strauss, «der voll mitspielte bei dem, was die Nazi-Regierung wollte, [...] wollte hauptsächlich herausfinden, wie es um seine ausländischen Tantiemen stand!» (Brief von Reinhard G. Pauly an Karen Kirtley vom 11. August 1997).
 - 8 Erik Levi, *Music in the Third Reich*, New York, 1994, S. 75 u. 81. Kapitel 3 von Levis Untersuchung gibt einen Überblick zum nationalsozialistischen Antisemitismus, wie er sich auf das kulturelle Leben und besonders auf die Musik auswirkte. (S. 39-81). Andere nützliche Darstellungen der Musik in Nazi-Deutschland sind: Michael H. Kater, *Die missbrauchte Muse – Musiker im*

- Dritten Reich*, München 1998; und Eva Weissweiler, *Ausgemerzt! Das Lexikon der Juden in der Musik und seine mörderischen Folgen*, Köln 1999.
- 9 Brief von Louis Meijer an Alfred Rosé vom 10. Juli 1938.
 - 10 Bruno Walter (1876-1962) emigrierte 1933 aus Deutschland. Von 1936 bis 1938 leitete er die Wiener Staatsoper und die Wiener Philharmoniker. 1938 emigrierte er nach Frankreich und erhielt die französische Staatsbürgerschaft. Seit 1940 lebte er in den USA und war dort als Konzert- und Operndirigent aktiv.
 - 11 Unter den bekanntesten Filmen von Margarete Slezak (1901-1953) waren *Ich heirate meine Frau* (1934), *Derby* (1949), *Die Czardasfürstin* (1951), *Die verschleierte Maja*, (1951) und der Rühmann-Film *Keine Angst vor grossen Tieren* (1953). Sie war auch in Elia Kazans *Ein Mann auf dem Drahtseil* (*Man on a Tightrope*, 1952) zu sehen.
 - 12 Margarete Slezaks Autobiographie *Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm* (1953) berichtet von ihren ersten Begegnungen mit Hitler und beschreibt, wie, als sie sich für einen jüdischen Freund der Familie, Max Taussig, einsetzte, Hermann Göring sie warnte, die jüdische Frage in Ruhe zu lassen. Sie starb in dem Jahr, in dem ihr Buch erschien. Leo Slezaks *Mein lieber Bub* erwähnt viele der Aktivitäten Gretels zur Kriegszeit, einschliesslich ihrem Versuch, Taussig zu retten. Ihre Beziehung zu Hitler wurde 1942 in der November-Ausgabe des in New York erschienenen p/c-Magazins erwähnt, in dem Artikel von Eugen Tillinger «Die Ehefrauen der Nazi-Henker kämpfen für gesellschaftliche Dominanz», der die Rivalität unter den Ehefrauen der Nazi-Offiziellen in Berlin schildert und den Wettbewerb um den Status der First Lady. Aus dem Artikel: «Die hübsche Margarete Slezak war ein früher Liebling Hitlers und ist jetzt populär bei den Nazi-Parteiführern, die sich gern in ihrer luxuriösen Berliner Wohnung am Kurfürstendamm amüsieren.» (*PIC* 10. November 1942).
 - 13 Ernst Hanfstängl, *15 Jahre mit Hitler*, München 1970, S. 285.
 - 14 Leni Riefenstahl, *Memoiren*, Köln 2000, S. 181. «Mit Hitler, dessen Nähe ich mied, hatte ich nur wenige Worte gewechselt. Er sass fast den ganzen Abend auf einem kleinen Sofa und unterhielt sich intensiv mit Gretl Slezak, der Tochter Leo Slezaks, einer bekannten jungen Sängerin, mit der er, wie es hiess, seit längerer Zeit befreundet war. Ich kannte sie nur von der Bühne und hatte sie in einigen Operetten gesehen. Sie war blond, etwas mollig, aber eine hübsche Erscheinung mit viel Temperament.»
 - 15 Beide Gemälde tauchen auf in dem Buch von Billy F. Price, *Adolf Hitler als Maler und Zeichner*, Zug, 1983 Tafeln 600 und 601, S. 229. Price erwähnt in seiner Einleitung (S. 11) Margaretes handgeschriebene Notiz, in der sie die Bilder für eine Ausstellung vorschlägt: «Ich übergebe Ihnen diese beiden Bilder für eine Ausstellung, die der Führer nach Photographien von mir gemalt hat. Der Führer war und ist ein lieber und guter Freund. 2. März 1936. Gretl Slezak.» Rudolf Hess notierte: «Nach dem Beschluss des Führers ist dieses Bild für eine Ausstellung nicht geeignet.»
 - 16 Telephon-Interview mit Felix Eyle im Dezember 1983. Eyle sollte später Almas Guadagnini-Geige von 1757 kaufen: Siehe «Epilog: Erinnerungen an Alma».
- ## 8. Kapitel
- 1 Ernst Wilhelm Backhaus, deutscher Pianist, Almas Autographenbuch, 23. November 1928.
 - 2 Bruno Walter an Arnold Rosé, 11. Juni 1938; Bruno Walter an Arnold Rosé, 23. August 1938, beide Mahler-Rosé Collection.
 - 3 Lucy S. Davidowicz, *Der Krieg gegen die Juden 1933-1945*, München 1979, S. 101.
 - 4 Jacob Presser, *The Destruction of the Dutch Jews*, New York 1969, S. 345.
 - 5 Alma und Franz Werfel erreichten das sichere Kalifornien 1940. Anna Mahler liess sich 1940 in London nieder, wo sie den russisch-jüdischen Dirigenten Anatole Fistoulari heiratete. Fistoulari war Annas vierter Ehemann. Ihr fünfter und letzter Ehemann sollte der Theaterregisseur und Cutter Albrecht Joseph sein. Vgl. dazu: Albrecht Joseph, *Ein Tisch bei Romanoff's, Erinnerungen*, Juni Verlag, Mönchengladbach, 1991, jetzt im Weidle Verlag Bonn.
 - 6 Carl Flesch (1873-1944), ungarischer Geiger, begann seine Konzertkarriere 1894 und zog nach 1908 nach Berlin, wo er zu einem Kammermusik-Spieler von internationalem Rang wurde. Seine Laufbahn führte ihn später nach London und Holland. Er veröffentlichte mehrere Methoden-Bücher zur Technik des Violin-Spiels.

- 7 Willem Mengelberg (1871-1951), geboren in den Niederlanden, studierte in Utrecht und Köln und verbrachte vier Jahre in Luzern. 1895 kehrte er in die Niederlande zurück und wurde Dirigent des Amsterdam Concertgebouw, eine Position, die er während des Zweiten Weltkriegs behielt. Er war ein Meister der Mahler-Symphonien, bis sie von den Nazis verboten wurden. Nach dem Krieg war Mengelberg aus dem niederländischen Konzertleben verbannt, weil er während der Nazi-Jahre in Deutschland dirigiert hatte. Seine Lage erregte eine internationale Debatte; er starb im schweizer Exil. Mengelberg, der auch Komponist war, war für seine energischen Interpretationen von Mahler und Strauss bekannt.
- 8 Pirani 1962.
- 9 Maninas Rückkehr in den Haushalt der Rosés war ein gefährlicher Akt der Loyalität, denn es war für einen Nicht-Juden gegen das Gesetz, in einem Haushalt zu arbeiten, der als jüdisch klassifiziert wurde.
- 10 Zitiert nach: William L. Shirer, *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, Köln und Berlin 1961, S. 393-394.
- 11 Als Anny Kux Poláková und ihr Mann nach Bratislava zogen, übergab Anny ihr *Walzermädeln-Archiv* mit dem Orchesterbuch an Alma. Während des Krieges verwahrte Michal Karin das Material, indem er es auf seinem Grundstück in Bratislava versteckte. Was vom Archiv übrigblieb, wird jetzt in der Mahler-Rosé Collection aufbewahrt.
- 12 Brief von Alma Rosé an Nina Maxwell vom 22. Oktober 1938, englisch im Original. Archiv der Wiener Philharmoniker, Wien.
- 13 Mengelbergs Empfehlung wird in Almas Unterlagen im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation) in Amsterdam aufbewahrt.
- 14 Wilhelm Backhaus (1884-1969) studierte in Leipzig und wurde Schüler von Eugen d'Albert. Backhaus wurde geschätzt vor allem für seine meisterliche Beherrschung des Beethoven-Repertoires. Unter den Nazis hatte er, wie auch Furtwängler und Georg Kulenkampff, Beziehungen zum preussischen Kulturministerium; später zog er in Opposition zum Nazi-Regime in die Schweiz.
- 15 Sir Adrian Boult (1889-1983), der englische Dirigent, war von 1924 bis 1930 Musikdirektor des City of Birmingham Symphony Orchestra.

Er war mit den Proms verbunden von 1942 bis 1950 und wirkte von 1951 bis 1957 als erster Dirigent des London Symphony Orchestra. Zu seinem 90. Geburtstag 1979 bedankte er sich bei den Wiener Philharmonikern für ihre Glückwünsche und schrieb, dass eines seiner kostbarsten Besitztümer ein Dokument sei, das an sein Engagement beim Orchester 1933 erinnerte und die Unterschriften von 100 Mitgliedern der Wiener Philharmoniker enthielte, einschliesslich der von «Professor Rosé*». Wenige Wochen bevor er starb, schrieb Sir Adrian 1983 an Richard Newman, dass er sich des Charmes und der musikalischen Begabung von Arnold und Alma erinnere.

16 Pirani 1962.

9. Kapitel

- 1 Seneca, Von der Vorsehung, in: Seneca, Vom glückseligen Leben und andere Schriften, Reclam Stuttgart 1999, S. 113.
- 2 Tatsächlich sollte Wolfgang Rosé bis zum Sommer 1941 in Deutschland bleiben. Ernst war schon in den Vereinigten Staaten, als Wolfgang emigrierte.
- 3 Pirani 1962. Wie Leila wusste, war Alma acht Jahre älter als Heini.
- 4 Bronislaw Huberman, ein am Rosé-Fonds Beteiligter, gründete das Palestine Symphony Orchestra (später Israeli Philharmonie), um Arbeitsplätze zu schaffen für jüdische Musiker, die aus Nazi-Deutschland flohen.
- 5 Heini Salzer starb 1968.
- 6 Heini musste nicht befürchten, zur Wehrmacht einberufen zu werden: Er war vom Militärdienst befreit wegen erblich bedingter Nierenprobleme. Thomas diente jedoch in der Wehrmacht, meistens in Holland, bis er krank wurde und ins Krankenhaus musste.

10. Kapitel

- 1 Arnold Rosé an Alfred Rosé, 25. August 1939.
- 2 Jan Masaryk, der Sohn des Gründers der früheren tschechoslowakischen Republik und Aussenminister der tschechischen Exilregierung, konnte Alma bei ihrem Ersuchen geholfen haben. Marcia Davenport, Autorin des Buches *Too Strong for Fantasy*, 1967, kommentierte in einem Brief an

Richard Newman vom 5. Februar 1985: «Ich weiss persönlich nichts darüber, ob Jan Masaryk Alma Rosé geholfen hat. Aber er war schnell und gewöhnlich unfehlbar in seinem Reagieren auf Leute, die zwischen die Mülhsteine der Nazis (und später Kommunisten) geraten waren.»

- 3 Dame Myra Hess (1890-1965) debütierte als Pianistin in London 1907 und in den USA 1922. In Anerkennung der historischen Konzertprogramm-Reihe, die sie während des Krieges in der National Gallery organisierte, wurde sie zur Dame Commander of the Order of the British Empire ernannt. Die Teilnahme des Quartetts an der Konzertsreihe führte zu einer andauernden Freundschaft zwischen Rosé und Dame Myra. Im Januar 1941 bestätigte sie den Erhalt von Blumen und einem kostbaren Sammlerstück zu Mozart und schrieb an Arnold: «Als ich Sie in Wien, Berlin und Amsterdam hörte, dachte ich nicht, dass ich die Ehre haben würde, mit Ihnen zu spielen. Diese profunde musikalische Erfahrung hat mir soviel bedeutet, und in dieser Welt der Trauer hat der Wert eines jeden glücklichen Ereignisses an Bedeutung gewonnen.»
- 4 Der Pianist Walter Robert, der aus Wien geflohen war, wurde in den Vereinigten Staaten Lehrer an der University of Indiana und war weiter als Pianist tätig.

11. Kapitel

- 1 Winston Churchill in einer Rede im House of Commons am 4. Juni 1940. Zitiert nach: Winston S. Churchill, Reden 1938-1940, Gesammelt von Randolph S. Churchill, Zürich 1946, 8.342.
- 2 Interview mit Louis Meijer in Amsterdam, 1983.
- 3 Arthur Seyss-Inquart (1892-1946), NS-Reichsgouverneur von Österreich, wurde bei den Nürnberger Prozessen zum Tode verurteilt.
- 4 Alma wusste nicht, dass Lisi nicht mehr bei Arnold war, weil ihre Mutter ihre Hilfe brauchte, und dass eine entfernte Cousine von Arnold, die Malchen hiess, ihren Platz eingenommen hatte.
- 5 Interview mit Eugenia und Eugen Meth in Staffa, Ontario/cAN, 1981.
- 6 Aus anderen Briefen Almas geht hervor, dass Al-

mas Wohltäterin eine Frau Ashkenazy war, die eine Schwester von Meta Lissauer gewesen sein könnte, einer anderen älteren Freundin und Beschützerin in Holland.

- 7 Telephon-Interview mit Camilla Youssef in Amsterdam 1983.
- 8 Der junge Gutheil soll in der Schweiz Selbstmord begangen haben.
- 9 Alma wusste nicht, dass es Johannes Schmutzer gelungen war, seine Familie von Griechenland nach Ägypten zu bringen. Dort trat er der britischen Armee bei und arbeitete die restlichen Kriegsjahre als Übersetzer.
- 10 Auch dieser Brief wird im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation) aufbewahrt.
- 11 Interview mit Antonia Bakker-Boelen in Den Haag, 1985.
- 12 Nach Angaben des verstorbenen Dr. Ferdinand Eckhardt (Interview 1989 in London/cAN) haben sogar Nazi-Offiziere in Zivilkleidung holländische Hauskonzerte besucht.
- 13 Nach dem Krieg hat Ed Spanjaard mit dem Nieuw Ensemble und verschiedenen Solisten Werke dirigiert, die im Ghetto Theresienstadt von Hans Krása komponiert wurden. Die Aufnahmen sind jetzt auf CD erhältlich.
- 14 Johan Wagenaar (1862-1941), ein bekannter Lehrer und Organist in Utrecht, leitete das Konservatorium von Den Haag von 1919 bis 1937.
- 15 Interview mit Dr. Jaap Spanjaard in Harlem, Niederlande, 1983. Er und sein Bruder – beide haben den Krieg überlebt – wurden von Verhaftung verschont. Ihre Mutter hatte, mit Hilfe eines Angestellten in Den Haag, ihre standesamtliche Geburtseintragungen geändert. Sie legte Affidavits vor, die besagten, dass ihre Söhne von einem nicht-jüdischen Vater abstammten.
- 16 Diese Bemerkung und die folgenden Zitate stammen aus einem Interview mit Frau Millie E. Prins-Marczak, das Corinne Vandervelden 1984 in Bilthoven, Niederlande, geführt hat.
- 17 Dieses und die folgenden Zitate von Dr. J.J. (Jaap) Henkemans stammen aus einem Interview von 1995 in den Niederlanden und aus der Korrespondenz mit Richard Newman zwischen 1985 und 1987.
- 18 Almas Ausflug in die Musiktherapie nahm, beinahe zwei Jahrzehnte vorher, eine Wendung in der

Karriere ihres Bruders vorweg. Durch Verbindung mit dem Pionier der Musiktherapie, Theodor Reik, wurde Alfred Kanadas erster eingetragener Musiktherapeut.

12. Kapitel

460

- 1 Alma Rosé in einem Brief an Alfred Rosé am 15. April 1941.
- 2 Tatsächlich verliess Flesch die Niederlande erst im Spätsommer des Jahres 1943.
- 3 Der Brief von Carl Flesch vom 9. Februar 1941 wird im Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam (Staatliches Niederländisches Institut für Kriegsdokumentation) aufbewahrt.
- 4 Der Geiger und Lehrer Lorand Fenyves kommentierte in einem Interview vom März 1997, dass aktuelle Ausgaben des Werks alternative Fingersätze angeben, die verschiedene Annäherungen an die schwierige Eröffnungspassage der «Kreutzer-Sonate» reflektieren.
- 5 Dieses und die folgenden Zitate stammen aus einem Interview mit Rutger Schoute und seiner Frau 1983 in Bilthoven, Niederlande.
- 6 Als junger Mann publizierte Alfred Rosé zahlreiche Gedichte unter dem Pseudonym Wolfgang Hauser. 13 von ihnen befinden sich in der Mahler-Rosé Collection.
- 7 E. Huizinga, American Medical Association, *Archives of Otolaryngology*, vol. 100 (December 1974), S. 409-410.
- 8 Die Zitate von Dr. Leonard B. W. Jongkees stammen aus einer Reihe von Telephoninterviews und aus der Korrespondenz mit Richard Newman zwischen 1978 und 1997.
- 9 Jongkees war unter anderem Chefredakteur der *Nederlands Tijdschrift voor Geneeskunde* (Niederländische Zeitschrift für Medizin) und Mitglied im Vorstand der Königlich Niederländischen Akademie der Wissenschaften.
- 10 Dieses und die folgenden Zitate von Marije Staercke stammen aus einem Interview in Amsterdam, 1983, aus der Korrespondenz mit Alfred Rosé nach dem Krieg und aus dem Briefwechsel mit Richard Newman zwischen 1983 und 1993.
- 11 Ausgehend von Kontakten in der niederländischen Kirche baute Marie Anne Tellegen ein Netzwerk von internationalen Beziehungen auf, zu dem auch W.A. Visser 't Hooft gehörte, der Generalsekretär des Weltkirchenrates in Genf.
- 12 Marie Anne Tellegen an Arnold Rosé, 13. Oktober 1945.
- 13 Lotte Meijer, die sich an die schmerzlichen Jahre der Trennung in einem Interview 1983 in Amsterdam erinnerte, sagte, dass sie ihr Kind manchmal beim Spielen mit den anderen Kindern in der nicht jüdischen Familie beobachten konnte. Gelegentlich gelang es ihr sogar, ihren Sohn zu umarmen und zu baden, aber sie sagte ihm nicht, dass sie seine Mutter war, aus Furcht, dass er sie so nennen und sich selbst und seine Pflegefamilie in Gefahr bringen könnte. Die Meijers wurden mit ihrem Sohn am Abend der deutschen Kapitulation, am 8. Mai 1945, wieder vereint.
- 14 Julius Röntgen (1855-1932), geboren in Leipzig, lebte von 1877 bis 1925 in Amsterdam, wo er Klavier unterrichtete und das Konservatorium leitete.
- 15 Interview mit Annemarie de Boer-Röntgen, die selbst eine begabte Pianistin war, 1988 in Amsterdam.
- 16 Alfreds Hauptwerk *Triptychon* ist ungespielt geblieben bis auf das Adagio, das das London Symphony Orchestra (CAN) 1975 aufführte.
- 17 Die Amerikanerin Bess Mensendieck entwickelte um die Jahrhundertwende eine heilgymnastische Methode, die unter dem Titel «Funktionelles Fraueturnen» rasch Anhänger fand. Schon im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts konnte man bei der Dozentin Mensendieck ein Diplom in ebenjener Disziplin erlangen. Dieses spezielle Muskeltraining wurde später auf die Belange von Musikern hin weiterentwickelt und ist auch heute noch gebräuchlich.
- 18 1949 wurde die von Anna Mahler geschaffene Arnold-Rosé-Büste im Foyer der Wiener Staatsoper aufgestellt, zusammen mit dem Rodin-Porträt von Gustav Mahler aus dem Besitz von Alma Mahler-Werfel.

13. Kapitel

- 1 Motto: Bruno Walter, «Mahlers Weg, Ein Erinnerungsblatt», in: *Der Merker März* 1912, S.169.
- 2 Dieses und die folgenden Zitate stammen aus einem Interview mit dem Komponisten Géza Frid und seiner Frau, das Corinne Vandervelden 1984 in den Niederlanden geführt hat.
- 3 Géza Frid (1904-1989), geboren in Ungarn, studierte an der Liszt-Akademie Budapest. Er verbrachte den grössten Teil seines Arbeitslebens in den Niederlanden.
- 4 Wannsee-Protokoll, 20. Januar 1942, Absatz in.
- 5 Marie Anne Tellegen in einem Brief an Arnold Rosé vom 13. Oktober 1945.
- 6 Ausgerechnet Leonard Jongkees erinnerte sich an diese Antwort von dem Alma vorgeschlagenen Bräutigam.
- 7 Telephon-Interview mit Carel van Leeuwen Boomkamp 1983 in Amsterdam.
- 8 Henk Badings (1907-1987), ein produktiver niederländischer Komponist, wurde nach dem Krieg der «kulturellen Kollaboration» mit den Deutschen angeklagt, und ihm wurde für zwei Jahre untersagt, seine beruflichen Aktivitäten wieder aufzunehmen.
- 9 Ernst Jünger, *Strahlungen*, Tübingen 1949, S. 125.
- 10 Der Illustrator Abraham Smit, ein Mitglied des niederländischen Widerstands, nannte die niederländische Haltung «beschleunigter passiver Widerstand».
- 11 Mehrere hundert Seiten von Oberst Langs Berichten an die deutsche Militärverwaltung geben detaillierte Informationen über das besetzte Holland und die Stimmung der Niederländer, wie Lang sie von seinem Kommandantenposten in Utrecht sah. Dieser dokumentarische Bericht, der auch Meldungen von Abteilungskommandeuren enthält, liegt im Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. Br., Wiesentalstrasse 10.
- 12 Annemarie Selinko (1914-1986), gebürtige Wienerin, Journalistin, heiratete Erling Kristiansen 1938 und war im dänischen Untergrund aktiv. 1943 wurde sie verhaftet, aber sie und ihr Ehemann konnten in einem offenen Fischkutter nach Schweden fliehen. Später schrieb sie den Bestseller *Désirée*, der in neun Sprachen übersetzt und mit Jean Simmons in der Titelrolle verfilmt wurde. Das Buch war dem Andenken an Liselotte Röder gewidmet.
- 13 Die Briefe von Alma Rosé an Anny Kux Poláková

in Bratislava wurden 1981 von Frau Poláková zur Verfügung gestellt. Sie starb 1982.

- 14 Die Informationen über die Unterscheidung, die zwischen katholisch getauften und evangelisch getauften Juden vorgenommen wurde, stammen von Dr. Louis de Jong, dem ehemaligen Direktor des Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam.
- 15 Diese Szene beschreibt der Historiker Jacob Presser in seinem Buch *The Destruction of the Dutch Jews*, New York, 1969, (S. 163-164), einer Studie, die vom Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie in Amsterdam unter der Leitung von Dr. Louis de Jong in Auftrag gegeben wurde.
- 16 Leitartikel in der Niederländischen Zeitung *De Waarheid*, 7. August 1942.
- 17 «Secretariat» heisst in diesem Zusammenhang «Amt, Gemeindebüro». Dieses Dokument wurde von Ralf de Jong aus dem Niederländischen übersetzt. Es befindet sich in der Mahler-Rosé Collection.
- 18 Anne Frank, *Tagebuch*, Fassung von Otto H. Frank und Mirjam Pressler, Frankfurt 2002 (Fischer TB), S. 64 f.
- 19 ebenda, S. 78.
- 20 Anny selbst lebte mit ihren Eltern in einem Versteck im Gartenhaus von Michal Karin, der auch vier jüdische Mitglieder des Rundfunk-Orchesters Bratislava, das er dirigierte, beschützte. Professor Karin sagte später, dass Annys Bemühungen, Alma aus der Ferne zu helfen, loyal waren, aber naiv.
- 21 Das Dokument befindet sich in der Mahler-Rosé Collection.

14. Kapitel

- 1 Charles Baudelaire, *Intime Tagebücher*, Fusées (Lichtblitze) xxn, Bern 1952, S. 16.
- 2 Marie Anne Tellegen an Arnold Rosé in einem Brief vom 13. Oktober 1945.
- 3 Das Gebäude beherbergt jetzt das Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie Amsterdam.
- 4 Dieses und die folgenden Zitate von «Martin» stammen aus zwei Interviews in Den Haag 1985 und Briefen an Richard Newman 1986.
- 5 Das Interview mit Alberic Bernard Guillemin und Raymond Pallot, französischen Widerstandskämpfern während des Zweiten Weltkriegs, wurde 1989

- von Jean Newman in Francheville, Frankreich, geführt.
- 6 Jean-Paul Gays Erinnerungen sind der Korrespondenz mit Richard Newman zwischen 1982 und 1991 entnommen sowie Interviews von William Bush von 1986 und Newman von 1989.
 - 7 Dieses Notizbuch ist seit 1944 von Hilde Grünbaum Zimche, einem ehemaligen Mitglied von Almas Lagerorchester, jetzt israelische Staatsbürgerin, aufbewahrt worden.
 - 8 Das Haus von Mme Tikhonoff an der Avenue Villeneuve 9 wurde für einen Neubau abgerissen.
 - 9 Gay beschrieb das Restaurant, wie es damals war. Heute sind im Erdgeschoss Geschäfte, und die Empore und die oberen Stockwerke beherbergen Büros.
 - 10 Das Stadtteil-Café mit einigen Tischen gibt es immer noch in Dijon, an einer Ecke, die dem Place des Cordeliers gegenüberliegt, wo sechs Strassen aufeinandertreffen.
 - 11 Jean-Paul Gay war später an der Rettung von einer der Top-Agentinnen Grossbritanniens beteiligt, die gefangengenommen und gefoltert wurde, Eiswasserbädern unterzogen und gezwungen wurde, bei Minusgraden auf dem Gefängnishof mit abgeschnittenen Schuhspitzen herumzulaufen. Die Agentin erholte sich kurz im Haus der Gays, bevor sie floh. Nach März 1943 schmuggelte Gay selbst Flüchtlinge durch die «rote Zone» in die Schweiz. Nach der Befreiung war Gay beim militärischen Sicherheitsdienst angestellt, was ihm die Möglichkeit gab, zahlreiche Dossiers zu studieren und die Erinnerungen an die Kriegszeit aufzufrischen.
 - 12 «Klaus Barbie, Le ‚Boucher de Lyon‘ était à Dijon en 1942», *Le Bien Public*, (10. Februar 1983), Dijon. Dieser Artikel befasst sich mit Gottlieb Fuchs, «Le Renard», Übersetzer für die deutsche Polizei am Bahnhof von Dijon, dessen Dienste Barbie nutzte.
 - 13 Barbie wurde 1989 wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor Gericht gestellt und verurteilt.
 - 14 John Weidner (1912 -1994) an Richard Newman am 1. Juli 1986. Herbert Ford erzählt Weidners Geschichte in seinem Buch *Flee the Captor* (Herbert Ford, *Flee the Captor* Nashville/TN, 1966).

15. Kapitel

- 1 Dieser Eintrag stammt vermutlich von einem französischen Häftling, der im Büro des Lagers arbeitete. Die Dokumente der Eingänge in Drancy sind von Serge Klarsfeld, dem Präsidenten der «Vereinigung der Söhne und Töchter deportierter französischer Juden», im YIVO Center for Jewish Research in New York hinterlegt.
- 2 Während des Krieges trat Farouel der Résistance bei, und Eleanor arbeitete als Übersetzerin für die Deutschen in Paris. Wenn brauchbare Informationen über den Schreibtisch ihrer Mutter gingen, gab Farouel sie an Kameraden im Untergrund weiter. Bei einem Überraschungsbesuch durchsuchte die Gestapo Eleanors Wohnung. Glücklicherweise übersah sie verdächtige Papiere, die in einem Schrank versteckt waren.
- 3 Marije Staercke an Alfred Rosé, 1946.
- 4 Interview mit Pietronella d'Aquin Boot in Den Haag 1985. Sie ist seit vielen Jahren in der Abteilung für Aussenhandelsbeziehungen der niederländischen Regierung und für die Europäische Gemeinschaft tätig.
- 5 Georges Wellers, *L'Étoile jaune à h heure de Vichy*, Paris 1973, S. 186.
- 6 Alois Brunner (geboren 1912) lebte nach dem Krieg in Damaskus unter dem Namen Dr. Georg Fischer. Er beriet die syrische Regierung. Er soll 1996 gestorben sein.
- 7 Georges Wellers, *L'Étoile jaune à l'heure de Vichy*, a.a.O., S. 187. (Beide Wellers-Zitate aus dem Französischen übersetzt von Rosemarie Paus-Daniel.)
- 8 Telephon-Interview mit Henry Bulawko, Paris ^S, geführt mit Hilfe von Chantal Darcy (kanad. Kulturattachée) und Karen Domanski.
- 9 Dieses Dokument wurde von Serge Klarsfeld im YIVO Center for Jewish Research in New York deponiert.

16. Kapitel

- 1 Martin Buber, zitiert nach: Robert Lifton, *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1988, S. 447.
- 2 Die Informationen über die Zahl der Überlebenden stammen aus Akten, die Serge und Beate Klarsfeld gesammelt und im YIVO Center for Jewish Research, New York, deponiert haben.
- 3 Die Frachtliste wurde vom Auschwitz-Museum, Oswięcim, Polen, zur Verfügung gestellt.

- 4 Henry Bulawko, *Les Jeux de la mort e de Lespoir*, Convoi du 18 juillet 1943, Paris, amicale des Déportés d» Auschwitz et des Camps de Haute-Silésie, erste Veröffentlichung Paris 1954, hier zitiert: *Les Jeux de la mort et de l'espoir Auschwitz/Jaworzno*, Paris 1993,3. Aufl., S. 70-72. Aus dem Französischen von Rosemarie Paus-Daniel.
- 5 Da dies eine Art Durchgangslager für die als arbeitsfähig eingestuft Gefangenen war, hielt man es für diese Zwischenzeit nicht für nötig, sie mit der sonst üblichen Häftlingsnummer und der typischen Lagerausstattung, Häftlingskleidung und -decken, zu versehen. Vielmehr gab man ihnen, was im Effektenlager «Kanada», in dem die Häftlinge der Deportierten gehortet wurden, gerade zur Hand war – zumeist Decken aller Art und Herkunft. In solche gehüllt, machte diese Gruppe von Internierten im Lager «B in» von Weitem den Eindruck einer bunten mexikanischen Volksszene.
- 6 Gedicht von Wojciech Gniatczyhski (1924-1985), einem Klarinettenisten im Männerorchester des Stammlagers.
- 7 Primo Levi, *Ist das ein Mensch? Die Atempause*, München, Wien 1991, S. 24.
- 8 Danuta Czech, *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau 1939-1945*, Reinbek 1989, S. 36.
- 9 Die Prostituierten, alle nichtjüdisch, hatten ihr eigenes Bordell in Block 24 des Hauptlagers von Auschwitz und waren Teil eines «Ermutigungsprogramms», um die Arbeitsleistung zu steigern.
- 10 Robert Lifton. *Ärzte im Dritten Reich*, Stuttgart 1988, S. 23.
- 11 Dr. Adélaïde Hautval wurde einen Monat nach Almas Ankunft nach Ravensbrück geschickt.
- 12 Dieses und die folgenden Zitate von Magda Hellinger Blau stammen aus der Korrespondenz mit Richard Newman von 1983.
- 13 Dieses und die folgenden Zitate von Ima van Esso Spanjaard stammen aus einem Interview in Haarlem, Niederlande, 1983. Ima war damals mit Dr. Jaap Spanjaard verheiratet, Almas Partner beim Vierhändig-Spielen in Utrecht und Bruder von Ed Spanjaard, Almas Gastgeber in Utrecht, bis sie zu den Staerckes zog.
- 14 Regina (Rivka) Kupferberg Bacia war Almas persönliche Assistentin in Alltagsdingen in Auschwitz-Birkenau. Regina korrespondierte zwischen 1985 und 1995 mit Richard Newman.
- 15 Die Erinnerungen von Helen «Zippy» Spitzer Tichauer stammen aus zahlreichen Interviews, die zwischen 1988 und 1999 persönlich oder per Telefon geführt wurden. Nach dem Krieg war Zippy mit dem Mediziner Dr. Erwin Tichauer verheiratet, einem Beamten der International Labor Organization (ILO) der Vereinten Nationen, Mitglied der medizinischen Fakultät der New York University. Dr. Tichauer – auch ein Überlebender von Auschwitz, wo er in einer Kohlenmine gearbeitet hatte – starb 1996.
- 16 Mila Potasinski überlebte Auschwitz und hatte gemeinsam mit ihrem Ehemann eine erfolgreiche Nachkriegskarriere im jüdischen Theater. Später zog sie nach Australien, wo sie Magda Hellinger Blau traf, von der sie sagte, dass sie ihr das Leben gerettet habe in Block 10.

17. Kapitel

- 1 Ella Lingens-Reiner, *Prisoners of Fear*, London 1948, S. 87.
- 2 Fania Fénelon, *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, Frankfurt, 1980, S.230 ff.
- 3 Bischoffs Bericht ist zitiert in: Danuta Czech, a.a.O., S. 533.
- 4 Obwohl Wolf bei den Auschwitz-Kriegsverbrecherprozessen in Polen 1948 eine sechsjährige Gefängnisstrafe erhielt, wurde er beschrieben als eines der wenigen SS-Mitglieder, die als Blockführer oder Barackenwärter arbeiteten und Verständnis für die Lage der Insassen zeigten.
- 5 Szymon Liuks, *Musik in Auschwitz*, Düsseldorf 1998, 8.77.
- 6 Robert Lifton. *Ärzte im Dritten Reich*. Stuttgart 1988, S. 464-469.
- 7 Lifton, a.a.O., S. 437-444.
- 8 Lifton, a.a.O., S. 376 ff.
- 9 Lifton, a.a.O., S. 447 ff.
- 10 zitiert in: Lifton, a.a.O., S. 439.
- 11 Hans Münch, zitiert in: *Mengele's Henchman – and Proud of It*, Sunday Telegraph, Edingburgh, 29. November 1998.
- 12 Beide, Zofia Czajkowska und Stefania Baruch überlebten den Krieg und kehrten nach Tarnów zu ihren Familien zurück. Czajkowska starb im April 1978; Stefania Baruch ist auch verstorben.
- 13 Dieses und die folgenden Zitate stammen aus einem Interview mit Zofia Cykowiak in Krakau 1985 und aus den Akten des Auschwitz-Museums.

- 14 Maria Mos-Wdowiks Statement, schriftlich niedergelegt im Auschwitz-Museum, wurde von Professor Reuel Wilson, University of Western Ontario/cAN, aus dem Polnischen übersetzt. Die folgenden Zitate stammen aus derselben Quelle.
- 15 Wie durch ein Wunder fand Hélène Scheps ihre Eltern nach dem Krieg wieder.
- 16 Dieses und die folgenden Zitate stammen aus einem Interview 1985 in Brüssel.
- 17 Dieses und die weiteren Zitate von Yvette Assael stammen aus einem Interview, das 1983 geführt wurde. Die drei Assael-Geschwister überlebten Auschwitz. Yvette, deren Ehefrau Lennon ist, lebt jetzt in New Jersey. Ihre Schwester Lily, für kurze Zeit Lehrerin des Pianisten Murray Perahia, starb 1989 in New York.
- 18 Dieses und die weiteren Zitate von Sylvia Wagenberg (jetzt: Sulamith Khalef) entstammen einem Interview im Kol Israel, dem israelischen Rundfunk Jerusalem, das 1981 während einer Versammlung von Holocaust-überlebenden geführt wurde. Auch Hilde Grünbaum Zimche und Rachela Olevsky Zelmanowitz wurden interviewt. Die Zitate von Sylvia, Hilde und Rachela stammen aus einer deutschen Übersetzung der Transkription dieser hebräisch geführt Diskussion. Hilde und die verstorbene Lilli Kopecky, Generalsekretärin des amtlichen Komitees in Israel der überlebenden von Auschwitz und anderer Vernichtungslager, haben Richard Newman freundlicherweise auf diese wichtigen Interviews aufmerksam gemacht. Sylvia und ihre Schwester Karla gingen nach der Befreiung nach Israel wie auch Hilde und Rachela (die 1989 starb).
- 19 Als eine der ersten Lagerinsassen, tätowiert mit der Nummer 6873, litt Czajkowska an einer der vielen chronischen Krankheiten, die Auschwitz-Häftlingen zu schaffen machten. Ihre schwache Gesundheit zwang sie schliesslich auch, die Position der Blockk altesten aufzugeben.
- 20 Interview mit Helena Dunicz-Niwinska 1985 in Krakau.
- 21 Lotte Kröner starb 1945 nach ihrer Verlegung nach Bergen-Belsen bei einer Typhus-Epidemie.
- 22 Gespräch Hilde Grünbaum, Rachela Olevsky Zelmanowitz und Sylvia Wagenberg in Kol Israel, 1981.
- 23 ebenda.
- 24 Dieses und die weiteren Zitate von Violette Jacquet Silberstein sind der Korrespondenz mit Richard Newman zwischen 1981 und 1985 entnommen oder stammen aus einem Interview, das die kanadischen Geiger Scott und Lara St.John 1984 in Paris geführt haben. Während dieses Interviews kamen Violette Silbersteins Tochter und Enkeltochter ins Zimmer und sie bemerkte dazu: «Das sind meine Geschenke von Alma.»
- 25 Dieses und die folgenden Zitate von Margot Anzenbacher V etrovcov a erschienen zuerst in: Margot V etrovcov a, «Ctyri Roky», in *Bojov ali Jsme a Zvitezili*, Ed. Nakladateistvi Svoboda. Publication no. 4406, Prag 1979, S. 129-137.
- 26 Dieses und die folgenden Zitate von Marie-Claude Vaillant-Couturier stammen aus ihrer Zeugenaussage bei den Nürnberger Prozessen vom 28. Januar 1946. Vaillant-Couturier, verheiratet mit Pierre Villon, war Photojournalistin und Mitglied der französischen Résistance. 1942 wurde sie verhaftet und arbeitete bei Dr. Hautval im «Revier». Im August 1944 wurde sie nach Ravensbrück überstellt, wo sie wieder bei Dr. Hautval arbeitete. Bei Kriegsende gehörten die beiden Frauen zu einer kleinen Gruppe von ehemaligen Gefangenen, die als Lager-Beamtinnen blieben, um sich tausender Männer und Frauen anzunehmen, bis das Lager evakuiert wurde.
- 27 Dieses und weitere Zitate von Eugenia Marchewicz stammen aus einem Interview in Kanada von 1981. Marchewicz, eine polnische überlebende von Auschwitz, starb ein Jahr später.
- 28 Dieses und die folgenden Zitate entstammen einer Serie von Interviews mit Helena Dunicz-Niwinska in Auschwitz und Krakau, 1985; aus dem Briefwechsel zwischen Dunicz-Niwinska und Richard Newman zwischen 1985 und 1998 und aus Dunicz-Niwinskas Artikel *Truth and Fantasy – Pro Memoria*, der vom Auschwitz-Museum publiziert wurde. Nach dem Krieg lebte Helena in Krakau, wo sie als Musikredakteurin arbeitete und mehrere Bücher über Geige übersetzte.
- 29 Dieses und die folgenden Zitate von Flora Schrijver Jacobs stammen aus Interviews in Amsterdam von 1983 und 1985. Flora kehrte nach dem Krieg in die Niederlande zurück, heiratete und bekam zwei Töchter. Sie schrieb Alma das Verdienst zu, ihr Leben gerettet zu haben.
- 30 Die Zitate von Anita Lasker-Wallfisch stammen

- aus einer Serie von Interviews und Korrespondenz mit Richard Newman zwischen 1979 und 1997; aus ihren Erinnerungen *Ihr sollt die Wahrheit erben*, *Breslau-Auschwitz Bergen-Belsen*, Bonn 1997 (vergriffen), jetzt: Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek bei Hamburg 2000; und aus einem BBC 4 Interview, das 1996 gesendet wurde. Anita und ihre Schwester Renate emigrierten 1946 nach London. Anita war 1949 Gründungsmitglied des English Chamber Orchestra. Sie gehörte ein halbes Jahrhundert zum Orchester und ging mit ihm häufig auf Tournee. Bis heute tritt sie gelegentlich mit ihm auf. Ihr verstorbener Ehemann Peter Wallfisch war ein bekannter Pianist. Ihr Sohn Raphael Wallfisch ist ein international erfolgreicher Cellist.
- 31 Eric Williams, der über seine Flucht in *The Wooden Horse*, New York 1950, schrieb, benutzte Papiere, die von den Lasker-Schwestern bearbeitet waren.
 - 32 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a.a.O., S. 108-113^u – S. 122.
 - 33 ebenda, S. 120-123.
 - 34 Dieses und die folgenden Zitate von Henry Meyer stammen aus einem Telephon-Interview von 1992 und einem persönlichen Treffen in Cincinnati 1995. Meyer, Professor für Violine an der University of Cincinnati, gründete das LaSalle Quartett.
 - 35 Dieses und weitere Zitate von Regina (Rivka) Kupferberg Bacia stammen aus der Korrespondenz mit Richard Newman zwischen 1985 und 1995. Regina überlebte das Lager und ging nach Israel.
 - 36 Gespräch von Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz und Sylvia Wagenberg in Kol Israel 1981.
 - 37 Danuta Czech, a.a.O., S. 592, S. 588, S. 589.
- 18. Kapitel**
- 1 Hannah Arendt, *Der Auschwitz-Prozess*, in: Hannah Arendt, *Nach Auschwitz*, Essays & Kommentare 1, Berlin 1989, S. 119. Charlotte Delbo, *Keine von uns wird zurückkehren*, in: Charlotte Delbo, *Trilogie*, Frankfurt 1990, S. 18.
 - 2 Ella Lingens-Reiner, *Prisoners of Fear*, a.a.O., S. 26.
 - 3 In dem Dokumentarfilm *Return to Auschwitz*, GB, 1979-1980, beschreibt Kitty Felix Hart die Arbeit im Gefangenen-Mitarbeiterstab von «Kanada». Die Grösse der Schatzkammer von Birkenau kann man daran abschätzen, dass «Kanada* aus 30 Gebäuden bestand. Der Komplex, der 1943 fertiggestellt wurde, hatte ein Lager, das dem eines modernen Warenhauses vergleichbar war.
 - 4 Szymon Laks, *Musik in Auschwitz*, a.a.O., S. 109.
 - 5 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky, Sylvia Wagenberg in Kol Israel, 1981.
 - 6 Elie Wiesel, *Die Nacht*, Freiburg 1996, S. 58.
 - 7 Interview mit Ella Lingens-Reiner in Wien 1983-
 - 8 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a.a.O., S. 116.
 - 9 Viktor E. Frankl, ... *trotzdem y a zum Leben Sagen*, *Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*, München 2000, S. 33 u. S. 5 2.
 - 10 Fania Fénelon, *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, Frankfurt a.M. 1980, S. 54.
 - 11 Ella Lingens-Reiner, *Prisoners of Fear*, London, 1948, S. 87.
 - 12 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, Bonn, 1997, S. 116.
 - 13 Esther Loewy Bejarano wurde nach Ravensbrück überstellt, als sie offiziell als «Halbjüdin* klassifiziert worden war. Heute lebt sie in Hamburg.
 - 14 «Muselmänner* wurden die völlig ausgemergelten, abgestumpften Häftlinge genannt. Für sie gab es keine Aussicht auf Rettung.
 - 15 Alma konnte nicht gewusst haben, dass Eduard Rosé kurz vor seinem 84. Geburtstag am 24. Januar 1943 in Theresienstadt gestorben war, bevor die Einwohner des Ghettos nach Auschwitz transportiert wurden.
 - 16 Danuta Czech, a.a.O., S. 617.
 - 17 ebenda, S. 618 u. S. 620.
 - 18 Kazimierz Smoleh berichtete, dass 1943 Kinder «arischer Herkunft*, die im Lager geboren wurden, registriert werden konnten und dass sie mit «inoffizieller Zustimmung* der ss bleiben konnten. Sehr wenige überlebten. Kazimierz Smoleh, *Auschwitz, 194 0-45*, Albuquerque 1995, S. 6 3.
 - 19 Bei Kriegsende waren 75% der 140'000 Juden, die nach der Nazi-Invasion im Mai 1940 in Holland geblieben waren, in Lagern der Nazis gestorben.
 - 20 Danuta Czech, a.a.O., S. 642.

19. Kapitel

466

- 1 Viktor E. Frankl, ... *trotzdem Ja zum Leben Sagen, Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*, München 2002, 21. Aufl., S. 108.
- 2 Interview mit Fanny Kornblum Birkenwald in Brüssel 1986. Fanny kehrte nach dem Krieg nach Belgien zurück und eröffnete ein Lederwarengeschäft. Sie starb 1992.
- 3 Anita Lasker-Wallfisch im Interview mit Sue Lawley in BBC 4, Desert Island Disks, August 1996.
- 4 Dieses und die folgenden Zitate von Margita Schwalbová stammen aus Interviews von 1983 und 1985, die in ihrer Geburtsstadt Bratislava mit Hilfe der Übersetzerin Luba Pavlovicova-Bakova geführt wurden. Nach dem Krieg wurde Schwalbová eine bekannte Kinderärztin. Ihre Erinnerungen, *Vyhasnuté oči (Erloschene Augen)*, widmen Alma ein Kapitel. Die Erinnerungen wurden 1947 geschrieben, aber erst 1964 auf tschechisch veröffentlicht. Dr. Hermann Langbein, ein Mitglied des Widerstands in Auschwitz, der später die Wiener Autorität zum Holocaust wurde, übersetzte das Kapitel über Alma und andere Passagen der Erinnerungen ins Deutsche. Diese Seiten befinden sich im Dokumentationsarchiv des Österreichischen Widerstands in Wien. 1994 erschien im Plöger Verlag, Annweiler/Essen, Margita Schwalbová's Buch *Elf Frauen, Leben in Wahrheit. Eine Ärztin berichtet aus Auschwitz-Birkenau 1942-1945*. Das darin enthaltene Kapitel über Alma Rosé ist auch abgedruckt in: Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a.a.O., S. 216-221.
- 5 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a.a.O., S. 127.
- 6 Wenn man den Umfang der Sammlung betrachtet, ist es erstaunlich, dass keine Spur von den Noten, die für das Frauen-Orchester aufbereitet wurden, im Auschwitz-Museum zu finden ist.
- 7 Eine ausführlichere Liste des Orchesterrepertoires erschien bei Gabriele Knapp, *Das Frauenorchester in Auschwitz. Musikalische Zwangsarbeit und ihre Bewältigung*, Hamburg 1996, S. 78-81. Gabriele Knapps Untersuchung ist eine Dissertation die an der TU Berlin abgeschlossen wurde. Zwischen April 1992 und Januar 1993 interviewte die Autorin sieben ehemalige Mitglieder des Orchesters und stellte zwei Hauptfragen: Wie konnten sie es ertragen, im Lager auftreten zu müssen? Welche Rolle spielte Musik in ihrem Leben nach 1945? Die Autorin benutzt Pseudonyme für ihren Bericht, einige entlehnt bei Fania Fénelon. Knapps Gesprächspartnerinnen waren Eva Steiner Adam, Esther Loewy Bejarano, Zofia Cykowiak, Helena Dunicz-Niwińska, Anita Lasker-Wallfisch, Hélène Scheps und Violette Jacquet Silberstein. Alle haben substantiell auch zu diesem Buch beigetragen.
- 8 Szymon Laks, *Musik in Auschwitz*, a.a.O., S. 109 f.
- 9 Laks, a.a.O., S. nof.
- 10 Fania Fénelon, a.a.O., S. 201.
- 11 Dieses und die folgenden Zitate von Ella Lingens-Reiner stammen aus einem Interview in Wien 1983.
- 12 Dieses und die weiteren Zitate von Kitty Felix Hart stammen aus einem Interview in Birmingham, England, 1981.
- 13 Margita Schwalbová, *Elf Frauen. Leben in Wahrheit. Eine Ärztin berichtet aus Auschwitz-Birkenau 1942-1945*. Annweiler/Essen 1994, S. 4-7.
- 14 Telefon-Interview mit Alicia Rehl in New Jersey 1996.
- 15 Interview mit Ewa Stojowska in Krakau 1985. Die frühere Sängerin, Musik-Bibliothekarin und Musik-Kopistin starb 1996.
- 16 Wie andere auch hörte die Wienerin Grete Glas-Larsson, eine jüdische Krankenschwester im Revier, Mengele während der Selektion Stellen aus der Verdi-Oper pfeifen.
- 17 Anita Lasker-Wallfisch im Interview mit Sue Lawley, BBC 4, Desert Island Disks, August 1996.
- 18 Fania Fénelon, a.a.O., S. 175.
- 19 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz, Sylvia Wagenberg, Kol Israel 1981.
- 20 Eva Steiner Adam, 1985 in München interviewt, war eine begabte Sängerin, die kurz nach Almas Tod in den Musikblock aufgenommen wurde. Ihre Gefangenenummer war A-17139; sie war überzeugt, dass sie überleben würde, da die Quersumme dieser Zahlen 21 sei, sagte sie. Die 21 steht in der Zahlenmystik für Glück, Erfolg und Freude. Eva war das einzige Orchestermitglied, dessen Mutter mit im Musikblock war, wo sie als Notenschreiberin arbeitete.
- 21 Szymon Laks, *Musik in Auschwitz*, a.a.O., S. 128.
- 22 Zitiert nach: Laks, a.a.O., S. 128 f.

- 23 Charlotte Delbo, *Trilogie, Band I, Keine von uns wird zurückkehren*, Frankfurt 1990, S. 154 f.
- 24 Laks, a. a. O., S. 127.
- 25 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz, Sylvia Wagenberg, Kol Israel 1981.
- 26 ebenda.
- 27 ebenda.
- 28 Siehe zum Beispiel Fénelon, a. a. O., S. 121.
- 29 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz, Sylvia Wagenberg, Kol Israel 1981.
- 30 ebenda. Bei Kriegsende wurden die Überlebenden des Lager-Orchesters so verstreut in alle Himmelsrichtungen, daß es Jahre dauern sollte, bis sie ihre Geschichte erzählten und versuchten, Kontakt miteinander aufzunehmen.
- 31 ebenda.
- 32 ebenda.
- 33 ebenda.
- 34 Gabriele Knapp, *Das Frauenorchester in Auschwitz*, a. a. O., S. 211.
- 35 Siehe auch Danuta Czech, a. a. O., S. 615.
- 36 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a. a. O., S. 118.
- 37 Gabriele Knapp, *Das Frauenorchester in Auschwitz*, a. a. O., S. 72.
- 38 Als gebürtiger Ungar konnte Carl Flesch 1943 nach einem Zwischenstopp in Ungarn in die Schweiz fliehen, wo er eine Einladung hatte, an einem Konservatorium zu unterrichten. 1944 starb der große Geiger in Luzern.

20. Kapitel

- 1 Aussage von Dr. Ena Weiss Hronsky
- 2 Dieses und die folgenden Zitate von Grete Glas-Larsson stammen aus einem Interview in Wien, 1983.
- 3 Telefon-Interview mit Lily Assael 1981.
- 4 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz, Sylvia Wagenberg, Kol Israel 1981.
- 5 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a. a. O., S. 125.
- 6 Margita Schwalbová, *Alma Rosé in Auschwitz*, in: Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a. a. O., S. 219.
- 7 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz, Sylvia Wagenberg, Kol Israel 1981.

- 8 ebenda.
- 9 ebenda.
- 10 Auch Danuta Czech berichtete von diesen Selektionen: Czech, a. a. O., S. 623 f.
- 11 Gespräch Hilde Grünbaum Zimche, Rachela Olevsky Zelmanowitz, Sylvia Wagenberg, Gespräch Kol Israel 1981.
- 12 Elie Wiesel, *Die Nacht*, a. a. O., S. 56.
- 13 Ruth Elias beschreibt das Leben im tschechisch-jüdischen Familienlager in ihrem Buch: *Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel*. München 1988. Kapitel: »Im Ghetto Theresienstadt«, S. 82–130, insbes. S. 127.
- 14 Danuta Czech, a. a. O., S. 684.
- 15 Seweryna Szmaglewska, *Smoke Over Birkenau*, New York 1947, S. 265 f., zuerst veröffentlicht auf polnisch 1945 unter dem Titel *Dymy nad Birkenau*. (Die Autorin wurde 1942 von der Gestapo wegen Mitwirkung an der Widerstandsbewegung verhaftet und verbrachte fast drei Jahre in Birkenau. Das Buch begann sie gleich nach der Flucht vom Evakuierungstransport im Januar 1945 zu schreiben. *Dymy nad Birkenau (Die Rauchwolken über Birkenau)* ist das erste Buch über das Lager, das bereits Ende 1945 erschienen ist. Im Februar 1946 wurde es vom Internationalen Gerichtshof in Nürnberg dem Beweismaterial gegen die Naziverbrecher beigegeben, die Autorin selbst wurde gebeten, als Zeugin auszusagen.)
- 16 Siehe zum Beispiel Ruth Elias, *Die Hoffnung erhielt mich am Leben. Mein Weg von Theresienstadt und Auschwitz nach Israel*, a. a. O., S. 147.
- 17 Liana Millu, *Der Rauch über Birkenau*, München 1997, S. 45 f.

21. Kapitel

- 1 Margita Schwalbová, *Elf Frauen. Leben in Wahrheit. Eine Ärztin berichtet aus Auschwitz-Birkenau 1942–1945*, Annweiler/Essen 1994, S. 46.
- 2 Mala Zimetbaum war in Edek Galinski, einen Gefangenen des Männer-Lagers, verliebt. Er war Mitglied des polnischen Widerstands. Sie und Edek planten, gemeinsam zu fliehen und der Welt zu berichten, was in Auschwitz geschah. Sie glaubten, wenn sie die Grausamkeiten der Nazis erst offengelegt hatten, würden die Alliierten oder die Christen der Welt die Lager stürmen und die Gefangenen befreien.

- Der Fluchtversuch, der nach Almas Tod stattfand, endete in einem Desaster. Mala und Edek wurden wieder gefangengenommen. Sie wurden zurück nach Birkenau gebracht, gefoltert und öffentlich hingerichtet. Mala wurde eine Legende, weil sie ihren Henker damit vertrieb, dass sie sich die Pulsadern aufschneidet und mit ihren blutigen Händen in das Gesicht eines SS-Mannes schlug. Das Lager-Museum von Auschwitz zeigt immer noch ineinandergelegte Haarlocken beider, ein Tribut an ihre Liebe und ihren Mut.
- 3 Erklärung von Ima van Esso Spanjaard vom 5. November 1945, aufgezeichnet von Ed Spanjaard. Mahler-Rosé Collection.
 - 4 Übersetzung von Fred Ullman. Zofia Cykowiak und Helena Dunicz-Niwinska identifizierten die Künstlerin 1985 in einem Interview in Krakau, Polen.
 - 5 Frau Schmidt wurde in dem Film über das Frauenorchester in Auschwitz *Playing for Time* fälschlich als SS-Frau identifiziert und als Leiterin von «Kanada» in Fantias Buch.
 - 6 Anna Pawelcynska, *Values and Violence in Auschwitz: A Sociological Analysis*, Berkeley 1979.
 - 7 Die Notenblätter der Marischka-Version, arrangiert von Melichar und publiziert 1934 von Hans Sikorski aus Hamburg, sind jetzt erhältlich beim Beboton-Verlag, Berlin und Hamburg.
 - 8 Ruth Bassin überstand den Krieg und lebte viele Jahre in New York, wo sie 1989 starb.
 - 9 Danuta Czech, a.a.O., S. 712.
 - 10 Danuta Czech, a.a.O., S. 715.
 - 11 Danuta Czech, a.a.O., S. 727.
 - 12 Danuta Czech, a.a.O., S. 731.
 - 13 Danuta Czech, a.a.O., S. 803f., H. G. Adlers *Theresienstadt. 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*. (Geschichte Soziologie Psychologie. Tübingen 1955, S. 693 und 730) zitierend, berichtet, dass «Edelstein zusammen mit seiner Familie und einer Gruppe von Kollegen» am 20. Juni 1944 im Krematorium 111 in Birkenau erschossen wurde. Der Lager-Widerstand bemerkte, dass 50 Personen in dieser Gruppe exekutiert wurden.
 - 14 Leni Yahil, *Die Shoah – Überlebenskampf und Vernichtung der europäischen Juden*, München 1998, S. 710; Norbert Troller, *Theresienstadt: Hitler's Gift to the Jews*, North Carolina, 1991, S.166.
 - 15 H.G. Adler, *Theresienstadt. 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Tübingen 1960, 8.573.
 - 16 Danuta Czech, a.a.O., S. 731 f.

21. Kapitel

- 1 Margita Schwalbová, *Elf Frauen. Leben in Wahrheit*, a.a.O., S. 44.
- 2 Fania Fénelon, *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a.a.O., S. 196.
- 3 Interview mit Wanda Marossányi und Anna Polarczyk-Schiller 1985 in Krakau.
- 4 Brief von Marije Staercke an Alfred Rosé aus Apeldoorn, 29. August 1946. Der Brief wurde auf englisch geschrieben. Er befindet sich in der Mahler-Rosé Collection.
- 5 Fania Fénelon, *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a.a.O., S. 198.
- 6 Anita Lasker-Wallfisch im Gespräch mit Barbara und Stefan Weidle am 29.6.2002 in Berlin.
- 7 Siehe Ella Lingens-Reiner, *Prisoners of Fear*, a.a.O., S. 145.
- 8 Margita Schwalbová, *Elf Frauen*, a.a.O., S. 50.
- 9 Brief von Marije Staercke an Alfred Rosé vom 29. August 1946, a.a.O.
- 10 Dr. Hronsky lebt heute in Adelaide, Australien.
- 11 Margita Schwalbová, *Elf Frauen*, a.a.O., S. 51.
- 12 Eine Photokopie der von Mengele unterzeichneten Anordnung und die Resultate der Analyse vom SS-Hygiene-Institut im Lager Auschwitz wurden vom Staatlichen Museum Auschwitz-Birkenau zur Verfügung gestellt auf Anfrage von Dr.Arthur Hudson von der Forschungsabteilung des Universitäts-Krankenhauses London/cAN.
- 13 Brief von Marije Staercke an Alfred Rosé vom 29. August 1946, a.a.O.
- 14 Margita Schwalbová, a.a.O., S. 51.
- 15 Fania Fénelon, *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a.a.O., S. 200.
- 16 Erklärung von Ima van Esso Spanjaard vom 5. November 1945, aufgezeichnet von Ed Spanjaard. Mahler-Rosé Collection.
- 17 Es wurde eine Recherche durchgeführt auf Bitte der Geigerin Helena Dunicz-Niwinska unter der Leitung der Professoren Anna Urban und Zdzislaw Marek.
- 18 Erklärung von Ima van Esso Spanjaard vom 5. November 1945, aufgezeichnet von Ed Spanjaard: «Ich hatte die Überzeugung, dass ihre Lage ausgezeichnet war, als ich plötzlich – ungefähr Juni oder Juli 1944 – hörte, dass sie gestorben war und dass

- man Verdacht auf Vergiftung hatte. Deswegen wurde sie nach ihrem Tode im Laboratorium «Reich-sko» – Auschwitz untersucht. Auskunft darüber habe ich nicht.» Mahler-Rosé Collection
- 19 Interview mit Wanda Marossanyi, Krakau 1985. 20 Hans Münch an Richard Newman, 1984.1944, während des riesigen Zustroms ungarischer Juden, sagte man Münch, man erwarte, dass er an Selektionen teilnehme. In seinen Worten, zitiert nach Gitta Sereny, *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*, München 1995, S. 542: «Noch am selben Abend nahm ich den Nachtzug nach Berlin,» sagte Münch, «und ich erklärte meinem Abteilungsleiter, dass dies gegen alle meine ethischen Prinzipien verstosse und ich den Auftrag verweigere. Er sagte, auch er habe Kinder und hätte an meiner Stelle abgelehnt, natürlich müsse ich es nicht tun, und er rief auf der Stelle Bär an und sagte ihm das.» Sereny berichtete weiter: «Am Ende des Krieges verhafteten die Russen 40 Auschwitz-Ärzte und übergaben sie Polen. Im Prozess von Krakau, der am 22. Dezember 1947 zu Ende ging, wurden 23 der Angeklagten zum Tode verurteilt, sechs zu lebenslänglichen Haftstrafen und zehn zu Gefängnis zwischen drei und 15 Jahren. Münch wurde als einziger freigesprochen. 19 ehemalige Häftlinge hatten zu seinen Gunsten ausgesagt.» Bei dem gleichen Kriegsverbrecherprozess wurde Maria Mandel zum Tod durch Erhängen verurteilt.
- 21 Interview mit Dr. Jaap Spanjaard in Harlem, Niederlande, 1983.
- 22 Giuliana Tedeschi, *A place on Earth ...A Woman in Birkenau*, New York 1992, S. 59. Zuerst veröffentlicht 1989 auf italienisch unter dem Titel *C'è un punto della terra*.
- 23 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erleben*, a.a.O., S. 136.
- 24 Josef Kramer wurde im Oktober 1945, gemeinsam mit Irma Grese und anderen, die Bergen-Belsen geleitet hatten (Hössler wurde später hingerichtet), verurteilt und gehängt.
- 25 Lily Mathé, eine Geigerin, die auf der ganzen Welt mit einer Zigeuner-Kapelle gespielt hatte, kam mit den ungarischen Transporten vom Mai 1944 an. Nach dem Krieg heiratete sie einen britischen Offizier, den sie in Bergen-Belsen getroffen hatte, und lebte in London, wo sie als Geigerin in einem Restaurant auftrat. Sie starb 1993.

22. Kapitel

- 1 Viktor E. Frankl, *und trotzdem Ja zum Leben sagen*, a.a.O., S. 19.
- 2 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 14. September 1943. Mahler-Rosé Collection.
- 3 Alma Zsolnay lebt heute in Wien.
- 4 Vgl. dazu: Anton Freud, «Mein Grossvater Sigmund Freud» in: *Die Biographen aber sollen sich plagen... Beiträge zum 140. Geburtstag von Sigmund Freud*, hrsg. von Christfried Tögel. Österreichisches Ost- und Südosteuropa-Institut, Sofia 1996, S. 10f: Grossvater hatte sechs Kinder [...] Die älteste war Mathilde, sie heiratete Robert Hollitscher. Sie war, wie viele Erstgeborenen in grossen Familien, sehr herrisch und anspruchsvoll. [...] Ihr Mann Robert Hollitscher war ein Kaufmann, der Honig und Seide nach Wien importierte. In Wien verbrachte er die meiste Zeit im Kaffeehaus beim Schachspiel. Zu jener Zeit scheint dies die Hauptbeschäftigung der Wiener Bourgeoisie gewesen zu sein. Er war ein schrecklicher Pessimist, der immer das Schlimmste voraussagte. Als der Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo ermordet wurde, hat Onkel Robert prophezeit «Das heisst Krieg». Als Hitler in Deutschland die Macht ergriff, sagte er: «Er kommt auch nach Österreich!» Grossvater sagte: «Wir leben wirklich in einer schrecklichen Zeit, in der Onkel Robert immer recht hat.»
- 5 Die Beschreibung seines Alltags ist dem in Anmerkung 2 zitierten Brief entnommen.
- 6 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 6. September 1944. Mahler-Rosé Collection.
- 7 Telephon-Interview mit Peter Terry (früher Peter Tischler), New Jersey 1983.
- 8 Telegramm an Alfred Rosé vom 22. Juni 1945. Mahler-Rosé Collection.
- 9 Alle Zitate von Marije Staercke über Almas Schicksal in Auschwitz stammen aus ihrem englisch geschriebenen Brief vom 22. Juni 1945 an Alfred Rosé. Mahler-Rosé Collection.
- 10 Brief von Alma Mahler-Werfel an Alfred Rosé vom 19. Juli 1945. Mahler-Rosé Collection.
- 11 Rudolf Bing an Alfred Rosé, 18. Oktober 1948. Der Brief wurde auf englisch geschrieben.
- 12 Brief von Alfred Rosé an Stella Fuchs vom 8. März 1944, englisch im Original. Mahler-Rosé Collection.

- 13 Brief von Stella Fuchs an Alfred Rosé vom 15. April 1945, englisch im Original. Mahler- Rosé Collection.
- 14 Brief von Hans Fuchs an Alfred Rosé vom 30. Juli 1945, englisch im Original. Mahler-Rosé Collection.
- 15 Mit Hilfe ihres Freundes, des Bildhauers Paul Peschke, den sie später heiratete, rettete Susanne Schmutzer ihre jüdische Mutter viele Male vor der Verhaftung.
- 16 Brief von Alfred Rosé an Hans Fuchs vom 19. August 1945, englisch im Original. Mahler- Rosé Collection.
- 17 Marie Anne Tellegen an Alfred Rosé in einem Brief vom 3. Juli 1945, englisch im Original. Mahler-Rosé Collection.
- 18 Brief von Marie Anne Tellegen an Arnold Rosé vom 13. und 15. Oktober 1945, englisch im Original. Mahler-Rosé Collection.
- 19 *Aufbau*, New York, 12. Oktober 1945.
- 20 Brief von Günther Anders an Alfred Rosé vom 2. November 1945. Mahler-Rosé Collection.
- 21 Als er 1988 kontaktiert wurde, sagte Anders, er habe den «Nachruf» nicht in den Band seiner gesammelten Gedichte aufgenommen. Und 43 Jahre später hatte er die Quellen für sein Gedicht vergessen.
- 22 Arnolds Stradivari von 1718 sollte in den nächsten Jahrzehnten durch mehrere Hände gehen. Kürzlich gab Robert Mann, pensionierter Geiger des bekannten Juilliard Quartetts, die Geige seinem Sohn und Schüler, Nicholas Mann, der sie als Mitglied des Mendelssohn-Quartetts spielt.
- 23 Brief von Arnold an Alfred Rosé vom 1. Dezember 1945. Mahler-Rosé Collection.
- 24 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 20. Dezember 1945. Mahler-Rosé Collection.
- 25 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erben*, a.a.O., S. 128.
- 26 Zitiert in Anton Gill, *The Journey Back from Hell: An Oral History: Conversations with Concentration Camp Survivors*, New York 1988, S. 405.
- 27 Zitiert nach dem Begleitheft von Wolfgang Wendel zu der CD *Meister des Bogens. Váša Prhoda, Alma Rosé, Arnold Rosé*, Podium, POL-1007-2, o. S.
- 28 ebenda.
- 29 Gespräch mit Elisabeth Joner Fellmann 1982 in Badenweiler.
- 30 Die Briefe zwischen Feinstein und Morini werden in der New York Public Library for the Performing Arts aufbewahrt.
- 31 Jan Vratislavský, *Váša Prhoda*, Prag 1970.
- 32 Interview mit Ralph Aldrich 1990. In regelmäßigen Befragungen durch Richard Newman zwischen 1990 und 1998 stellte Aldrich, Geiger und Autorität für Streichinstrumente, Informationen über das Musikstudium in Wien zur Verfügung.
- 33 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 2. Februar 1946. Mahler-Rosé Collection.
- 34 Brief von Marije Staercke an Alfred Rosé vom 11. Februar 1946, englisch im Original. Mahler-Rosé Collection.
- 35 ebenda.
- 36 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 12. Februar 1946. Mahler-Rosé Collection.
- 37 Zu dieser Zeit hatten Leila und ihr Ehemann Max Pirani, der eine Ernennung am Western Ontario Conservatory of Music in London/cAN, erhalten hatte, Dr. Harvey Robb vom Konservatorium ermutigt, Alfred als Leiter eines Sommer-Opern-Workshops auf dem Campus der Universität von Western Ontario zu engagieren. Im folgenden Jahr wurde sein Workshop Teil des jährlichen Konservatoriumsprogramms. Alfred und Maria zogen später nach London/cAN, wo der Opern-Workshop immer noch stattfindet. Alfred wurde Professor an der Musik-Fakultät und fuhr fort mit seiner musiktherapeutischen Arbeit. Er starb 1975, in dem Bewusstsein einer bevorstehenden Ehrung: Drei Wochen nach seinem Tod verlieh ihm die Universität das Ehrendoktorat der Musikwissenschaften.
- 38 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 16. Mai 1946. Mahler-Rosé Collection.
- 39 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 17. Juni 1946. Mahler-Rosé Collection.
- 40 Brief von Arnold Rosé an Alfred Rosé vom 21. Juli 1946. Mahler-Rosé Collection.
- 41 Gerd Puritz, *Elisabeth Schumann: A Biography*, a.a.O., 1993, S. 274f.
- 42 In dem Telegramm von Stella und Hans Fuchs vom 25. August 1946 heisst es: «Father passed away peacefully in his sleep Sunday morning 8 am love and sympathy.» Mahler-Rosé Collection.
- 43 Interview mit Hugo Burghauser in New York 1984.
- 44 1948, als das Orchester wieder in London erschien, brach Buxbaum nach einer Herzattacke auf der

Strasse tot zusammen, als er einem Bus hinterherlief, um eine Probe rechtzeitig zu erreichen.

- 45 Anita Lasker-Wallfisch, *Ihr sollt die Wahrheit erleben*, a.a.O., S. 127.
- 46 Zitiert in Gabriele Knapp, *Das Frauenorchester in Auschwitz*, a.a.O., S. 279.
- 47 Anita Lasker-Wallfisch in: *Sunday Times*, London, 11. Januar 1980.
- 48 Fania Fénelon, *Das Mädchenorchester in Auschwitz*, a.a.O., S. 153.
- 49 ebenda, S. 172-187.
- 50 Hermann Langbein berichtete, dass Reichsführer Heinrich Himmler Auschwitz-Birkenau am 17./18. Juli 1942 zum zweiten und letzten Mal besuchte, um eine Demonstration des Vergasens anzusehen, (in: Hermann Langbein, *Menschen in Auschwitz* Wien 1972, S. 327).

Epilog

- 1 Telephon-Interview mit Max Jekel in London 1981. Jekel, ein Mitglied des Royal Opera House Orchestra in Covent Garden, spielte bei vielen Konzerten in der National Gallery zweite Geige im wiedergegründeten Rosé-Quartett.
- 2 Dieses und die folgenden Zitate von Felix Eyle stammen aus einem Telephon-Interview von 1983. Eyle ist 1928 aus Wien emigriert. Viele Jahre war er mit dem Cleveland Symphony Orchestra verbunden und leitete das Geigen-Department am Cleveland Institute of Music. 1947 wurde er Konzertmeister des Orchesters der Metropolitan Opera; später war er Orchester-Manager. Bei seiner Pensionierung 1970 übernahm Eyle eine Lehrtätigkeit an der Colgate University in Hamilton. Eyle starb 1988. Zu seinem Gedenken hat seine Witwe, Elisabeth Tischler Eyle, den Felix Eyle Memorial Prize eingerichtet, ein Stipendium für herausragende Violin-Studenten. 1998 besass sein Sohn Nicolas Eyle immer noch die «Alma Guadagnini», deren sattingefütterter roter Samtbezug mit den Initialen «AR» bestickt ist.

Dank

Gina Alexander/Felix Pirani
 Renate Harpprecht *La Croix Valmer*
 Ralf de Jong *Kassel*
 Dr. Stephen McClatchie *Music Library University Western Ontario/cAN* Lisa Philpott *Music Library University Western Ontario/cAN* Dr. Bernhard Post, Weimar
 Dr. Rainer Thiel *Marburg*
 Prof. Dr. Christian Tögel *Uchtsprunge/London*
 Wolfgang Wendel *Karlsruhe*

Archive

Hannah-Arendt-Zentrum Osnabrück Mahler-Rosé Collection, Music Library, University Western Ontario/cAN Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie, Amsterdam
 Archiv der Wiener Philharmoniker
 Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau

Bildnachweis

Erben Leila Doubleday Priani
 (Seite 216 unten)
 Staatliches Museum Auschwitz-Birkenau
 (Seiten 427 und 428)
Alle übrigen Abbildungen:
 Mahler-Rosé Collection, The Music Library,
 University of Western Ontario, London/cAN

Abbildung auf Seite 2: Alma Rosé, 1915

Impressum

Die Originalausgabe
Alma Rosé. Vienna to Auschwitz erschien 2000 bei
 Amadeus Press in Portland, OR/USA

© Weidle Verlag 2003
 Weidle Verlag
 Beethovenplatz 4
 D-53115 Bonn
 www.weidle-verlag.de

Redaktion Barbara Weidle
 Korrektur Angelika Singer/
 Rosemarie Paus-Daniel
 Recherche Ruth Merkle
 Herstellung Robert Wilk, Friedrichsdorf
 Gestaltung Forssman / de Jong, Kassel
 ISBN 3-9335-66-7

Bibliografische Informationen
 Der Deutschen Bibliothek
 Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese
 Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
 detaillierte bibliografische Daten sind im
 Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Ohne sie hätte niemand von uns überlebt 7
Vorwort zur deutschen Ausgabe
(Anita Lasker-Wallfisch)

1. Kapitel	Musikalischer Adel: Das Milieu 13	Epilog 413
2. Kapitel	Gute musikalische Kinderstube 31	Stammbaum der Familie Mahler-Rosé 416
3. Kapitel	Krieg 43	Dokumente 417
4. Kapitel	Zweischneidiges Schwert 57	Zur Entstehung dieses Buches (Richard Newman) 431
5. Kapitel	Walzer 75	Editorische Notiz zur deutschen Ausgabe 435
6. Kapitel	«Blut und Ehre» 93	Alphabetische Liste der Orchestermitglieder nach Vornamen 436
7. Kapitel	Anschluss 101	Interviews und Quellen 441
8. Kapitel	Schwarzer Mittwoch 117	Bibliographie 443
9. Kapitel	Noch ein Schlag 133	Anmerkungen 449
10. Kapitel	Ein Opfer wird nötig 143	Dank 472
11. Kapitel	Wiedergeburt 157	Impressum 472
12. Kapitel	Musikalische Festung 183	
13. Kapitel	Kriegsrat 225	
14. Kapitel	Flucht 243	
15. Kapitel	Auftritt Alois Brunner 257	
16. Kapitel	Jäher Alptraum 269	
17. Kapitel	Mandels Maskottchen 285	
18. Kapitel	Der Musik-Block 313	
19. Kapitel	Flucht in die Perfektion 327	
20. Kapitel	Die Orchesterfrauen 351	
21. Kapitel	Frau Alma 363	
22. Kapitel	Almas Tod 375	
23. Kapitel	Nachklang und Widerhall 389	

Weitere Titel zu Holocaust und Emigration im Weidle Verlag

Eine Überlebende von Auschwitz berichtet:

Zdenka Fantlová **»In der Ruhe liegt die Kraft«, sagte mein Vater**

Aus dem Tschechischen von Pavel Eckstein. Mit einem Vorwort von Jiri Grusa
308 Seiten, Abbildungen, Fadenheftung, fester Einband, € 21 / SFr 39,60
ISBN 3-931135-38-1

Zdenka Fantlová hat den Holocaust nur knapp überlebt, ein britischer Soldat rettete ihr nach der Befreiung des Lagers Bergen-Belsen am 15. April 1945 im letzten Augenblick das Leben. Als Jüdin 1922 in Böhmen geboren, wurde sie 1942 nach Theresienstadt deportiert. Im Oktober 1944 kam sie nach Auschwitz-Birkenau und wurde als »arbeitsfähig« ins Lager aufgenommen. Nach kurzer Zeit wurde sie nach Kürzbach zum Arbeitseinsatz weitertransportiert. Im Januar 1945 mußte sie einen der »Todesmärsche« nach Groß-Rosen antreten. Von da ging es weiter nach Mauthausen und schließlich nach Bergen-Belsen.

Über fünfzig Jahre nach den Ereignissen hat Zdenka Fantlova ihre Geschichte aufgeschrieben und in Tschechien veröffentlicht. Sie erzählt von ihrer behüteten Jugend und dem Bruch, der darauf folgte. Sie beschreibt, wie es ihr gelang, zu überleben, indem sie sich weigerte zu glauben, was um sie herum geschah. Ausführlich widmet sie sich der Arbeit des tschechischen Theaters in Theresienstadt, mit Künstlern wie Hans Krasa, Viktor Ullmann, Pavel Haas, Gideon Klein, Karel Ancerl oder Frantisek Zelenka. Und sie berichtet über die Dreharbeiten zu dem Propagandafilm »Der Führer schenkt den Juden eine Stadt«.

»Wahrscheinlich trägt jeder Mensch ein Kästchen für letzte Lebenshilfe mit sich. Nur wissen wir nicht, wo, und auch nicht, was darin ist, bis es sich im kritischsten Augenblick selbst öffnet. Es sind dort keine Arzneimittel und Notverbände. Nur feste Anweisungen, die uns den weiteren Weg führen. Vor allem birgt das Kästchen Stärke, eine ungeheure, unbekannte, rätselhafte Stärke, von deren Existenz wir bislang nichts wußten. Sie kommt nur in äußerster Not zum Vorschein, wenn es ums nackte Leben geht. Nur mit ihrer Hilfe können wir wie durch ein Wunder auch scheinbar Unmögliches erreichen.«

Zdenka Fantlová wurde in Blatná geboren. 1925 übersiedelte die Familie nach Rokyceny, wo sie bis zu ihrer Deportation nach Theresienstadt lebte. Nach der Befreiung in Bergen-Belsen wurde sie vom Roten Kreuz im Juli 1945 zur Rekonvaleszenz nach Schweden verlegt. Erst dort erfuhr sie, daß sie die einzige Überlebende ihrer Familie war. Bis 1949 blieb sie in Stockholm, wo sie für die Tschechoslowakische Gesandtschaft arbeitete. Dann emigrierte sie nach Australien. Sie heiratete den deutschen Emigranten Charles Ehrlich, einen Verwandten des Mediziners und Nobelpreisträgers Paul Ehrlich. Mit ihm und ihrer Tochter lebte sie bis 1969 in Melbourne. Sie wurde Schauspielerin und trat mit Erfolg in zahlreichen Bühnenrollen auf. Seit ihrer Rückkehr nach Europa lebt sie in London.

Der Übersetzer Pavel Eckstein lebt als Musikwissenschaftler und Operndramaturg in Prag.

Der Anfang vom Ende – Berlin nach der Machtergreifung:

Felix Jackson **Berlin, April 1933**

Aus dem Amerikanischen von Stefan Weidle. Nachwort von Helmut Asper
298 Seiten, Fadenheftung, fester Einband, € 21 / SFr 40,80

ISBN 3-931135-05-5

Berlin, April 1933 ist ein Tagebuchroman. Er wird erzählt von einem Berliner Anwalt, der nach der Machtergreifung der Nazis feststellen muß, daß er jüdische Vorfahren hat. Ohne Ariernachweis kann er jedoch seinen Beruf nicht länger ausüben. Ein ss-Offizier schlägt ihm einen Handel vor: Seine Papiere werden getürkt, wenn er Freunde, die gegen das Nazi-Regime kämpfen, verrät. Er muß sich entscheiden... Der Roman, so Jackson, beruht auf tatsächlichen Ereignissen. Nichts ist erfunden, Figuren und Schauplätze sind authentisch, nur die Namen wurden geändert. Das Buch ist daher auch als Schlüsselroman zu lesen: Es spielt im Theater- und Filmmilieu, und einige der Personen sind leicht zu identifizieren.

Felix Jacksons Roman Berlin, April 1933 ist ein Buch, das man nicht vergessen sollte, nicht vergessen kann. Von der ersten Zeile an gelingt es dem Autor, den Leser in Bann zu ziehen.

Auf eindrucksvolle Art erforscht er die Anfänge jener heimtückischen Mächenschaften, die schließlich in den Schrecken des Holocaust führten. Das Buch hat mich zutiefst bewegt, und ich hoffe sehr, daß es zahlreiche Leser findet.

LOTTE LENYA

Felix Jackson wurde als Felix Joachimson 1902 in Hamburg geboren. Er begann in den Zwanziger Jahren als Kritiker für den Berliner Börsen Courier und wurde später ein erfolgreicher Bühnenautor (*Fünf von der Jazzband, Wie werde ich reich und glücklich*). Nach der Emigration verfaßte er in Österreich und Ungarn Filmdrehbücher, hauptsächlich für Hermann Kosterlitz (Henry Koster). Diese Tätigkeit setzte er ab 1936 in den USA fort (u. a. *Destry Rides Again*) und wurde dann Produzent, zuletzt beim Fernsehen (NBC). Berlin, April 1933 ist sein dritter Roman. Das Buch erschien 1980 unter dem Titel *Secrets of the Blood* in den USA. Am 4. Dezember 1992 ist Felix Jackson in Camarillo, Kalifornien, gestorben.

*Wenn wir über gestern reden,
sprechen wir von heute und morgen.*

FELIX JACKSON

Deutschland am Vorabend des Dritten Reichs:

Albrecht Joseph **Der letzte Vorhang** Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt und mit einem Nachwort von Rüdiger Völckers

262 Seiten, Gebunden, €19 / SFr 35,90

ISBN 3-931135-23-3

Eine Theaterpremiere in Berlin kurz vor Hitlers Machtergreifung: Das Stück heißt *Mädchen hinter Gittern* und soll einer jungen Schauspielerin und ihrem Regisseur zum Durchbruch verhelfen. Fieberhaft wird gearbeitet, geprobt, intrigiert, bis sich endlich der Vorhang hebt. Wird es – nach all den Krisen und Nervenzusammenbrüchen – ein Erfolg werden? Albrecht Joseph hat einen spannenden Roman geschrieben, der die turbulente Atmosphäre des Berliner Theaterlebens am Ende der Weimarer Republik einfängt. Einige Romanfiguren lassen sich leicht entschlüsseln: Max Mohr, Alexander Granach, Erwin Piscator, Gustav Hartung sind darunter. Das geschilderte Drama lehnt sich an Christa Winsloes Stück *Gestern und heute* (als Film *Mädchen in Uniform*) an.

Albrecht Joseph (1901–1991) war in den Zwanziger Jahren Theaterregisseur in Kiel, Darmstadt und Berlin. Später übersetzte er Claudel, schrieb Drehbücher und arbeitete mit Zuckmayer am Hauptmann von Köpenick und anderen Stücken. Nach seiner Emigration in die USA wurde er Sekretär bei Thomas Mann und Franz Werfel, schrieb weiter für den Film und wurde schließlich Filmcutter. Verheiratet war er mit Anna Mahler, der Tochter Gustav und Alma Mahlers.

»Die deutsche Übersetzung und also Erstveröffentlichung wählt den Titel Der letzte Vorhang mit Bedacht, handelt es sich doch um einen Theaterroman und zugleich um die letzte, grelle Inszenierung der preußischen Kulturmetropole, bevor diese und ganz Deutschland der Nazi-Diktatur verfielen. Unter den Lichtern der Großstadt gelangen noch einmal all jene Gewächse zur Blüte, für die ein verlorener Krieg, Inflation und die sagenhaften Golden Twenties den Boden bereitet haben: Asphaltliteraten und jüdische Verlagsleute, Salonmarxisten und Weltuntergangspropheten, liberale Bankiers, die eine Proletarierbühne finanzieren, und heruntergekommene Herrenreiter, die mit den Nazis auf bessere Zeiten hoffen, eine zentrifugale Gesellschaft ...«

HERIBERT HOVEN, Süddeutsche Zeitung

Die abenteuerliche Flucht eines zwölfjährigen Jungen aus Nazi-Deutschland in die USA:

Hal Marienthal **Schumanns Reise**

Aus dem Amerikanischen von Stefan Weidle
330 Seiten, fadengeheftete Broschur, € 21 / SFr 39,60
ISBN 3-931135-19-5

Der Roman *Schumanns Reise* beschreibt Kindheit und frühe Jugend des Autors bis zu seiner Emigration 1936 aus Deutschland im Alter von 12 Jahren. Hal Marienthal wurde 1923 in Frankfurt geboren, die Familie zog jedoch bald nach Dortmund. Als seine Mutter 1929 stirbt, bringt der Vater ihn und seine Schwester in einem jüdischen Waisenhaus in Paderborn unter. Der Junge hält es dort nicht lange aus und läuft weg. Drei Jahre streift er allein durchs Land, schläft im Wald und in Heuschobern, findet gelegentlich Obdach bei fremden Familien. Als seine Situation wegen des wachsenden Antisemitismus immer schwieriger wird, meldet er sich bei einem Onkel im Hunsrück und kehrt schließlich zu seinem Vater nach Dortmund zurück. Nach der Machtergreifung der Nazis wird der Vater als aktives KPD-Mitglied wiederholt verhaftet und gefoltert. Auch für Hal (der damals noch Helmut hieß) wird das Leben gefährlich, denn er verteilt für die KPD Flugblätter und klebt Plakate. 1935 muß er mehrfach untertauchen, er versteckt sich in der Kanalisation, in aufgelassenen Bergwerkschächten. Gleichzeitig läuft sein Visumantrag für die USA, wo Verwandte seines Vaters ihn adoptieren wollen. Um seine Ausreisepapiere zu bekommen, muß er allein nach Stuttgart reisen. Zu dieser Zeit fahndet bereits die Gestapo nach ihm, so daß seine Flucht nur knapp gelingt und nur durch die mutige Hilfe mehrerer Menschen, denen er auf seiner Reise begegnet.

»Nur selten gerät ein autobiographischer Text zum atemberaubenden Thriller.«

DER STANDARD, Wien

Exil in Japan und Amerika:

Klaus Pringsheim Jr. **Wer zum Teufel sind Sie? Lebenserinnerungen**

Aus dem Englischen von Tilman Lang
288 Seiten, fadengeheftete Broschur, € 22,50 / SFr 42,50
ISBN 3-931135-13-6

Klaus Pringsheims abenteuerlicher Lebensweg führte ihn durch vier verschiedene Kulturen und zahllose Tätigkeiten. Aufgewachsen in Berlin als Sohn des Zwillingbruders von Katia Mann, des Komponisten und Dirigenten Klaus Pringsheim, folgt er als Fünfzehnjähriger 1939 seinem Vater, der in Tokio an der Kaiserlichen Musikakademie engagiert ist. Dort lernt er Japanisch, wird als Spion verdächtigt und landet im Gefängnis. Er entgeht nur knapp dem Tod. 1946 übersiedelt er nach Kalifornien und wohnt einige Jahre bei Katia und Thomas Mann. Er nimmt Gelegenheitsjobs an, wird Taxifahrer und Staubsaugervertreter. Schließlich studiert er japanische und chinesische Politik in New York und Hongkong, wo er heiratet. Er schlägt eine wissenschaftliche Laufbahn ein und wird Professor. Er lebte bis zu seinem Tod am 6. Februar 2001 in Ottawa.

Pringsheims Memoiren beschreiben das Jahrhundert des Geistes wie der Kriege, der Kunst und des Elends. Und am Ende erfährt der Leser, daß längst nicht alles so ist, wie es scheint (und warum doch einmal zensierend in Thomas Manns Tagebücher eingegriffen wurde).

Der Schriftsteller Victor Boesen lernte Klaus Pringsheim nach Kriegsende als Soldat in Japan kennen. Er hat aus Pringsheims Lebensgeschichte ein spannend geschriebenes und humorvolles Buch gemacht. Boesen ist unter anderem Autor einer Monographie über den Fotografen Edward Sheriff Curtis, die auch auf deutsch vorliegt (Verlag C. H. Beck).

Dokument der Freundschaft in schwierigen Zeiten:

Carl Zuckmayer/Bruno Frank **Portraits I**

Aus dem Amerikanischen übersetzt und mit einem Nachwort von Rüdiger Völckers
313 Seiten, Broschiert, €19 / SFr 35,90
ISBN 3-931135-01-2

Albrecht Joseph wird 1901 in Frankfurt geboren. Am Frankfurter Schauspielhaus lernt er das Regiehandwerk. Nach Engagements in Kiel, Berlin und Darmstadt wendet er sich dem Film zu und schreibt einige erfolgreiche Drehbücher. Nebenher promoviert er in Germanistik und übersetzt Dramen von Paul Claudel. 1933 muß er als Jude Deutschland verlassen. Über Österreich, Italien, England und Frankreich gelangt er schließlich in die USA. Dort wird er nach einigen Gelegenheitsjobs (u. a. Sekretär von Thomas Mann, Franz Werfel und Emil Ludwig) Filmcutter. Am 28. April 1991 ist er in Los Angeles gestorben. Jahrzehntlang war Albrecht Joseph mit Carl Zuckmayer befreundet. Bei der Entstehung vieler Dramen wirkte er als Berater mit, gemeinsam schrieben beide das Drehbuch zum *Hauptmann von Köpenick*.

1933, nach seiner Emigration aus Deutschland, zog Joseph für fast fünf Jahre in Zuckmayers Haus bei Salzburg. 1945 trennten sich in New York ihre Wege, nach einem Zerwürfnis über *Des Teufels General*. Im Jahr 1961 erinnerte sich Joseph an seine gelegentlich turbulenten Zeiten mit Zuckmayer, der den Verlauf seines Lebens maßgeblich bestimmt hat. Dabei ist ein Portrait entstanden, das selbst für den Kenner manch überraschendes enthält und gleichzeitig das Panorama einer Epoche ausbreitet. So ist Josephs Essay nicht allein ein wichtiger Text zu einem wichtigen Autor dieses Jahrhunderts, sondern ein eigenes Stück Literatur: Dasselbe gilt für die Erinnerungen an Bruno Frank, mit dem ihn gleichfalls eine »Arbeitsfreundschaft« verband. Frank tritt uns als einer der letzten bürgerlich-liberalen Autoren auf der Grundlage einer profunden humanistischen Bildung entgegen, gleichzeitig als Mensch, dessen humanistischer Geist auch sein Handeln prägte. Der nach rückwärts gewandte Blick Josephs, der die Essays in Los Angeles schrieb, ohne seit 1933 Deutschland wiedergesehen zu haben, faßt Einzelheiten und Stimmungen mit erstaunlicher Tiefenschärfe, manchmal mit Wehmut, doch immer ohne Sentimentalität.